Galerie

berühmter

Pädagogen, verdienter Schulmänner, Jugend- und Volksschriftsteller und Componisten

aus der Gegenwart

in

Biographien und biographischen Skizzen.

Herausgegeben

von

Dr. Joh. Bapt. Heindl.

Zweiter Band.

München.
Joseph Anton Finsterlin.
1859.

Carl Amand Mangold,

Director des Musikvereins in Darmstadt.

Mangold C. A., am 8. Okt. 1813 in Darmstadt geboren, ist der Sohn eines ausgezeichneten Violinisten und stammt überhaupt aus einer Künstlerfamilie, die in verschiedenen Gliedern bedeutende Talente entwickelt hat. Es wurde dem Knaben daher leicht, frühzeitig die beste Anlage zu erlangen, und schon im zwölften Jahre begann das Studium der Composition unter Leitung seines ältesten Bruders, des Großherzogl. Hofkapellmeisters Wilhelm Mangold, eines Schülers Cherubini's, der ihm 1831 den Platz als Violinist in dieser Kapelle verschaffte und ihn 1834 mit nach London nahm, als er zur Direction der deutschen Oper dahin berufen wurde. Zwei Jahre später begab sich Carl Amand zu seiner Vervollkommnung nach Paris und ward, als er 1839 von daher zurückkehrte, erst Director eines dilettantischen Musikvereines, dann des Orchesters am Hoftheater. Er trat nun selbst schöpferisch auf, lieferte Oratorien, Symphonien und Opern, von denen „Gudrun", die am 23. März 1851 zuerst auf der Hofbühne in Darmstadt gehört wurde, glänzenden Erfolg hatte. Ferners sind rühmend zu erwähnen die Opern: „das Köhlermädchen," „das Turnier zu Linz" und „Thanhäuser," letztere mit Text von Duller, ein Werk voll poetischer Erfindung, schöner Melodie und Form, würde, ohne die Wagner'sche Oper gleichen Namens wohl ihren Weg gemacht haben.

Konrad Rudolph Vertraugott Materne,

Director des evang. Schullehrer-Seminars zu Elsterwerda in Pr. Sachsen.

Materne K. R. V., einer der bedeutendsten jetzigen preußischen Pädagogen, geboren 1815 den 13. Dezember zu Briese bei Oels in Schlesien, ist der Sohn eines dortigen Landschullehrers. Ungeachtet der sehr dürftigen Verhältnisse des elterlichen Hauses suchte und fand der Knabe geistige Nahrung in dem Hause des Ortspastors, der ihn mit seinen eigenen Söhnen in den Anfangsgründen der Wissenschaften unterrichtete, während der Vater, ein wackerer Schulmeister des alten Schlages, ihm einen tüchtigen Elementarunterricht ertheilte,

1*

und die durch Frömmigkeit und weibliche Zartheit ausgezeichnete, an dem früh Mutterlosen Mutterstelle vertretende Großmutter einen Zug tief innerlicher Religiosität in dem Knaben zu wecken verstand. Erst nachdem dieser fast das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, war es dem Vater möglich, ihn auf das Gymnasium zu Oels zu bringen. Bei den vielen Lücken, welche die Vorbildung auf dem Lande gelassen hatte, galt der heranreifende Jüngling auf dem Gymnasium wohl für einen fähigen Schüler, zeichnete sich aber durch seine Leistungen eben nicht in hervorstechender Weise vor seinen Mitschülern aus. Doch durchlief er rasch die Klassen des Gymnasiums, so daß er Ostern 1837 mit einem ehrenvollen Zeugnisse die Universität Königsberg beziehen konnte. Hier widmete er sich zunächst philosophischen und historischen Studien, — von letzteren gab die Lösung einer Preisaufgabe: „Ueber den Handel der alten Byzantiner" Zeugniß, — wendete sich aber später unter Kähler, Lehnerdt und Tieffert vorzugsweise der Theologie zu. Nach vollendeter Universitätszeit trat er in das Hauslehrerleben und fand nach absolvirtem zweiten theologischen Examen 1843 seine erste öffentliche Anstellung an dem Schullehrer-Seminar zu Pr. Eylau in Ostpreußen. Im Jahre 1846 trat er als Lehrer an der gehobenen Stadtschule in Gumbinnen ein; noch in demselben Jahre wurde er zum Vorsteher der sogenannten neustädtischen Schule ebendaselbst, einer mehrklassigen Elementarschule, befördert. In den auf 1848 folgenden politischen Bewegungen gehörte er zu den entschiedensten Verfechtern der alten Ordnung der Dinge. Er war einer der Begründer des conservativen Vereins für Gumbinnen und die Umgegend und übte bei seiner Popularität und der ihm in hohem Grade eigenen Macht des Wortes als fortwährendes Vorstands-Mitglied des Vereins einen bedeutenden Einfluß. Zugleich stritt er in einer Reihe von politischen Artikeln sowohl in dem sogenannten Intelligenzblatte für Lithauen, einer kleinen Gumbinner Localzeitung, als auch in der Königsberger Zeitung „Konstitutionelle Monarchie" für das conservative Prinzip. Im Jahre 1851 wurde er von dem Preußischen Cultusministerium als erster Lehrer an das Schullehrer-Seminar zu Eisleben berufen. In dieser Stellung entwickelte er eine fast beispiellose Amtsthätigkeit. Unter einer fast erdrückenden Menge von amtlichen, zum Theil freiwillig übernommenen Arbeiten fand er Zeit, schon 1852 eine umfangreiche Katechismusauslegung herauszugeben, „Christliche Glaubens- und Sittenlehre nach Ordnung des lutherischen Katechismus. Eisleben 1852 bei Georg Reichardt. 52 Bogen," die bereits 1855 in zweiter, theilweise gänzlich umgearbeiteten Auflage erschien. Dieses Buch, ebenso ein Zeugniß von der theologisch-wissenschaftlichen Gründlichkeit, wie von dem ausgezeichneten practischen Talente des Verfassers, ist für jeden strebsamen Elementarlehrer eine wahre Fundgrube religiöser Erkenntniß und wurde von den theologischen und pädagogischen Zeitschriften der verschiedensten Farbe fast mit ungetheiltem, sehr großem Beifalle auf-

genommen. Auf dem Grunde des streng kirchlichen Bekenntnisses wurzelnd zeichnet es sich doch auch durch einen wohlthuenden Geist der Milde und durch einen philosophischen, das gründliche Studium Schleiermachers deutlich bekundenden Zug aus. Schnell aufeinander folgten darauf die beiden Schriften „der erste Religionsunterricht für Kinder evangelischer Christen. Eisleben 1855 bei Georg Reichardt. 12 Bogen," und: „Erörterungen über die Liturgie und die Ordnung des evangelischen Hauptgottesdienstes überhaupt. Eisleben 1855 bei Georg Reichardt. 3 Bogen." Das erstere dieser beiden Bücher ist unstreitig die werthvollste Handreichung der ganzen neuern Zeit für den ersten Religionsunterricht und vornämlich durch seine Einleitung bedeutend; in dem zweiten zeigte sich Materne als einen kenntnißreichen Liturgen. Großes Aufsehen machte im Jahr 1857 eine von Materne verfaßte 8 Bogen umfassende Abhandlung über den Religionsunterricht in dem Lüben-Nacke'schen Jahresberichte, der bedeutendsten, elementarpädagogischen Zeitschrift des mittlern und nördlichen Deutschlands. Mit schonungsloser Schärfe, ja mit offenbarer Gereiztheit züchtiget Materne diejenige Richtung der preußischen Pädagogik, welche die bekannten preußischen Regulative zur Basis ihrer retrograden Bestrebungen, hauptsächlich zur gänzlichen Vernichtung des katechetischen Religionsunterrichtes und zur Umwandlung des ganzen Unterrichtes in bloßes Auswendiglernen macht. Mit schlagender Gründlichkeit weiset er vornämlich dem bekannten Berliner Pädagogen Bormann, dessen Schriften als officiell-preußische angesehen werden, nach, wie derselbe ganz außerhalb der preußischen Regulative stehe und in seiner in Preußen weit verbreiteten Schulkunde der Ungründlichkeit das Wort rede. Nach einer Bekanntmachung des Hauptredacteurs des Jahresberichtes steht Materne's Mitbethätigung für die Zeitschrift auch für die Zukunft in Aussicht, wozu dieser um so mehr Glück zu wünschen ist, als auch Gräfe für dieselbe gewonnen ist. In die verschiedenen Parteien der jetzigen preußischen namhaften Pädagogen Materne einzureihen, ist schwierig. Durch und durch selbstständig, mitunter bis zur Schärfe eigenthümlich, überragt er die in kirchlicher Haltung ihm verwandte sogenannte schlesische Schule bei weitem an Gründlichkeit und Wissenschaftlichkeit; mit den sogenannten sächsischen Aesthetikern zieht er im Gegensatze zu den Schlesiern die Kreise des elementarischen Wissens ziemlich weit, ohne doch in die Zerflossenheit und Unbestimmtheit der Sachsen hineinzugerathen und seinen positiv kirchlichen Standpunkt je zu evertiren. — Im Jahre 1857 wurde er zum Director des neubegründeten Schullehrer-Seminars zu Elsterwerda in der Preußischen Provinz Sachsen berufen.

Heinrich Marschner.

Marschner H. Dr., Ritter des K. B. Maximilians-Ordens, des K. D. Danebrogs-, des Herzogl. S.-Kob.-Goth. Verdienst- und des K. H. Guelphen-Ordens, Inhaber der K. K. Oester. großen goldnen Verdienst-Medaille, der K. Hannov. und K. Sächs. großen goldnen Medaillen für Kunst und Wissenschaft, wirkliches Mitglied der k. Academie der Künste in Berlin, Verdienstmitglied der Gesellschaft zur Beförderung der Tonkunst in Holland, der Musikgesellschaften und Academieen zu Wien, Prag, Gratz u. s. w., Hof-Kapellmeister Sr. Majestät des Königs von Hannover, wurde am 16. August 1796 in Zittau in der sächsischen Oberlausitz geboren und ist unter den neuesten deutschen Operncomponisten einer der talentvolleren und ausgezeichneteren. Auf einem Ausfluge nach Carlsbad 1815, wo er sich, nach bereits mehreren öffentlichen Versuchen in Leipzig selbst, als Pianoforte-Virtuos mit Beifall hören ließ, lernte er den ungarischen Grafen Amadée, einen großen Musikliebhaber, kennen, der ihn aufmunterte und auch ansehnlich unterstützte, nach Wien zu gehen. 1816 kam er in Wien an, nicht um sich hören zu lassen, sondern um zu hören und zu lernen, und das Jahr darauf erhielt er, eben durch Protection jenes Grafen, eine Musiklehrerstelle in Preßburg, die ihm noch Muße genug ließ, seinem vorgesteckten Ziele, als welches die dramatische Composition oder Musik überhaupt immer bestimmter sich herausstellte, entgegen zu arbeiten. Er machte sich an die Composition mehrerer Operntexte, unter andern an „Heinrich IV." Er schickte das fertige Manuscript an Carl M. von Weber in Dresden, der von jeher sein Vorbild gewesen war, nach dem er seine Studien machte. Weber, der das Vertrauen und die Achtung des jungen Künstlers schätzte, brachte die Oper auch auf's Theater, und führte somit M. zuerst beim Publikum ein. Ein Versuch, das Werk auch in Wien zur Aufführung zu bringen, schlug fehl; dazu kam Rossini eben mehr an die Tagesordnung, und so beschloß M., selbst nach Dresden zu gehen und an Weber's Seite zu arbeiten. 1822 führte er den Vorsatz aus. Weber nahm ihn freundlich auf, und M.'s Talent erkennend, that ihm auch die seltene Hochachtung wohl, mit welcher ihm dieser entgegentrat. Das Erste und Vorzüglichste, was er anfing und vollendete, war die Musik zu Kleist's „Prinz von Homburg." Weber war ihm bei Allem mit Rath und That behilflich, wo er dessen nur bedurfte, und sorgte endlich auch dafür, daß er 1823 als Musikdirector bei der deutschen und italienischen Oper zu Dresden angestellt ward. Mitten unter den vielen Arbeiten, welche ihm dieses Amt auflegte, schrieb er die auf einigen Privatbühnen gern gesehene kleine (einactige) Oper „der Holzdieb." Gleich darauf erschien „Lucretie," eine ähnliche Operette, die zuerst in Danzig und nicht ohne Beifall aufgeführt wurde. 1826 verließ M. Dresden, verheirathete sich mit der Sängerin Marianne

Wohlbrück, und machte dann mit derselben eine Kunstreise, die ihn 1827 wieder nach Leipzig führte. Hier privatisirte er eine Zeitlang und schrieb die Oper „Vampyr," zu der ihm sein Schwager, der Schauspieler Wohlbrück, den Text lieferte. Diese Oper drang von Leipzig über Berlin bis auf die Londoner Bühne, und dieser so merkwürdig glückliche Erfolg feuerte ihn an, in Verbindung mit seinem Schwager eine Episode aus W. Scott's „Ivanhoe" als Oper zu bearbeiten, die zuerst Leipzig und Berlin auf ihre Repertoires brachten und nachher auch noch von mehreren Theatern Deutschlands als ein um mancher komischen Scenen und treffenden musikalischen Characterzeichnung willen gern gesehenes und gehörtes Stück aufgenommen ward. Im folgenden Jahre schrieb er die Oper: „des Falkners Braut." Zu Ende des Jahres 1830 erhielt M. dann den Ruf als Capellmeister und Operndirector nach Hannover, wo er zunächst die von dem Sänger Devrient gedichtete Oper „Hans Heiling" setzte. 1834 ward indeß ihrem Componisten von der philosophischen Facultät der Universität Leipzig das Doctordiplom zugeschickt, zum großen Vergnügen seiner vielen wohlwollenden Freunde in dieser Stadt. Ferners schrieb er die Opern: „der Templer und die Jüdin," „der Bäbu," „das Schloß am Aetna," „Adolph von Nassau." Unter den vielen Pianoforte-Compositionen Marschner's zeichnet sich besonders eine Sonate in F-moll vortheilhaft aus. Sie bestehen in Quartetten, Trio's, Märschen, Divertissements, Rondo's, einigen Phantasien und Tänzen; im Ganzen nahe an 60 Werke. Unserer Seits ziehen wir jedoch seine, noch nicht genug verbreiteten Lieder und Gesänge zum Pianoforte und seine Lieder für vierstimmigen Männergesang allen seinen anderen kleinen Sachen vor. Er hat deren mehrere Sammlungen herausgegeben, in welchen in der That die Gabe, die Poesie in Musik zu verwandeln, verbunden mit Reichthum der Melodie und Fülle der Harmonie, wahrhaft erfreut.

Amalie Marschner.

Im Jahre 1794 den 30. November, welcher zugleich auf den 1. Adventssonntag fiel, wurde ich in Schloß Hildrungen, wo mein Vater damals Proviantverwalter war, geboren. Mein Eintritt in das Leben soll, wie mir oft erzählt wurde, nicht mit freundlichen Anzeichen begrüßt worden sein; ein dicker, grauer Nebel hatte allen Rauch in das Wohnzimmer zurückgetrieben, so daß Mutter und Kind mit dem Ersticken bedroht waren. Die ersten Tage meines Daseins hatte ich daher ohne bemerkbare Lebenszeichen hingebracht, mich später jedoch ohne große Mühe zu verursachen, gesund entwickelt. Nur dadurch war ich meiner Mutter beschwerlich gewesen, daß ich jeden Morgen früh 4 Uhr aufgewacht, und wenn ich da nicht aus dem

Bett genommen und herumgetragen worden sei, meine Stimme sich in nicht zu beschwichtigendem Schreien erhoben habe. Glücklicherweise hatte ich ein Wärtermädchen gehabt, welche das frühe Aufstehen auch nicht scheute und mich gern herumtrug. In meinem zweiten Jahre hatte ich das Unglück durch einen Fall von einem kleinen Bänkchen mir eine Verletzung am Kopfe zuzuziehen, welche durch die Ungeschicklichkeit des dasigen Arztes, obgleich er den berühmten Namen Luther führte, sogar gefährlich für mein Leben zu werden drohte, und nur erst durch den Beirath auswärtiger Hülfe meine Heilung nach 18 Wochen bewirkt werden konnte. In Folge dieses Leidens und der scharfen ätzenden Mittel, welche erst verkehrter Weise angewendet worden waren, hatte sich eine Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Kopfnerven erzeugt, welche zu der Richtung und Sinnesentwickelung, wie sich dieselbe in meinen Kinderjahren kund gab, wesentlich beigetragen hatte.

Einem Mädchen, obwohl zwei Jahre älter als ich, der Tochter des dasigen Rentamtmanns, war ich mit größter Zärtlichkeit zugethan, und es verging kein Tag, wo wir nicht zusammen waren; leider raubten die Pocken den Eltern das einzige, sehr hoffnungsvolle Kind, und der Tod meiner Gespielin machte einen unendlich tiefen Eindruck auf mich. Die sonstige muntere, wohl auch lärmende Genossenschaft meines Alters mied ich mehr, als daß ich sie suchte, und ich glaube mich zu erinnern, nicht sehr beliebt bei ihr gewesen zu sein, da ich nicht in alles einstimmte, was ihr zusagte. Eine große Freude gewährte mir dagegen jeden Herbst das Hopfenlesen bei dem Rentamtmann und die Federschleuse bei meinen Eltern. Diese Geschäfte wurden von alten Frauen des Ortes verrichtet, und ich versäumte nie, dabei zu sein, weil alle Gespenster- und Spuckgeschichten, an welchen Hildrungen und namentlich das Schloß reich waren, dabei erzählt wurden, obwohl ich dann vor Furcht und Grauen oft nicht einschlafen konnte.

Den höchsten Genuß gewährte mir aber die Musik; mein guter Vater, der das Pianoforte für damals sehr vollkommen spielte, hatte auch ein paar Freunde zur Begleitung der Violine und des Cello gewonnen. In der Regel wurden jede Woche an einem Abende Trios aufgeführt, unter denen die Haydn'schen den höchsten Beifall erhielten, auch der Gesang wurde geübt, und man wagte sich nicht nur an größere Cantaten, sondern auch an Opern. Die Zauberflöte von Mozart bezauberte damals Alles. Meinem kindlichen Verständniß gefiel vorzüglich das Vogelfängerlied, und ein paar mal gehört, konnte ich es vollständig für mich singen und ließ mich immer damit hören. Mein Vater hatte seinen alten Flügel verkauft und sich ein neues Instrument aus Weimar verschrieben. Die Einweihung desselben war ein Fest nicht nur für die Familie, sondern für alle musikalischen Freunde; die vorzüglichsten Stücke wurden am Abend vorgetragen, dazu gehörte auch die Zauberflöte. Als nun das Lied

von dem Papageno kam, war ich so entzückt, daß ich mit lauter Stimme in den Gesang einfiel. — Dies war aber ein gewaltiger Verstoß theils gegen die Musik, theils gegen die anwesende Gesellschaft, denn obwohl uns Kindern gestattet war, in dem allgemeinen Wohnzimmer, was auch das Gesellschaftszimmer für die Freunde war, bleiben zu dürfen, so mußten wir uns stets still und schweigend verhalten, und durften uns nie bemerkbar machen. Der Vater fand daher meine unberufene Einmischung sehr tadelnswerth, stand sogleich vom Instrument auf, und führte mich mit dem Bedeuten, nicht wieder zu kommen, zur Thüre hinaus, wo dem Dienstmädchen geboten wurde, mich zu Bette zu bringen. Ich konnte vor Jammer und Scham lange nicht einschlafen. Um mich für diesen betrübten Abend zu entschädigen, erklärte mein guter Vater bald darauf, daß er mir Musikstunden geben wollte; es wurde täglich eine bestimmte Zeit dazu festgesetzt; allein so viel Klarheit und Geduld sonst mein guter Vater besaß, zum Unterricht geben paßte er nicht, zumal da seine Gedanken sich noch mit seinem Amt beschäftigten. Die trockenen mechanischen Anfänge in der Musik langweilten ihn; er wollte sie rascher überwunden sehen, und wurde, da sich dies nicht erzwingen ließ, sehr reizbar und ungeduldig. Ich wurde, wie immer, dadurch unruhig und verlor die klare Auffassungskraft. — Ich wurde krank, bekam ein Nervenfieber und die Mutter behauptete, es sei nur durch die Aufregung bei dem Musikunterricht entstanden. Nach meiner Genesung war von keinen Musikstunden mehr die Rede.

Ich war noch nicht fünf Jahre alt, als ich schon in die Schule geschickt, oder vielmehr meistentheils getragen wurde, denn der Weg vom Schlosse in die Stadt war so weit und nach Thüringer Art oft so unwegsam, daß ein Kind wohl in die Gefahr kommen konnte, darin stecken zu bleiben. Der damalige Rector Nicolai hatte für die Mädchen der Beamten und sonstigen Honorationen der Stadt eine Selecta eingerichtet, an welcher ich mit Theil nahm. Obwohl nun der Herr M. Nicolai als Kanzelredner ausgezeichnet war, so schien ihm doch die Gabe als Schulmann und Pädagog zu mangeln. Ich kann kein Urtheil über meine Fähigkeiten ausstellen, ich glaube, sie waren nicht hervorragend; eine periodische Schwerhörigkeit, Folge meines früheren Kopfleidens, mochten wohl eine rasche sichere Auffassung erschweren. Damals war noch die alte Buchstabenmethode gebräuchlich; so oft ich nun einen Buchstaben in der Zusammensetzung mit einem andern nicht richtig aussprach, wurde ich an den Haaren gezupft und mit der Nase auf den Tisch gestossen. Diese Procedur diente jedoch nicht dazu, meinen Kopf klarer zu machen, vielmehr wurde mir dadurch das Lernen nur noch schwerer. Ich erinnere mich auch nicht, daß ich es in der Schule bis zum Lesenlernen gebracht hätte. Zum Glück kann ich sagen, bekam ich das Scharlachfieber, wodurch ich nun mehrere Wochen an das Zimmer gebunden war; in dieser Zeit lernte ich nun für mich vollkommen lesen, und las von

da an viel und mit Lust. Nach meiner vollkommenen Herstellung wurde für uns, denn meine Brüder waren nun auch schulfähig, ein besonderer Lehrer, ein gewisser Candidat Jacobs angenommen. Dieser war nun ganz das Gegentheil von dem Herrn Rector, die Ansichten und Grundsätze, welche damals von Salzmann, Guthsmuths und mehreren seiner Freunde ausgegangen waren, hatten auch ihn ganz dieser Richtung zugewandt. Wir Kinder liebten ihn innig und das Lernen bei ihm war uns Lust. Er besaß noch überdieß ein Talent, was ihn bei der ganzen Familie besonders beliebt machte. Er spielte vorzüglich gut die Violine und accompagnirte in den Abendstunden fleißig den Vater; ließ sich aber in den Dämmerstunden auch gern herab, uns ein Tänzchen aufzuspielen, wonach ich mich vorzüglich mit großer Lust drehte. Leider sollte dieses für uns alle so günstige Verhältniß nicht von langer Dauer sein; mein Vater bekam im Jahr 1803 eine andere Anstellung auf der Festung Königstein (auf welcher er bis zu seinem Ende im Jahr 1834 verblieb, wo er daselbst als Kriegsrath starb). So gern nun auch meine Eltern den uns so lieb gewordenen Lehrer mitgenommen hätten, so fürchtete er, daß seine schwache Brust die scharfe Bergluft nicht werde vertragen können. Sein früher Tod bestätigte allerdings die Besorgniß. Durch diese Ortsveränderung trat nun zwar wieder eine längere Pause in unserem Unterrichte ein, da auf der Festung selbst sich keine geeignete Gelegenheit dazu vorfinden wollte. Endlich gelang es meinen Eltern den damaligen Candidaten der Theologie Pomsel (welcher später in Zittau, Bautzen, und zuletzt in Chemnitz als Schuldirector segensreich gewirkt hat) als Hauslehrer zu gewinnen. Er war ein vortrefflicher Lehrer, der sehr zu wirken und anzuregen verstand; obgleich als Musiker nicht hervorragend, da nur ein mäßiges Flötenspiel ihn befriedigte, so wurde doch nun der Musikunterricht mit mir wieder angefangen und ich seiner Leitung anvertraut. Weil mein Lehrer nicht selbst ein Virtuos war, so wurde der Unterricht in den ersten Anfängen um so gründlicher genommen, damit er nicht genöthigt war, sobald zu schwierigeren Stücken überzugehen; dieß war indeß für mich nur Gewinn, ich erlangte dadurch mehr Sicherheit und das Fortschreiten ergab sich später von selbst. So günstig sich nun auch das Verhältniß mit diesem Lehrer wieder gestaltet hatte, so sollte es doch auch nicht von langer Dauer sein. Er bekam einen Ruf nach Leipzig an die höhere Bürgerschule, der allerdings nicht abzuweisen war. Es trat nun wieder ein Wechsel im Unterricht ein, die sich zur Sorge meiner Eltern öfters wiederholte, da ein Aufenthalt auf einer Festung, zumal in damaliger Kriegszeit, bei überwiegend militärischen Bewohnern manche Unzuträglichkeit mit sich brachte, welche für einen jungen Predigtamts-Candidaten nicht passend war.

Es wurde daher der Entschluß gefaßt, meine beiden Brüder nach Dresden in Pension zu thun. Obgleich ich erst zwölf Jahre alt war, und bei den vorausgegangenen häufigen Unterrichtsstörungen

mir in Allem ein fester Grund mangelte, so ließ sich in den damaligen Verhältnissen doch auch keine Gelegenheit ermitteln, um für meinen ferneren Unterricht zu sorgen. Der Vater empfahl mir fleißig zu lesen; allein, wenn es mir dazu auch nicht an Trieb fehlte, so war ich doch noch zu wenig gründlich unterrichtet, um darauf sicher fortbauen zu können, ich haschte daher vorzüglich nach Unterhaltungslectüre, wo so manches darunter war, was ich nicht hätte lesen sollen. Denn wenn sie auch keinen Nachtheil auf meine moralische Entwickelung ausübte, so diente sie doch dazu das Leben von einer zu idealen Seite aufzufassen, was mir später viele Kämpfe bereitet hat. Der Vater war namentlich damals so angestrengt in seinem Amte beschäftigt, daß ihm keine Zeit blieb, meiner geistigen Ausbildung nachzuhelfen. Die Mutter, obwohl oft kränklich, war doch eine sehr sorgsame und umsichtige Hausfrau, und legte auf diesen Theil des weiblichen Berufs vorzüglichen Werth. Bei einem ziemlich umfänglichen Haushalte, zu welchem auch etwas Oekonomie gehörte, gab es allerdings viel zu thun, und mir wurden für mein Alter schon mannigfache Geschäfte übertragen. Der Vater, welcher sehr früh aufstand, und ehe er in seinen dienstlichen Beruf ging, sich an einer geistigen Lectüre, namentlich geschichtlichen und philosophischen Schriften, zu erheben pflegte, mußte jeden Morgen um 5 Uhr seinen Kaffe haben und mir war es aufgetragen, ihn zu dieser Stunde zu bereiten. Die stille Zeit bis 6 Uhr, wo dann die Mutter und Geschwister aufstanden, gehörte für mich immer zu den glücklichsten des Tages. —

Obwohl ich es nicht zu einer ansehnlichen Körperlänge gebracht habe, so hatte ich sie doch schon in meinem zwölften Jahre erreicht, ich hatte für mein Alter viele Körperkräfte, und war überhaupt körperlich völlig ausgebildet, so daß man mich, was mir damals sehr schmeichelhaft erschien, für älter hielt, als ich war, und überall wie ein erwachsenes Mädchen behandelt wurde. Musik war fleißig fortgeübt worden, und sie wurde häufig die Veranlassung, mir schmeichelhafte Beachtung zuzuwenden. Es war nun um so dringender nöthig, auch für meine religiöse Ausbildung Sorge zu tragen. Obwohl ich von Natur mich zu religiösen Betrachtungen, oder vielmehr Grübeleien hingezogen fühlte, so fehlte mir darin eben so sehr der rechte Glaubensgrund, als die freudige Geisteskraft. — Ich wurde in meinem dreizehnten Jahre auch nach Dresden gebracht, und von dem Freund meiner Eltern, dem ehemaligen Rector in Hildrungen, jetzt Prediger an dem Kreuzministerio in Dresden, M. Nicolai, aufgenommen. Von ihm sollte ich nun den noch nöthigen Unterricht in der Religion erhalten, und zur Confirmation vorbereitet werden. Ich befand mich in der Familie und unter Leitung seiner trefflichen Gattin sehr wohl. Der Unterricht war jetzt natürlich ein ganz anderer, als früher in Hildrungen, wo ich mit dem A. B. C. anfing, was dem Geiste meines Lehrers nicht entsprechend sein konnte. Seine religiösen oder vielmehr moralischen Unterhaltungen waren Geist weckend und sehr

anziehend. Meinem späteren Urtheil ist es jedoch aufgefallen, daß mein Lehrer, welcher nachmals namentlich in Berlin, wohin er im Jahr 1814 ging, sich fast einer pietistischen Richtung zuwandte, die Bibelkunde, welche mir sehr mangelte, nicht zur Grundlage des Unterrichts machte und Glaubensartikel fast unberührt ließ. — Wahrscheinlich lag dies in der damaligen Richtung der Zeit, die noch stark von Frankreich influirt war. — Mein Aufenthalt in Dresden wurde außer dem Religionsunterricht zur weiteren Ausbildung in der Musik benutzt, wozu Herr Hoforganist Dreisig erwählt war, dem ich viel zu danken habe, ferner zum Unterricht in der französischen Sprache und weiblichen Handarbeiten. Nach einem Jahre schon mußte ich jedoch in das elterliche Haus zurückkehren, nachdem ich in den vorerwähnten Unterrichtsgegenständen nur die ersten schwierigen Anfänge überwunden hatte. Meine arme Mutter war bedenklich erkrankt, ihre Pflege, der Haushalt meiner beiden Schwestern, erst fünf und sieben Jahre alt, dazu die hochbetagten Großeltern, bedurften der Fürsorge.

Obwohl nun von einem Mädchen, welche noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hatte, nicht viel zu erwarten stand, so mußte ich doch alle dem vorzustehen suchen. Wenn mir dazu nun auch die Sicherheit und Erfahrung mangelte, so durfte ich bei einer so leidensvollen Kranken doch keineswegs auf Geduld und Nachsicht rechnen, eben so wenig konnten meine Jugend und die vielen schlaflosen Nächte, welche ich bei der armen Mutter zu vollbringen hatte, in Anschlag gebracht werden.

Nach vielen Monate langen Leiden, deren Veranlassung wahrscheinlich von dem Festungsarzte nicht richtig erkannt worden war, konnte erst ein längerer Aufenthalt in Dresden und die Behandlung eines dortigen bewährten Arztes der armen Mutter Genesung, wenn auch nicht die verlornen Kräfte wieder bringen: doch wurde ihre Sorgsamkeit der Familie noch zwanzig Jahre erhalten. Für mich gingen die häuslichen Anstrengungen, so gern ich auch mehr Muse zu geistiger Fortbildung gehabt hätte, immer fort, namentlich war es die Krankenpflege, welche mich immer wieder in Anspruch nahm. Der 84jährige Großvater, bis an sein Ende geistig und körperlich rüstig, starb plötzlich an einem Schlagflusse; die Großmutter, von da an geistesschwach, bedurfte langer Pflege, die für mich um so angreifender wurde, da sie keinen Dienstboten um sich leiden mochte. Das schmerzlichste Ereigniß, was die Familie aber jetzt betraf, war der frühe Tod meiner geliebten jüngsten Schwester, einem hoffnungsvollen, sehr vorgereiften Kinde. So vielen frühzeitigen Körperanstrengungen und manchen schmerzlichen Gemüthsbewegungen fing meine Jugendkraft endlich zu erliegen an. Ich kränkelte von meinem 19ten Jahre an oft, bald waren es Hals- bald Brustschmerzen, die zu ängstlichen Besorgnissen Veranlassung gaben.

Es wurde mancherlei, auch Brunnen und Bäder dagegen gebraucht, allein wenn das Uebel dadurch auch auf kurze Zeit zum

Schweigen gebracht war, so war dadurch doch nicht der allgemeine Zustand gebessert, und nur die Symptome geändert. Zuletzt war hauptsächlich der Kopf wieder afficirt; ich litt an dem heftigsten Gesichtsschmerz; meine Nerven wurden davon so angegriffen, daß sich Starrkrampf dazu gesellte; alle Heilmittel, die stärksten wie reizendsten, wurden der Reihe nach durchgenommen; mein Zustand durch dieselben aber nicht gebessert; die Schmerzen, die Unruhe und gänzliche Schlaflosigkeit vielmehr so gesteigert, daß nun zu Opium geschritten wurde; die Gaben desselben mußten jedoch täglich verstärkt werden; dabei wurden mir nach und nach zwölf Zähne, die noch lange ihren Dienst hätten thun können, herausgezogen, weil man immer wähnte, irgend ein Zahn sei die Veranlassung dieser so fürchterlichen Schmerzen. Mein ganzer Organismus war nun gelähmt und zerrüttet, und da der Arzt nicht mehr wußte, was mit mir anzufangen sei, so erklärte er die schärfere Bergluft mir als nachtheilig, und rieth Luftveränderung in milderer Region als das wesentlichste Heilmittel an. Meine Eltern brachten mich daher nach Dresden; obwohl ich zwar gar kein Vertrauen zu ärztlicher Hülfe hatte, so gab ich doch endlich den Vorstellungen einer würdigen Freundin, der Großräthin Bischoff, welche den Hofrath Althof zu mir brachte, nach, mich seiner Behandlung anzuvertrauen. Nachdem dieser würdige und erfahrene Arzt unter vielem Kopfschütteln ein langes Examen über alle meine Leiden und die dagegen angewendeten Mittel gehalten hatte, erklärte er, wenn ich mich für's erste nur drei Wochen seiner Cur unterwerfen wollte, so werde er mir dann sagen können, ob ich überhaupt nach allen den nutzlosen, meinen Zustand nur verschlimmernden und zerrüttenden Mitteln herzustellen sei oder nicht. Nachdem nun diese Zeit vorüber war, sprach er seine Hoffnung, mich wieder herzustellen, unter der Bedingung eines unbedingten Vertrauens in alle seine Anordnungen aus, nur dürfte ich dabei nicht fragen, wann die Genesung erfolgen könnte, und müßte mich mit Geduld in eine lange Cur fügen. Mir wäre damals die Verkündigung meines nahen Todes willkommener gewesen, da ich mir (für mich) kein Dasein ohne Schmerzen und Leiden denken konnte; doch fügte ich mich Allem, was über mich beschlossen wurde, und blieb unter der Pflege einer Frau in der kleinen Wohnung, welche meine Eltern wegen öfterem geschäftlichen Aufenthalte in Dresden inne hatten. Die Mutter, welche bis zu dem entscheidenden Termin bei mir geblieben war, mußte freilich auf den Königstein zurückkehren, da der Vater und eine jüngere Schwester ihrer Fürsorge bedurften. Die schon oben erwähnte würdige Hofräthin Bischoff nahm sich meiner mütterlich an, auch fehlte es mir sonst nicht an Freundinnen, welche mir vielfach ihre Theilnahme bewiesen. — Es war nicht möglich, daß Uebel, welche sich seit Jahren in mir festgewurzelt und durch den vielen Genuß von Opium alle Lebenskraft ertödtet hatten, mit einemmale den Anlauf zur Besserung nehmen konnten; es traten Zustände

und Krisen ein, die mich sehr entmuthigten und meine Seelenstimmung ganz niederdrückten. Jeder Mensch, namentlich in jungen Jahren, glaubt ein bestimmtes Anrecht auf ein gewisses Lebensglück zu haben; verwirklicht sich dieses nicht, so entsteht sehr häufig eine Gedrücktheit und Ueberspannung des Geistes, welche der körperlichen Genesung nicht förderlich ist. Dieser Zustand war bei mir eingetreten; das Leben hatte keinen Reiz mehr für mich, jede Beschäftigung griff meine Nerven an, Musik, welche ich so sehr liebte, konnte ich nicht hören, noch viel weniger konnte ich daran denken, sie selbst auszuüben. Obwohl ich im Allgemeinen religiösen Sinn hatte, und alle kirchlichen Gebräuche mit Liebe von mir erfüllt wurden, so war das eigentliche Wesen der Religion doch noch nicht so Alles durchdringend und durchläuternd in mir geworden, um die schweren Prüfungen des Lebens auch als ein Heil zu erkennen. —

Mein erfahrener Arzt wußte wohl, wie wichtig die Stimmung der Seele für die Förderung und Erhaltung der Gesundheit sei, und erkannte bald, wie wenig bei mir diese durch jene unterstützt werde. Er fragte mich nach dem, was ich bisher wohl gelesen habe; ich nannte ihm die Schriften, sie waren größtentheils schöngeistigen und auch philosophischen Inhaltes. Er rieth mir den G e l l e r t zu lesen und brachte mir selbst Bücher aus seiner Bibliothek. Die einfache Frömmigkeit, die gesunde Vernunft, die klare Auffassung des Lebens machten auf mich einen tiefen Eindruck. Ich fing an zu erkennen, daß ich das Leben noch nicht aufgeben dürfte, sondern daß ich suchen müßte, dasselbe auf die rechte Weise zu erkennen und in mir aufzunehmen; dabei erkannte ich nun auch, wie mangelhaft meine religiöse Ausbildung sei, so daß ich durch sie nicht des Trostes und der Kraft theilhaftig werden konnte, welche andere besser Unterrichtete genießen.

Ich war im Oktober nach Dresden gekommen, Weihnachten war nun da, mein Zustand jedoch immer noch so, daß ich das Zimmer nicht verlassen, und die ärztliche Behandlung nicht in der Ferne mir zu Theil werden konnte. Es war mir dies um so schmerzlicher, da der heilige Abend zugleich der Geburtstag der Mutter war, zu welchem auch meine beiden Brüder, die damals noch studirten, nach Haus kamen. Ich hatte selbst dazu genöthigt, denn es war mir quälend, daß durch mein Kranksein das Familienleben der Meinigen gestört werden könnte.

Ich war daher den heiligen Abend mit meiner Wärterin allein; mein Bett stand an einer Wand, welche an das Nachbarhaus stieß, und das von einem gewissen Hofsecretär G r o h m a n n bewohnt wurde. Wie ich nun so in wehmüthiger Betrachtung meines Zustandes und meines Verlassenseins dalag, hörte ich die Zimmerthür sich im Nebenhause öffnen, und die Kinder mit Jubel hereinströmen; ein Freudenruf der Ueberraschung übertönte den andern. — Ich dachte an das Fest zu Haus — und ich läugne es nicht, daß ich heiße Thränen

des Jammers und des inneren Wehes vergoß, welche nur nach mehreren bangen Stunden der Schlaf besänftigte. — Da träumte mir, der Heiland erscheine mir im strahlenden Lichte seiner Hoheit, sein Blick aber voll Barmherzigkeit hatte etwas unendlich beruhigendes; ich fühlte mich wie neugeboren. — Als ich den ersten Feiertag erwachte, empfand ich die Erquickung des Schlafes, welchen ich so lange entbehrt hatte; meine Seelenstimmung war gehoben und gefaßter. Ich las häufiger und mit anderem Geiste in der heiligen Schrift und erkannte mehr und mehr, daß kein anderes Buch, sei es auch mit noch so viel Geist und Scharfsinn geschrieben, das gewähren und so unmittelbar zu Gott führen kann, als die Bibel; daß Nichts unser Verhältniß zu Gott so klären, unser ganzes Sein so vergeistigen kann, als die Aussprüche und Lehren des Heilandes, Nichts so zu trösten und zu erheben vermag, als seine Hingabe, sein Opfer an die ganze Menschheit.

Es kamen im Laufe des Winters zwar für mich noch schwere Zeiten, die mich dem Tode ganz nahe brachten; doch war ich im Mai wenigstens so weit hergestellt, daß ich zu den Eltern zurückkehren konnte, obwohl ich mit dem Arzt immer noch im schriftlichen Rapport bleiben mußte. Nach zwei Jahren kehrte ich jedoch wieder nach Dresden zurück; mein älterer Bruder, der jetzige geheime Rath Dr. Marschner, hatte die Universität verlassen, und habilitirte sich im Jahre 1819 in Dresden als Advokat; bei diesem verblieb ich zehn Jahre seinen Haushalt führend. Obwohl auch in dieser Zeit meine Gesundheit manche empfindliche Störung erlitt, so war sie durch die Hülfe des schon oft bewährten Arztes doch nicht mehr so nachtheiligen Versuchen ausgesetzt. So manche anziehende und geistige Bekanntschaft, welche ich in dieser Zeit machte, gewährte mir nicht nur geistigen Genuß, sondern förderte auch meine geistige Entwickelung. In dieser Zeit hatte mich die Begeisterung für die Weber'schen Opern, gegen welche damals von einer eifersüchtigen Partei agirt wurde, veranlaßt, meine Ansichten über dieselben schriftlich auszusprechen, und sie an die Redaction eines damals vielgelesenen Blattes anonym einzuschicken. Der Aufsatz wurde nicht nur angenommen, sondern ich wurde zugleich aufgefordert, öftere Beurtheilungen über Musik folgen zu lassen, was ich auch mit lebhaftem Interesse ergriff. Das für mich unerwartete, wenn auch kleine Honorar, was ich zum Schlusse des Jahres erhielt, wurde zum Ankauf der Schiller'schen und Göthe'schen Werke angewendet. —

Eine kleine Novelle „die altmodische Musik," welche ich damals geschrieben, wurde in der eleganten Zeitung in Leipzig aufgenommen. Diese Beschäftigung gewährte mir neben meiner häuslichen Thätigkeit eine anziehende Unterhaltung. Die schwere Erkrankung meiner guten Mutter machte den begonnenen, geistigen Beschäftigungen jedoch ein Ende; sie bedurfte um so mehr meiner Hülfe, da meine noch einzige Schwester sich das Jahr vorher verheirathet hatte. Ein viele Monate

langes Leiden, was im Juli 1829 mit dem Tode endete, bedurfte der ausdauerndsten und angestrengtesten Pflege. Der Verlust der sorgsamen Mutter veränderte nun gänzlich meine Lage; ich war dem tiefgebeugten Vater nöthiger als dem Bruder und kehrte daher ganz auf den Königstein zurück. So einfach sich auch das Leben äußerlich auf der Festung gestaltete, so hat es für den, welcher sich daran gewöhnt und gewöhnen will, doch sehr viel anziehendes. Die herrliche Gegend, die erhabene, von allem lärmenden Menschengewühl entfernte Ruhe, thuen dem Gemüthe, namentlich wenn es gedrückt ist, unendlich wohl. So klein auch im Ganzen der gesellige Kreis auf dieser Luftinsel ist, so bietet der häufige Wechsel der Garnisonen (namentlich in den Kriegsjahren von 1805—1815), die Veränderungen in der Kommandantenschaft (ich habe 7 erlebt) mit ihren Familien, die geselligen Beziehungen, welche auf einen so kleinen Raum beschränkt, sich enger schließen, doch mannigfache Gelegenheit zu Menschenkenntniß und Beobachtung eigenthümlicher Richtungen, wie größere Orte, wo man sich oft ferner steht, sie nicht gewähren. Dazu kam, daß man mich oft in verwickelten Lebensangelegenheiten eines besonderen Vertrauens würdigte, wodurch mir häufig ein tieferer Blick in das menschliche Herz vergönnt war, und das Nachdenken über das Leben, die menschlichen Verhältnisse und menschliche Bestimmung mehr geweckt wurde. Die Besorgung des Haushaltes, die Pflege des Gartens; im Herbst das Sammeln und Aufbewahren des Obstes, die verschiedenen Beschäftigungen, wodurch man an einem so isolirten Ort den Haushalt für den Winter sichert, ließen doch noch manches Musestündchen frei, was theils mit Musik, theils mit kleinen literarischen Arbeiten ausgefüllt wurde. Ein Aufsatz über Armenpflege und über die sittliche Verbesserung der Dienstboten fand nicht nur Aufnahme und Beachtung, sondern manche darin enthaltene Vorschläge sind auch zu günstiger Ausführung gekommen. Manche meiner gemachten Lebenserfahrungen, welche ich in Form von Novellen niederschrieb, habe ich jedoch nicht in Druck gegeben. Eigenthümlich ist es aber, daß mir unbewußt sich fast in allen die Richtung und das Bestreben kund gibt, welchen mein späteres Leben angehören sollte. — Mein guter Vater zeichnete sich durch eine milde, menschenfreundliche und ächt fromme Gesinnung, so wie durch eine rege geistige Theilnahme für alle Fortschritte im Guten aus. Das Leben mit ihm, und nur für ihn hatte für mich etwas sehr beglückendes. Leider sollte ich dieses Glück nur sechs Jahre genießen; obwohl anscheinend rüstig, kamen doch mehrere Ereignisse zusammen, welche seine Gesundheit sehr erschütterten und eine lange Leidenszeit herbeiführten, nach welcher er im Oktober 1834 zu seiner ewigen wohlverdienten Ruhe einging. Die letzte Mahnung, welche er an seine Kinder ergehen ließ, war: „Handelt immer recht und gerade, dann wird es gut gehen.“ — Ich übergehe den tiefen Schmerz, welchen der letzte Verlust meiner geliebten Eltern hervorbrachte, an welchen sich auch das Verlassen

des mir so lieben Königsteins anreihete, da als Festung nur die Angestellten daselbst leben durften, die Hinterlassenen aber, da sich nur königliche Dienstwohnungen daselbst befinden, dieselbe verlassen mußten. Ich hatte es als eine besondere Gunst des Festungskommandanten und des Kriegsministeriums anzusehen, daß mir noch vergönnt wurde, den Winter auf der Festung bleiben zu dürfen. So sehr nun auch meine Gesundheit durch die lange Pflege des geliebten Vaters und so manchen tiefen Seelenschmerz geschwächt war, so mußte ich doch einen Plan für meine Zukunft fassen, da das kleine Vermögen, was ich besaß, nicht zu meiner Lebensexistenz ausreichte. Ich wendete mich daher nach Dresden und miethete mir in der Nähe meiner an den Oberlieutenant Bürger verheiratheten Schwester eine kleine Wohnung. An ihr, die sieben Jahre jünger war, als ich, hoffte ich eine Stütze bei Krankheiten und im Alter zu haben, — leider beschloß es die Vorsehung anders. —

Die Musik war das einzige Talent, zu welcher ich Gelegenheit der Ausbildung gehabt hatte; ich beschloß, in ihr Unterricht zu geben, und war auch so glücklich, bald mehrere Schülerinnen in ausgezeichneten Häusern zu erlangen. In vielen derselben betrachtete man mich nicht blos als Lehrerin, sondern bewies mir freundliches Wohlwollen und zog mich in den engeren Familienkreis. Dadurch hatte ich abermals Gelegenheit, verschiedene Lebensverhältnisse kennen zu lernen, und verschiedene Erfahrungen zu sammeln. Die Musik wurde mir aber insbesondere der Thermometer für den ganzen geistigen Menschen; an der Auffassung und den Fortschritten in derselben erkannte ich die ganze Richtung und Erziehung, und so wurde ich durch sie immer mehr auf die früher sich entwickelnden Einflüsse hingewiesen, welche zu der harmonischen Entfaltung des Menschen nöthig sind. So günstig sich nun auch meine äußeren Verhältnisse gestaltet hatten, so traten doch bald auch wieder schwere Sorgen und Kümmernisse dazwischen. Mein ältester Bruder hatte zwei junge Frauen (Schwestern) nach kurzer Ehe verloren; jede hatte ihm ein Töchterchen hinterlassen. Meine soviel jüngere Schwester war an der Halsbräune gestorben; mein Schwager, seit dem russischen Feldzuge kränkelnd, gab seinen Beruf auf und wendete sich mit dem einzigen Kinde meiner Schwester, einem Mädchen von acht Jahren, nach Chemnitz, wo er mit Verwandten zusammen lebte. Der Verlust meiner Nichte, des Einzigen, was mir von der geliebten Schwester geblieben, war mir äußerst schmerzlich. — Nach zwei Jahren, wo sich mein Schwager überzeugt hatte, daß er bei seiner Kränklichkeit nicht zweckmäßig für die Erziehung des Kindes sorgen könnte, gab er es unter meine Obhut; es war damals zehn Jahre alt.

So freudig ich es auch aufnahm, so mußten sich meine Anstrengungen doch verdoppeln, um so mehr, als ich durch eine schwere Niederlage am Nervenfieber in meinen Verhältnissen zurückgekommen war. Doch der liebe Gott hat Alles glücklich überstehen helfen! —

In jener vielgeprüften Zeit trat mir aber auch vielfach fremde Noth entgegen. Ich hatte freilich durch vielfache Anstrengung meine einfachen Lebensbedürfnisse gesichert, und mir eine zufriedene Existenz geschaffen, was mir namentlich dadurch gelungen war, daß ich neben der Ausübung meines Talentes meine Häuslichkeit sicher zu ordnen verstand. Viele alleinstehende, nachgelassene Töchter aus den gebildeten Ständen, denen Selbstständigkeit im Handeln und ein sicherer Ueberblick des Lebens fehlte, waren dagegen oft in sehr betrübter Lage, nicht nur in Beziehung auf ihre äußere Existenz, als auch in Betracht ihrer Seelenstimmung. Die meisten hatten keinen Lebensberuf und dadurch keinen Lebensunterhalt; früher nur an das eng geschlossene Familienleben gewöhnt, hatten sie mit diesem jede Lebensstütze verloren.

Viele derselben wendeten sich in der Hoffnung an mich, daß meine Verbindungen mit einflußreichen Familien auch ihnen nützlich werden könnten. Wenn sich dies auch nicht immer vermitteln ließ, so entstand dadurch doch die Idee des Frauenschutzes, welche im Austausch mit mehreren Freundinnen sich mehr und mehr entwickelte und im Jahr 1846 durch die Eröffnung einer Anstalt unter dem Namen „der Frauenschutz" ins Leben trat.*) Die leitende Idee, Anlagen und Kräfte, die vereinzelt vielleicht verloren gehen, in einer das Leben sichernden, ermuthigenden Gemeinschaft mit Andern, zu einer nützlichen, freudigen Wirksamkeit zu bringen, und dadurch die wirkliche Erziehung von dem leeren Schein wieder mehr in das Geleis ihrer natürlichen Bestimmung zurückzuführen, scheint auch immer mehr Anklang zu finden. Die Anstalt zählt jetzt 20 Schwestern und 60 Zöglinge. Es konnte jedoch nicht genügen, die Ansichten, welche man bei der weiblichen Jugend zu verwirklichen strebte, blos auf die Wirksamkeit in der Anstalt zu beschränken; sollten sie sicher Wurzel fassen und sich weitästig verbreiten, so müßte Haus und Familie mit in den Bund treten. Und um dies zu bewirken, so entstanden von mir nachfolgende Schriften:

1. Andeutungen über Erziehung, ein Leitfaden für Mütter und Erzieherinnen;
2. Die erziehlichen Einflüsse des Lebens auf die Armen;
3. Der Verein zum Frauenschutz, seine Entstehung u. s. w., sämmtlich im Verlag von Gustav Mayer in Leipzig.
4. Der Erziehungsberuf der Frauen in seiner Wirksamkeit von sonst und jetzt. Verlag von Rudolph Kunze in Dresden.

---

*) Man sehe darüber die bei Gustav Mayer in Leipzig erschienene Zeitschrift „der Verein zum Frauenschutz, seine Entstehung und die Entwicklung seiner Anstalten" von Amalie Marschner.

Dr. Ludwig Christian Matthias.

Motto: „Der Herr ist der Geist. Wo aber der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit." (2 Cor. 3, 17.)
„Es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde." (Hebr. 13, 9.)

(Autobiographische Notiz).

Der dermalige Director des Großherzoglichen Taubstummen-Instituts zu Friedberg, Dr. Ludwig Christian Matthias, ist der noch älteste Sohn von Johann Jakob Matthias, bis zum Jahre 1846 auf verschiedenen Stellen in Rheinhessen, seitdem Dekan und Pfarrer zu Roßdorf bei Darmstadt. — Geboren am 24. Juni 1814 zu Freilaubersheim, erhielt M. seinen ersten wissenschaftlichen Unterricht von seinem nach guter alter Weise in classicis wohl erfahrenen Vater, besuchte hierauf durch fünf Jahre das Gymnasium zu Mainz, absolvirte vom Jahre 1833 bis 1837 seine akademischen Studien in Gießen und Halle, und war dann unter den Ersten der Erste, dessen Namen in die Matrikel des neugegründeten Predigerseminars eingeschrieben wurde. Der Aufenthalt in Friedberg war für ihn reich an Freude und Segen, die ihm so aus den angenehmsten geselligen Beziehungen, wie aus der Liebe seiner Lehrer und Genossen und den in Gemeinschaft mit einem anderen Candidaten eifrigst betriebenen Studien erwuchsen. Eine heute noch erfreuliche Folge der letzteren ist es gewesen, daß M. nicht allein einen Antheil an dem für die beste Predigt ausgeschriebenen Preis erhielt, sondern auch, daß ihm der Auftrag wurde, im Jahre 1838 bei der Seminar-Entlassung die Abschiedsrede zu halten (Predigt und Rede stehen in der Denkschrift von 1838 und 1839), und daß er schon im Juli desselben Jahres die Definitorialprüfung mit dem Prädikat „sehr gut" bestehen konnte. Wie wohl thaten nun nach fast zehnjähriger Abwesenheit ein paar Monate beschaulicher Ruhe im väterlichen Hause zu Oberingelheim! Doch wurde fleißig auf der Filiale gepredigt und in der Schule des Vaters Stelle vertreten, bis zu Ostern 1839 die Berufung zum Vikariate erfolgte, das M. als Pfarrverweser zu Stadecken, zwei Stunden von Oberingelheim, antrat. Das war ein rechtes Glück, so nahe bei der Heimath bleiben zu dürfen; aber kein kleineres war es, daß der Vater, der unter den Kriegsstürmen sein Kind schon selbst getauft, der den Knaben dann confirmirt hatte, nun auch dem an der Schwelle des Berufslebens stehenden Jüngling die Weihe geben durfte, wie er später den Mann mit dem Weibe seiner Wahl verbunden hat. Dreizehn Monate schwerer Arbeit — einmal zur Osterzeit 1840 hatte M. vom Palm- bis weißen Sonntag einundzwanzigmal zu predigen, dabei vierzehn Concepte — vergingen rasch, und nie anders als mit Liebe ist die Gemeinde ihrem jungen Geistlichen entgegengekommen, dadurch ihm gar sehr die Mühe des Amtes erleichternd. Nach Ostern 1840 kam dann vom früheren Solmsischen Consistorium zu Assenheim die Aufforderung, das Vicariat der schon

seit zwanzig Jahren erledigten Pfarrstelle zu Fauerbach II. zu übernehmen, und wie Vieles auch in Stadecken ihn fesseln wollte, so gab M. doch der erhaltenen Aufforderung Folge, zumal die Anwartschaft auf die demnächst zu erwartende Präsentation für Fauerbach mit der Uebernahme der Vicarstelle verbunden war. Noch nicht ahnend, daß er damit den Schritt zur allmähligen gänzlichen Umgestaltung seines Berufslebens thue, verließ M. kurz vor Pfingsten die heimathliche Provinz und siedelte nach Friedberg über, von wo aus er, seit 1841 als Pfarrer, die Stelle in Fauerbach versah, bis er im Jahre 1845 in das neuhergestellte Pfarrhaus überziehen und inmitten seiner Gemeinde wohnen konnte. — Schon im Jahre 1841 hatte M. auf besonderes Betreiben Roller's, zu dem er durch das Verlöbniß mit einer Tochter desselben in die nächsten Beziehungen getreten war, und ersucht von seinen früheren Lehrern, die Taubstummen confirmirt, und als nun im Sommer desselben Jahres ein Taubstummenlehrer starb, ohne daß dessen Stelle sofort anderweitig wieder passend zu besetzen gewesen wäre, trat M. in dieselbe ein und widmete von nun an der Unterweisung der Unglücklichen und der Erleichterung ihres Mißgeschicks alle Zeit, die er von der Verwaltung des Pfarramtes und seinen theologischen Studien, die in Friedberg wieder mit frischem Eifer waren aufgenommen worden, erübrigte. Es war eine selige Zeit so mitten in der Arbeit und in der Wonne eines jungen häuslichen Glückes; aber die Zeit der Thränensaat ließ leider nicht lange auf sich warten, denn die des häuslichen Glückes Seele gewesen, die schied schon im Herbste 1844, nachdem sie vergeblich Rettung an den Quellen eines berühmten Bades gesucht hatte. In die innere und äußere Einsamkeit, die der Tod der Gattin brachte, kam nur Licht und Trost, Abwechselung und Leben durch die zwei Kinder, welche die Heimgegangene hinterlassen hatte, und durch „den Lethe seines Lebens" — die Arbeit, in die sich gerade jetzt M. mehr als sonst jemals vertiefte, und in deren Bereich die Gustav-Adolph-Stiftung mit Vorliebe und die Taubstummen-Literatur um so mehr hineingezogen wurde, je mehr die Beschäftigung mit den Unglücklichen zur Gewohnheit des Lebens wurde. Zahlreiche Abhandlungen und Recensionen in der allgemeinen Kirchen- und Schulzeitung, dem theologischen Literaturblatt, dem Boten des Gustav-Adolph-Vereins, und anderen wissenschaftlichen und schönwissenschaftlichen Zeitschriften, datiren aus dieser und der nächstfolgenden Periode, in welcher M. auch (1845) den akademischen Grad eines Doctors der Philosophie rc. auf den Grund der vorgelegten Abhandlung, Schriften und Zeugnisse insigni cum laude erwarb. Eine mehrmonatliche pädagogische Reise, welche M. im Jahre 1845 zum Theil auf Staatskosten machte, verschaffte ihm die Bekanntschaft von nahe an dreißig der bedeutendsten Taubstummen- und Blindenanstalten in den verschiedensten Staaten Deutschlands und vieler in ihrem Fache ausgezeichneter Personen, mit denen er zum Theil bis heute in freundschaftlichem Verkehre geblieben

ist; die Eindrücke und Vortheile dieser Reise wurden aber von jetzt an fast jährlich erneuert, und schon mancher Segen, manche theure Erinnerung wurde aus der Fremde, in die meist ein vertrauter Freund mitgezogen war, nach Hause gebracht. — Schon bis zum Jahre 1849 hatte der Wittwerstand, der nach anfänglicher Absicht nicht mehr unterbrochen werden sollte, gedauert und zur Genüge fühlbar gemacht seine Gefahren für das eigene Gemüth, für die Erziehung der Kinder, für das Gedeihen des Hauswesens; da gab M. dem Drängen seiner Angehörigen nach und wählte die zweite Gattin, die seitdem — mit Dank gegen Gott sei's gesagt — als eine treue Gefährtin, eine liebevolle Mutter der Kinder, ihm zur Seite steht. — Mehreremal seit der beginnenden Schwäche des hochbetagten Vaters Roller*) hatte M. schon das Amt desselben verwaltet, und als er sodann am 31. März 1854 in die wohlverdiente Ruhe des Pensionsstandes eintrat, wurde M. mit der provisorischen Verwaltung des Directoriums der Taubstummen-Anstalt betraut und mittelst allerhöchsten Decrets vom 16. September 1854 definitiv dazu berufen. Im Oktober erfolgte, nachdem M. sich den Rücktritt in das geistliche Amt vorbehalten hatte, der recht schmerzliche Abschied von demselben, von der lieben Gemeinde und dem trauten Heimwesen zu Fauerbach zur Uebernahme des neuen Amtes in Friedberg, das auch die Stellung zu dem evangelischen Predigerseminare gab, um derentwillen in der Denkschrift desselben diese Lebensskizze erscheint. Freilich hat sich diese Stellung auf M.'s Antrag gegen früher etwas geändert, doch zählt derselbe noch immer zu den außerordentlichen Lehrern des Seminars und kann nur wünschen, daß von dessen Mitgliedern seine Dienste recht häufig möchten in Anspruch genommen werden. — Schriftstellerisch hat sich M. vielfach durch Herausgabe einzelner Predigten, durch Mitarbeit bei mehreren zum Theil oben schon genannten Zeitschriften, als Verfasser der Schriften: L. M. Leberecht, die Spielbank und ihre Folgen, 1844; — die Taubstummensache im Großherzogthume Hessen, 1845; — zwei Briefe Luther's, 1847 u. s. w., und besonders als Referent der allgemeinen Schulzeitung über Taubstummen- und Blindenangelegenheiten, zuletzt auch seit 1855 als Redacteur der Zeitschrift „Organ der Taubstummen- und Blindenanstalten in Deutschland und den deutschredenden Nachbarstaaten," Friedberg, Verlag von C. Bindernagel, Jahrgang III., 1857, bethätigt. In den Schutz des Höchsten befiehlt er sein und der Seinigen Leben und Glück und wünscht lectori benevolo salutem Dei omnipotentis.

---

*) 27. Februar 1857.

Dr. Carl Mager,

Großherzogl. Weimarischer Gymnasial-Director.

Mager, C., Sohn des Privatier Herrmann Mager, ist geboren den 1. Januar 1810 zu Gräfrath bei Solingen. Die Elementarschule besuchte er in Solingen und kam später an das Gymnasium zu Düsseldorf. Hier schon zeigte er seine große Vorliebe zu den alten Sprachen, besonders zum Latein, das er ganz geläufig zu sprechen im Stande war. Kurz nach Abgang auf die Universität Bonn erschien seine Erstlingsfrucht, nämlich ein Bändchen: „Gedichte scherzhaften, leichten Inhalts," wo sich Lebenslust und guter Humor besonders abspiegeln; sodann eine kleine Brochure über Mathematik. Im Begriff, die Universität zu verlassen, erbte er ein kleines Capital. Hiermit ging er nach Paris, um daselbst Naturwissenschaft zu studiren und befaßte sich überdieß insbesondere mit der französischen Literatur. M. fand hier Gelegenheit, mit fast allen literarischen Celebritäten in freundschaftliche Berührung zu kommen. Nach Berlin zurückgekehrt, gab er sein schon in Paris begonnenes Werk über französische Literatur heraus. Ebenso fallen in diese Zeit seine Briefe an eine Dame über die Hegel'sche Philosophie; indeß von dieser letzteren Brochure sprach er nachmals nicht mehr gern, weil er sich schon längst mit seinen Ansichten ganz auf die Seite der Herbart'schen Philosophie geworfen hatte. Zu dieser Zeit kam M. zu dem klaren Bewußtsein, daß er seinen Lebensberuf nur als Pädagog erfüllen müsse. Er begleitete zwar Alexander von Humboldt zu jener Zeit auf einer naturwissenschaftlichen Reise nach Petersburg und Moskau; doch bald darauf an das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium nach Berlin zurückkehrend, kam ihm schon der Gedanke an Begründung einer pädagogischen Zeitschrift. Die Berufung nach Genf an das dortige Collegium als Professor der deutschen Sprache ließ indeß diesen schönen Gedanken noch nicht zur Ausführung kommen. Dagegen aber führte M. daselbst ein sehr anregendes Leben, sowohl in politischer wie in literarischer Beziehung. — Um diese Zeit geschah es auch, daß eine sehr bedeutende Persönlichkeit, Mitglied des Unterrichtswesens von Paris, nach Genf kam, um M. für Paris und Frankreich überhaupt, zu gewinnen; allein, wie er sich öfters äußerte, wollte er nie sein Vaterland in dieser Art verläugnen, sondern seine Kräfte unausgesetzt demselben widmen. Um ganz und unbehindert dem innern Drange seines Berufsgefühles leben zu können, legte er selbst seine Stelle als Professor nieder. — Frei von einem Amte lebte M. nun abwechselnd in Stuttgart und Augsburg, und zwar in Rücksicht der Nähe der Cotta'schen Buchhandlung, mit welcher er anfing, in nähere Geschäftsverbindung zu treten, und entwickelte damals seine größte Thätigkeit als gewandter Schriftsteller, und rasch aufeinander wurden nachstehende, in der Journalistik mit großer Anerkennung aufgenommene Schriften zu Tage gefördert:

1. Ueber den Unterricht in fremden Sprachen.
2. Die modernen Humanitäts-Studien.
3. Die moderne Philologie der deutschen Schulen.
4. Ueber Wesen, Einrichtung und pädagogische Bedeutung des schulmäßigen Studiums der neueren Sprachen und Literatur, und die Mittel, ihm abzuhelfen.
5. Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann.
6. Einige Gedanken über das Elementar- und Volks-Schulwesen. Glossen zu dem Sendschreiben des Staatsministers Frhrn. von Stein.

Am 1. Juli 1840 erschien das erste Heft der „Pädagogischen Revue, Centralorgan für Pädagogik, Didaktik und Culturpolitik.“ Hiefür verwendete er seine ganze Kraft und Thätigkeit, und diese Zeitschrift fand, obgleich im Preise theuer, selbst in Rußland, Schweden, Frankreich und Spanien ihre zahlreichen Freunde. Sein ganzes Ich ging, so zu sagen, in der Wirksamkeit dieses Journals auf; Tag und Nacht beschäftigte er sich damit, um zu sammeln und zusammenzustellen, oder auch selbst gediegene Aufsätze zu liefern. Tüchtige Mitarbeiter standen ihm kräftigst zur Seite. Nebenbei erschien von ihm im nämlichen Jahre sein französisches Sprachbuch nebst zwei Bänden Lesebuch und Chrestomathie in zwei Abtheilungen. Nebstdem beschäftigte er sich auch mit dem „Deutschen Elementar-Werke,“ bestehend aus einem Sprachbuche und drei Bänden Lesebuch — alle diese Schriften fanden raschen Absatz, so daß neue Auflagen nöthig wurden. —

Ein zufälliges persönliches Zusammentreffen mit dem derzeitigen regierenden Fürsten von Sondershausen, welchem eine umfassende Besprechung über das Schulwesen folgte, veranlaßte M. für Sr. Durchlaucht einen Schulplan zu entwerfen und zu übergeben, wofür ihm der Fürst den Titel „Educationsrath“ verlieh. In Augsburg gelangte nun abermals der Ruf an M. als Professor der französischen Sprache an der sehr gut eingerichteten und stark frequentirten Cantons-Schule in Aarau. Seine große Liebe zur Jugend und das Verlangen, dem in sich — den Unterricht und die Methode betreffenden — theoretisch Aufgenommenen durch die Praxis das gehörige Leben zu verleihen, bestimmten ihn, diese Stelle anzunehmen. Zwei Jahre hatte M. bereits an dieser Schule mit vorzüglichem Erfolge gewirkt, als auf einer Ferienreise, welche ihn durch Freiburg führte, er die Bekanntschaft mit seiner nachherigen Frau machte, mit Fräulein Mathilde Auguste, Tochter des kgl. preuß. Hauptmanns Fr. v. Heldreich. Ein hübsches disponibles Vermögen setzte M. in die angenehme Lage, sich noch freier auf seinem von ihm gewählten Wirkungskreise zu bewegen. Er sah ein, daß der Besitz des eigenen Heerdes, Besorgung oben erwähnter Zeitschrift, Schriftstellerei und Amt zu viel seien, und gab das Letztere bei seiner Verheirathung wieder auf. Er zog nach Zürich, und zwar aus dem Grunde, als diese Stadt in Bezug auf Lehranstalten und öffentliche Bibliotheken große Ressourcen hatte, und lebte so seinem häuslichen Glücke. Sein Sinn für Häuslichkeit und eine überaus glückliche Ehe war sehr groß; der heiterste Humor war dabei

sein treuer Gefährte. Er theilte seiner von ihm heißgeliebten Frau im Feuer der Begeisterung alles mit, gleichviel, ob es verstanden wurde oder nicht. Sein gemüthlicher Sinn und das glückliche Gefühl, wie er sich gar häufig ausdrückte, Jemanden zu haben, den er ganz sein nennen konnte, machten es ihm unmöglich, etwas, was in seinem Innern vorging, zu verschweigen, so wie überhaupt eine zu große Aufrichtigkeit in seinem Charakter lag. In Zürich arbeitete er eifrigst an dem Lehr- und Lesebuch zur Encyklopädie. Die inzwischen erfolgte Ernennung als Director des Eisenacher Real-Gymnasiums bewirkte, daß der Druck des Lesebuches nicht mehr an die Reihe kam. Mit der Liebe und dem Feuer eines Jünglings gab er sich dieser Stelle hin, wo allerdings viel Neues zu schaffen war. M. reussirte auch, unterstützt durch die große, anerkennenswerthe Bereitwilligkeit aller dortigen höheren Behörden; allein vielfache Aufregungen, womit gewöhnlich alles neu zu Tage Fördernde verbunden ist, consumirten mit Riesenschritten die Kräfte seines ohnedem schon sehr angegriffenen Körpers, und alle möglichen und erdenklichen Curen führten zu keinem günstigen Resultate. Das Uebel seiner Lähmung nahm so sehr überhand, daß schon nach vier Jahren er selbst um seinen Abschied bat, der ihm zwar im Anfange aus bescheidenen Rücksichten verweigert, endlich aber auf wiederholtes Ansuchen nach fünf Monaten bewilligt wurde, und M. erhielt in den ehrendsten Ausdrücken nebst Pension seine Entlassung. — Schon damals ging seine Sehnsucht nach seiner Heimath, nach dem Rheine; aber noch sollte es ihm nicht möglich sein. Eine Erbschaftsangelegenheit berief ihn nach Dresden, und erst, nachdem diese nach zwei Jahren glücklich beendigt war, ward es ihm vergönnt, seinen Lieblingswunsch auszuführen — nach Wiesbaden überzusiedeln. Hier lebte er noch zwei Jahre vergnügt, umgeben von vielen guten Freunden und manchen Bekannten, welche der Zufall dahin brachte.

Wollen wir schließlich ein Urtheil über M. zu fällen uns erlauben, so bleibt jedenfalls fest, daß er in der pädagogischen Welt durch die von ihm gegründete, nun von Langbein, Oberlehrer an der Friedr. Wilhelms-Schule in Stettin, redigirte Zeitschrift: „Pädagogische Revue“ sich ein bleibendes Denkmal setzte, zu schweigen von seinen reformatorischen Schriften über das Studium und die Methode des Unterrichts in den neueren Sprachen.

Mager's Stimmung war im Allgemeinen immer heiter und ohne Klage über sein hartes Schicksal. Sechs Jahre lang war er vollkommen gelähmt auf den Stuhl gebannt. Gute Verhältnisse, in denen er sich befand, machten es ihm möglich, alles das zu gewähren, was je seinen unglücklichen Zustand erleichtern konnte; aber Eines beklagte er fortwährend und hierin war er durch gar Nichts zu trösten, daß er nämlich recht wohl fühle, daß seine geistige Thätigkeit geschwächt sei, und er nichts Gutes mehr wirken könne. Insbesondere bereitete ihm die noch unvollendete Scholastik, welche so manch' Werthvolles

in sich birgt, großen Kummer. — Sein Ende war schnell und rasch; es erfolgte schon nach sechs Tagen; die Lähmung traf das Gehirn. Ruhig und sanft waren seine letzten Augenblicke; sein mildes, freundliches Auge war auf seine Gattin gerichtet, welche, nachdem er vollendet, es sanft zudrückte. M. starb am 10. Juni 1858.

Johann Georg Meister.

Meister Johann Georg, Organist an der Haupt= und Stadtkirche in Hildburghausen, wurde in Gellershausen bei dem Städtchen Halsburg am 30. August 1793 geboren. Seinen ersten Unterricht in der Musik erhielt er von dem Schullehrer in seinem Geburtsorte, und diesen Unterricht setzte er einige Jahre später bei dem verdienstlichen Kirchen=Componisten Brehn (Cantor und Organist in Heldburg) fort. Er ging auch eine Stunde weit nach Seidingstadt, wenn dort Musikdirector Gleichmann Violinunterricht ertheilte, bei dem er auf dem Lustschlosse des Herzogs verweilte. Auch beim Kammermusikus und damaligen Hoforganisten Heuschkel nahm er später einigen Unterricht. Schon in seiner frühesten Jugend spielte er sehr gerne die Orgel und versah schon damals oft das Amt des Organisten beim Gottesdienst ganz allein, und spielte auch zu dieser Zeit schon Orgel= und Clavier=Compositionen von den berühmtesten Componisten. Er blieb in der Folge, durch besondere Vorliebe gewaltsam angetrieben, standhaft, einst als Organist irgendwo in Deutschland in einer größern Stadt angestellt zu werden, und machte darum auch die hiezu nöthigen Vorstudien. Der damalige Landesherr, Herzog Friedrich von Hildburghausen, auf M. aufmerksam gemacht, stellte ihn als Herzogl. Hofmusikus bei der dort bestandenen Hof=Capelle und als Stadtorganisten an der oben genannten Kirche definitiv an.

An Compositionen sind von ihm 14 Werke im Druck erschienen. Darunter befinden sich 6 Hefte Orgelstücke, 6 Kirchenmusikstücke, 1 Heft Tänze für Clavier und eine theoretisch=practische Generalbaßschule. M. ist noch als Mitarbeiter des früher von G. W. Körner erschienenen Orgelfreundes zu nennen.

Franz Messer.

Messer Franz, geb. zu Hofheim im Herzogth. Nassau 1811, bewegte sich anfänglich in untergeordneten Verhältnissen und lernte unter verschiedenen Lehrern und an kleinen Orten, bis die Besuche von Concerten in Mainz, Frankfurt u. s. w. ihm seinen eigentlichen

Beruf für Musik klar machten. Unter seinen spätern Lehrern war es aber Schelble in Frankfurt, der seinen Fähigkeiten Einheit und Festigkeit gab, und für seine besondere Vorliebe für die alte kirchliche Musik Bach's und Händel's entschied. In dem damals beginnenden „Cäcilien-Verein" sang der junge M. den Alt und später Tenor. Nach einer längeren Reise wurde M. in Mainz Dirigent der „Liedertafel" und des „Damen-Gesangvereins," so daß unter seiner Leitung 1835 das große Sängerfest, und 1837 und 1840 die Gutenberg's-Feste möglich wurden. Dadurch war er zu Ruf gelangt und man berief ihn 1840 an die Spitze des „Cäcilienvereins." Hier wirkt nun M., wie seit 1848 nach Guhr's Tod als Dirigent der Musäums-Concerte. M.'s energisches Dirigenten-Talent ist nicht zu bestreiten, was auch häufige Oppositionen dagegen aufbringen mögen. Von seinen gedruckten Sachen sind uns bekannt: Mehrere Hefte ein- und zweistimmiger Lieder, gemischte Quartette, eine Claviersonate in F-dur, und Gesänge für Männerstimmen. Von seinen größeren Compositionen, die einer ernsten vom Modetand weit entfernten Richtung folgen, ist bis jetzt noch nichts im Druck erschienen.

Dr. Dominicus Mettenleiter.

Mettenleiter Dominicus, Dr. der Philosophie und Theologie, ist geboren zu Thannhausen im Königreich Würtemberg, Oberamts Ellwangen, den 20. Mai 1822, wo sein Vater als Schullehrer über vierzig Jahre, bis zu seiner freiwilligen Pensionirung wirkte. —

Zum Studiren bestimmt, eröffnete er diese Bahn zu Wallerstein, wo er Gelegenheit hatte, sein Musiktalent, das er mit seinem Bruder, dem Kapellmeister Joh. Georg theilt, auszubilden. Er spielte bereits vom siebenten Jahre an öffentlich Concerte, darunter die schwierigsten Compositionen von Haydn, Mozart, Beethoven, Hummel, Moscheles, Herz, an die sich später Liszt, Thalberg, Chopin ꝛc. reihten. Mit seinem dreizehnten Jahre wurde er durch eine eigenthümliche Verkettung von Umständen an das kgl. Studienseminar St. Paul in Regensburg als Organist gerufen.

Seine Studien vollendete er mit dem besten Erfolge, was der Umstand beweist, daß er alle Jahre unter den ersten Preisträgern zu finden war. Diese Bemerkung wird nicht überflüssig sein, da sie darthut, daß sich das Studium der Wissenschaft mit der Kunst gar gut vereinen lasse. — Mit dem bayerischen Indigenate begnadet, wurde er 1846 zum Priester geweiht, und lebte seit dieser Zeit in verschiedenen Stellungen zu Regensburg, wo er noch wirkt — bescheiden und still, in gänzlicher Zurückgezogenheit, nur seinem Gotte, Berufe, der Wissenschaft und Kunst lebend, allgemein geliebt und

aufrichtig verehrt von Jedermann. Seit 1849 beschäftigte er sich mit literarischen Arbeiten, von denen bisher folgende veröffentlicht sind: Mehrere ascetische Schriften, von denen bereits einige die zweite Auflage erlebten, und selbst nach Amerika gedrungen. — „Thautropfen." 3 Bdchn. 1. Erzählungen mit moralischen Erwägungen. 2. Blümlein des heil. Dominicus und Franziscus. 3. Sieben geistliche Schauspiele nach dem Lateinischen. — Drei Bändchen Erzählungen unter dem Titel: „Frühlingssprossen," „Frühlingsblüthen," „Frühlingsblumen." — „Erzählungen," 1. über die Festtage; 2. über die sonntäglichen Evangelien; 3. über die sonntäglichen Episteln. — Die „Mariensagen" der Diöcese Regensburg, urkundlich zusammengestellt. — Der „Seelenhirt," nach dem Spanischen, eine geistliche Allegorie. — Geschichte der „Bischöfe Regensburgs" bis auf die Gegenwart. — Eine Reihe „kirchenmusikalischer" Abhandlungen, in verschiedenen Zeitschriften, besonders auch über den gregorianischen Choral und die classische Musik des Mittelalters. — „Leben und Zeit des heil. Thomas von Aquin." — „Leben und Zeit des Kanzlers Gerson." — „Hymnus des heil. Casimir: Omni die etc. als Octaglott mit dem Stundengebet: Ultima etc. in vierzehn Uebersetzungen." Eine mit allgemeiner Anerkennung aufgenommene Arbeit, welche in ihrer außerordentlichen Schwierigkeit zu würdigen Sachverständige allein im Stande sind (Augsb. Postz. 1858. Nro. 68.). — „Maiglöckchen auf den Festaltar der Maienkönigin." Eine zarte poetische Illustration über die einzelnen Anrufungen der lauretanischen Litanei (bei Thomann in Landshut, 1858). — „Abhandlungen aus dem Gebiete der Theologie, Philosophie, Philologie, Geschichte" in den hervorragendsten periodischen Blättern.

In musikalischer Beziehung versuchte er sich schon früher in den verschiedenartigsten Compositionen. In seinem vierzehnten Jahre spielte er beim Maifest in Regensburg Bravour-Variationen mit Rondo eigner Composition. Im sechszehnten Jahre trug er öffentlich auf der Orgel die größte Doppelfuge von Sebastian Bach mit obligatem Pedal vor. Im siebzehnten Jahre dirigirte er bei derselben Gelegenheit eine von ihm componirte Concert-Arie mit doppeltem Männerchor, für's große Orchester gesetzt. Durch Freunde wurden, doch nur zu guten Zwecken, verbreitet: „Lieder und Gesänge" aus den Werken des Verfassers der Beatushöhle. — „Neun Lieder" aus den Werken des Oscar von Redwitz. — „Der Hymnus des heil. Casimir" in 30 Gesängen für eine, zwei, drei, vier bis acht Stimmen. — „Das Jahr der Kirche," von der Gräfin Ida Hahn-Hahn, für Männer- oder Frauenchöre. — „Dreißig Lieder zur Maiandacht," von Guido Görres. — „Dreißig Gesänge" über die fünf Geheimnisse des schmerzenreichen Rosenkranzes, nach dem Englischen. — „Einige Lieder," von Joh. Bapt. Tafrathshofer, Priester und Studienlehrer, bekannt als vortrefflicher Dichter. — Die sämmtlichen „Offertorien des katholischen Kirchenjahres," nach dem lateinisch. Texte für gemischten Chor. (Diese wurden jedoch gegen seinen

ausdrücklichen Willen verbreitet, da er bei dem Ueberflusse an klassischen Kirchenmusikwerken, wie sie das Mittelalter in der Musica divina von Dr. Proska bietet, die Veröffentlichung neuer Compositionen für nicht nothwendig hielt.) — „Einzelne Lieder und Bilder" aus den Gedichten des Gideon von der Haide. — „Vier Motetten" im Style Palästrina's, neben anderen nicht veröffentlichten Compositionen, der lebendigste Beweis, daß ihm das Verständniß der alten Tonmeister vollkommen inne wohnt. — Ein kleines „Oratorium" für Chor und Orchester unter dem Titel: „das Kreuz auf Golgatha," eine überaus geist- und kunstvolle Musikdichtung, und in einzelnen Parthieen von unbeschreiblicher Wirkung.

Karl Mettner.

Mettner Karl, kgl. Seminar-Musiklehrer zu Münsterberg in Schlesien, wurde den 5. Aug. 1820 zu Buchwald in Schlesien (Oelser Kreises) geboren. Sein Vater, daselbst Organist und Lehrer, ertheilte ihm den ersten Musik-Unterricht. Eine weitere gute Grundlage im Klavier-, Violin- und Orgelspiel empfing M. während der Zeit, in welcher er das Gymnasium zu Oels besuchte. Durch Familienverhältnisse bestimmt, verließ er dasselbe, um sich dem Lehrerberufe zu widmen. Zu diesem Zwecke besuchte er zunächst die Bürgerschule zum heil. Geist zu Breslau, wo er derzeitig auch von dem wackern Musikdirector Siegert als Sänger im Sängerchor der Bernhardinkirche angestellt wurde. Erfolgreicher noch für ihn war die von ihm mit Freude ergriffene Gelegenheit, welche ihm durch den rühmlichst bekannten Oberorganisten, Musikdirector A. Hesse, dessen Aufmerksamkeit er auf sich zog, im Orgelspiel geboten wurde, ferner der ihm durch den geschätzten Oberorganisten Freudenberg in letzterem und in der Harmonielehre, sowie der ihm von dem tüchtigen Kammermusikus Lüstner im Violinspiel ertheilte Privatunterricht, und endlich die ihm von dem leider zu früh verstorbenen Domorganisten Wolf ertheilte Erlaubniß, auf dessen Hausorgel sich täglich eine Stunde zu üben. — In das evangelische Schullehrer-Seminar (1838) eingetreten, wurde ihm durch seinen verehrten Lehrer, Musikdirector Richter, der an jener Anstalt als Musiklehrer wirkte, der Besuch von Concerten und des Theaters freundschaftlichst vermittelt, wodurch allmälig der Entschluß, sich gänzlich der Tonkunst zu widmen, in dem Gemüthe des Jünglings zur Reife kam. Er setzte in Folge dessen nach beendetem Cursus im Seminar (1841) mit Hülfe gewährter Unterstützung von einer hohen Behörde seine musikalischen Studien in Berlin fort. Daselbst trat er in das königl. Institut für Kirchenmusik als Schüler ein, genoß aber noch außerdem den ebenso gründlichen als

anregenden Privatunterricht des Musikdirectors und Prof. Dr. Marx in der Compositionslehre und suchte seinen Geschmack, welcher sich immer mehr der ernsten, religiösen Musik zuwendete, durch vielfachen Besuch der besten öffentlichen Aufführungen zu veredeln. Während dieser Studienzeit (vier Jahre) brachte er in den letzten beiden Jahren — 1844 und 1845 auf seinen Reisen nach Breslau dort seine ersten größeren Werke, 2 Ouverturen und 3 Cantaten, unter eigner Direction und mit entschiedenem Erfolge vor das Publikum. Im Jahre 1845 fand er endlich an der Pfarrkirche zu Ohlau als Cantor und 1847 an dem in Löwen begründeten, später (1849) nach Münsterberg verlegten evangel. Schullehrer-Seminar als Musiklehrer eine feste Anstellung.

Von C. Mettner's Compositionen sind im Druck erschienen:

1. Rondo für das Piano-Forte.
2. Variationen für die Orgel über den Choral: „Mache dich mein Geist" 2c. Erfurt, Körner.
3. Lieder für Männerstimmen in Samml. von verschiedenen Herausgebern.
4. Schullieder-Sammlung zum Münsterberger Lesebuche.
5. Liturgische Chöre für Männerstimmen. Erfurt, Körner.
6. „Des Preußen Vaterland." Lied für Männerchor. Erfurt, Körner.

Außerdem befinden sich noch im Manuscript:

1. Mehrere geistliche Gesänge für Männerstimmen.
2. Mehrere patriotische Lieder für Männerstimmen.
3. Sechs Lieder nach „Lieder ohne Worte" von Mendelssohn für Männerstimmen.
4. Zwei Sätze Orgel-Variationen.
5. Eine Clavier-Sonate.
6. Ein Violin-Quartett.
7. Zwei Ouverturen.
8. Mehrere Cantaten für gemischten Chor und Orchester, und Anderes.

Giacomo Meyerbeer.

Beer Jac. Meyer, gewöhnlich Giacomo Meyerbeer genannt, geb. in Berlin 1791, der Sohn des daselbst verstorbenen israelitischen Banquiers Beer. Seine Hauptstudien machte er bei Zelter und Abt Vogler, Gänsbacher und C. M. v. Weber waren seine Mitschüler. Als Pianist wurde er selbst für Hummel ein gefährlicher Nebenbuhler. Mit seinen Erstlingswerken: „Der Fischer und das Milchmädchen," „Jephta's Gelübde" und „Die beiden Kalifen" nicht durchgreifend, folgte er Rossini's schimmerndem Panier. So entstanden für verschiedene Theater Italiens die Opern: „Romilda e Costanza" (1818), Semiramide riconnosciata" (1819), „Emma di Resburgo" (1820) — die eigentliche erste Hindeutung auf sein Genie, — dann „Margherita d'Anjou" (1822), „Esule di Granada" (1823), und „Crociato" (1825), ebenfalls mit namhaften Erfolgen. Auch dieses für seinen hochstrebenden Ehrgeiz nicht ergiebige Terrain verlassend, fand er die eigentliche Bahn ad astra: die Bahn dramatischer Effektstoffe,

wobei Gefühl, Sinne und Nerven gleich stark erregt wurden. Nur ein Scribe konnte sein Verlangen erkennen und erfüllen. So entstanden „Robert der Teufel,“ „Die Hugenotten,“ „Das schlesische Feldlager“ und „Der Prophet.“ Neuerdings „Die Afrikanerin“ und „Der Nordstern,“ welche noch durchgreifen müssen. Als Mitglied vieler Institute und General-Musikdirector für Theater und Hofconcerte (1842 ernannt), lebt M. B. noch in voller Thätigkeit. Folgende statistische Zusammenstellung dürfte interessiren: Die erste Darstellung der Operette: „Der Fischer und das Milchmädchen“ fand statt in Berlin am 26. März 1810, der „Jephta“ in München am 23. Dec. 1812, der „Crociato“ in Venedig am 15. Dec. 1825 und der „Die beiden Kalifen“ in Wien am 20. Nov. 1814. „Robert der Teufel“: die 1. Darstellung in Paris am 15. Nov. 1831, die 100. am 20. April 1834, die 254. am 25. Nov. 1844; die 1. Darstellung in Berlin am 20. Juni 1832. „Hugenotten“: die 1. Darstellung in Paris am 29. Febr. 1836; in Leipzig am 9. April 1837; in Berlin am 20. Mai 1842; die 100. in Paris am 22. Juli 1839. Die 1. Darstellung des „Feldlager in Schlesien“ in Berlin am 7. Dec. 1844; des „Struensee“ ebendaselbst am 19. Sept. 1846; des „Propheten“ in Paris am 16. April 1849. — Ein glänzendes Fest ihm zu Ehren fand statt in Wien am 29. Dec. 1846.

Dr. Gustav Michaelis.

Motto: „Der Jugend sind wir ganz besonders verpflichtet, in jeder Beziehung das Beste zu bieten und überall schon beim ersten Unterricht den Grund zu einer gesunden und richtigen Auffassung zu legen.“

Michaelis G. Dr. ist der Sohn des zu Magdeburg im Jahre 1821 verstorbenen Medicinal-Assessors Michaelis, und daselbst am 27. Juni 1813 geboren. Nachdem er in Magdeburg die Vorbereitungsschule durchgemacht hatte, erhielt er seine weitere Ausbildung auf dem Gymnasium des Klosters Unserer lieben Frauen, welches er von Michaelis 1825 bis Ostern 1832 besuchte. Die Vorliebe, mit der er sich schon während seiner Schulzeit mit der Mathematik beschäftigt hatte, bestimmte ihn, sich auf der Universität zu Göttingen, 1½ Jahr hindurch, und dann zu Berlin, besonders dieser und den Naturwissenschaften zuzuwenden. Von der Berliner philosophischen Facultät wurde er unter Lachmann's Decanat am 7. Jan. 1837 zum Doctor promovirt und benutzte darauf den größeren Theil des Jahres 1837 zu einer Reise nach Paris und London, wo er Gelegenheit hatte, mit den ausgezeichnetsten Mathematikern Frankreichs und Englands persönlich bekannt zu werden. Im Februar 1838 machte er das Examen pro facultate docendi und trat darauf sein Probejahr als Lehrer am Friedrich-Werder'schen Gymnasium an, dessen zweite Hälfte er im Winter 1838—39 am Gymnasium zu Bielefeld

absolvirte. Zu Michaelis 1839 wurde er als Lehrer der Mathematik und Physik an die Louisenstadt'sche Realschule berufen, nachdem er noch ein halbes Jahr am Friedrich-Werder'schen Gymnasium zur Aushilfe unterrichtet hatte. Ostern 1842 wurde er an des zum Friedrich-Wilhelmsgymnasium versetzten Prof. Schellbach's Stelle als Lehrer der Mathematik und Physik an das Gymnasium, an welchem er seine Unterrichtslaufbahn begonnen hatte, gerufen. Nach 4½ jähriger Wirksamkeit an demselben bestimmte ihn jedoch vorzugsweise ein Gehörleiden, welches einen gefährlichen Charakter anzunehmen drohte, von dem er jedoch später glücklicher Weise gänzlich geheilt wurde, und der Wunsch, ungestört dem Studium leben zu können, im Herbst 1846 seine Stelle als Gymnasiallehrer aufzugeben. Im Winter 1844—45 hatte er als Mitglied der polytechnischen Gesellschaft die Gelegenheit, durch die Vorträge des ehrwürdigen und scharfsinnigen Meisters selbst mit der Stolze'schen Stenographie bekannt zu werden, wodurch in ihm der Wunsch angeregt wurde, für das große, aus den sorgfältigsten Forschungen hervorgegangene, von manchen Seiten verkannte, wahrhaft nationale Werk mit allen Kräften thätig zu sein. Bereits im Juni 1844 hatten die beiden ersten Schüler Stolze's, die Herrn Jaquet und Kreßler, innerhalb der polytechnischen Gesellschaft einen besondern Verein zur Pflege und Förderung der Stolze'schen Stenographie gebildet, und dieser Verein bot denn auch bald M. Anlaß zu einer fortgesetzten Thätigkeit auf diesem Felde. Gelegenheit zur praktischen Anwendung der Kunst, für welche sich inzwischen tüchtige Kräfte herangebildet hatten, bot im größten Maßstabe 1848 die Versammlung zur Vereinbarung der preuß. Verfassung, welche der Anlaß wurde, daß M. selbst sich dem Berufe eines praktischen Stenographen widmete. Außer der preuß. Nationalversammlung fungirte er als Stenograph beim Erfurter Parlamente und bei sämmtlichen Sessionen der preuß. Zweiten Kammer, bis er im Herbste 1855 zum Vorsteher des stenographischen Bureaus des preuß. Herrenhauses berufen wurde. -- Im Januar 1851 übertrug ihm das preuß. Unterrichtsministerium die Stelle eines Lectors der Stenographie an der der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität. Eine andere fortlaufende Thätigkeit bildete für ihn seit 1852 die Aufnahme und Redaction der Verhandlungen der polytechnischen Gesellschaft, zu deren Secretär er alljährlich wieder gewählt wurde; ferner die Aufnahme der Verhandlungen der evangel. Kirchentage zu Berlin, Frankfurt a. M., Lübeck u. s. w. — 1855 ernannte ihn die kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt zu ihrem auswärtigen Mitgliede.

Seine Schriften:

1. De lineis brevissimis in datis superficiebus. Diss. 1837.
2. Die Principien der Differenzenrechnung. Programm des Fr. Werd. Gymnasiums. 1843.
3. Sur la probabilité du jeu de rencontre. Ib. 1846.
4. Die Vereinfachungen der deutschen Rechtschreibung. Berlin 1854.
5. Wörterbuch zur deutschen Rechtschreibung. Berlin 1855.

6. Vergleichendes Wörterbuch der gebräuchlichsten Taufnamen. Berlin 1856.
7. Zeitschrift für Stenographie und Orthographie, bis jetzt 5 Jahrgänge.
8. Kleinere Aufsätze und Kritiken im Archiv für Stenographie, Magazin für die Literatur des Auslandes, Kuhn's Zeitschrift für vergleichende Sprachwissenschaft, &c.
9. Uebersetzung von Clausius über die mechanische Wärmetheorie, in Liouvill's Journal de Mathématiques.

Johannes Minkwitz.

In der sächsischen Oberlausitz, in dem Dorfe Lückersdorf nahe bei Kamenz wurde Johannes Minckwitz am 21. Januar 1812 geboren, als der Sohn des dortigen Dorfrichters, eines wohlhabenden aber auch reich mit Kindern gesegneten Bauerngutsbesitzers. Aus der derben stämmigen Natur des deutschen Bauern, der ehrenfest aushaltenden, ist schon oft der nachdrücklichste Einfluß auf das höhere Geistesleben gekommen. Bis zu seinem zwölften Jahre empfing Johannes Minckwitz Unterricht in einer vorzüglichen Dorfschule, hernach besuchte er das lateinische Lyceum des nahen Kamenz, 1828 trat er in die Prima der Kreuzschule zu Dresden, 1830 bezog er die Leipziger Universität, von der er demnächst promovirt wurde. Damals beherrschte den wissenschaftlichen Geist Leipzigs der mächtige Einfluß des genialen Gottfried Hermann. In dessen Hörsaal, in dessen griechischer Gesellschaft suchte Minckwitz tieferes Wissen. Jedem Meister begegnet es, daß seine Einwirkung eine zweifache ist. Ein Theil seiner Schüler schließt sich eng und innig an ihn an um genau in seinen Fußtapfen fortzuwandeln, und diese betrachten sich dann als seine eigentlichen Fortsetzer und Nachfolger; andere hingegen ergreifen das Dargebotene mit größerer Freiheit und versuchen dessen selbstständige Fortbildung in besonderen Richtungen, in denen sie ihre eigenen Bahnen ziehen. Zu der kleinen Zahl dieser letzteren gehörte Minckwitz, und daraus erklären sich hinlänglich die langen und heftigen Streite, in die er mit Hermann's unmittelbarem Anhang und in Folge davon zum Theil mit Hermann selbst gerieth. Auf der Leipziger Universität konnte damals fast einzig das philologische Element auf Minckwitz mächtig einwirken; Philosophie, Geschichte, deutsche Sprache und Kunst fingen eben erst an, eine bessere Vertretung auf ihr zu finden. Aber ein Dichter, der plötzlich aufgestanden war, übte auf Minckwitz zugleich einen entscheidenden Einfluß: Graf Platen. Geschult im strengen Betrieb griechischer und lateinischer Dichter, begriff Minckwitz vollständig, welchen hohen Werth die künstlerische Ausbildung der metrischen Form habe, die Platen zu einer Höhe und Vollendung brachte, in welcher er die Dichter des classischen Zeitalters Deutschlands übertraf. Als Platen's beredter Lobredner und Vertheidiger trat Minckwitz nachdrücklich auf. Damit war er 1836 in Streitigkeiten hineingezogen, welche die schöne Literatur

bewegten, und hatte das Heer der Poeten gegen sich aufgereizt, die der losen Ungebundenheit sich lustig erfreuten und über den „Leipziger Magister," wie ihn z. B. Moritz Hartmann spöttisch nannte, sich weidlich erbosten. Minckwitz gab zuerst seinen „Briefwechsel mit Platen" heraus, dann ein Werk, betitelt „Graf Platen als Mensch und Dichter (1838)." Zuletzt besorgte er (1852) „Platen's poetischen und literarischen Nachlaß" in zwei Bänden, wovon die zweite Auflage 1854 erschien.

Nach drei Seiten hin entfaltete sich seine jugendfrische literarische Thätigkeit. Der von ihm gewonnenen Ausbildung gemäß war es, daß Minckwitz frühzeitig es zu seiner Hauptaufgabe machte, die großen hellenischen Dichter dem deutschen Sprachgenius auf eine Weise anzueignen, welche ihrer eigenen Höhe und den strengsten Forderungen entsprechen sollte, die nach jeder Seite und namentlich für die so schwierige Behandlung antiker Versmaße im Deutschen gestellt werden konnten; an welcher letztern Schwierigkeit man bis dahin fast allgemein gescheitert war. Mit rastloser Beharrlichkeit rang Minckwitz darnach, sich die beiden Eigenschaften zu erobern, welche die nothwendigen Bedingungen hierzu waren, das gründliche Verständniß des Griechischen und die gewandte metrische Handhabung der Muttersprache. Waren etwa mit Ausnahme einiger kleinen Arbeiten von W. v. Humboldt und F. A. Wolf die bisherigen Uebertragungen griechischer Dichter entweder untreu dem Griechischen, oder aber im Deutschen so ungelenk ausgefallen, daß man, wie in dem ersten Fall kein Abbild des griechischen Dichters, so in diesem zweiten kein Verständniß desselben bekam, wenn man den Urtext nicht zur Seite liegen hat, so erreichen die Uebertragungen von Minckwitz das Ziel: getreu und genießbar die griechischen Gedichte wieder zu geben. Seine Uebersetzungen erfreuten sich daher eines großen Erfolges und gelten auch jetzt, nachdem andere nachgefolgt, in deutscher Zunge als die vorzüglichsten und poetischsten, denen andere neuerer europäischer Literaturen keine gleichen an die Seite zu setzen haben. Machte schon ihr erstes Erscheinen Aufsehen und gewannen sie das Lob von Thiersch, Böckh, Platen und Alexander v. Humboldt, so ruhte doch Minckwitz nicht, wie die Vergleichung der späteren Auflagen zeigt, um sie durch fortwährendes Durcharbeiten zu einer höheren Stufe der Vollkommenheit zu bringen. Nach einigen Dramen des Euripides erschienen von ihm nacheinander der vollständige Sophokles und Aeschylus (1835 bis 1845), welche jetzt beide in dritter und zum Theil in vierter Auflage dem Publikum vorliegen; 1855 erschien auch der Anfang des Aristophanes. Die Meisterschaft in der Uebersetzung der beiden griechischen Tragiker war es, die den kunstsinnigen König von Preußen Friedrich Wilhelm IV., der sie gelesen und selbst mit andern Uebertragungen verglichen hatte, zu der Auszeichnung bewog, ihm im Jahre 1845, obgleich Minckwitz kein Preuße war, und auch nicht in seinen Staaten lebte, eine seiner Dichterpensionen zu seiner Muße zu

verleihen. Dagegen verwickelten Minckwitz diese Arbeiten in widerwärtige Händel mit seinen engeren Fachgenossen, in deren Folge sich ihm die Wege des äußerlichen Weiterrückens schloßen. Gottfried Herrmann wollte nicht, daß der sogenannten kritischen Philologie Kräfte entzogen würden; weil Johann Heinrich Voß's Bemühungen ziemlich fruchtlos gewesen waren, nannte er dessen Weg einen falschen und tadelte F. Thiersch und Alle, die ihn zu betreten gewagt. Minckwitzens Richtung erfuhr gleichfalls seine Mißbilligung, der Chor der kleinen Kläffer fiel über ihn her, und die Philologen, die einzig von der Speise der Kritik lebten, sahen über die Achseln auf Minckwitz's Leistungen herab, ohne zu gewahren, wie klapperdürr und unscheinend sie selber bei ihrer mageren Kost geworden. Wie konnte Minckwitz ihnen als ebenbürtiger Gelehrter gelten, da er ja keine Conjecturen über lateinische oder griechische Autoren gemacht hatte, wie sie?

Nachdem indeß Minckwitz's Uebersetzerruf gegründet und selbst an den kühnen Oden des Pindar (1848—1849) bewiesen worden war, mochte er es wagen, die Gesänge Homer's in einer prosaischen Verdeutschung (1854—1856) zu veröffentlichen. Dieß aber that er aus dem Grunde, weil die vorhandenen metrischen Verdolmetschungen starke Mißverständnisse des Sinnes eingebürgert hatten und der Geist dieser Gesänge eine Lösung aus der widerwärtigen Verhexameterung zu bedürfen schien. In der That entsteht ein ganz anderes Bild, sobald ein großer Dichter von einem wortklauberischen Schulmeister, und sobald er von einem dichterisch mitfühlenden Mann, der die Herrschaft über alle Mittel unserer Sprache sich angeeignet hat, vorgestellt und nachgebildet wird. Man kann sich daher den Zorn der großen und kleinen Pedanten über Minckwitzens neue Arbeit denken. Sie waren um so mehr von Wuth erfüllt, da Minckwitz bei seiner Ueberlegenheit über einige aus ihrer Mitte tüchtig hergefahren war, da er sich ferner gar vermessen hatte, die seltsamen und schnurrigen Ansichten mehrerer Gelehrten rücksichtlich der Entstehung der homerischen Gesänge in ihrer nackten Blöße zu zeigen, und nicht etwa mit einem dicken Volumen in lateinischer Sprache, sondern mit wenigen, Jedermann einleuchtenden Sätzen im Vorwort der Odysseeverdeutschung die seitherigen Aufstellungen ein für allemal abzuthun.

Das Ziel, welches Minckwitz sich vorstellt, führte ihn nothwendig zur theoretischen Begründung der Metrik hin. Die deutsche Zeitmessung, die J. H. Voß mit Beginn dieses Jahrhunderts nachzuweisen angestrebt, suchte er zur sicheren Begründung, und zum endlichen Abschluß zu bringen. Im Jahre 1844 erschien Minckwitz's Lehrbuch der deutschen Verskunst zum ersten, 1854 zum dritten Male, worauf 1856 das für die deutsche poetische Darstellung höchstwichtige und aus langer Praxis geschöpfte „Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache" erschien.

Von seinem äußern Lebensgange ist noch wenig zu bemerken. In den Jahren 1836 und 1837 lebte er in Süddeutschland und Italien, 1840 und 1841 lehrte er an der Blochmann'schen Anstalt zu Dresden, und 1842 schlug er seinen Wohnsitz wieder in Leipzig auf und verheirathete sich. Im Jahr 1849 sagte ihm der zeitweilige sächsische Cultusminister die Ernennung zum Professor an der Leipziger Universität zu; allein dieser trat bald nachher vom Ministerium zurück, und die Leipziger philosophische Facultät verweigerte ihm die nachgesuchte Habilitation, die ihm erst nach langen Kämpfen im Sommer 1855 verstattet wurde.

Seine Verdeutschung der Homerischen Gesänge erregte unter den Philologen, besonders wegen der in der Odyssee enthaltenen kritischen Untersuchung über die Entstehung der Homerischen Gesänge, einen solchen Sturm des Unmuths, daß Minckwitz am 19. Januar 1856 von einem zahlreichen Studentenhaufen in seinem Auditorium überfallen wurde; doch mit Geistesgegenwart vereitelte er die Absicht, ihn vom akademischen Katheder hinauszutrommeln, und Alexander von Humboldt trat, in einem unter dem 7. Februar 1857 veröffentlichten Sendschreiben an die deutsche Nation, muthig und unverhofft seinen Widersachern mit einer Anerkennung entgegen, die wohl fernere Kritiken von dem kleinlichen Pöbel der Literatur unschädlich machen wird. Denn Humboldt erklärte, daß Minckwitz als Nachfolger Platen's allein im Stande sei, eine gute metrische Uebersetzung des Homer zu liefern, und erkannte ihn für den „vorzüglichsten Uebersetzer der Alten nach J. H. Voß" öffentlich an.

Am 12. Juli 1857 starb ihm seine geistreiche Gattin Ernestine, die ihn selbst in seinen sprachkünstlerischen Arbeiten förderte, an einem plötzlich unheilbar gewordenen Herzfehler nach einem zwölfwöchentlichen schrecklichen Krankenlager. Am 21. Januar 1858 feierte im Kreise seiner Lieben Johannes Minckwitz sein fünfundzwanzigjähriges Doctor- und Schriftsteller-Jubiläum, und zwar, wie es der Zufall des einstigen Examens mit sich brachte, an seinem 46sten Geburtstag.

Seine Schriften:

I. Theoretische Arbeiten; die deutsche Sprache betreffend.

a) Lehrbuch der deutschen Verskunst. Erste Auflage Leipzig 1844, dritte Auflage 1854.

b) Lehrbuch der rhythmischen Malerei der deutschen Sprache. Leipzig 1856.

c) Längere Aufsätze in Zeitschriften: 1. Ueber die rhythmische Malerei, Augsburger Allgemeine Zeitung 1843.

2. Ueber die Theorie der Dichtungsarten von Geib. Berliner Literaturzeitung 1846.

3. Ueber die Entwickelung eines neuen dramatischen Styles in Deutschland, in Rötscher's Jahrbüchern für die Bühne. Berlin 1849.

4. Ueber die Einführung einer neuen deutschen Prosodie, in den Berliner pädagogischen Jahrbüchern von Mützel. 1853.

II. Arbeiten zur deutschen Literaturgeschichte.

a) Briefwechsel zwischen August Graf von Platen und ihm. Leipzig, 1836.

b) Graf Platen als Mensch und Dichter. Briefe über die neueste Literatur. (Rückert, Uhland, Schwab u. s. w.) Leipzig 1838.

c) Literarischer Nachlaß des Grafen Platen. Leipzig 1853. 2 Bände. Zweite Auflage. 1854.

d) Längere Aufsätze in Zeitschriften: 1. Ueber die Gesammelten Werke der Gebrüder Aug. Wilhelm von Schlegel und Friedrich Schlegel. Berliner Literaturzeitung 1846.

2. Die gesammelten epischen Werke des Bischofs Lad. Pyrker. Berliner Literaturzeitung 1846.

3. Ueber Gottfried Herders literarischen Nachlaß. Jenaer Literaturzeitung 1847.

4. Ueber die neuere Lyrik in Bezug auf die ältere. Wiener Jahrbücher 1847.

5. Ueber Schiller und Göthe (Schillers Lied an die Freude) in den Wiener Jahrbüchern 1849. Letzter Band.

6. Ueber die beiden literarhistorischen Gedichtsammlungen von Karl Gödeke. Teubners Jahrbücher von Klotz und Dietsch. 1850.

7. Ueber Tegners Frithiofssage u. Camoens Lusiade. Zeitschrift Europa. 1855.

III. Rein philologische Arbeiten:

a) Aeschyli Tragoediae. Recens. et illustr. 2 Volum. Lips. 1838—39.

b) Illustrirtes Taschenwörterbuch der Mythologie aller Völker. Leipzig 1852. Zweite Auflage 1856.

c) Illustrirter Katechismus der Mythologie aller Völker. Leipzig 1856.

d) Längere Aufsätze in Zeitschriften: 1. Ueber die Epitome doctrinae metricae von Herrmann. Berliner Literaturzeitung 1845.

2. Ueber den Euripides restitutus von A. Hartung. Ebend. 1845.

3. Ueber den Prometheus des Aeschylos. Ebend. 1846.

4. Ueber die neueste Philosophie der Mythologie. Zeitschrift für die Alterthumswissenschaften. 1849.

5. Ueber die deutsche Darstellung der Mythologie. Berliner pädagog. Jahrb. von Mützell. 1853.

6. Wissenschaftliche Untersuchung über die Entstehung der homerischen Gesänge, Vorwort zur Odyssee. Leipzig 1856.

IV. Practische Arbeiten in deutscher Sprache:

A. Uebersetzungen in Versen und Prosa:

a) Sophokles' Tragödien. Stuttgart 1835—1843. 3. Auflage 1853. Theilweise vierter Abdruck.

b) Aeschylos' Tragödien. Stuttgart 1845. 3. Aufl. 1853. Theilweise vierter Abdruck.

c) Euripides' Dramen. Leipzig 1834—1837. 3. Aufl. der ersten Stücke erscheint nächste Ostermesse.

d) Sophokles' Antigone. 1853. 3. Aufl. Stuttgart.

e) Aristophanes' Lustspiele 1. und 2. Band. Stuttgart 1855—1856.

f) Oden des Pindar, Auswahl. Leipzig 1848—1850.

g) Lucians Werke. Auswahl. Leipzig 1835.

h) Homers Gesänge. Leipzig 1854—1856. 2 Bände. *)

i) Darstellungen nach Josephus (die Zerstörung), nach Wahrmund (die Pariser Bluthochzeit) und nach Lambert von Aschaffenburg (die Buße Kaiser Heinrichs IV.). 3 Bände. Leipzig 1851.

k) Längere Aufsätze, zur Begründung der Theorie der Uebersetzungskunst; 1. Quomodo Romani Graecos converterint. Dissert. I. Lips. 1850.

2. Vorreden zur ersten Ausgabe des Sophokles und Aeschylus.

3. Aufsätze über Verdeutschungen des Aeschylos, des Platon, Euripides, Cicero und Tacitus, in den Jahrbüchern von Klotz und Dietsch. 1848—1850.

---

*) Die neue metrische Uebersetzung dieser Gesänge von M. erscheint demnächst in 2 Bänden. Leipzig. Preis: 4 Thlr. (D. H.)

4. Aufsätze über Verdeutschungen des Homer und Aristophanes, Berliner Literaturzeitung 1846.
5. Aufsatz über die Verdeutschung des Pindar. Wiener Jahrb. 1847.

B. Eigene Werke:

a) Die deutsche Dichtkunst. Ein Lehrgedicht. Leipzig 1837.
b) Der Prinzenraub. Ein hist. Schauspiel in 5 Akten. Leipzig 1839.
c) Gedichte. Leipzig 1847.
d) Gesammelte Werke. Erster Band. Leipzig 1854.

Dr. Paul Heinrich August Möbius,

Inspector der Lehranstalt für Buchhandlungs-Lehrlinge in Leipzig.

Möbius P. H. A. Dr. wurde den 31. Mai 1825 zu Leipzig geboren, woselbst sein Vater, ein Nachkomme des Reformators Martin Luther, als Professor der Mathematik und Astronomie sowie Director der Sternwarte angestellt ist. Auf dem Gymnasium zu St. Nicolai für den Besuch der Universität vorbereitet, widmete er sich auf derselben vorzugsweise dem Studium der Theologie, ohne dabei jedoch das der Philologie und der Philosophie ganz außer Acht zu lassen. Nach bestandenem Candidatenexamen und Erlangung der Doctorwürde — (durch Abfassung einer lateinischen Untersuchung über das Verhältniß des Clemens Alexandrinus zur Paulinischen Rechtfertigungslehre) — suchte er sich auf einer längeren Erholungsreise durch das westliche und südliche Deutschland namentlich Bekanntschaft der verschiedenen Bildungsanstalten und deren Hilfsmittel zu erwerben, bis er nach ausgedehnterem Aufenthalte in Heidelberg sich im Herbst 1847 nach Berlin wendete, um hier unter Anleitung eines Michelet, Trendelenburg, Böckh u. A. insbesondere seine philosophischen und literarhistorischen Studien fortzusetzen. Der Frühling des Jahres 1848 führte ihn in seine Vaterstadt zurück, wo er es in Folge der damaligen politischen Verhältnisse vorzog, statt eines ihm angetragenen Lehramtes in Odessa ein solches an dem Gymnasium zu St. Thomä zu übernehmen, an welcher seit Jahrhunderten bekannten Lehranstalt ihm bald eine confirmirte Anstellung zu Theil wurde, nachdem er sich dem für Gymnasiallehrer üblichen philologischen Examen unterzogen hatte. Wurde nun durch diese Wirksamkeit insofern seine fortdauernde Neigung zur Theologie befriedigt, als ihm vorzugsweise der Religionsunterricht anvertraut war, so benutzte er doch mit inniger Freude die sich ihm darbietende Gelegenheit unter Beibehaltung seiner Lehrerstelle zugleich auch die eines Vesperpredigers an der dasigen Universitätskirche zu übernehmen. Durch die Verwaltung dieser beiden Aemter ebenso wie durch die eines Interimisticums an der höheren Handelsschule erwarb er sich insoweit das Vertrauen seiner Mitbürger, daß, als im Jahre 1852 zur Begründung einer Lehranstalt für buchhändlerische Wissenschaften geschritten wurde, man ihn mit der Direction über dieselbe betraute. Obschon diese neue Stellung, mit der

zugleich die eines Lehrers für Literaturgeschichte und deutsche Sprache verbunden war, seine Zeit so sehr in Anspruch nahm, daß er von seinen früheren Aemtern nur das an der Thomasschule beibehalten konnte, so fand er sowohl für das Aufgegebene, als auch für die Abweisung zweier ihm im Auslande gebotener Stellungen einen Ersatz in dem Aufblühen des jugendlichen und in seiner Art einzig dastehenden Institutes. (Zu vergleichen über dasselbe die vier bisher verausgabten „Berichte der Lehranstalt für Buchhandlungslehrlinge, veröffentlicht von deren Inspector Dr. P. M.; das letzterschienene enthält u. A. einen Erweiterungsplan der Anstalt, welcher besonders diejenigen berücksichtigt, die sich eine theoret. Vorbildung für den Buchhandel aneignen wollen, ohne schon selbst als Lehrlinge oder Gehilfen in denselben eingetreten zu sein.) — Die ihm freilich nur in sehr beschränktem Grade übrig bleibende Muße verwendete er theils zu literarischen und religiösen, in regelmäßiger Folge wiederkehrenden Vorträgen vor größeren und kleineren Cirkeln, wie z. B. den lehrenden und lernenden Mitgliedern des Conservatoriums für Musik, theils zu den Vorarbeiten und Sitzungen verschiedener Vereine, namentlich des Schillervereins, dessen Vorstande er angehört, theils widmete er sie schriftstellerischen Arbeiten, von denen hier mit Uebergehung verschiedener Gedichte, Reden und Beiträge in wissenschaftliche, politische und belletristische Zeitschriften von seinen Erzählungen genannt werden mögen: „Erhard der Waffenschmied.“ Leipzig, Arnold, 1852. — „Der Spieler.“ Leipzig, J. J. Weber, 1853. (Eine englische Uebersetzung erschien zu London in demselben Jahre.) — „Alpenerzählungen.“ Ebendas., 1854. — Von seinen wissenschaftlichen und pädagogischen: Bearbeitung des jüdischen Midrasch: „Ele Eskera,“ Uebersetzung mit Commentar. 2te Ausg. Leipzig, Hinrichs'sche Buchhandlung, 1854 (die erste Ausg. mit Dedication an den verstorbenen Superintendenten Dr. Großmann). — Katechismus der deutschen Literaturgeschichte. Leipzig, J. J. Weber, 1856. —

Von seinem häuslichen Leben sei schließlich noch bemerkt, daß ihm dasselbe bisher mannigfache Abwechslung durch ein, wenn auch auf Wenige beschränktes Pensionat für Schüler höherer Lehranstalten bot, in dessen Leitung ihm mit rüstiger Hilfe seine Frau zur Seite stand, eine Tochter des bekannten Rechtsgelehrten Hofrath Marezoll und Enkelin des gleichnamigen Kanzelredners.

Ignaz Moscheles,

Professor am k. Conservatorium zu Leipzig.

Moscheles J., einer der berühmtesten Pianofortespieler und beliebter Componist für das Pianoforte, der Sohn eines israelitischen Kaufmanns, wurde zu Prag am 30. Mai 1794 geboren. Da er schon in früher Jugend große Neigung für die Musik zeigte, so über-

gab ihn sein Vater 1804 dem Unterrichte Friedr. Dionys Weber's, unter dessen Leitung sich sein Talent auf das glücklichste entwickelte. Im Jahre 1808 ging er nach Wien, wo er in Albrechtsberger einen vortrefflichen Lehrer, und in Salieri einen väterlichen Rathgeber fand. Zu seiner weiteren Ausbildung trug der Wetteifer mit andern großen Clavierspielern hier nicht wenig bei. Nach mehreren Kunstreisen, z. B. in das nördliche Deutschland 1816 und 1817, ging er 1820 über Holland und Frankreich nach England, wo er durch seine überraschende Kraft und Bravour, seinen feurigen glänzenden Vortrag, seine interessanten, effectreichen Compositionen und vor allem durch sein glänzendes Talent, frei zu phantasiren, überall große Bewunderung erregte. Zwar kehrte er 1823 nach Deutschland zurück, wo er in München und Wien auftrat; doch schon 1825 ging er wieder nach London, wo er in demselben Jahre Professor der Musik an der Akademie wurde. Hier war der junge Thalberg einige Zeit sein Schüler, wie früher in Berlin Mendelssohn. Dabei machte M. jedoch von Zeit zu Zeit größere Kunstreisen, namentlich nach Frankreich. In London dirigirte er oft die philharmonischen Concerte und andere Musikfeste, auch hat er viel dazu beigetragen, deutsche Kunst und Künstler in England heimisch zu machen. Auf Veranlassung Mendelssohn's gab M. 1846 seine Stellung in London auf und siedelte nach Leipzig über, um vereint mit denselben dem Conservatorium daselbst vorzustehen. Den bedeutenden Ruf, den dieses Institut im In- und Ausland genießt, hat es zu einem großen Theile dem hingebenden Eifer und erfolgreichen Wirken M.'s zu verdanken. Die mechanische Vollendung im Pianofortespiel, welche M. als Mittel seiner Kunstübung so unverrückt im Auge hat, zeigt sich bei ihm nach zwei Seiten hin gleich groß, nämlich ebenso sehr im Glänzenden und Gewaltigen als im Hervorbringen des Zierlichsten und Niedlichsten, und die Kraft und Präcision seines Spiels machen dasselbe für beide Arten gleich geeignet. Weniger fühlt er sich zu dem Sentimentalen hingezogen. Er ist originell in Passagen, und die Bildung derselben ist häufig der Mittelpunct seiner freien Phantasieen. Mit Hummel und Kalkbrenner theilte er die größte Meisterschaft im Pianofortespiel, bis Liszt, Henselt, Thalberg und andere Virtuosen auftraten. Seine Compositionen, gleich trefflich durch Erfindung, wie durch solide und kunstreiche Ausführung, gehören mit denen von Hummel zu den gediegensten Virtuosenwerken, welche die Wiener Schule hervorgebracht hat. Von den frühern sind neben den beliebten Alexanders-Variationen anzuführen: die Sonate, welche er Beethoven gewidmet hat; die Sonate mélancolique; ein großes Trio-Sextett und Septett; die brillanten Variationen über das Thema: „Au clair de la lune"; mehrere vierhändige Sonaten; Concertanten für zwei Claviere, darunter das „Homage à Haendel" und eine Phantasie mit Variationen über den Marsch aus „Pretiosa," die er mit Mendelssohn-Bartholdy componirt und herausgegeben hat. Seine

vierundzwanzig Etuden sind durch ihre musikalische Tiefe und mannigfache Charakteristik von Bedeutung. Unter seinen spätern Werken stehen mehrere Concert-Etuden, sowie eine große Sonate für Pianoforte und Violoncell oder Violine oben an. Auch gab er mehrere Hefte mit Liedern heraus, die den besten ihrer Art an die Seite gestellt werden können. Concerte für Pianoforte hat er eine ganze Reihe geschrieben; die vorzüglichsten sind in G-moll, Es-dur, E-moll, und C-dur. M. ist, ganz gegen die Sitte der meisten ältern Künstler, stets den Fortschritten der Zeit nicht allein mit Interesse gefolgt, sondern hat auch denselben einen lebendigen Einfluß auf seine Werke gestattet, wodurch diese hin und wieder einen mehr eklektischen Charakter erhalten haben. — Im Jahre 1825 verheirathete sich M. in Hamburg mit Frl. Charlotte Embden, und wurde in einer überaus glücklichen Ehe Vater von vier Kindern; von seinen drei Töchtern sind zwei verheirathet, alle ausgezeichnet musikalisch; sein einziger Sohn widmet sich der Schwesterkunst, der historischen Malerei, in der er trotz seiner Jugend Großes zu leisten verspricht.

J. Mosewius,

Musikdirector in Breslau.

Mosewius J., ist am 25. Septbr. 1788 in Königsberg in Preußen geboren und hatte sich der theatralischen Laufbahn gewidmet. Er war seiner Zeit einer der ausgezeichnetsten Opernsänger, und sein Leporello im „Don Juan“ und Kaspar im „Freischütz“ waren als echte Kunstleistungen berühmt. Im Jahre 1825 trat er vom Theater zurück, um sich dem Studium und der Pflege der Kirchenmusik hinzugeben. Auf einer Erholungsreise in die Schweiz verschied M. plötzlich am 15. Septbr. 1858 in Schaffhausen. Die Kunstwelt verliert an M. einen der eifrigsten und tüchtigsten Forscher auf dem Gebiet der älteren Kirchenmusik, und sein vor einigen Jahren herausgegebenes Werk über die Bach'sche Passionsmusik war das Resultat eines fast dreißigjährigen Studiums. Viel schmerzlicher aber ist der Verlust für die hiesigen musikalischen Kreise, die in M. einen eben so wissenschaftlich gebildeten als musikalisch begabten Lenker hatten. Die Breslauer Singakademie namentlich, ein von M. vor etwa dreiunddreißig Jahren begründetes und der Pflege der Kirchenmusik gewidmetes Institut, dürfte nicht so leicht einen Ersatz für den Mann finden, der vermöge seines wahrhaften Feuereifers das Interesse für das Institut stets lebendig zu erhalten wußte. Außer der Singakademie hatte M. auch noch andere Vereine zur Förderung der Tonkunst begründet, wie die Liedertafel und die musikalische Section in der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur, wie er andererseits auch die Direction des k. akademischen Instituts für Kirchenmusik zu verwalten hatte. Bei

Gelegenheit des fünfundzwanzigjährigen Jubiläums der Singakademie im Jahre 1850 erhielt er vom König den rothen Adlerorden vierter Classe, und die philosophische Facultät der hiesigen Universität ernannte ihn zum Ehrendoctor.

Donat Müller,

Musikdirector bei St. Ulrich und Afra in Augsburg.

Müller Donat, seit 1839 Musikchor-Director bei St. Ulrich und Afra in Augsburg, ist geboren worden den 3. Januar 1804 in dem drei Poststunden von Augsburg entfernten Pfarrdorfe Biburg. Schon in der frühesten Jugend äußerte er die entschiedenste Neigung zur Musik; sein Vater, ehemaliger churtrierischer Förster — ward deßhalb bewogen, den Knaben nach Augsburg zu bringen; ehe er jedoch diesen Entschluß ausführen konnte, überraschte ihn der Tod, und er hinterließ eine Wittwe mit acht unerzogenen Kindern in nichts weniger als glücklichen Vermögensumständen. Alles was die besorgte Mutter für den lernbegierigen Knaben thun konnte, war, daß sie ihn täglich in das 3/4 Stunden von Biburg entfernte Dorf Hainhofen sandte, um von dem dortigen braven Lehrer Unterricht in den Elementargegenständen, dann im Gesang und Clavierspiel zu empfangen.

Auf Verwenden des erlauchten Grafen Anton Fugger von Nordendorf wurde der im Gesange bereits gute Fortschritte gemacht habende kleine Donat im Herbste des Jahres 1816 als Domcapellknabe hier, aufgenommen. Jetzt wurde der Capellmeister Franz Bühler sein Mentor in der Musik; und um dem Knaben auch eine wissenschaftliche Erziehung zu geben, bewirkte Bühler seine Aufnahme am Gymnasium bei St. Anna, welches er acht Jahre besuchte.

Mit dem sechszehnten Jahre verließ M. das Capellhaus, hatte aber auf der Orgel schon solche Fortschritte gemacht, daß ihm der damalige Dirigent des Chores an der kgl. Garnisons- und Wallfahrtskirche zum heiligen Kreuz, P. Math. Fischer, — einer der tüchtigsten Organisten seiner Zeit, — jenes Instrument bei der Feier des öffentlichen Gottesdienstes zu spielen, übertragen konnte.

Diese Stellung benützte unser jugendlicher Organist treulich, um immer mehr in die Tiefe der wahren Orgelspielkunst einzudringen. Jetzt erst, unter der liebevollen Leitung seines Wohlthäters, des sel. Bühler, und später unter der freundschaftlichen Ueberwachung und Aufsicht des nachmaligen königl. Capellmeisters Valentin Röder, fing er an die Composition zu studiren. In der Verlagshandlung von A. Böhm in Augsburg erschienen bald einzelne Kirchengesänge von ihm, lateinische und deutsche, mit Orgel- und Orchesterbegleitung, welche gerne gekauft wurden, weil sie leicht ausführbar, melodiös, überhaupt für Kräfte kleiner Chöre berechnet waren. Später edirte, größere Arbeiten von ihm, fanden gleich günstige Aufnahme und ihr

Absatz war so stark, daß mehrere seiner Werke zwei, drei Auflagen erlebt haben. Bei Musikalien gewiß eine Seltenheit! Und tragen sie auch alle (mehr oder minder) den Stempel jener Zeit an sich, die an dem sogenannten „figurirten“ Styl das Wörtchen „frei“ gerne sah und hörte, lassen sie theilweise schon die Rückkehr zum kirchlich-ernsten — nämlich zum schönen Streben erkennen: „Gott nicht mit allzu fröhlichem Herzen zu dienen.“ Das beweisen z. B. die melodisch und harmonisch würdigen Sätze des Credo, Sanctus et Benedictus in seiner Messe aus Es, Op. 79; ferner mehrere Stellen in dem dem hochseligen Bischof Peter dedicirten Te Deum; das beweist vorzüglich die schon anfangs der dreißiger Jahre von ihm erschienene Festmesse in D. Wir wollen und können übrigens ein definitives Urtheil über M.'s früheres Wirken in dem Kunstkreise nicht abgeben; weil die Länge der vergangenen Zeit dessen geistige Erzeugnisse den prüfenden Blicken des Referenten theils entrückt hat, theils ihm gänzlich unbekannt geblieben sind; geben aber folgend einen kurzen bezeichnenden Auszug aus einem Briefe eines ehrwürdigen geistlichen Tonsetzers, also kompetenten Richters in dieser Sache. Er schreibt:

An Herrn Mich. Weis, Gold- und Silberdrath-Fabrikant in Augsburg.

Lieber Freund!

Ich erstatte Ihnen meinen herzlichsten Dank für die übersandte neue Messe von Donat Müller, die ich seinerzeit möglichst gut produciren werde. Er zeigt darin einen wahren Reichthum schöner Gedanken, wie fast in allen seinen Sachen. Nur (aber unter uns geredt) — die guten Sätze könnte er künstlicher durcharbeiten und länger ausführen, was für den Kenner dann viel mehr Anziehendes haben würde. Uebrigens bin ich ein wahrer Freund seiner Compositionen, weil er alles theatralische darin vermeidet.

Ich bin ꝛc.

Oberelchingen, den 21. December 1833.

P. Ambros Lutzenberger,
frei resign. Domorganist.

Von St. Maximilian, wo M. von 1825—1834 als Organist fungirte, wurde er 1835 durch höchsten königl. Regierungsbeschluß als Chorregens an die Pfarrkirche St. Georg dahier, berufen. „Nun nahm seine Thätigkeit zu,“ sagt Gaßner im Stuttgarter Universal-lexicon der Tonkunst. „Aufgemuntert durch Schrift und Wort“ lieferte er bis jetzt über 140 Werke. Die meisten tragen kirchliche Texte; es sind jedoch (nach seiner Versicherung) nicht alle zum Gebrauche in der Kirche, sondern mehrere nur als Uebungsstücke für seine zahlreichen Singschüler, geschrieben worden*). Z. B. sein fünfstimmiges

*) Uebungsstücke für die Jugend mit religiösen Unterlagen herauszugeben, ist gewiß löblich; aber das hätte auf den betreffenden Titelblättern sollen ausdrücklich bemerkt werden, dann wäre manche tadelnde Stimme bezüglich ihrer Bestimmung nicht laut geworden.

Ave Domina Angelorum; fünf geistliche Chöre, darunter eine trefflich gearbeitete Singfuge; ein achtstimmiger Segengesang; Gebetlieder, Psalmen u. dgl. m.

Besonders erwähnenswerth unter seinen gedruckten neueren Werken sind: zwei deutsche Volksgesangbücher. Das erste erschien 1836 mit bischöfl. Augsb. Approbation, im Verlag bei Schlosser daselbst; das zweite mit den Texten von Chr. v. Schmid ist bei A. Böhm herausgekommen. Von letzterem sagt ein Correspondent der Augsburger Postzeitung*) u. a.: „Donat Müller weiß die schönen Gedanken seines eigenen Gemüthes und die Früchte seiner Vertrautheit mit den Classikern des Faches auf eine dem kirchlichen Tone wie dem Gehör und der Kehle des Volkes und der Jugend passende Manier vorzutragen.“ Ferner seine Pastoralmesse in B, mit dem treffenden Introitus**); die Messe in C (Verlag v. Falter & Sohn in München) — in welcher dem Kyrie eleison das Confiteor vorgeht, ein „Wagniß“ das in mehrern öffentlichen Blättern besprochen, in „künstlerischer und liturgischer Beziehung“ Anerkennung fand***). In derselben Handlung seine Litanei *de SS. Nom. Jesu;* das in vielen Städten mit Beifall ausgeführte Oratorium: „Der Tod Jesu“†), von welchem der „Katholik“ (Septbr.-Hft. 1835) sagt: „Das Ganze ist so seelenvoll gehalten, daß es auf jedes empfängliche Gemüth einen tiefen Eindruck macht.“ Weiter ist anzuführen, eine solenne Vesper, zwei *Requiem* mit Libera me Domine, und endlich mehrere *Gradualien* und *Offertorien* für gemischten Singchor mit und ohne Orgelbegleitung. Für die Orgel allein ist von ihm, außer dem Sammelwerk „Organon“††), das der „bayer. National-Corresp.“ (Nro. 6. 1830) als ein „überaus dankenswerthes Unternehmen“ begrüßte, nichts bekannt geworden. Eben so für gesellige Vereine außer wenigen Liedern für Männerstimmen (sie finden sich in den ersten gedruckten Heften der Augsburger Liedertafel) nur der kräftige Chor unter dem Titel: „Des Volkes Jubel bei der Wiederkehr Sr. Maj. des Königs Ludwig aus Griechenland.“ Augsb. bei A. Böhm. In demselben Verlage sind schlüßlich edirt mit „Gutheißung“ der königl. Local-Schulcommission Augsburg, die „Blüthen und Blümchen,“ achtzig Lieder und Gesänge für die Jugend. Seine neuesten Werke: Sechs Messen für drei- und vierstimmigen Chor, zeigt als unter der Presse sich befindend, die „Wochen-Chronik“ von St. Louis in Nordamerika an.

Um das Bild der „nützlichen Thätigkeit,“ (wie sich ein stadtmagistratisches Schreiben an Donat Müller vom 4. Septbr. 1847 ausdrückt) zu vervollständigen, sind aus seiner früheren Lebensperiode noch nachzutragen die Compositionen zu dem Schauspiele die „kleine

---

*) In Nro. 40. 1849. Beilage.

**) Viele ziehen seine ältere in D, dieser vor.

***) A. Postz. Nro. 202. 1851. Sion Litbl. Nro. 24. 1851. Organ f. kirchl. Tonkunst. Nro. 2. 1852.

†) In Würzburg im Stift Haug.

††) Verlegt von A. Böhm in Augsburg. Enthält Versetten, Präambulen, Fugen ꝛc.

Lautenschlägerin," Text von Chr. v. Schmid (ist auf vielen kleinen Bühnen Deutschlands und der Schweiz gegeben worden, in Augsburg zum Vortheil der Stadtarmen); dann eine „überaus liebliche" Musik zu den „Schauspielen für Familienkreise" von demselben berühmten Schriftsteller. Diesen folgte die „Myrtha"*); seine größere Oper: „die Gebirgshöhle am Thunersee," wurde unter seiner Direction am hiesigen Stadttheater mit Beifall gegeben. Eben so 1834 zum Besten der armen Abgebrannten in Wunsiedel das Liederspiel: „der Kosak und der Freiwillige"**). Ferner 1835 für die ebenfalls durch's Feuer Verunglückten in Murnau: „der Käfig," Oper in 1 Act. Aus letztgenannten Stücken sind nur einzelne Nr. gedruckt worden. In's Jahr 1838 endlich fällt die „sehr schön componirte Musik"***) zu dem „Passionsspiele," das die Gemeinde Thaining (Oberbayern) zum Vortheil ihres Schulhausbaues mehrere Male gab, und (im höhern Auftrag) die Composition zu einem patriotischen Festspiele von Philipp Schmid, zur Feier der Anwesenheit Sr. Maj. des allgeliebten Königs Ludwig in Augsburg†).

Donat Müller's Styl betreffend: die meist kurzen, männlichen und wohlgeordneten Gedankenreihen in seinen neuern Werken, sind einfach, klar und immer zum Herzen sprechend, wenn auch nicht immer streng kirchlich††). Seine Chöre und Tutti's entwickeln feierliche Pracht, selbst bei der einfachsten Anlage verwendeter Kunstmittel; während aus dem Sologesang überhaupt häufig stille, erhebende Gemüthlichkeit spricht, ohne in eine widrig süßliche Affection zu fallen. Seine Instrumentirung ist stets dem Charakter der Tonwerkzeuge angemessen, zwar innerlich oft zu bewegt, aber gut und wohlklingend in einander greifend, manchmal eigenthümlich. Die (häufig enge) Stimmführung, besonders die vocale, zeichnet sich aus durch natürlichen Fluß zum leichten Vortrag auch bei mäßiger practischer Fertigkeit. Daher kommt es auch, daß seine Werke eben so viel Beifall finden als sie verbreitet sind. Referent fand und hörte Kirchenstücke von ihm in Petersburg bei den Malthesern, im Schottenkloster in Wien, wie in Prag bei den „ritterlichen Kreuzherren," und in Hohenelbe am Fuße des Riesengebirges; in Salzburg und Klagenfurt wie in Innsbruck und Sterzing; in St. Gallen, M. Einsiedeln, Altdorf, wie in den würtembergischen Ortschaften Oberdischingen und Neuhausen bei Stuttgart, von ihrer Verbreitung im bayerischen Vaterlande nicht zu reden.

---

*) Diese drei Werke sind vollständig im Verlag bei A. Böhm erschienen.

**) In diesem Stücke ist als „Louise" die nachmalige berühmte k. preuß. Hofopernsängerin Frl. v. Faßmann, das letztemal auf dem Augsburger Stadttheater aufgetreten.

***) Süddeutsche Zeitung. München, 6. Octbr. 1838.

†) Augsburger Postz. Nro. 242. 30. Aug. 1838.

††) Von welchem Componisten, der im modernen Styl geschrieben, kann mit Wahrheit gesagt werden: daß er immer streng kirchlich darin sich bewegt habe? — Etwa von J. Haydn, Mozart, Vogler, Cherubini? kann das mit Grund von Gänsbacher, Seifried, Schnabel, Klein, Schneider, Hummel ꝛc. behauptet werden?

Unter seinen theoretischen Schriften für musikalisch-practische Zwecke sind hervorzuheben:

1. Der katholische Schullehrer als Kirchensänger, Organist und Kirchendiener. 4 Bde. Augsb. Verlag der Schmid'schen Buchhdlg.

2. Das in demselben Verlag (1848) erschienene, wegen seiner „Nützlichkeit" von höchster kgl. Regierung von Schwaben und Neuburg zur Anschaffung empfohlene: Büchlein von der Kirchenorgel, für Gemeinde- und Kirchenverwaltungen, Pfarrer, Organisten, Schullehrer und Anfänger in der Orgelbaukunst. Und

3. seine Lehre des einfachen Figuralgesanges. Augsb. bei Himmer. 2. Aufl. 1854. Der dazu gehörende practische Lehrtheil ist vergriffen und leider nicht wieder aufgelegt worden.

Was M. als Sänger von früher Jugend an, dann als Organist, als Orchester- und Chordirigent überhaupt, während einer vollen und ununterbrochenen 41jährigen Dienstzeit an den genannten Kirchen in Augsburg gethan, — was er als Lehrer seiner Kunst, besonders im unentgeldlichen Heranbilden armer Knaben zu brauchbaren Chorsängern geleistet hat und bis zur Stunde in seiner 1849 errichteten und vom löbl. Stadtmagistrat unterstützten öffentlichen Singschule, die täglich von 40—50 Zöglingen besucht wird, — mit der ihm eigenen freundlichen und fruchtbringenden Lehrgabe zu thun eifrig fortfährt, — darüber sprechen sich mehrere pfarr- und schulamtliche Documente auf's ehrenvollste aus*); und wohl mit Recht erkannte schon 1847 die betreffende löbl. Kirchenverwaltung hierin ein „ausgezeichnetes Verdienst" **).

Treten nun in dem Lebensbilde dieses fast ganz durch eigene Kraft und Thätigkeit aus einem dürftigen Familienkreise zu einem höchst ehrenwerthen und achtbaren Kunstwirken emporgestiegenen Mannes, als besondere Züge noch die eines wohlwollenden, freundlichen, für alles Gute und Schöne auch außer seiner Kunst empfänglichen Sinnes hervor, dessen auf festen religiösen Grundsätzen ruhende innere und äußere Lebensruhe auch unter vielfachem Druck und widerwärtigen Schicksalen sich gleich blieb, so hofft Referent wohl nicht mit Unrecht, daß es die Liebe und Verehrung, mit welcher es entworfen worden, auch auf den unbekannten Leser übertragen werde.

Dr. Friedrich Müller,

Director der Heil- und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder in Winterbach.

Müller Georg Friedrich, Med. Dr., geb. den 26. Juli 1804, seit 1830 practischer Arzt, von 1830—1836 in Metzingen, von

---

*) Sind dem Referenten zur Einsicht mitgetheilt worden.
**) Im schriftlichen Ueberblick beim Ablauf seines 25jährigen öffentlichen Wirkens.

1836—1848 in Tübingen, gründete im Jahre 1849 die Heil= und Pflegeanstalt für schwachsinnige Kinder in Rieth, Oberamt Vaihingen, welche im Jahre 1851 nach Winterbach, Oberamt Schorndorf, übersiedelte. Außer rein medicinischen Schriften erschienen von ihm:

1. Die Mutter am Krankenbette ihres Kindes. 1847.
2. Die Gefahren für Kinder durch Kindermädchen. 1847.
3. Das Turnen als Schutz= und Heilmittel für körperliche Leiden beider Geschlechter. 1847.
4. Die deutschen Volksschulen und ihre Krankheiten. 1847.

Louis Münkel,

Lehrer an der Stadt=Töchterschule in Hannover.

Münkel L., wurde am 1. Dezember 1810 im Schulhause zu Hiddestorf, in der Nähe von Hannover, geboren.

Wenn durch den Wunsch und den Mund einer frommen Mutter der Himmel spricht, so hatte dieser bestimmt: Das Kindlein wird ein Schulmann werden.

Mit dem zwölften Jahre ward der kräftige Knabe der Schule und dem Privatinstitut des um die Heranbildung tüchtiger Lehrer im Königreich sehr verdienten Cantors Grove zu Langenhagen bei der Residenz übergeben.

Bald begannen mehrere liebe Verwandte und einige andere Befreundete an der anfänglichen Bestimmung des ihnen lieb gewordenen Knaben zu rütteln. Nachdem ein wohlhabender Arzt in ihm schon einen Adoptivsohn und Erben seiner Kunst und Wissenschaft sich vergebens ausersehn, versuchten Verwandte einen Theologen in der Familie heranbilden zu lassen und zwar auf ihre Kosten, weil ein reiches elterliches Vermögen leider entschwunden war. Allein der Knabe stand fest zur Freude der Mutter und des von ihrer Seite jüngsten und liebsten Oheims, der wie sein verstorbener Vater sein Cantorat und seinen Lehrerberuf über alles setzte. In des Knaben Aeußern und Innern meinte man ganz den Cantor Großvater wieder zu erkennen.

Heute war der Knabe confirmirt, morgen saß er bereits wieder für den Unterricht in der Schule.

Kein Zweig des Volksschulunterrichts wurde lau und lässig angefaßt. Das mit Lust und Liebe Aufgenommene lernte schon der 15—16jährige Knabe in seines Meisters Schule auf gute Weise wieder mittheilen. Sammeln und Ausstreuen, Theorie und Praxis theilten von jetzt an so ziemlich zu gleichen Theilen des angehenden Jünglings Zeit. Zu der gewonnenen leidlichen Fertigkeit im Clavier= und Orgelspiel, trat in freien Stunden auch die längst unmodern gewordene Flöte. Erst später kam für diese die angenehme und nützliche Geige. Aber leider blieb der Unterricht in fremden Sprachen so dürftig, daß nie das einmal Versäumte nachzuholen war.

Ein den großen Mitschülern erwiesenes Freundschaftsstück, aber nichts desto weniger für den Lehrer eine ihn täuschende Schelmerei, dürfte Zeugniß von des großen Knaben bereits einigermaßen geübtem und geschärftem Lehrerauge geben. Es sollte ein Aufsatz eingereicht werden. Der angehende Lehrer hatte den seinigen angefertigt. Ein halbes Dutzend Alters= oder doch Schulfreunde, klagten jeder geheim ihre Noth= und Hülflosigkeit. Der glückliche Freund rieth nicht nur, half nicht, sondern — übernahm die ganze Arbeit, dictirte jedem nach dessen Anlagen und Fähigkeiten, so daß die Prädicate nach berechneten Nummern erfolgen mußten und auch wirklich erfolgten. Dem dummsten, Famulus des Lehrers, dem körperlich stärksten und größten, der aber dennoch Schulmann zu werden gedachte, wurde in seinem Aufsatze bei dieser Gelegenheit durch einen neckischen Unsinn ein harmloser Streich gespielt. Diese gute ehrliche Haut stand nachher davon ab, geweihete himmlische Briefe Kindern zutragen zu wollen; dagegen wurde von ihm als Amtsbote die Besorgung profaner Briefe zwischen dem Wohnorte und der Residenz übernommen. Er hat in geistiger und wahrscheinlich auch in pecuniärer Beziehung das beste Theil erwählt.

Der 17jährige Jüngling ward noch einmal in harte Versuchung geführt, ob sein Entschluß fest sei. Ein Oheim, bei der Regulirung des Steuerwesens angestellt, bot so früh schon eine einträgliche Anstellung an. Vergebens.

Im 19. Jahre zählte ihn das oft besuchte und daher ihm nicht fremde hauptstädtische Seminar zu seinen Schülern.

Das Jahr 1830 bescherte eine gute Hauslehrerstelle bei dem Major Behne zu Fallersleben. Den größten Theil des Unterrichts bei dem 11jährigen Schüler genossen gleichzeitig zwei Töchterchen eines dortigen Justizbeamten, v. Soden. Gern sieht der Mann aus des Lebens Spätsommer auf den Spätfrühling zurück, und freut sich noch gegenwärtig des damaligen Grünens und Gedeihens des lieblichen Schülerkleeblatts. Lehrer und Kindlein haben jeden Morgenunterricht gemeinsam mit freudigem und herzinnigem Gebet begonnen, und darauf in wahrer Wonne gearbeitet. — Leider währte diese erste selbstständige Lehrerstellung nicht lange. Nach kaum einem Jahre wechselte durch die liebevolle Fürsorge des damaligen Ober=Consistorialraths Sextro die Hauslehrerstelle mit einer Landstelle unweit Hannover. Ueber ein und ein halbes Hundert Knaben waren zwar des Geistes Ernährer, aber auch der körperlichen Gesundheit kleine Verzehrer. Die dankbar anzuerkennende Güte hatte eine gar große Last auf so junge Schultern gewälzt.

Nach vier Jahren nahm das Seminar den jungen Lehrer als seinen Schüler für einen dreijährigen Cursus wieder auf. Bei dem damaligen I. Inspector, dem jetzigen General=Superintendenten Rettig zu Göttingen, waren die Zöglinge wie bei dem Vater zu Hause. Es wurde fromm gebetet, froh und echt gelehrt und gelerni. Vater

Nettig's Söhne sind im Weinberge des Herrn wohlgeartete, heuchelfreie Arbeiter, die für ihren Groschen des Tages Last und Hitze in Arbeit und Mühe gerne tragen.

Nach dem beendigten Seminarcursus sollte eine angenehme Stelle als Erzieher bei dem Sohne des Raths am k. Consistorium, Lüdecking, kaum ein Jahr dauern, indem der junge Mann in der reizendsten Lage des Wesergebirges die Cantor- und erste Lehrerstelle in Polle auf seinen Wunsch erhielt. Der Dienst ward dadurch erschwert, daß derselbe nicht nur zu einer bestimmten regelmäßigen Abhaltung des sonnnachmittäglichen, sondern auch alle vier Wochen zu der Uebernahme des vormittäglichen Gottesdienstes verpflichtete. — Drei saure aber glückliche Jahre rannen am deutschen Strome wie ein Strom dahin. Die Lebenssonne erweichte und erwärmte überall den Lebensweg, als seien des Lebens Thäler erhöht und die Berge geebnet worden.

Da plötzlich traf gegen Ostern 1841 eine Aufforderung aus der Residenz zur Ablegung einer Probe auf eine Stelle an der Stadttöchterschule ein. Die bedeutende Gehaltsverschlechterung sollte laut schriftlicher Zusicherung nach einem Jahr um etwas gebessert werden, und die gute Dotirung der drei obersten Stellen erregten Hoffnung auf einstigen Ersatz. Die Hauptsache blieb: der Geist konnte nur gewinnen. So zog der Cantor an Ostern von seinen freundlichen Bergen nach der Hauptstadt als Stadttöchterlehrer hinab.

Neben seiner Stelle übernahm derselbe bald darauf die Erziehung des die höhere Bürgerschule besuchenden Sohnes von dem angesehenen und hochgeachteten Weinhändler Kraul. Also wieder Arbeit vollauf. Das brave Haus ließ einen eigenen Haushalt nicht vermissen. Allein nach vier Jahren that der Mann den Schritt, den der Jüngling des Lehrerfaches in der Regel nicht früh genug meint machen zu können: er heirathete, und zwar Frl. Henriette Kramer, die ein blühendes Mädcheninstitut geleitet und nun mütterliche Erzieherin der Schwester jenes Knaben war.

1846 erschienen als flüchtige und daher eben nicht allzu wohlgeformte Kinder der Musestunden — „Gedichte, besonders für die weibliche Jugend." Im folgenden Jahre folgte eine besser gestaltete kleine Schwester: „Morgenröthe," Gedichte, deutschen Volksschullehrern gewidmet." Der „Morgenröthe" folgte als freier klarer Tag im folgenden Jahre „Die Volksschule, eine Monatsschrift, besonders für das Königreich Hannover." Diese ward in Verbindung mit einem Institutsbesitzer, Fr. Behre, herausgegeben, dessen äußerst freisinniger Richtung in religiöser und staatlicher Beziehung der Mitredacteur seine gemäßigte gegenüber stellte. Alle möglichen Bemühungen vermochten diesem, im kräftigen Leben stehenden Blatte, 1855 das Leben nicht länger zu fristen, indem eine Ermäßigung der sehr hohen Caution vom kgl. Ministerium verweigert ward. Sein Andenken aber lebt bei seinen Freunden und — auch Feinden sicherlich im Segen noch lange fort. — Der Lauf der Zeit

hatte dazwischen gestreut im Jahre 1852 „Opferkasten, Gedichte, deutschen Volksschullehrern gewidmet," und in den verschiedenen Jahren erschienen in der Helwing'schen Hofbuchhandlung von Gölitz, Münkel und Quietmeyer: „Fibel, 17. Aufl., Wandfibel. Kinderheimath. 1. Lesebuch. 5. Aufl., 2. Lesebuch, 3. Lesebuch, Schreiblesefibel"; von L. Münkel „Kinderheimath, 4. Lesebuch, 2. Aufl.;" bei Fr. Steudel in Stade von Colshorn und Münkel „Kinderfreund, 2. Aufl."

Wie Winter und Frühling sich oft in einem starken Gewitter trennen, so brachte eine heftige Krankheit im letzten Vierteljahr von 1855 und im ersten von 1856 den bis dahin im ganzen genommen rüstigen Dienstmann an Grabesrand. Indeß, Gott sei Dank! das früher zum Vergnügen besuchte Böhmerland half im Sommer darauf durch sein Karlsbad. Ueber den Genesenen mögen nur wenig Worte noch Platz finden.

Mit seinen frühern Schulgemeinden lebte derselbe stets in stillem Frieden. Die geistlichen Inspectoren waren seine wahren Freunde, und auch gegenwärtig erfreut er sich eines harmonischen Collegenlebens. Mögen früher erregte Hoffnungen in Gehaltsstellung durch neuere Einrichtungen zerschlagen worden sein — die frühere Lust und Liebe zur Schule ist geblieben. Zur Erziehung der Blümchen und Bäumchen in der Schule gesellt sich die Erzielung gemüthlicher Pflänzchen für andere nahe Kreise, und seit einigen Jahren die Erziehung von Blümchen und Bäumchen in einem Gärtchen beim eignen Hause vor dem Egidienthore, wo jeder College, der dies liest und einmal die freundliche Stadt Hannover besucht, bei seinem Collegen — einem Mann von reichlicher Mittelgröße mit dunkelbraunem Haupt- und schwarzem Barthaar (die ersten Spuren von geringer Varietät abgerechnet) — willkommener Aufnahme sich versichert halten darf.

Ich habe gerne, was ich habe,
Mir fehlet das nicht, was mir fehlt.
Die Traube beut nur süße Labe,
Wenn sie viel heiße Tage zählt.

Der Sommer mög' sich mählich neigen,
Froh werd' ich einst ihn wieder seh'n;
Und mählich mag der Herbst sich zeigen,
Auch er hat ja noch Blumen steh'n.

Carl Nacke.

Nacke Carl wurde am 25. Juni 1821 in Aschersleben geboren. Sein Vater war Schneidermeister, seine Mutter eine stille Hausfrau. Als Schüler der Bürgerschule zu Aschersleben zeichnete er sich durch Fleiß und stilles, sittsames Verhalten aus und gehörte überall zu den besten Schülern. Als Jüngling zeigte er große Vorliebe für die deutschen Classiker und für das Zeichnen. 1838 wurde er in das

Seminar zu Weißenfels aufgenommen, wo er sich unter Harnisch und Hentschel weiter ausbildete bis 1840. Auch hier freute er sich besonders der klassischen Dichtungen und sprach später sein lebhaftes Bedauern aus, daß ein solcher Unterricht fortan von den preuß. Seminaren verbannt sein sollte. 1840 wurde er Elementarlehrer in Ermsleben bei Aschersleben. 1841 verlor er seinen Vater, 1843 die Mutter. Er selbst war stets schwächlich und engbrüstig. Ein Aufenthalt auf dem Falkenstein im Unterharz kräftigte ihn (Sommer 1844); er verheirathete sich im Herbst; seine Gattin schenkte ihm mehrere Kinder, von denen jedoch eins bald starb. 1845 entstand die Idee zum „Pädag. Jahresbericht" (Leipz. bei Fr. Brandstetter), angeregt durch einen Aufsatz Diesterweg's in den Rhein. Blättern*). 1850 wurde er Lehrer der ersten Knabenclasse der Bürgerschule zu Merseburg und gehörte bald zu den vorzüglichsten Lehrern daselbst. Hier gab er im Verein mit Lüben das bekannte Lesebuch heraus. 1852 verlor er sein ältestes Töchterchen, 1853 seine Gattin, und er war wie geknickt. Eine Molkencur in Streitberg stellte ihn einigermaßen wieder her. Er heirathete die Schwester seiner Frau, weil er für seine zwei noch übrigen Kinder einer Mutter bedurfte. Allein sein krankhafter Zustand wurde schlimmer und schlimmer; Sommeraufenthalt auf dem Lande schaffte nur vorübergehende Erleichterung, und in den Morgenstunden des 13. Febr. 1855 entschlief er im noch nicht vollendeten fünfunddreißigsten Lebensjahre.

Ein Lehrerleben, schlicht und einfach wie die meisten, und ein Name, bekannt und geachtet in allen Gauen Deutschlands! (Lüben.)

Matthäus Nagiller,

Componist.

Die großartige Alpenwelt Tirols ist Nagiller's Heimath. Zu Münster im Unter-Innthale wurde er geboren den 24. Octbr. 1815. Wie so manch Anderer, der dann als Künstler oder Bildhauer aus diesem Lande berühmt geworden, trieb er sich in seiner Jugend als Hirtenknabe auf den heimischen Bergen, dann aber ging's bald zur Schule, denn Matthäus war nach landesüblicher Vorliebe zum geistlichen Stande bestimmt. Aber die früh schon in ihm erwachte Neigung zur Tonkunst führte ihn andere Wege, die er jedoch erst später beschreiten konnte, nachdem er unter dem Chordirector Pichler in Schwaz die Grundelemente kaum gelernt hatte. Erst 1834 kam N. nach Innsbruck, wo ihn P. Martin Goller in die Harmonielehre einführte. Aus dieser Zeit haben sich noch auf den Musikchören der Kirchen unvertilgbar viele Werke erhalten, die N. damals schrieb;

*) Wird durch Lüben fortgesetzt. Zehn Bände liegen vor. D. H.

ebenso eine komische Oper, welche für das Seminar zu Brixen componirt wurde und einer vieljährigen Wiederholung zur Fastnachtzeit sich erfreute.

Im Jahre 1837 ging N. nach Wien, wurde in das Conservatorium aufgenommen und studirte nach der Sechter'schen Methode unter Professor Preyer die Composition, in welcher ihm schon 1840 der erste Preis zuerkannt wurde; dann vergrub er sich noch zwei Jahre in das Partiturenstudium der wichtigsten Tonwerke aller Zeiten. Einige Lieder allein, die der junge Componist erscheinen ließ, bezeichneten seinen Eintritt in die Welt. Dann, nachdem er zugleich das Leben der bewegten Kaiserstadt kennen gelernt, trieb es ihn die Seele zu erweitern, nach Paris. 1842.

Dort, durch die Concerte des Conservatoriums, durch den Umgang mit geistig gebildeten, bedeutsamen Männern und Gelehrten mächtig angeregt zu einer tieferen Auffassung der Kunst, gelang es ihm bald in das Pariser Kunstleben selbstständig einzugreifen. Seine theoretische Wirksamkeit fand zunächst viele Anerkennung. Kalkbrenner übergab ihm seinen Sohn; E. Silas, der Sänger Stockhausen, selbst der berühmte Clarinettist Iwan Müller und eine Reihe anderer Künstler und Schülerinnen suchten seinen Unterricht. So erwarb er sich zahlreiche Freunde, welche allmählig den Kern zu einem Mozart-Vereine bildeten, an dessen Spitze er stand und wirkte. Im März 1846 brachte er vor einem gewählten Publikum im Herz'schen Saale zu Paris seine erste Symphonie und einige andere Compositionen zur Aufführung, die mit sehr großem Beifall gekrönt wurden; auch zu Köln, wohin N. noch im selben Jahre eine Kunstreise unternahm, erwies sich dieselbe Aufnahme, so daß die Symphonie wiederholt werden mußte. Im folgenden Jahre brachte N. in Berlin zwei Symphonien und andere Werke zur Aufführung, mit gleichem Erfolg. Da kam das allen Kunstbestrebungen so ungünstige Jahr 1848, N. verließ Paris, kehrte nach Deutschland und im Herbst 1850 in seine Heimath zurück. Nachdem er zu Innsbruck und Botzen mehrere Concerte veranstaltet hatte, verweilte er längere Zeit bei dem edlen kunstsinnigen Frhrn. Franz von Goldegg, welcher eine eigene Capelle unterhält und die Kunst auf die liebevollste Weise zu fördern liebt. Unterdessen entstanden mehrere kleine Messen für Landgemeinden berechnet, ferner die Missa solennis, welche 1853 auch in München zur Aufführung kam. Im Jahre 1854 folgte die Aufführung von eigenen Compositionen in einem Concert zu München, wo N. von nun an sich niederließ, schaffend an einer Oper: „Friedrich mit der leeren Tasche," wozu E. Ille den Text schrieb; inzwischen aber entstanden die Compositionen zu Widmann's „Nausikaa," deren Aufführung so eben zu Gotha vorbereitet wird.

Wiederholt auf Befehl des kunstsinnigen Herzogs von Coburg-Gotha, kam Ende des vorigen Jahres N.'s C-moll Symphonie, der großartige Mignon-Chor (auch beim Mozartfest in Salzburg 1856

aufgeführt) und die große Festmesse in Coburg zur Aufführung. Der ungetheilteste Beifall ward den Werken des Componisten nach jedem Satze gespendet und der Herzog decorirte ihn eigenhändig mit einer Medaille für Kunst und Wissenschaft; auch N.'s Beeigenschaftung als Dirigent erhielt ganz besondere Anerkennung.

N.'s Tonschöpfungen machen durch ihre Innigkeit, Tiefe und Gewandtheit in der Behandlung einen großen Eindruck. Ihm scheint jenes tiefe und klare Verständniß beizuwohnen, welches alle Empfindungen und Vorstellungen mit einfacher Kraft zu ordnen weiß, und eine stets feste Form mit einem idealen Gehalte durchdringt. Er überläßt sich nicht auf's Ungewisse dem Labyrinthe unruhiger und herber Reflexionen, vielmehr sind alle diese Werke von jener hohen Milde und Klarheit beherrscht, welche die Tiefen des Schmerzes und der Lust ideal darstellen*).

Dr. Carl Friedrich Nägelsbach,

Professor der Philosophie und Mit-Director des philosophischen Vereins in Erlangen.

Nägelsbach C. Fr., ist geboren zu Wöhrd bei Nürnberg den 28. März 1806; sein Vater, damals preußischer Justizamtmann, starb 1826 als k. b. Landrichter zu Gräfenberg. Seine Gymnasialstudien machte N. von 1814—1822 in Baireuth, besonders unter Gabler und Held, bezog 1822 im Herbst die Universität Erlangen, wo er Philologie unter Haller und Döderlein, aber nur theologische und philosophische Studien trieb. Im Jahr 1825 ging N. nach Berlin, um Böckh und Hegel zu hören. Nach bestandener philologischer Prüfung wurde N. 1827 Professor am Gymnasium zu Nürnberg, und schätzte sich glücklich, für sechzehn Jahre unter Roth's Leitung gestanden zu sein, dessen Lehre und Beispiel er seine pädagogischen Grundsätze verdankt. Nach Köpp's Tod wurde N. 1842 als zweiter ordentlicher Professor der Philologie und Mit-Director des philosophischen Seminars nach Erlangen berufen, wo er erst jetzt in amtlicher Wirksamkeit steht.

Seine Schriften:

1. Uebungen des lateinischen Styls. Nürnberg bei Schrag. 3 Hefte. 1829—1837. 3. Aufl. 1852.
2. Anmerkungen zur Ilias (B. I.—III.). Nürnb. 1834. 2. neuausgearbeitete Aufl. Nürnb. bei Geiger, 1850.
3. Die Homerische Theologie in ihrem Zusammenhange dargestellt. Nürnb. bei Geiger, 1840. Eine 2. Aufl. wird noch in diesem Jahre erscheinen.
4. Lateinische Stylistik für Deutsche. Nürnb. bei Geiger, 1846. 2. großentheils umgearbeitete Aufl. 1852.
5. Die Nach-Homerische Theologie des griech. Volksglaubens bis auf Alexander. Nürnb. bei Geiger, 1857.

---

*) Außer den genannten Werken schrieb Nagiller: Symphonien, Messen, Männerchöre, Lieder, Duette, Ouverturen, eine (unvollendete) Oper: „Melusina," und noch andere kleine Sachen.

Heinrich Neeb,

Director der Gesangvereine in Frankfurt a. M.

Neeb Heinrich, geb. 1807 zu Lich in Oberhessen, bezog das Seminar zu Friedberg, woselbst der dortige Rector Müller seinen Hang zur Musik erweckte. (Müller ist der Componist der Oper: „die letzten Tage von Pompeji," im Herbst 1855 am Hoftheater zu Darmstadt mit Erfolg gegeben.) Nachdem N. Lehrer der gräflichen Kinder zu Büdingen und Director des dortigen Gesangvereins gewesen, kam er 1831 nach Frankfurt a. M., wo sein musikalischer Sinn unter Aloys Schmitt einen schönen Aufschwung nahm, und eine Anzahl von Gesängen erschienen, die sich einer großen Verbreitung erfreuten. Seine Lieder zeichnen sich durch Charakteristik, ungesuchte Modulation und gesunde Melodieen aus, z. B. „der treue Walter," „Andreas Hofer," „der todte Soldat," „die Zobeljagd." Seine Opern: „Dominico Baldi," „der Cid," und „die schwarzen Jäger" erlebten in Frankfurt mehrere Vorstellungen, und unter seinen Ouverturen ist die in E-dur hervorzuheben. Gegenwärtig Dirigent der Gesangvereine „Teutonia" und „Germania" wirkt N. noch mit jugendlichem oft excentrischem Feuer.

Roderich Nesselmann,

Prediger zu St. Marien in Elbing.

Nesselmann Roderich, Sohn des Pfarrers G. F. Nesselmann in Fürstenau bei Elbing, geboren den 27. April 1815, wurde bis zu seinem fünfzehnten Jahre von seinem Vater unterrichtet, besuchte fünf Jahre das Gymnasium zu Elbing, studirte von 1835—38 zu Königsberg unter Lehnerdt und Sieffert Theologie, war dann Hauslehrer und wurde 1847 Pfarrer zu Tiegrahof, 1852 zugleich Kreis-Schulinspector des Marienburger Kreises. Im Januar 1856 kam er nach Elbing als dritter Prediger zu St. Marien. Er schrieb:

1. Kern der heiligen Schrift, oder biblische Gedichte zur Erbauung für alle Bibelfreunde (zum Besten der Gustav-Adolph-Stiftung). Elbing, Neumann-Hartmann, 1845.
2. Gotthold's politische Briefe an seinen Vetter Christian, zu Nutz und Frommen für's liebe Volk (anonym). Elbing, Neumann-Hartmann, 1849.
3. Der evangelische Glaube. Dargestellt und vertheidigt in Briefen; herausgegeben vom christlichen Verein im nördlichen Deutschland (anonym). Eisleben, 1853. 2. Aufl. 1854.
4. Biblisches Gebetbuch, das ist: Sämmtliche Gebete der heil. Schrift, geordnet zum täglichen Gebrauch für fromme Christen. Berlin, 1854.
5. Zwei Predigten aus der Ueberschwemmung zum Besten der Ueberschwemmten. Berlin, 1855.
6. Luther's Katechismus für Schule und Kirche ausgelegt. Elbing, Neumann-Hartmann, 1856. 2. Aufl. 1858.

Außerdem verschiedene Beiträge zu den Elbinger Anzeigen, zum Evangelischen Gemeindeblatt, zu K. Zimmermann's Sonntagsfeier u. s. w.

Joseph Netzer.

Netzer Joseph, 1808 zu Imst in Tirol geboren, von 1844—1845 neben Lortzing Musikdirector des Orchesters am Leipziger Stadttheater, privatisirte nach Aufgebung dieser Stelle bis zum Jahre 1852 in Leipzig, ging dann nach Brünn und von da nach Wien, wo er Anstellung als Capellmeister fand. Er ist ein tüchtiger, durchgebildeter, solider Künstler und weiß, was er gelernt hat, mit Geschick zu verarbeiten. Seine Oper „Mara" ließ jedoch erkennen, daß es ihm an Kraft fehle, Neues zu schaffen, was die Aufmerksamkeit zu erregen fähig wäre. Fruchtbarer und glücklicher ist er als Liedercomponist gewesen. Wir besitzen in diesem Fache 26 verschiedene Werke von ihm, von denen viele angesprochen haben. Energie, Feuer, Tiefe der Empfindungen werden inzwischen vermißt, und die Blitze des Genius leuchten nirgends hindurch!

Ritter Sigmund von Neukomm.

Neukomm Ritter Sigmund von, geb. 1778 in Salzburg; lebte lange in Brasilien und hielt sich meist zu Paris auf. Er hat gegen 750 Werke componirt, worunter seine Kirchensachen (z. B. die Cantaten „der Ostermorgen," „Christi Grablegung" u. s. w.) hervorzuheben sind. Der Geist seiner Compositionen zeigt den tüchtigen Meister, aber auch manches Gesuchte und Einfarbige. N. starb zu Paris am 3. April 1858 im 81. Jahre; bis in seine letzten Tage hat er den Gebrauch aller seiner Geisteskräfte ungeschwächt erhalten.

Gustav Nieritz.

Als ich im Frühlinge des vorigen Jahres nach Dresden übersiedelte, lag es mir zunächst am Herzen, eine gute Lehranstalt für meine Kinder ausfindig zu machen. Mein nächster Gedanke war, mich an Gustav Nieritz zu wenden, welcher, bis vor wenigen Jahren selber Schuldirector, mir unzweifelhaft den besten Rath ertheilen konnte. Ohnehin wünschte ich seine persönliche Bekanntschaft zu machen, nachdem ich bisher nur in brieflichem Verkehr mit ihm gestanden hatte. Ich suchte also seine Wohnung auf und fand ein freundliches einstöckiges Haus mit Erkerstuben, umgeben von einem Garten, dessen Aussehen, obgleich noch früh im Jahre, schon mannigfache Spuren von sorgsamer Pflege zeigte. Später hörte ich aus Nieritz' Munde, daß es zu seinen angenehmsten Zerstreuungen gehöre, sich mit seinem allerliebsten Gärtchen zu beschäftigen. Der Zugang war verschlossen; ich klingelte. Eine junge Dame von liebenswürdigem Wesen öffnete

und ließ mich eintreten. Auf meinen Wunsch, Herrn Director Nieritz zu sprechen, empfing ich zur Antwort, „daß der Vater nicht ganz wohl sei, und ich ein anderes Mal wiederkommen möge." Das war mir nun freilich nicht ganz angenehm, denn mein Weg war weit, und meine Angelegenheit dringend. Die junge Dame mochte meine Gedanken errathen, sie fragte nach meinem Namen, und mit den Worten: „O, Sie wird der Vater gewiß sprechen wollen," verschwand sie, um bald nachher zurückzukehren und mich aufzufodern, einige Augenblicke zu warten. Es half nichts, daß ich mich weigerte: ich mußte bleiben, und wenige Minuten später erschien dann auch Gustav Nieritz, und hieß mich mit Herzlichkeit willkommen. Also das war er! Eine eher kleine als große Gestalt mit gerader, kräftiger Haltung; ein rundliches Gesicht mit etwas markirten Zügen, aber sehr gewinnendem, einnehmendem Ausdruck; ein kleiner Mund, feine Nase, klares, blaugraues, scharfes Auge unter buschigen Augenbrauen, breite, gedankenvolle Stirne, von bereits etwas ergrautem, vollem Haar umkränzt, — dieses seine äußere, sehr ansprechende Erscheinung. Mit großer Freundlichkeit wies er meine Entschuldigungen zurück, stellte mich seiner Gattin und Tochter vor, und unmittelbar darauf befanden wir uns in lebhafter Unterhaltung mitten zwischen den Schweizerbergen, welche wir wenige Jahre zuvor zu gleicher Zeit, leider ohne uns zu begegnen, bereist hatten. Mein Anliegen wurde erledigt, und ich schied mit Dank und Verehrung von dem Manne, den ich schon seit langer Zeit geschätzt und liebgewonnen hatte. Von ihm erhielt ich die folgenden Notizen über seine Lebensschicksale, die ich zum großen Theile mit seinen eigenen Worten wiedergebe.

Nieritz Gustav Carl, dieser durch seine beliebten Volks- und Kinderschriften in neuester Zeit weit und rühmlich bekannt gewordene Schulmann, wurde am 2. Juli 1795 zu Neustadt-Dresden geboren, und besuchte bis zu seinem dreizehnten Jahre eine öffentliche Armenschule in Dresden, bei welcher sein Vater als Lehrer angestellt war, worauf er zu weiterer Ausbildung auf das Dresdner Gymnasium, die Kreuzschule, geschickt wurde. Nach dem Willen seines dortigen hochverdienten Lehrers, Mag. Klenzel, sollte er studieren, doch der Wunsch der Eltern bestimmte ihn zum Lehrfache, weil der an Schwerhörigkeit leidende Vater in ihm einen dringend nöthigen Beistand zu finden hoffte. Der schüchterne, an strengen Gehorsam gewöhnte junge Mensch wagte keinen Widerspruch zu erheben, obgleich er nicht die mindeste Neigung für das Amt eines Volksschullehrers empfand, dessen mühevolles und kärglich belohntes Wirken ihm täglich am Beispiele des eigenen Vaters vor Augen schwebte. Am liebsten wäre er Maler geworden, wie er denn noch heute für die heitere Kunst der Farben eine besondere Vorliebe besitzt, und manches schöne Bild geschaffen hat. Außer dieser Neigung erfüllte ihn noch eine andere, nämlich eine unersättliche Leselust, so daß er ohne Wahl jedes Buch verschlang, das ihm in die Hände fiel. Sechzehn Jahre alt vertauschte

er die Kreuzschule mit dem Schullehrer=Seminar zu Friedrichsstadt=Dresden, wo er 3½ Jahr, bis Michaelis 1814, verweilte. Während des letzten französischen Krieges, dessen Drangsale Dresden am längsten und härtesten zu erleiden hatte, war sein Leben mehr als einmal in Gefahr. Das bösartige Lazarethfieber, welches Dresden entvölkerte, brachte auch ihn an den Rand des Grabes, und hinterließ eine mehr und mehr zunehmende Gedächtniß=Schwäche, die sich indeß nur auf gewisse Dinge beschränkte. Trotzdem unterwarf er sich noch in demselben Jahre der Prüfung eines Schulamts=Candidaten, weil sein Vater immer dringender eines kräftigen Beistandes bedurfte. Mit einer Besoldung von 100 Rthlr. angestellt, verheirathete er sich. Der geringe Gehalt reichte natürlich nicht zur Führung des Haushaltes aus, und der junge Lehrer mußte daher von den frühesten Morgenstunden bis zum späten Abend, nicht selten bis 10 Uhr, Privat=Unterricht ertheilen, welcher das Einkommen mehr als verdoppelte. Im Februar 1828 starb der Vater. Noch tief gebeugt von dem Schmerze über diesen Verlust mußte der Sohn auch noch die Kränkung erleiden, daß er nicht das Amt seines Vaters erhielt, obgleich ihm dasselbe zugesagt worden war, obgleich er vierzehn Jahre hindurch, mit Wissen und Bewilligung der Behörde, die Stelle des Vaters in den Hauptgegenständen vertreten hatte, obgleich ihm „wegen seiner guten und ersprießlichen Dienste,“ wie das Schreiben seiner Behörde sagte, 50 Thlr. Zulage, freilich auf Unkosten seines Vaters, zu Theil geworden waren. Die Stelle bekam ein Anderer, ein junger Mann von vierundzwanzig Jahren, der dadurch Oberlehrer und Vorgesetzter von Nieritz wurde. Bereits sieben Jahre vorher war Nieritz' Vater nach fünfunddreißigjähriger, und Nieritz selbst nach achtjähriger Dienstzeit auf vierteljährige Kündigung gesetzt worden, eine Ungerechtigkeit, welche alle unter der damals königlichen Armen=Commission stehenden Armenlehrer getroffen hatte. Veranlaßt war sie durch die Willkühr des zu jener Zeit in Sachsen fast allmächtigen Cabinets=Ministers Grafen v. Einsiedel, dem Anhänger, Freunde und Beschützer des berüchtigten Stephan, Pfarrers an der böhmischen Gemeinde in Dresden, dessen heuchlerisches und verbrecherisches Treiben erst in Amerika völlig entlarvt wurde, nachdem er sechshundert von ihm verführte Menschen zum Auswandern überredet und unglücklich gemacht hatte. Wer damals emporkommen wollte, mußte mit Stephan heucheln; aber der gerade Sinn unseres Nieritz verabscheute solche Mittel, und seine Zurücksetzung war die traurige Folge davon. Es war dieß ein harter Schlag für ihn, seine Gattin und seine Mutter, ein Schlag, der bittere Thränen erpreßte und manche kummervolle, schlaflose Nacht veranlaßte. Und dennoch sollte ein anscheinend so widriges Verhängniß die Staffel bilden, auf welcher Nieritz zu erhöhtem Glücke emporstieg. Gott führt die Seinen wunderbar, und sterbliche Augen erforschen seine Wege nicht im Voraus. Der feste Glaube an eine väterlich waltende, göttliche Vorsehung bewahrte

Nieritz in jenen trüben Tagen vor Muthlosigkeit und Verzweiflung, und gab ihm Kraft, auf neue Erwerbsquellen zu sinnen, die um so nöthiger wurden, als um dieselbe Zeit die Anzahl seiner Privatschüler sich vermindert hatte. Er kam auf den glücklichen Gedanken, sein reiches, damals noch schlummerndes Talent als Schriftsteller auszubeuten, schrieb die Erzählung „Das Pomeranzenbäumchen," und bot sie dem Herausgeber der damals beliebten Abendzeitung an. Ein neuer Schlag, eine neue Täuschung: die Erzählung wurde zurückgewiesen. Doch der Muth sank nicht; Nieritz schickte sie an den „Merkur," redigirt von Hofrath Philippi, und hatte die Freude, daß dieser ihm ein Honorar von 12 Rthlr. bewilligte. Noch mehr; die Verbindung mit Philippi sollte zu weiteren guten Erfolgen den Weg bahnen. Denn als im Jahre 1830 der Minister v. Einsiedel verabschiedet wurde, und die frömmelnde Partei ihren bisherigen Einfluß verlor, verdankte es Nieritz zum großen Theil der kräftigen Fürsprache Philippi's, welcher, als neu ernannter Protokollant der Armen-Commission und als die rechte Hand des neuen Ministers, aus den Acten das dem verkannten Manne angethane „himmelschreiende" Unrecht erkannt hatte, daß er zum Anfange des Jahres 1831 zum Oberlehrer an einer andern Schule ernannt wurde. So hatte wieder die Vorsehung gütig gesorgt. Ohne die erste Zurückweisung seiner Erzählung wäre Nieritz vielleicht nie in nähere Verbindung mit Philippi getreten, dessen Verwendung er nun die Verdoppelung seines früheren Gehalts verdankte, der sich jetzt auf 300 Rthlr. belief. Als nach einem Jahre der junge Amts-Nachfolger seines Vaters starb, wurde unserm Nieritz die Genugthuung, daß ihn eine namhafte Anzahl wackerer Bürger der Neustadt von seiner Behörde zurückerbat, und dadurch seinem eigenen Wunsche zuvorkam. Er kehrte in Folge dessen in sein altes, ihm so liebes Schulhaus zurück, und verwaltete die Stelle seines Vaters bis zum Jahre 1841, wo seine Schule verlegt und mit noch zwei andern in eine Bezirksschule verwandelt wurde, zu deren Director mit 400 Rthlr. Besoldung und freier Wohnung man ihn ernannte. Als seine Schule, die mit 384 Schülern eröffnet wurde, rasch bis über 800 anwuchs, erhielt er eine Zulage von 50 Rthlr., dann, nachdem er vierzig Jahre sein Amt als Schullehrer redlich verwaltet, erachtete er es als Pflicht gegen sich selbst, wie gegen sein Amt, das ihm in den letzten Jahren herzlich sauer geworden war, sich zur Ruhe zu begeben. Er erbat seinen Abschied zu Michaelis 1854 und erhielt denselben zu Ende desselben Jahres mit einer Pension von jährlich 200 Rthlr. Jetzt lebt er seinem eigenen Heerde ein friedliches, glückliches Familienleben, und obgleich mancher Wetterstrahl des Leidens auch seine Stirn versengt hat, wußte er doch im Vertrauen auf Gott stets die Ruhe seiner Seele zu erhalten. Von acht theuren Kindern mußte er fünf dem Schooße der Erde zurückgeben, darunter den einzigen Sohn und zwei schon erwachsene zärtlich geliebte Töchter. Aus seinem eigenen Munde weiß ich, daß

er die in seinen Schriften geschilderten Scenen von Noth, Krankheit und Tod größtentheils mit seiner trefflichen Frau selbst durchlebt hat. Aber Gott stärkte ihn, und die innere dichterische Kraft erhob ihn auf mächtiger Schwinge über die düsteren Nebel, welche das Unglück so häufig über die menschliche Seele breitet. —

Seine Schriften:

Für Erwachsene: 1. Das Pomeranzenbäumchen; der goldene Knopf; das wilde Schwein. Drei histor. Erzählungen. Berlin, Vereinsbuchhandl. — 2. Der Abentheurer wider Willen. 2 Theile. Königsberg i. d. Neumark, bei Windolf u. Strieß. — 3. Der Druckfehler. Berlin, Vereinsbuchh. — 4. Novellen u. Erzählungen. 2 Bdchn. Leipzig bei Wöller. — 5. Jacob Sturm. — 6. Die Fürstenschule. 2 Bdchn. Berlin bei Simon u. Springer. — 7. Deutscher Volkskalender. Leipzig bei Wigand. Außerdem noch viele Erzählungen in verschiedenen belletristischen Zeitschriften u. s. w.

Für die Jugend: 1. Die Schwanenjungfrau. — 2. Der kleine Bergmann. — 3. Alex. Menzikof. — 4. Der Riesenstiefel. — 5. Betty u. Toms. — 6. Der blinde Knabe. — 7. Die Auswanderer. — 8. Die Wunderpfeife. — 9. Der junge Trommelschläger. — 10. Wahrheit und Lüge. — 11. Der Findling. — 12. Die Thurmweihe, der reiche Mann u. s. w. — 13. Die Belagerung von Magdeburg, der Zimmermann von Saardam. — 14. Die heil. drei Könige. I. — 15. Die heil. drei Könige. II. — 16. Das Kleeblatt. — 17. Die Canarienvögel. — 18. Die Kuckucksuhr, Vogelnest und Hammer. — 19. Die Fregatte. — 20. Die Waise. — 21. Eine freie Seele. — 22. Die Haideschule. — 23. Treue bis in den Tod. — 24. Weber und Wasser. — (Diese 24 Bändchen sämmtlich bei G. Mayer in Leipzig.) 25. Wie die arme Gertrud ihre Kinder leiblich und geistlich erzog. Zwickau bei Richter. — 26. Der stille Heinrich, — 27. die Pilger und der Lindwurm, — 28. das Fischermädchen von Helgoland, Berlin, Vereinsbuchhdlg. — 29. Das vierte Gebot. — 30. Seppel. — 31. Gutenberg, Leipzig bei Wöller. — 32. Der Landprediger. — 33. Belisar. — 34. Der Strohhalm und der Schatz. — 35. Acht Tage in der Fremde. — 36. Clarus und Marie. — 37. Die Negersclaven und der Deutsche. — 38. Der Johannistopf. — 39. Hans Egede. — 40. Der Bettelvetter. — 41. Die Söhne Eduards. — 42. Fedor und Louise. — 43. Der Cantor von Seeberg. — 44. Die Belagerung von Freiberg. — 45. Glück auf! — 46. Mutterliebe und Brudertreue. — 47. Das wüste Schloß. — 48. Georg Neumark und die Gambe. — 49. Der Schmid von Ruhla. — 50. Das Strandrecht. — 51. Weihnachtsspenden. — 52. Der kleine Eskimo und die Trompete. — 53. Gustav Wasa. — 54. Drei Mütter zu einem Kinde. — 55. Die Steckenpferde. — 56. Die Bären von Augustusburg. — 57. Die Hunnenschlacht. — 58. Die Großmutter. — 59. Der Hirtenknabe und sein Hund. — 60. Die Elementargeister. — 61. Des Königs Leibwache. — 62. Das Testament. — 63. Das Vorbild. — 64. Das neue Aschenbrödel. — 65. Der Quäker. — 66. Der Richter. — 67. Der Königstein. — 68. Pompeji's letzte Tage. — 69. Die beiden Schwestern und die gute Tochter. — 70. Die Ausgestossene. — 71. Die Nachbarn. — 72. Führe uns nicht in Versuchung. — 73. Erlöse uns von dem Uebel. — 74. Jakob und seine Söhne. — 75. Störsteffen und sein Sohn. — 76. Der Prinzenraub. — 77. Traugott und Hannchen. — 78. Die rothen Strümpfe. — 79. Paul's Tagebuch. — 80. Die Hussiten vor Naumburg. — 81. Edelmann und Bauersmann. Scheiden und Wiederfinden. — 82. Erdenglück und Erdennoth. — 83. Leier und Geige. — 84. Missolunghi. — 85. Der Sonderling. — 86. Des Königs Kind. — 87. Der Oheim. — 88. Köhlerbub und Küchenjunge. — 89. Ein Weihnachtsbaum. — 90. Die Türken vor Wien. — 91. Bruderliebe. — 92. Stern, Stab und Pfeife. — 93. Die drei Invaliden.

— 94. Eine Thräne. — 95. Der Kerkermeister von Norwich. — 96. Lingg von Linggefeld (im Druck). Von Nro. 32—96 sämmtlich in Leipzig bei Voigt und Günther. Außerdem noch Erzählungen im Jugend-Album, in den Weihnachtsblüthen u. s. w. (Franz Hoffmann.)

Heinrich Oberhoffer,

Seminar-Musiklehrer in Luxemburg.

Derselbe ist geboren am 9. Dezbr. 1824 in Pfalzel, einem ziemlich bedeutenden Flecken bei Trier. Seinen ersten musikalischen Unterricht erhielt er von seinem Vater Gerhard Oberhoffer, der in genanntem Orte Lehrer, Organist und Küster war. Ihm hat er den größten Theil seiner musikalischen Ausbildung zu verdanken. Wider seinen Willen bestimmte ihn der Vater zum Lehramte, und so besuchte er in den Jahren 1842, 1843 und 1844 das kathol. Schullehrerseminar zu Brühl. Nach seiner Entlassung ward ihm die dritte Schule in Schweich übertragen. Dort blieb er aber nicht lange, indem er schon nach einem halben Jahre als Lehrer und Organist nach St. Gervasius in Trier berufen wurde. Hier in Trier bot sich ihm nun hinreichende Gelegenheit, seine musikalischen Kenntnisse und Fertigkeiten zu erweitern, was er denn auch nicht verabsäumte.

Als im Jahre 1848 das unbeschränkte Vereinsrecht so manche neuen Vereine und unter diesen auch den durch Herausgabe des Trier'schen Schulblattes in weitern Kreisen bekannt gewordenen Trier'schen Lehrerverein in's Leben rief, wurde ihm von demselben die Direction der von nun an in jedem Jahre in Trier stattfindenden Lehrergesangfeste übertragen. Diese Gesangfeste, deren erstes sich schon einer Theilnahme von 150 Lehrern des Regierungsbezirks Trier zu erfreuen hatte, nahmen einen solchen Aufschwung, daß am fünften dieser Feste sich über 400 Lehrer betheiligten. Diese Gesangfeste gaben ihm denn auch Veranlassung, sich auf dem Gebiete der Composition zu versuchen, und so entstanden nach und nach nebst andern kleinern Compositionen mehrere größere Compositionen mit und ohne Orchester für vierstimmigen Männerchor, von denen namentlich das bei Heinrichshofen in Magdeburg im Drucke erschienene Opus 17 „Im Lager" für Chor und Orchester den ungetheiltesten Beifall fand. Einige Lieder für eine Singstimme mit Clavierbegleitung, so wie einige Clavierstücke erschienen bei Simrock in Bonn und ein Heft zwei- und dreistimmiger Schullieder eigner Composition bei Gall in Trier. In letzter Zeit erschienen im Verlage der Schulbuchhandlung in Langensalza einige elegante Tanzcompositionen für Pianoforte, bei André in Offenbach eine Clavierschule, bei Lintz in Trier eine Sammlung vierstimmiger katholischer Gesänge, bei Gebr. Heintze in Luxemburg eine dreistimmige Messe mit oder ohne Orgel in gebundenem strengen Kirchenstyle, bei Bück ebendaselbst eine kleine Gesangschule nebst einer Sammlung lateinischer Processionsgesänge für vierstimmigen Männerchor.

Namentlich beschäftigte sich derselbe mit dem Studium der Geschichte des gregor. Chorals und der kathol. Kirchenmusik. Die Resultate dieser Studien hat er in dem bei Fr. Lintz in Trier erschienenen Schriften „der gregor. Choral,“ so wie in einem im XI. Jahrg. des Eifeler Schulfreundes enthaltenen größern Aufsatzes unter demselben Titel niedergelegt. Auch enthält diese Zeitschrift Aufsätze von ihm über Orgelbau und das sogenannte Mischen der Orgelregister. Als Anerkennung seiner Leistungen auf dem Gebiete der ältern Kirchenmusik, und wegen seines gediegenen Orgelspiels ernannte ihn im Jahre 1856 der archäologisch-kirchliche Verein in Trier zu seinem Ehrenmitgliede. Als im Jahre 1855 Sr. Maj. der König von Preußen Trier besuchte, wurde Hochdemselben von Seiten der Liedertafel, deren Direction H. Oberhoffer ebenfalls in diesem Jahre übertragen worden war, eine solemne Serenade mit Fackelzug gebracht. Die Ausführung so wie die Auswahl der aufgeführten Stücke machten auf Se. Majestät den allergünstigsten Eindruck, so daß der Dirigent durch einen Adjutanten augenblicklich zu Sr. Majestät beschieden wurde, der ihm in huldvollster Weise seine Anerkennung über die Leistungen des Vereins aussprach und ihm noch am folgenden Tage ein (wirklich königliches) Geschenk von 100 Thlr. durch den Regierungspräsidenten Hrn. Sebaldt überreichen ließ.

Schon im Jahre 1852 hatte H. Oberhoffer die Schulstelle in St. Gerastus freiwillig niedergelegt, und lebte seither, ganz der Musik sich widmend, vom Privatmusikunterrichte in Trier. Im Octbr. 1856 erhielt er von der königl. großh. Regierung in Luxemburg den Ruf als Musik- und Gesanglehrer an das dortige Schullehrer-Seminar, welchem Rufe er denn auch Folge leistete. Nebstdem übertrug man ihm auch gleich bei seiner Ankunft in Luxemburg die Organistenstelle zu St. Michael, und in neuester Zeit die Leitung des philharmonischen Vereins im dortigen Militär-Casino. Auch auf dem Gebiete der Theatermusik hat derselbe sich versucht, und soll seine nun bald vollendete dreiactige romantische Oper „die Schwaben,“ der Sujet „der Lichtenstein“ von W. Hauff ist, im nächsten Winter in Trier zur Aufführung kommen.

Wilhelm Oertel,

(W. v. Horn)

Superintendent in Sobernheim*).

Von den Ufern der Nahe, der Mosel und des Rheins erhebt sich ein Bergrücken (hun hoch, rick Berg, Erhöhung) der den Namen Hundsrück trägt. Er ist von ansehnlicher Ausdehnung. Wer sich aber darunter eine Ebene dächte, würde irren. Es ist ein reiches, fruchtbares, frischgrünes Land, aus Hügeln, Bergen und Thälern

*) Aus der „Gartenlaube“ entnommen. (D. H.)

bestehend. In den Thälern üppige Wiesen an fischreichen Bächen, gesegnete Fruchtfluren und auf den Höhen dunkler Wald, und überall hübsche, wohlstehende Dörfer und drinnen ein biederer, frommer, kräftiger, frischer Menschenschlag, der alten Sitte, dem alten Rechte, dem alten Glauben treu. So recht im Herzen dieses schönen Hochlandes liegt das Dorf Horn, in dessen freundlichem Pfarrhause Wilhelm Oertel, (v. Horn) geboren ist. In alter Liebe zum Geburtsorte legte er sich davon seinen Schriftstellernamen bei, da er es nicht hat über sich gewinnen können, seinen, sonsthin von keinem Makel belasteten Namen zu nennen. Philipp Friedr. Wilhelm Oertel ist sein voller Name, und der 15. August 1798 der Tag seines ersten Schmerzlautes in dieser Welt. Zwei Drittheile eines Jahrhunderts waren nur O.'s Verkündiger des Evangeliums in dieser Gemeinde. Der Urältervater war als Weißgerber aus Sachsen nach Simmern eingewandert. Er ließ seinen einzigen Sohn, Johann Paul, Theologie studiren, und dieser wurde Pfarrer in Horn. Sein Sohn, Peter Paul, folgte ihm im Amte. Er war W. O. von Horn's Vater. Viel Bitteres erlebte die Familie in Horn. Von den Franzosen ausgeplündert bis auf das letzte Hemde, welches jedes Glied derselben auf dem Leibe trug, mußte P. P. Oertel, weil er für einen Schwager mit treuem Herzen gut gesprochen, sein ganzes Vermögen hingeben, und die Viehseuche leerte seine Ställe. Da ist die Sorge mit zu Bette gegangen und mit aufgestanden.

Ein kerngesundes Kind lag W. O. von Horn an der treuen Mutterbrust, als an der Pocken-Epidemie im Nebenzimmer sein älterer Bruder starb. Der Ruf: „Er ist gestorben!" trifft der Mutter Ohr. Sie sinkt ohnmächtig in des Gatten Arme und als man das Kind von der Brust nimmt, — hat es ein Nervenschlag an der ganzen linken Seite gelähmt! Das war 1799. Was die damals noch so sehr unvollkommene, chirurgische Kunst vermochte, geschah; aber nur langsam heilte die kräftige Natur des Kindes den Schaden aus. Die Masern, die es im neunten Jahre befielen, warfen ihren Krankheitsstoff auf den am längsten leidenden Theil, auf das linke Bein und besonders auf die Achillessehne. Das Bein wuchs nur langsam nach, blieb schwach, und wie kräftig auch sich die leibliche Natur entwickelte, W. O. v. Horn blieb hinkend und mußte am Stocke gehen. Man hat irrthümlich dieß Fußübel in jüngster Zeit irgendwo für eine Wunde aus dem Befreiungskriege gehalten. W. O. v. Horn hat, das wissen seine Freunde, manche Thräne vergossen, daß er damals nicht mitfechten konnte; aber er hat das Kriegsschwert nie geführt.

Es war im Jahre 1804, als sein Vater die sehr beschwerliche Pfarrei Horn mit der in Bacharach am Rhein vertauschte. Dort in den schönen Bergen, am silberglänzenden Strome, im Anschauen der großartigen Ruinen der Vergangenheit wuchs W. O. v. Horn heran; dort lebte er eine schöne, frohe Jugend. Kann es Wunder nehmen, daß diese Umgebungen auf seine Seele einen großen Eindruck machten?

Kann es Wunder nehmen, daß er dort mit seinem Geiste gerne weilt? Daß er durch und durch eine rheinische Natur ist? Das beurkundet sich in seinen Erzählungen: „die Eroberung von Bacherach," „der Apostelhof," „das Gotteshäuschen," und vielen Andern.

Das häusliche Leben war, wenn auch von mancher Sorgenwolke beschattet, dennoch ein stilles, friedliches, gemüthliches Pfarrhausleben. Der Vater, ein gehaltener, ernster, dennoch sehr gemüthlicher Mann, voll Glaubensfrische; die Mutter eine tiefsinnige, fromme, liebreiche, wohlthätige, milde Würtembergerin aus Weinsberg, deren segensreicher Einfluß auf des Knaben offene, freie Seele dem sanften Thaue von Hermon glich. Er hat im Jahrgange der „Spinnstube" 1846 eine Scene geschildert, welche ganz dies Bild der trefflichen Frau darstellt und beweist, wie sie es verstand, auf den lebensfrischen Knaben von der sichersten Seite einzuwirken. Die öffentlichen Schulen waren unter der Franzosenwirthschaft am Rheine im ärgsten Zustande. Alles nach der Staatsschablone, ohne daß der geistige Gewinn irgend angeschlagen gewesen wäre. Als darum der Knabe das Alter erreichte, wo der höheren Ausbildung Rechnung getragen werden mußte, nahmen der Vater, ein Zögling des Gymnasiums von Meurs und der Universitäten Duisburg und Heidelberg, und ein tüchtiger Philologe, ein älterer Bruder, ein sogenannter Privatgelehrter, und ein sehr tüchtiger französischer Geistlicher, der aber zum Receveur des Douanes und später Steuereinnehmer avancirt war, ein eben so wackerer als gelehrter Mann, des Knaben Bildung in ihre Hand, und der Erfolg war ein besserer, als der der école secondaire. Freilich fand sich im Jahre 1814, als er die Universität Heidelberg bezog, noch manche Lücke, die er aber dort mit dem Feuereifer einer nach Erkennen durstigen Seele durch einen selbst die Gesundheit gefahrdrohenden Eifer auszufüllen strebte. Sein ganzes, inneres Wesen zog ihn zur Theologie. Daub, Schwarz, Hegel, Fries, Wilken und Andere waren seine Lehrer. Im Hause des edlen Schwarz wurde er mit besonderer Liebe gehegt und dies Haus, diese Familie ist ihm theuer geblieben, wie denn die Verbindung mit Schwarz erst mit seinem Tode endete. Ueberhaupt war sein Leben in Heidelberg ein schönes, der Kreis ausgezeichneter Jünglinge, mit denen er innig verbunden war, anregend und erfrischend, die Theilnahme an mancher folgereichen Erscheinung des akademischen Lebens jener Tage nicht ohne wohlthätige Folgen.

Ostern 1818 war die Grenze des akademischen Lebens. Wohl wäre es sein heißer Wunsch gewesen, noch einmal nach Bonn gehen zu können, aber die Sorgenwolken waren am elterlichen Himmel noch nicht verzogen. Es ging nicht. Und es war gut so, denn der Vater erkrankte und bedurfte seiner im doppelten Amte, als Pfarrer und Superintendent, und ehe das Jahr 1818 hinabsank, schloß sich sein Auge für diese Welt. Seit 1812 hatte er Bacharach verlassen und sich auf die kleine, ruhige Pfarrstelle des lieblich gelegenen Gebirgs-

dorfes Manubach zurückgezogen. Die Liebe der Gemeinde ging vom Vater auf den Sohn über, und er folgte ihm im Pfarramte in dieser nur 500 Seelen zählenden Dorfgemeinde.

War schon im Knaben die schaffende Thätigkeit erwacht, wie hätte sie später, namentlich im Kreise gleichdenkender Alters- und Geistesgenossen und im stillen, idyllischen Leben in diesem schönen Rheinthale entschlummern können? Damals und auf Jahre hinaus, auch im Nahethale, beschäftigten local-historische Studien den Mann. Zu Tage ist davon nur getreten eine Geschichte der Burg Rheinstein und später ein Bändchen: Bilder aus dem Nahethale. Insbesondere war die Sammlung: der Sagen des Nahethales, die so reich und eigenthümlich sind, eine liebe Beschäftigung, und der Umgang mit dem Volke bot dazu die reichste Gelegenheit. Leider ruhen sie noch in der Mappe, ein reicher, verborgner Schatz.

Mit dem Jahre 1821 begann W. O. von Horn, damals unter dem Namen F. W. Lips (Lips war sein Studentenname) mit seinen größtentheils historisch-romantischen Erzählungen, hervorzutreten, und als man endlich erfuhr, wer dahinter stecke, schwieg er lange, und trat dann mit seinem „Friedel" (eine Volksgeschichte) als W. O. v. Horn hervor, welchen Namen er beibehielt.

Wie trefflich er in diesem „Friedel" den Volkston anzuschlagen verstand, beweisen wohl am besten die verschiedenen großen Auflagen, die sich in wenigen Jahren nöthig machten. Im Jahre 1846 begann er die „Spinnstube," einen Volkskalender, den er ganz allein schreibt. Keiner von all' den vielen illustrirten und nicht illustrirten Kalendern Deutschlands hat eine so allgemeine und große Verbreitung gefunden, wie dieses von L. Richter hübsch illustrirte Büchlein. Gleich großen Beifall, wenn auch nicht die enorme Verbreitung der „Spinnstube," fand der Separatabdruck der Erzählungen aus der „Spinnstube," den er unter dem Titel: „Rheinische Dorfgeschichten" und „des alten Schmidjakobs Geschichten," in Frankfurt erscheinen ließ. Eine Auswahl kleinerer Erzählungen und Biographien erscheint seit zwei Jahren in Wiesbaden. Die meisten seiner Erzählungen sind in's Französische, Holländische und Englische übersetzt und außerdem vielfach noch gedruckt. —

Man hat Horn öfters vorgeworfen, er schreibe so viel. Vielleicht ist doch dieser Vorwurf falsch. Die Erzählungen (11 Bände) sind nicht neu. Es sind die Wiederabdrücke seit 1820 geschriebener verschiedener Arbeiten. Die „Schmidjakob's Geschichten" sind ebenfalls Wiederabdrücke aus der „Spinnstube," ohne neue Zuthaten. Die „Spinnstube" ist immer auf 2—3 Jahre vorausgeschrieben, weil der kunstreiche Illustrator sie vor sich liegen und Zeit dazu haben will. So können also Jahre kommen, wo O. W. von Horn nicht einmal eine „Spinnstube" schreibt. Ueberdies hat er, und das wissen seine zahlreichen Freunde, die Gabe leichten und raschen Schaffens. Und dies Schaffen findet nur in den Stunden von 8 Uhr Abends

bis Mitternacht statt, weil der Tag ganz seinem heiligen Beruf gehört. Sechszehn Jahre lebte er in Manubach, in diesem stillen, verborgenen Rheinthale, in glücklicher Ehe, im Kreise heranblühender Kinder. Im Jahre 1835 wurde er nach Sobernheim als Pfarrer und Superintendent berufen, wo er zur Stunde noch lebt und wirkt.

Die große Kunst Horn's, die ihn beim Volke so sehr beliebt macht, besteht hauptsächlich darin, — und außer Höfer wüßten wir keinen deutschen Autor, der ihm darin gleich käme — daß er mit den einfachsten, schmucklosesten Mitteln das Gemüth des Lesers zu fesseln und zu rühren versteht. Horn ist weder in seinen Erfindungen und Situationen neu und originell, noch weiß er die Nerven à la Sue und Dumas auf die Folterbank der Erwartung zu spannen, aber seine Kenntniß des menschlichen Herzens, die echte Gemüthlichkeit und Treuherzigkeit, die alle seine Erzählungen durchweht, sein tiefes Gefühl für alles Gute und Schöne, und die einfache, fast naive Weise seiner Form, die er in seltenem Grade beherrscht, machen ihn zu einem Lieblingsschriftsteller des Volks, der überall gelesen wird, wo Gemüth und Treuherzigkeit noch Anklang finden. Wollte Horn dann und wann etwas kräftiger und entschiedener auftreten, und sich der heiligsten Interessen des Volks mehr annehmen, er würde bald auch bei denen ein sehr willkommener Gast sein, die ihm jetzt allzugroße Weichheit und Indifferentismus vorwerfen. Das Talent zum echten Schriftsteller hat er wie wenige neben ihm. —

Seine Schriften:

1. Gesammelte Erzählungen. 12 Bde. Frankfurt, J. D. Sauerländer.
2. Rheinische Dorfgeschichten. 4 Bde. Frankf., J. D. Sauerländer. (Besonderer Abdruck aus den gesammelten Erzählungen.)
3. Die Spinnstube. 1846—1858. Frankf., J. D. Sauerländer.
4. Des alten Schmid Jakobs Geschichten. 3 Bde. (Theilweise in 2. Auflage.) Frankf., J. D. Sauerländer. (Wieder-Abdruck von Erzählungen aus der Spinnstube.)
5. Lehrgeld, Meister Conrads Erfahrungen im Jungen-, Gesellen- und Meisterstande. 2. Aufl. Essen, G. D. Bädeker.
6. Friedel, eine Erzählung 4. Aufl. Darmstadt, G. G. Lange.
7. Geschichte aus der Heimat. Kreuznach, Voigtländer.
8. Bilder aus dem Nahethal. Kreuznach, Rehr. (Vergriffen.)
9. Auch ein Menschenleben. Erzählung. Erlangen, Heyder & Zimmer.
10. Hand in Hand. Eine Reihe von Geschichten für Reich und Arm in jedem Stande. Stuttgart, C. P. Scheitlin.
11. Rheinstein. Erinnerungsblätter für alle, welche die Burg besteigen. 1837. Coblenz, in Commiss. bei C. Bädeker.
12. Nothpfennig für Jedermann, besonders dem lieben Handwerker- und Hausstand. 2. Aufl. Erlangen, Heyder & Zimmer.
13. Franz Kerndörfer. Eine Geschichte aus dem Handwerkerstande und für ihn. 1847. Leipzig, C. H. Reclam.
14. Tonsor oder Scherer, der Wunderpfarrer in der Unterpfalz. Wiesbaden, Kreidel & Niedner.
15. Der Finger Gottes. Geschichte. Nord., christl. Verein.
16. Die Eroberung von Algier. Eine Geschichte, der Jugend und dem Volke erzählt.

17. Wie Einer ein Wallfischfänger wurde und was er dabei erfuhr und erlebte. Eine Geschichte der Jugend und dem Volke erzählt.
18. Hans Joachim von Zieten's Leben und Thaten. Der Jugend und dem Volke erzählt.
19. Simon. Lebensgeschichte eines Negersclaven in Brasilien, nacherzählt für die Jugend und das Volk.
20. Vormund und Mündel. Eine Geschichte aus der Vorzeit, der Jugend und dem Volke erzählt.
21. Der Orkan auf Cuba.
22. Das Erdbeben von Lissabon.
23. Der Brand von Moskau.
24. Das Leben des Feldmarschall Derfflinger.
25. Das Leben des Prinzen Eugenius.
26. Der Ostindienfahrer.
27. Der Herr ist mein Schild. Geschichte einer nach Sibirien verbannten Familie.
28. Von den zwei Savoyarden-Büblein.
29. Ein Kongo-Neger. Eine Geschichte aus dem Sclavenleben St. Domingo's.
30. Das Büchlein vom Feldmarschall Blücher.
31. Von dem Neffen, der seinen Onkel sucht.
32. Die Boorenfamilie von Klaarfontein.
33. Gottfried Pollmann. Eine Geschichte aus dem siebenjährigen Krieg.
34. Der Strandläufer. Eine Geschichte an den Dünen der Nordsee.
35. Von dem Manne, der uns den Weg nach Amerika gewiesen hat.
36. Die Gemsjäger. Eine Geschichte aus den Alpen der Schweiz.
37. Die Vergeltung.
38. Eine Korsarenjagd im indischen Inselmeer.
39. Die Biberfänger. Eine amerikanische Geschichte.
40. Leben der Kurfürstin Dorothea und der Landgräfin Elisabeth.
41. Drei Tage aus Gellert's Leben. Bremen. Christl. Verein.

Franz Conrad Offinger,

Lehrer in Bamberg.

Offinger Franz Conrad wurde am 2. Nov. 1791 zu Burgebrach, wo sein Vater Amtsschreiber war, geboren; er erhielt seinen ersten Schulunterricht zu Hallstadt, wohin sein Vater versetzt war, und bekam dort auch später vom Herrn Pfarrer Bautz Unterricht im Latein. Im Jahre 1805 kam sein Vater als Landgerichts-Oberschreiber nach Weismain. In Folge dieser Domicil-Veränderung wurde der Unterricht im Latein für den Knaben unterbrochen und überhaupt der Plan zum Studiren aufgegeben. Er war nun seinem Vater in der Amtsschreiberei behülflich bis im Frühjahre 1807 seine Mutter starb. Damals machte ihm der dortige Herr Pfarrer und Schulinspector Busch den Vorschlag, sich dem Schulfache zu widmen. O. überlegte sich die Sache, bestimmte sich mit Einwilligung seines Vaters dafür und bereitete sich unter Leitung genannten Herrn Busch bei dem aus dem neu organisirten Schullehrer-Seminar zu Bamberg getretenen und in der Nähe von Weismain (Altenkundstadt) ange-

stellten Lehrer Reinhard zur Aufnahme in's Seminar vor. Noch in demselben Jahre bestand er die Aufnahmsprüfung, wurde befähigt befunden und ihm ein Stipendium verliehen. — Der wissenschaftliche Unterricht wurde damals von Herrn Inspector und Professor Stephan und von Herrn Professor Schatt ertheilt, und war auf zwei Jahre berechnet. Aber schon zu Ende des Winter-Semesters 1807/8 wurde auf Veranlassung des damaligen Oberschul- und Studien-Commissärs Dr. Graser, von der kgl. Landes-Direction angeordnet, daß die Schulseminaristen in zwei Curse getrennt und die Befähigsten darunter noch in demselben Jahre das Seminar absolviren und sogleich als Schulgehilfen verwendet werden sollen. Um diese Anordnung um so sicherer durchführen zu können, wurden nebst dem Unterrichte, den Stephan und Schatt ertheilten, von Hrn. Kreisschulrathe Graser noch besondere Vorlesungen über seine neu erdachte Unterrichtsmethode gehalten. — O. war unter den wenigen Seminaristen, die in diesen Austritts-Cursus kamen, studirte sich tief in die Graser'sche Methode ein, und kam schon Anfangs November 1808 als Schulgehilfe nach Motschenbach, Landg. Weismain, wo er die Schule allein versehen mußte, da der dortige Lehrer ganz erblindet war. Im August 1809 machte er seine Anstellungsprüfung und wurde ihm, hinsichtlich der bei diesem Examen bewiesenen Fortschritte in seinen Berufskenntnissen, eine Schulstelle in Bamberg durch Decret vom 3. October 1809 anvertraut. — Er verehelichte sich dann am 7. Januar 1813 mit Barbara Stimpel, Regiments-Protokollisten Tochter aus Bamberg, wurde Vater von sieben Kindern und ist seit 11. Juni 1846 Wittwer.

Stets war und ist er noch bemüht, sich immer mehr für sein Fach auszubilden, und in Folge seiner Studien und Erfahrungen gab er die unten genannten Schulschriften, theils in Verbindung mit seinen nun längst verstorbenen Freunden, den Lehrern Härderer und Walter, theils allein heraus.

Während seines bereits neunundvierzigjährigen Wirkens als Lehrer zu Bamberg, erwarb er sich die Liebe und Achtung der Eltern, die Zufriedenheit seiner Vorgesetzten, belobende Anerkennungen von Seite der kgl. Regierung, und erhielt von Sr. Majestät dem König unterm 19. März 1850, in Anerkennung seiner mehrjährigen mit Treue geleisteten ausgezeichneten Dienste, und seines musterhaften Verhaltens während der revolutionären Bewegung, die silberne Medaille des Verdienstordens der bayerischen Krone. — Dann unter dem 9. Nov. 1852 haben sich Se. Majestät der König allergnädigst bewogen gefunden, ihm zum erneuten Zeichen der allerhuldvollsten Anerkennung seines fortdauernd ersprießlichen Wirkens und seines bei jeder Gelegenheit bethätigten ausgezeichneten Verhaltens die goldene Medaille desselben Ordens zu verleihen.

Neben seiner amtlichen Wirksamkeit erwarb sich O. noch ein besonderes Verdienst dadurch, daß es hauptsächlich seinen Bemühungen gelungen ist, für die Schullehrer-Wittwen und Waisen der Stadt

Bamberg ein sehr gut organisirtes Pensions-Institut im Jahre 1830 zu gründen. Das Vermögen dieser Anstalt wird, gleich andern städtischen Stiftungen vom Stadtmagistrate verwaltet und die Rechnung alljährlich dem Lehrervereine zur Einsicht und Erklärung hierüber vorgelegt. Jedes Mitglied zahlt jährlich 12 fl., dafür erhält aber auch jetzt jede Wittwe eine jährliche Unterstützung von 150 fl., und jede einfache Waise 25 fl., jede Doppelwaise 50 fl. bis zum Eintritte in eine Versorgung.

Seine Schriften sind:

1. Die kleine Leseschule (mit Härderer u. Walter. 1817). 8. Aufl. 1839. Bamberg, bei Lachmüller.
2. Hülfsbuch zum Unterrichte in der deutschen Sprache. 1818. Selbstverlag.
3. Die ersten Uebungen im Lesen der Druckschrift. 1821. 8. Aufl. 1840. Bamberg, bei Lachmüller.
4. Hülfsbüchlein zu Lese- und Schreibübungen. 1821. Selbstverlag.
5. Hülfs-, Lehr- u. Lesebuch für Volksschulen. 1825. Bamberg, bei Dresch.
6. Rechtschreibschule (mit Härderer). 1826. Bamberg, bei Dresch.
7. Vorlegeblätter für den Schönschreib-Unterricht. Zwei Hefte. (Mit Härderer.) 1827. Bamberg, bei Dresch.
8. Härderer's Sprachschule, nach dessen Tod großentheils umgearbeitet. 3. Aufl. 1836, 4. Aufl. 1839. Bamberg, bei Dresch.
9. Neue Schreib- und Leseschule. 10. Aufl. 1842. Bamberg, bei Dresch. 13. Aufl. Bamberg, bei Buchner.
10. 1200 Aufgaben aus der deutschen Sprach-, Rechtschreib- und Aufsatzlehre, mit den nöthigen grammatikalischen und sonstigen Belehrungen versehen. 9. Aufl. 1847. Regensburg, bei Manz.
11. Der Schreiblesunterricht in seiner natürlichen Verbindung mit dem Sprachunterrichte. 2. Aufl. 1852. Bamberg, bei Buchner.

Mit diesem steht in genauester Verbindung:

12. Erstes Schulbuch. Stufenweise geordneter Stoff zu den ersten Schreib- und Leseübungen, so wie auch zur Begründung des Sprachunterrichtes überhaupt, insbesondere aber zur Förderung der Rechtschreibung. 5. Aufl. 1858, in doppelter Ausgabe, die eine, worin die Graser'sche Elementarschrift, die andere, in welcher die deutsche Currentschrift zu Grunde gelegt ist.
13. Engelbrecht's kurzer Inbegriff des Nothwendigsten und Gemeinnützigsten aus der Natur und dem Menschenleben für die Jugend in Stadt- und Landschulen, auf die Dauer ihrer Schulpflichtigkeit. 12. Aufl. verbessert, zum Theil umgearbeitet und vermehrt von Offinger. Bamberg, 1857, bei Buchner.

Friedrich Wilhelm Opitz.

Motto: Wer die Bildung einer Kraft befördert, der unterrichtet und erzieht.

Opitz Friedrich Wilhelm, geb. am 25. April 1797 zu Zwickau, im sächsischen Erzgebirge, wurde 1818 als Lehrer an der Rathsfreischule, an Ostern 1826 an der Mädchenschule des Arbeitshauses für Freiwillige zu Leipzig angestellt; ward 1833 wieder an die Rathsfreischule zurückberufen, welche nun die vereinigte Raths- und Wendler'sche Freischule heißt. Von 1835—1838 Mitglied der, bei der Leipziger Kreis-Direction bestehenden Prüfungs-Commission für Schulamts-

Candidaten; jetzt noch Director an der Sonntagsschule der Loge Balduin zur Linde.

Seine Schriften:

1. Heilige Stunden einer Jungfrau. 5. Aufl. Leipzig, bei Haynel.
2. Heilige Stunden eines Jünglings. 3. Aufl. Leipzig, bei Haynel.
3. Erbauungsstunden für Frauen. 2. Aufl. Leipzig, bei Haynel.
4. Beicht- und Communionbuch. Leipzig, bei Haynel.
5. Das fromme Kind. Ein Beitrag zur häuslichen Erbauung für Kinder. Leipzig, bei Haynel.
6. Opitz und Dr. Meißner, der Lehrer und der Arzt als Rathgeber für Eltern bei der Erziehung ihrer Kinder, oder populäre Erziehungslehre. Leipzig, Fest'sche Buchhandlung.
7. Deutsches Lesebuch für Oberclassen in Töchterschulen. Leipz Fr. Fleischer.
8. Haus und Schule, oder guter Rath für Eltern über die Pflichten, die sie der Schule gegenüber zu erfüllen haben. 2. Aufl. Leipzig, bei Haynel.

Eduard Ortlieb,

Pfarrer in Drakenstein.

Ortlieb Eduard ist geboren zu Oberndorf am Neckar aus der rechtmäßigen Ehe des Lehrers und Organisten Michael von Offenburg mit Rosa Stehle. Sein seliger Vater, ein tüchtiger Violinist und wissenschaftlich gebildet, war der einzige, der ihm in der Musik Unterricht ertheilte. 1821 kam er nach Rottweil ans Gymnasium; 1825 ins Convict nach Ehingen; 1828 nach Tübingen ins Wilhelmsstift. Zu Rottenburg empfing er 1834 die Priesterweihe. In verschiedenen Landestheilen als Vicar verwendet, ist er seit 1840 Pfarrer von Drakenstein, einer wild romantischen Einöde mit 300 Seelen, wo ihm sein Amt Muße genug läßt, seiner Muse zu dienen. Anfänglich waren es Versuche für Clavier und Orgel (Op. 1, 3, 4, vergriffen.). Bald wandte er sich jedoch dem kirchlichen Gebiete zu. 1843 erschien das Programm des Vereins für katholische Kirchenmusik; 1845 das erste Werk, eine Messe von Ignaz Lachner, deren Typus seither öfters nachgeahmt worden ist. O. hat nur Op. 5 u. 6 als Vereinswerke aufnehmen lassen. Die contrapunktische Vocalmesse, Op. 8, ist übrigens dem Repertoir der Allerheiligen Kirche in München einverleibt, was den Verfasser hinlänglich rechtfertigen wird, wenn sein darin enthaltenes „O salutaris hostia" in neuer Auflage als Vereinswerk erschienen ist. Mehrere Clavier-Sonaten, einige Messen, sollen noch Manuscript sein. Nachstehend geben wir das Verzeichniß der Vereinswerke, wie seiner eigenen:

1. Benz, vierstimmige Messe.
2. Czerny, 6 Pange lingua, vierstimmig mit Orchester.
3. Lachner, J., vierstimmige Messe mit Orgel und Blasinstrumenten.
4. „ Deutsche Vesper, vierstimmig mit Orchester.
5. „ Christliche Lieder für eine Stimme mit Piano.
6. „ Marienlieder für eine Stimme mit Piano.

7. Lieb, vierstimmige Messe.
8. Mettenleiter, deutsche Litanei, vierstimmig mit Orchester.
9. „ lat. „Requiem," vierstimmig.
10. Organ für kirchliche Tonkunst, redigirt von Ortlieb.
11. Orlando, sechsstimmige Messe.
12. Ortlieb, vierstimmige Messe für Männer und Orgel. Op. 2.
13. „ für gemischten Chor und Orchester. Op. 5.
14. „ dreistimmiges „Requiem," mit Orgel. Op. 6.
15. „ vierstimmige Messe mit Orchester. Op. 7.
16. „ vierstimmige Vocalmesse. Op. 8.
17. „ sechs Quartette für Männer. Op. 9.
18. „ Festgesänge aus alter Zeit. Gemischter Chor. Op. 10.
19. „ Anweisung zum Präludiren. Op. 11.
20. „ Ueber Altargesang. Op. 12.
21. „ Alte Kirchenlieder für's katholische Volk. Op. 13.
22. „ „O salutaris hostia." 4 Fugen. Op. 14.
23. Palestrina, vierstimmige Messe.
24. Pearsall, vierstimmiges „Salve Regina" für gemischten Chor.
25. Reihing, deutsche Meßgesänge.
26. „ Cantionale chori.
27. Steinhardt, deutsche Messe, dreistimmig mit Orgel.
28. Uhl, marianische Antiphonen, vierstimmig mit Orgel.
29. Vogelmann, Kinderlieder aus Bone's Veilchensamen.
30. „ dreistimmige Lieder für die Gesellenvereine.

Christian Traugott Otto.

Otto Christian Traugott, geboren 1791 in Leisnig, 1816 Hospitalprediger zu Pirna und Prediger zu Zehista, 1818 Director des kgl. Schullehrer-Seminars zu Friedrichstadt-Dresden, nimmt seit 1835 Theil an den Anstellungsprüfungen der Schullehrer vor dem evangelischen Landes-Consistorium, Ritter des kgl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens.

Seine Schriften:

1. Der Katholik und der Protestant ꝛc. 2. Aufl. Dresden und Leipzig. 1826. Bei Arnold.
2. Geschichte und Verfassung der Schule und des Schullehrer-Seminars zu Friedrichstadt-Dresden. Dresden u. Leipzig. 1828. (2. Aufl. 1835.)
3. Kurzgefaßte Religionslehre für protestantische Schulen. Dresden und Leipzig. 1827. Bei Arnold.
4. Der sächsische Kinderfreund. Leipzig und Dresden. Bei Arnold. 8. od. 9. Auflage.
5. Biblische Geschichte für Schulen.

Dr. Emil Otto,

resign. Pfarrer in Heidelberg *).

Motto: Die Liebe allein veredelt den Menschen; je mehr Liebe wir üben, desto bessere Menschen sind wir! —

Otto Emil Dr., ein verdienstvoller Pädagog, ist geboren den 22. Januar 1813 zu Kork, im Großherzogthum Baden, woselbst sein Vater als Domainenverwalter angestellt war. Er genoß seine Schulbildung auf den Lyceen zu Karlsruhe und Rastatt und bezog 1831 die Universität, um Theologie und Philologie zu studiren. Nach absolvirten Studien und abgelegtem Staatsexamen, erwarb er sich daselbst die akademische Doctorwürde, und ging im Herbst 1834 nach Paris, um sich in der französischen Sprache und Literatur vollends auszubilden. Nach einem vierjährigen Aufenthalt in Frankreich, während welcher Zeit er mehrere Theile dieses Landes bereiste, und zwei Jahre als Erzieher in einer angesehenen Familie functionirte, kehrte er mit seinem Zögling nach Heidelberg zurück, und machte nach Verfluß eines Jahres mit letzterem eine Reise nach England. Ein halbjähriger Aufenthalt theils in London, theils auf dem Lande bot ihm Gelegenheit, die englische Sprache und Literatur, die er schon vorher mit Vorliebe getrieben hatte, noch gründlicher zu studiren.

In seine Heimat zurückgekehrt erhielt er im Herbst 1840 eine Berufung als Lehrer der neuern Sprachen, an die neu errichtete höhere Bürgerschule in Mannheim, woselbst er sich auch bald darauf verehelichte, und bis Herbst 1847 wirkte. Um diese Zeit wurde er durch Familienverhältnisse veranlaßt, einen Aufenthalt auf dem Lande zu wählen. Auf sein Ansuchen erhielt er die Pfarrei Mühlburg, in der Nähe von Carlsruhe. Hier eröffnete sich ihm nun ein ganz neuer Wirkungskreis; denn jetzt hatte er Gelegenheit, die sittlichen und geistigen Gebrechen und Bedürfnisse der niedern Volksclassen und der Landbevölkerung, für die er ein warmes Herz mitbrachte, näher kennen zu lernen. Von der Ueberzeugung durchdrungen, daß wahres Volkswohl die Bildung und Veredlung des Volkes zur nothwendigen Voraussetzung habe, hatte er schon in Mannheim im Verein mit mehrern gleichgesinnten Männern einen Volksleseverein und eine Volksbibliothek gegründet, aus welchen bildende und veredelnde Schriften gegen Entrichtung eines Lesegeldes von nur 1 kr. per Woche ausgeliehen wurden, und auf diese Weise manchen guten Samen ausgestreut. Auch gab er dort schon eine dahin zielende Monatsschrift heraus, betitelt: „Badisches Volksblatt. Zur Unterhaltung, Belehrung und Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse für den Bürger in Stadt und Land.“ Diese Thätigkeit setzte er auch in Mühlburg fort, wohl erkennend, daß die geistlichen Functionen zur Erreichung jenes hohen Zieles nicht ausreichten und daß die „Seelsorge“ einen

---

*) Herr Dr. Otto hat auf unser Ansuchen die Einsendung einer Autobiographie abgelehnt; obige Notizen schöpften wir aus zuverlässigen Quellen. D. H.

weitern Begriff haben müsse, als der, in welchem sie gewöhnlich von Geistlichen verstanden und geübt wird. Pfarrer Otto gründete also auch hier einen gemeinnützigen Leseverein, auf derselben Grundlage wie jener, der in Mannheim unter seiner Leitung gestanden hatte. Außerdem versammelte er an einem Abend in der Woche seine Mitbürger in einem geräumigen Local um sich, wo gemeinnützige Besprechungen gepflogen und bildende Schriften vorgelesen wurden. Rechnet man dazu seine uneigennützigen Bemühungen für Arme, für Kranke, für Rath- und Hülfsbedürftige, so konnte es nicht fehlen, daß er in kurzer Zeit sich die dankbare Liebe und Anhänglichkeit seiner Gemeinde in einem hohen Grade erwarb.

So verlief das Jahr 1848 mit seinen großen politischen Erschütterungen. Welcher Volks- und Vaterlandsfreund wurde da nicht von dem Gedanken an eine schönere Zukunft des deutschen Vaterlandes ergriffen! Wer fühlte sich nicht aufgefordert, innerhalb der Schranken der Gesetze sein Scherflein beizutragen! Das deutsche Parlament tagte in Frankfurt a. M. Die stenographischen Berichte wurden in mehrern hunderttausend Exemplaren über Deutschland verbreitet; aber der Bürgersmann konnte sie nicht lesen, sie waren für ihn zu umfangreich und zu hoch. Und doch welch ein Gewinn für deutsche Bildung, für die richtige Würdigung deutscher Verhältnisse und deutscher Bestrebungen konnte aus einer größeren Verbreitung echt vaterländischer deutscher Ideen erzielt werden! Von diesem Gedanken geleitet, schreckte Pfarrer Otto nicht vor der Mühe zurück, auch diese Quelle dem Bürgerstand zu öffnen. Er gab ein kleines periodisches Blatt heraus unter dem Titel: „Der Reichsbote," als regelmäßige Beilage zu einem Carlsruher politischen Blatte, worin er die Quintessenz der Frankfurter Parlamentsverhandlungen wiedergab.

Auch auf dem Gebiete der Kirche war dieser unermüdliche Mann rührig und thätig. Es galt um jene Zeit, das Verhältniß zwischen Kirche und Staat auf gesundern Grundlagen neu aufzubauen, der Kirche die ihr verfassungsmäßig zustehende Autonomie zu erringen und ihre Bevormundung durch den Staat wenn auch nicht zu beseitigen, doch auf die nothwendigen Schranken zurückzuführen. Um die Bahn hierdurch anzubahnen und die Theilnahme auch der gebildeten Laien zu wecken, gab er in Gemeinschaft mit Pfarrer Koch, dermalen Stadtpfarrer in Mannheim, eine kirchliche Wochenschrift heraus, unter dem Titel: „Badischer Kirchenbote. Blätter für kirchliche Fortbildung und christliches Leben." Carlsruhe, 1849.

Im Mai 1849 brach im Großherzogthume Baden die Revolution aus. Die Gährung war ziemlich allgemein, die Ueberstürzungen traten überall zu Tage, und es waren wenige Gemeinden im Lande, wo nicht Einzelne wenigstens hierin verwickelt waren. Auch in Mühlburg suchten sich Einflüsse von Außen geltend zu machen und die aufgeklärte Bürgerschaft zu ungesetzlichen Kundgebungen zu verleiten. Sie scheiterten aber an der ruhigen Besonnenheit des Pfarrers Otto,

und er hatte nachher, als nach Wiederkehr der rechtmäßigen Regierung, während des Kriegszustandes Tausende von Bürgern eingezogen, in Untersuchung genommen, und verurtheilt wurden, die Freude, daß kein Mühlburger von diesem harten Schicksal betroffen wurde. Dies hat auch nachher die Gemeinde in einer ehrenden Adresse dankbar anerkannt und ausgesprochen. Ihn selbst aber traf freilich ein härteres Schicksal. Ohne im Geringsten sich persönlich an den revolutionären Bestrebungen betheiligt zu haben, ließ er sich von Freunden, die den Einfluß seiner guten Feder kannten, bewegen, eine kleine Broschure oder vielmehr ein Flugblatt drucken zu lassen, worin er zur besonnenen Theilnahme an den Wahlen zur constituirenden Versammlung aufforderte, indem er darin das letztmögliche Rettungsmittel erkannte, einen Beschluß zur Rückberufung des Großherzogs zu erwecken, wodurch die rechtmäßige Regierung wieder hergestellt und dem Lande die ungeheuern Opfer einer Besetzung durch fremde Truppen erspart werden konnten. Da die Flugschrift den Charakter der damaligen, überhaupt so aufgeregten Zeit an sich trug, und der Verfasser nicht Muße hatte, die Worte auf die Goldwage zu legen, so mißkannte man die gute Absicht und Pfarrer Otto wurde kurze Zeit nachher wegen Preßvergehen in Untersuchung genommen und vom Consistorium provisorisch von seinem Dienste suspendirt. Da damals die Zahl der politischen Prozesse Legion war, so dauerte die Sache bis 1851, wo vom höchsten Gerichtshof des Landes ein freisprechendes Urtheil in seiner Sache erging. Dessen ungeachtet wurde die Suspension von Seite der Regierung bestätigt, und er seiner Stelle enthoben. Dieses strenge Verfahren erregte dem Pfarrer Otto allgemeine Theilnahme, welche auch in einem Artikel der „Badischen Landeszeitung,“ 1851, in Nro. 90, die dem Referenten vorliegt, ihren Ausdruck fand, und den wir hier wieder geben wollen:

„Karlsruhe, den 14. April. Die letzte Nummer des großh. Regs.-Bl. enthält unter andern Dienstesnachrichten auch die, „„daß Pfarrer Otto in Mühlburg aus dem Kirchendienst zu entlassen sei.““ So weit man Herrn Pfarrer Dr. Otto kennt, wird diese strenge Maßregel gegen ihn in Verwunderung setzen, und demselben ohne Zweifel eine herzliche Theilnahme erwecken. Man fragt sich, worin eine solche Strenge begründet sei, nachdem derselbe doch vom großh. Oberhofgericht der Anklage und Untersuchung entbunden worden ist, eine Thatsache, die bereits durch die Zeitungen bekannt wurde, und überall bei den Freunden und Bekannten des Pfarrers Otto freudige Theilnahme erregt hat. Wer die näheren Umstände nicht kennt, könnte geneigt sein, anzunehmen, jene Maßregel sei vielleicht in einer schlechten Amtsführung oder üblem Charakter oder Mangel an Befähigung begründet. Allein von allem diesem ist gerade das Gegentheil der Fall. Pfarrer Otto gehört anerkanntermaßen zu den tüchtigsten Geistlichen des Landes; sein Charakter ist fleckenlos, und hinsichtlich seiner Amtsführung besagen die Zeugnisse seiner vorgesetzten

Behörde, so viel uns bekannt ist, daß sie tadellos gewesen sei. Es kann also der Grund seiner Entlassung nur in seiner politischen Gesinnung zu suchen sein. In dieser Hinsicht hat derselbe zwar allerdings stets freimüthige und freisinnige Grundsätze an den Tag gelegt, allein wir wissen aus persönlichem Umgang mit ihm auf das Bestimmteste, daß ihm nichts ferner lag, als eine Verwirklichung derselben auf ungesetzlichem Wege zu erstreben, und daß er vor und während der Revolutionszeit stets dringend zur Gesetzlichkeit und Mäßigung mahnte. Möge ihm das Bewußtsein, daß er dieses Schicksal nicht verdient hat, tröstend zur Seite stehen!"

Wenn man bedenkt, daß dieses zur Zeit, wo in Baden in Folge des Kriegszustandes die Presse auf's schärfste überwacht war, in der Residenzstadt Karlsruhe, so zu sagen unter den Augen der Regierung gedruckt wurde, so wird man ermessen, welche weite Bedeutung diese Worte haben.

Einen Mann aber, von so echt christlichem Sinne, von solchen Kenntnissen und solcher Begabung, wie Pfarrer Otto, konnte ein derartiger Schlag, der manche Andere zu Boden warf, nicht hart treffen. Er war gleich resignirt, er hatte sich eine neue Lebensbahn zu schaffen. Er siedelte nach Heidelberg über, widmete sich tiefen Sprachstudien und erweiterter schriftstellerischer Thätigkeit. Wir geben nachstehend ein Verzeichniß der wichtigsten seiner Schriften, die jedenfalls von einer vielseitigen Bildung und von einer unermüdlichen Thätigkeit Zeugniß ablegen.

A. Volksschriften:

1. Badisches Volksblatt (schon oben erwähnt). Mannheim. 1847.
2. Unterhaltende Erzählungen für das Volk. Mannheim. 1847.
3. Ueber die Gründung von Volkslesevereinen nebst einem Verzeichniß guter Volksschriften.

B. Volksschulwesen:

1. Die Neugestaltung der Volksschule mit besonderer Berücksichtigung des Großherzogthumes Baden. Karlsruhe. 1848.
2. Neue Bearbeitung des: Schullehrers des 19. Jahrh., oder Darstellung des Unterrichts in der Volksschule mit besonderer Berücksichtigung des Anschauungs-Unterrichts. 3. Aufl. Stuttgart. 1851.

C. Unterrichtsbücher:

1. Petit livre de Conversation, français-allemand. 14. Aufl. Straßb. 1857.
2. Petit recueil des mots les plus usités dans le discours familier. 3. Aufl. Straßburg. 1853.
3. Petit Choix de morceaux de littérature allemande. Straßburg. 1850.
4. Le petit Allemand, ou Introduction facile à l'étude de la langue allemande. Strasbourg. 2. Aufl. 1849.
5. Le petit français, ou Introduction facile à l'étude de la langue française. 2. Aufl. Strasbourg. 1850.
6. Petit recueil de Racines allemandes etc. Straßburg. 1846.
7. Kleines Wörterbuch der französischen Stammwörter nach ihrer lateinischen Etymologie 2c. Karlsruhe. 1843.
8. First German Book, containing introductory lessons to the study of the German language. Heidelberg u. London. 1856.
9. German Conversation-Grammar. 2. Aufl. Heidelberg u. London. 1857.

10. A Key to it. Heidelberg. 1856.

11. Nouvelle Grammaire allemande à l'usage des Français. Heidelberg und Paris. 1857.

12, Französische Conversations-Grammatik. 3. Aufl. Heidelberg. 1856.

13. Französisches Conversations-Lesebuch für untere und mittlere Classen. Heidelberg. 1856.

14. Französisches Conversations-Lesebuch für die obern Classen. Heidelb. 1855.

15. Ausgewählte französische Theaterstücke zum Schulgebrauch rc. bearbeitet. Karlsruhe. 1847.

Friedrich Otto.

Der Rector der Knabenbürgerschule zu Mühlhausen in Thüringen, dieser rühmlichst bekannte Schulmann, Friedrich Otto, ist geboren am 18. April 1806 in Kindelbrück, einer kleinen Stadt Thüringens. Sein Vater, ein schlichter Handwerker, erzog ihn zu strengem Gehorsam, und seine fromme Mutter nahm sein Herz in ihre Hand. Nachdem er die Schule seines Geburtsortes mit dem Eintritte seiner kirchlichen Einsegnung verlassen hatte, ward er auf Privatunterricht und Selbststudium angewiesen. Sein Wunsch, sich in Schulpforta aufgenommen zu sehen, erfüllte sich nicht, aber an Ostern 1823 trat er als Zögling in das Schullehrer-Seminar zu Erfurt ein.

Je größer die Anregung war, welche in dem damals von dem Regierungs- und Schulrathe Karl Hahn geleiteten Seminar, die künftigen Schullehrer für die Neigung zu einem selbstständigen Aneignen wissenschaftlicher Kenntnisse erhielten: desto näher hätte auch die Gefahr liegen können, in der Wahl der Gegenstände für eine weitere Bildung zu erkennen, daß dieselbe nur dann eines glücklichen Erfolgs sich getrösten darf, wenn die entsprechenden elementaren Unterlagen, dem, der sich selbst belehren will, nicht fehlen. Es ist begreiflich, daß ein für wählbar erklärter Lehrer den Gedanken nicht zunächst verfolgt, daß es elementare Kenntnisse geben könne, welche ihm fremd seien. Der rc. Otto entging den Versuchungen, welche hier angedeutet worden sind, dadurch, daß der Herr Regierungsrath Hahn, ohne seinen Willen darüber besonders zu hören, aber in fürsorglicher Absicht, ihn zu Ostern 1826 an den Unterricht der Taubstummen wies. Dieser Unterricht, wenn er nicht als eine äußere Technik aufgefaßt wird, führt den Lehrer mit einer unwiderstehlichen Gewalt auf die Erkenntniß der Grundbedingungen, d. h. der Anfänge alles Unterrichts und auf die Nothwendigkeit einer streng gegliederten Kettenfolge des Lehrstoffs überall zurück, wo der Lehrer vollsinniger Schüler verleitet werden kann, die Stufen der Schüler über dem Reiz neuer Mittheilungen zu vergessen. Vierzehn Jahre lang hat rc. Otto als zweiter Lehrer am kgl. Taubstummen-Institute zu Erfurt gearbeitet. Neben diesem Hauptamte bekleidete er mehrere Nebenämter. Er besorgte

den Zeichenunterricht in der dortigen frühern Knaben-Oberschule; leitete die Sonntagsschule für Handwerker und unterrichtete in einer Classe der damaligen Privat-Realschule des Dr. Unger. Auch im außerordentlichen Wege sind ihm von Zeit zu Zeit verschiedene Aufgaben als Lehrer gestellt worden. So hatte er im Jahre 1829 im Auftrage des königl. Provincial-Schulcollegiums zu Magdeburg das dortige Taubstummen-Institut einzurichten; wiederum im Jahre 1830 das Amt eines ersten Lehrers am Taubstummen-Institute zu Weißenfels zu vertreten; so hat er mehrere Jahre lang den Unterricht im Deutschen in der zweiten Classe des Schullehrer-Seminars zu Erfurt, auch Geschichtsunterricht in der mit dieser Anstalt verbundenen Präparandenschule ertheilt. Alle diese Aufgaben konnten ihn aber nur immer entschiedener davon überzeugen, daß er einen seinen Kräften angemessenen und dem Gange, den seine Bildung genommen, zusagenderen Wirkungskreis nicht möchte finden können, als in der Leitung einer Schule, welche ihm so viel möglich reiche Gelegenheit gäbe, dem mittlern Bürgerstande diejenige Unterweisung an seinem Theile zuzuführen, deren Bedürfniß die Wege seines Lebens bisher auf eine so fast ausdrückliche Weise bestimmt zu haben schien. Ein solcher Wirkungskreis ward ihm mit seiner Erwählung zum Rector der Knabenbürgerschule in Mühlhausen im Jahre 1840 eröffnet.

Seine Schriften:

1. Das Geheimniß, Stotternde und Stammelnde zu heilen. Halle, 1831.
2. Pädagogische Zeichenlehre oder Anweisung, den Zeichenunterricht als einen wesentlichen Theil des allgemeinen Schulunterrichts zu behandeln. Erfurt, 1837.
3. Allgemeine Methodik des geographischen Unterrichts. Erfurt, 1839.
4. Das Wesen der amerikanischen oder Takt-Schreibmethode als eine Anleitung für Volks-Schullehrer. 3. Aufl. Erfurt, 1852.
5. Ueber die Behandlung des öffentlichen Unterrichts. Bemerkungen, gesammelt im preuß. Regierungsbezirke Erfurt. Erfurt, 1843.
6. Dasselbe. 2. Bändchen. Daselbst. 1850.
7. Anleitung, das Lesebuch als Grundlage und Mittelpunkt eines bildenden Unterrichts in der Muttersprache zu behandeln. Erfurt, Körner. 5. Aufl. 1857.
8. Lehrgang für den Muttersprach-Unterricht in einer Mittelklasse einer Bürgerschule. Erfurt, Körner. 1854.
9. Grundlagen für den Unterricht in der Muttersprache. Erfurt, Körner. 1854.

Heinrich Overhage,

Pfarrdechant und Schulinspector in Werde.

Overhage Heinrich wurde geboren im Jahre 1806 am 1. Dezbr. zu Ahlen, einer Landstadt im Münsterlande. Seine Eltern waren achtbare, aber unbemittelte Bürgersleute. Seinen ersten Unterricht genoß er in der Elementar- und Rectoratschule seiner Vaterstadt. Er zeigte schon frühe viele Lust zum Lernen, und wünschte sehnlichst, studiren zu können, aber der Vater war sehr dagegen, weil er die

Kosten scheute und sie auch wirklich allein nicht erschwingen konnte. Es wurde jedoch Rath gemacht, und besonders der Pfarrer an der neuen Kirche zu Ahlen, der ungewöhnliche, geistreiche und originelle Lutkenhaus, der sich durch Herausgabe eines Gebet= und Gesang=buches, durch populäre Werkchen über die Ehe und die heilige Messe einen rühmlichen Namen erworben hat, drang mit aller Kraft darauf, daß der Wunsch des Knaben, auf den er viel hielt, erfüllt würde. Dieser begab sich nun im Jahre 1821 nach Münster, und machte dort die sechs Classen des Gymnasiums ab, und mit besonderer Achtung und Liebe erinnert er sich noch seines ehemaligen Lehrers in der Prima, des nunmehrigen Domcapitulars Nadamann zu Münster, eines in allen Wissenschaften ausgezeichneten Mannes, dessen schriftstellerische Leistungen auch in weitern Kreisen bekannt geworden sind. Der Jüngling bestand nach sechs Jahren glücklich sein Abiturienten=Examen, hörte darauf ein Jahr philosophische Disciplinen unter den Professoren Esser und Schlüter; dann studirte er vier Jahre Theologie unter den berühmten Männern Katerkamp, Brockmann, Kellermann, und gegen Ende des zweiten Jahres wurde er in das Priesterseminar zu Münster aufgenommen, wo er zwei Jahre verweilte, unter dem Regens Schmulling und Subregens Hölling, wovon der erste ein sehr gelehrter und biederer Mann, der zweite ein ungewöhnlicher Practiker, ein sehr würdiger Schüler Overberg's, ein ausgezeichneter Katechet und ein überaus gemüthlicher Priester und väterlich gesinnter Führer war. O. empfing am 24. September 1831 die heilige Priesterweihe, verwaltete dann eine Vicarie in St. Servatii Kirche zu Münster, und ging 1833 im Mai nach Werne, einem Landstädtchen im Münster'schen, wo er bis 1848 die Vicarie und Christophorie zu besorgen, und nebst einem zweiten Caplan zahlreiche seelsorgliche Dienste in einer ausgedehnten Gemeinde von 6000 Seelen zu verrichten hatte. Nachdem er einige Male sich dem Concurse pro pastoratu gestellt, wurde er von der hochwürdigsten bischöflichen Behörde von Münster zum Pfarrdechanten von Beckum ernannt. Da aber die Pfarrgenossen von Werne sein Scheiden ungern sahen, so entschloß sich der seitherige Dechant wegen seines vorgerückten Alters, seiner Körpergebrechen und namentlich wegen seiner Schwerhörigkeit seine Stelle niederzulegen. So wurde dann der Vicar O. zu Werne vom hochwürdigsten Bischofe zu Münster, Johann Georg Müller, zum Pfarrdechanten daselbst ernannt. Fast gleichzeitig wurde er durch die geistliche und weltliche Behörde zum Schulinspector des Bezirks Werne bestimmt; in beiden Eigenschaften wirkt er noch gegenwärtig. Sein Leben war ein ländliches Stillleben, ausgefüllt durch Erfüllung seiner Berufspflichten, versüßt durch den Umgang mit lieben treuen Freunden, die ihm die Fürsehung stets einige ertheilte, und durch Verkehr mit dem einfachen Landvolke. Stunden der Muße benutzte er zu schriftstellerischen Arbeiten. Er hatte auch die hohe Freude, seiner innigst geliebten Mutter bei sich

ein angenehmes Dasein zu bereiten, das sie eben so sehr verdient, als bisher entbehrt hatte. Im Jahre 1846 ward sie ihm entrissen. Sein Vater hatte es nicht mehr erlebt, den Sohn am Altare zu sehen. Sehr traurig war für O. und seine Gemeinde das Jahr 1854, wo in derselben während der Herbstmonate die rothe Ruhr wie ein Würgengel wüthete und allein 188 Opfer forderte; im Ganzen starben, andere Todesfälle an Krankheiten dazu gerechnet, 319 Personen. Ihn selbst aber wie seine sämmtliche Mitarbeiter, zwei Aerzte und zwei barmherzige Schwestern schonte diese böse Krankheit und der Tod, obschon sie einige Monate lang täglich mit Ruhrkranken verkehrten.

Zu O. schriftstellerischer Wirksamkeit übergehend, bemerken wir, daß er bereits als Gymnasiast und Akademiker, Kleinigkeiten, Gedichte, im Westphälischen Merkur mittheilte, aber viele auch dem Vulkan opferte. Im Jahre 1833 schickte er dem Herrn Dr. Benkert zu Würzburg einen größern Aufsatz für den Religionsfreund zu. Als derselbe aber in Jahresfrist weder im Religionsfreunde erschien, noch eine Antwort kam, da entschloß sich O. der Schriftstellerei ganz zu entsagen, wozu er wohl keine Anlage besitzen möge, was Andere besser als er selbst zu beurtheilen im Stande seien. Endlich erfolgte ein recht verbindliches und aufmunterndes Schreiben von Herrn Dr. Benkert; nur durch einen besondern Umstand waren Mittheilung und Antwort bis dahin unterblieben. Nun faßte der junge Schriftsteller wieder Muth und lieferte zahlreiche Aufsätze für den Religionsfreund und die Athanasia, später auch für die Philothea, Zeitschriften, die alle in Würzburg bei Stahel erschienen, dann betheiligte er sich auch an dem christkatholischen Magazin und an dem Monatsblatt für katholisches Unterrichts- und Erziehungswesen, welche der hochverdiente Schulmann Domcapitular Krabbe zu Münster herausgab. Vorzugsweise sind aber seine Gedichte, religiösen, geschichtlichen, liturgischen Aufsätze, Schilderungen aus dem Leben, seine Erzählungen, Gleichnisse u. s. w. im Münster'schen Sonntagsblatt mitgetheilt, als dessen Hauptmitbegründer oder doch Erhalter O. gelten kann. Dasselbe entstand zunächst und hauptsächlich durch Anregung des für die katholische Sache stets begeisterten, stets rührigen Eduard Michelis, des ehemaligen verdienten Secretärs vom großen Clemens August. Ihm schlossen sich an der Caplan von unserer lieben Frauen Kirche zu Münster, J. W. Kres, nunmehr Domcapitular und Regens, der Caplan von St. Ludgai, Lahm, jetzt Regierungs- und Schulrath, der Caplan von St. Aegidii, Kappen, jetzt dort Pastor und der damalige Vicarius Overhage, zu Werne, der zumal in den ersten Jahren wohl die meisten größern Artikel lieferte, und sich auch von dem Unternehmen, das viel Beifall fand, nie ganz zurückgezogen hat. In den letzten Jahren hat O. auch mehrere Erzählungen für das Lang'sche Hausbuch geliefert.

Nachdem die zweite Ausgabe von der „Weltgeschichte für die katholische Jugend," von J. Annegarn, Pastor zu Selm, vergriffen

war, ersuchte deren Verleger, Herr Buchhändler C. Theissing in Münster den Vicar Overhage, eine dritte zu besorgen. Diese erschien 1845 unter dem Titel: „Joseph Annegarn's allgemeine Weltgeschichte für die katholische Jugend und für Erwachsene. Dritte, von einem katholischen Geistlichen bedeutend erweiterte Ausgabe." 1850 erschien die vierte Auflage mit dem Namen des neuen Herausgebers, worauf der Verleger sehr drang und wozu der Herausgeber sich nur ungern verstand. Ein achter Band wurde dem Werke hinzugefügt. O. besorgte ferner die neuen Ausgaben folgender Schul- und Volksbücher von Annegarn:

„J. Annegarn's Weltgeschichte für die katholische Jugend. In einen vollständigen Auszug gebracht für Schulen vom Verf. selbst;" 2 Ausgaben veranstaltete Annegarn, eine 3., 4. u. 5. Overhage. — „J. Annegarn's Handbuch der Geographie für die Jugend, mit vielen eingestreuten ausführlichen Nachrichten über die Sitten, Religionen, Lebensweise fremder Völker und mit andern nützlichen Notizen." Die beiden ersten Ausgaben sind von A., die 3., 4. u. 5. von O. Die letzte erschien 1851. Diese drei Werke sind Eigenthum der Theissing'schen Buchhandlung zu Münster, und werden in naher Frist wieder neu aufgelegt. Die geschichtlichen Werke Annegarn's haben vor vielen ähnlichen den Vorzug, daß aus der Masse der Geschichte das Interessanteste, Belehrendste und am meisten Anregende ausgeprägt ist, in einer sehr klaren, faßlichen, populären Sprache. Der Auszug ist kein Skelett. Die Geographie höchst interessant, keine Zahlen- und Worttabelle. Aber diese Werke hatten auch ihre Schattenseite: häufig fehlte die Kritik, manche Unrichtigkeiten, namentlich über das Mittelalter, manche Ungenauigkeiten, manche Oberflächlichkeit kamen vor, dazu oft triviale Ausdrücke, Flüchtigkeiten u. s. w., die der neue Herausgeber zu tilgen trachtete. Er überarbeitete, berichtigte, vermehrte die ganzen Werke, die als fast neu erschienen, und durchaus entschieden katholisch gehalten sind. Im Jahre 1845 zur Zeit des Rongeunfuges und der ärgsten und niederträchtigsten Befehdung der katholischen Kirche, erschien bei Theissing in Münster eine Sammlung zeitgemäßer Schriften, zur Vertheidigung der katholischen Kirche, von verschiedenen Verfassern, unter Andern von J. Hildebrand, damals Vicar zu Dortmund, jetzt als Missionär in der Paderborner Diöcese wirkend. Das 2. Heft: „Petrus und sein Nachfolger," und das 5.: „Die heil. römisch-katholische Kirche" (die vier Merkmale derselben enthaltend) sind von Overhage. Einzelne Predigten bei verschiedenen Gelegenheiten sind gedruckt, aber nicht in den Buchhandel gekommen. —

Das selbstständigste Werk Overhage's ist:

„Katholische Erzählungen ɀc." 6 Bände. Münster, bei Theissing (1853—1856.).

Besonders abgedruckt aus vorstehendem Werke sind die „Münsterländischen Kirchspiels- und Dorfgeschichten." 2 Bändchen. — Von

dem ersten Werke wird nächstens ein siebentes, und von dem zweiten bald ein drittes Bändchen erscheinen.

Diese katholischen Erzählungen sind eine Sammlung der besten Erzählungen, die seit einer Reihe von Jahren vom Verfasser in verschiedenen Zeitschriften mitgetheilt wurden, es sind jedoch auch ganz neue, noch ungedruckte, hinzugekommen. Sie sind sehr günstig aufgenommen, fast sämmtliche Beurtheilungen lauten beifällig, namentlich von katholischen Recensenten, im „Münster'schen Merkur," in „Deutschland," in der „Wiener Literatur-Zeitung," im „Münster'schen Sonntagsblatt" u. s. w., selbst die „Neue Preußische Zeitung" hat sich sehr anerkennend geäußert. Besondern Beifall scheinen die „Münsterländischen Kirchspiels- und Dorfgeschichten" zu gewinnen. Sie sind dem Münsterländischen Leben entnommen, eine stille, friedliche, liebliche, ländliche Natur bildet den poetischen Hintergrund, die handelnden Personen sind die ländlichen Bewohner des Münsterlandes, die vor vielen deutschen Stämmen ihre Eigenthümlichkeit, ihre Sitten, Gebräuche, ihre Einfachheit und ihren katholischen Glauben treu bewahrt haben, obschon auch bei ihnen eine Aenderung in neuester Zeit nicht zu verkennen ist.

Dr. Christian Palmer.

Palmer Christian, Dr., als Pädagog und Theolog gleich vortheilhaftest bekannt, ordentlicher Professor der Theologie in Tübingen, Vorsteher der evangelischen Predigeranstalt und Frühprediger an der St. Georgenkirche daselbst, Ritter des Ordens der würtembergischen Krone, ist am 27. Januar 1811 als Sohn eines evangelischen Schullehrers in Winnenden (einige Stunden von Stuttgart entfernt) geboren; er hat, um Theologie zu studiren, die niedere evangelische Klosterschule zu Schönthal, sofort das evangelische theologische Seminar in Tübingen durchlaufen, und auf einem Vicariat in einem ansehnlichen Pfarrdorfe bei Stuttgart sich viel mit der dortigen Schule beschäftigt, was für ihn den Grund legte zu dem Interesse, das er auch später immer für das Schulwesen in sich trug. Vom Jahre 1836—1839, war P. Repetent am theologischen Seminar zu Tübingen, 1839—1843 Diaconus in Marbach (Schiller's Geburtsort) und 1843 wurde er zum Diaconus in Tübingen befördert, 1848 Archidiaconus und 1851 Decan daselbst. Im Jahre 1852 wurde P. zum ordentl. Professor der Theologie und Frühprediger an der St. Georgenkirche in Tübingen ernannt; 1853 von Sr. Majestät dem Könige, nachdem er einen glänzenden Ruf als Oberhofprediger und Consistorial-Präsident nach Dresden ausgeschlagen hatte, um dem akademischen Lehramte treu zu bleiben, zum Ritter des Ordens der würtembergischen Krone ernannt; ebenso für das Jahr 18⁵⁷/₅₈ zum Rector der Universität.

Seine Schriften:

1. 1839. An Freunde und Feinde des Pietismus.
2. 1840. Revision des Entwurfs zu einem neuen würtembergischen Kirchengesangbuch.
3. 1842. Evangelische Homiletik. 1857. 4. Aufl.
4. 1844. Evangelische Katechetik. 1856. 4. Aufl.
5. 1843—1855. Sammlung evangelischer Casualreden in 12 Bänden.
6. 1852. 1853. Evangelische Pädagogik. 1855. 2. Aufl.
7. 1856. Ein Jahrgang evangelischer Predigten.

Außerdem viele Artikel in Tholuk's „Literarischen Anzeigen," „Darmstädter Kirchenzeitung," Völter's „Süddeutschem Schulboten," Herzog's „Theologische Real-Encyklopädie."

Auch erschienen von ihm 2 Hefte musikalischer Compositionen:

1. 1837. Psalmen für vierstimmigen Chor.
2. 1841. Drei Cantaten für denselben mit Orgelbegleitung, Blasinstrumenten und Baß.

Karl Gottlieb Petermann.

Motto: So ist nun weder der da pflanzet, noch der da begießet, etwas, sondern Gott, der das Gedeihen gibt.

Petermann Karl Gottlieb, ein ausgezeichneter, an Kenntnissen und Erfahrungen gleich reicher practischer Schulmann ist geboren den 21. April 1809 in Neukirchen bei Nossen im Königreiche Sachsen, Director der evangelischen Freischule in Dresden, Verfasser folgender Schriften:

1. Aufgabenbuch für den schriftlichen Gedankenausdruck der Kinder deutscher Volksschulen 2c. Erstes Heft: Untere und mittlere Stufe. 8. Aufl. Zweites Heft: Für Oberclassen. 5 Aufl.

2. Vollständiges Spruchbuch zu Luther's kleinem Katechismus mit Hinweisungen auf biblische Geschichte, auf biblische Beispiele und auf das Gesangbuch. 11. Auflage.

3. Der dreißigjährige Krieg 2c., zur zweihundertjährigen Jubelfeier des westphälischen Friedensschlusses 2c. 3. Aufl.

4. Der Augsburger Religionsfriede 2c., zur dreihundertjährigen Jubelfeier den 25. September 1855. 9. Aufl.

Vorstehende Schriften sind bei Adler und Dietze in Dresden erschienen.

5. Geleitbrief für Confirmanden. Eine Mitgabe auf die Lebensreise 2c. Leipzig, Arnold.

6. Dr. Martin Luther's letzte Lebenstage nebst einem Abrisse seines Lebens 2c., zur dreihundertjährigen Erinnerungsfeier seines Todes 2c. 2. Aufl. Ebend.

7. Der Passauer Vertrag, oder der 2. August 1852. Eine Schrift für evangelische Christen. 3. Aufl. Dresden, Liepsch u. Reichhardt.

8. Sprüche und Verse zur biblischen Geschichte und zur Feier der christlichen Festtage. Für Lehrer beim ersten Religionsunterrichte und für Schüler der untern Classen 2c. Leipzig, Julius Klinkhardt.

Gänzlich umgearbeitet wurden von ihm:

9. Die erzählende Mutter, oder kurze Geschichten für Kinder von drei bis fünf Jahren.

10. Einhundertundfünfzig Erzählungen für das Kindesalter vom fünften bis achten Jahre. Leipzig, Hermann Fritzsche. 3. Aufl.

Mitverfasser folgender bei Julius Klinkhardt in Leipzig erschienener Schriften:

11. Lebensbilder I., II., III., IV.
12. Erstes Lesebuch nach der Schreiblesemethode.
13. Größeres Handbuch für Schüler zum Gebrauche bei dem Unterrichte in Bürgerschulen und höheren Unterrichtsanstalten rc.
14. Kleineres Handbuch für Schüler zum Gebrauche bei dem Unterrichte in Volksschulen.
15. Handatlas für Schüler beim Unterrichte in der Geographie und Geschichte.
16. Biblische Geschichten für Mittel- und Unterclassen.
17. Sammlung poetischer Musterstücke zu Declamirübungen.
18. Rechenschule. Methodisch geordnete Aufgaben zum Tafelrechnen, erstes bis neuntes Heftchen, und Kopfrechnen, erster und zweiter Theil.
19. Geographie, Geschichte und Verfassung des Königreiches Sachsen.

Julie Pfannenschmidt,

geb. **Burow.**

Pfannenschmidt Julie ward geboren am 24. Februar 1804 zu Kydullen, im ehemaligen Neu-Ostpreußen, wo ihr Vater Salz-Inspector war. Durch den für Preußen höchst unglücklichen Frieden vom Jahre 1807 wurde ihr Vater brodlos gemacht, erhielt aber doch bald wieder eine andere Anstellung in Elbing, und schon am 1. März desselben Jahres langte die Familie nach einer äußerst beschwerlichen Reise in dem neuen Wohnorte an. — Frühe erwachten bei dem kleinen, munteren, äußerst lebhaften Mädchen die geistigen Anlagen; denn schon in ihrem vierten Jahre konnte sie fertig lesen, für das sie große Vorliebe zeigte, aber um so mehr Abneigung gegen häusliche Handarbeiten, z. B. Stricken, wozu sie nur mit Strenge angehalten werden mußte. Ihr Verlangen nach geistiger Nahrung hatte fast keine Grenzen; von allen Dingen wollte sie die Ursache wissen, und ihre „Warum?" nahmen kein Ende. Zum Glücke hatte sie in ihrem Vater einen ziemlich unermüdlichen Beantworter ihrer tausend Fragen, und zudem besaß er die Gabe, sie ihren Verstandeskräften gemäß passend zu belehren. Oft führte er seine Julie bald in diese, bald in jene Werkstätte, in die Mühle, wo er ihr das ganze Getriebe zeigte, wobei er sie belehrte, wie viel Menschenkraft und Fleiß dazu gehören, bis das tägliche Brod auf den Tisch kommt; besuchte mit ihr die Buchdruckerei, die Walk- und Sägemühlen, den Webstuhl u. s. w. Weniger günstig war der Einfluß auf ihre Erziehung von Seite der Mutter, da diese ihre Tochter, weil ihr körperliche Reize mangelten, nicht liebte, und weil — aus Abneigung der Mutter gegen den Vater — nicht selten der häusliche Frieden gestört ward. Darum hing denn die Tochter auch mehr an dem Vater und der im Hause wohnenden Großmutter, als an der Mutter, die ihre ganze Liebe dem fast vier Jahre jüngeren Brüderchen Juliens zugewendet zu haben schien. Indeß die nur zu oft vorgefallenen Zwistigkeiten

unter den Eltern und die scheinbare Härte des Gatten gegen die Mutter wendeten das Herz der Tochter allmählig von dem Vater ab und neigte sich der Mutter mit immer größerer Innigkeit zu. —

Nun nahte die Zeit heran, wo Julie in die Schule gehen mußte. Freudig, und voll Durst nach Belehrung sehnte sie sich darnach. Aber ach! die Schule befriedigte ihre Erwartung, ihr Verlangen nicht; denn man belehrte sie keineswegs über das, was sie augenblicklich zu erfassen wünschte, sondern sie sollte lernen, was man ihr nach Gebrauch und Herkommen bot, und doch fühlte sie bald, daß sie alle ihre Mitschülerinnen und einige ihrer Lehrer in gewissem Sinne an Wissen übertraf. Sie besaß eine Menge losezusammengeraffter Kenntnisse, die wohl Niemand bei einem Kinde in ihrem Alter gesucht hätte; sie konnte nicht bloß lesen und ziemlich orthographisch schreiben, sie hatte auch sehr häufig Verständniß von dem, was sie las, oder strebte doch darnach, und da sie wirklich dachte, so verstand sie auch ihre Gedanken zu Papier zu bringen. Rechnen hatte sie nie gelernt, doch lernte sie die Species im Fluge und mit großem Vergnügen und eben so gern die gebotenen Anfangsgründe der Lehre von den Flächen. Alles, wobei sie nachdenken konnte, war ihr so angenehm, wie etwa die körperliche Bewegung des Turnens oder Tanzens; schrecklich dagegen jeder Unterricht, der sich nur auf die Erwerbung mechanischer Fertigkeiten bezog. Hätte Julie wirklich guten, ihre Naturgaben kräftig entwickelnden Unterricht bekommen, sie hätte sich sicherlich in dieser Zeit schon nicht nur mit Leichtigkeit, sondern mit großer Freude viele männliche Kenntnisse angeeignet. Eine gewöhnliche Mädchenschule ist aber zum Glück oder Unglück nicht der Ort, für solche Extravaganzen. Sie fand es entsetzlich unrecht, daß man auf den Unterricht der Knaben so viel mehr Achtsamkeit verwendete, als auf den der Mädchen, und beneidete nicht selten den Bruder, der so Vieles lernen durfte, wovon sie kaum den Namen wußte. Sie war eben ein Kind, und der zufällige Umstand, daß sie die nicht schöne Tochter einer schönen Mutter war, hatte die Entwickelung jenes ersten weiblichen Charakterzuges verhindert, der im Wissen nicht einen Besitz, sondern einen Schmuck sieht. Doch die Natur ist immer zur rechten Zeit geschäftig in der geistigen wie in der Körperwelt, und so erwachte auch in ihr die so echt weibliche Sehnsucht, geliebt und gelobt zu werden und überwucherte den Wunsch, zu wissen, zu erkennen. Sie fühlte jetzt mit einem Schmerz, der oft zur Pein ward, daß ihre Mutter sie weit weniger als den Bruder liebe, und in diesem Schmerz entwickelte sich mehr und mehr ihre Mädchenhaftigkeit. Sie dachte nun nach, wie sie sein, was sie thun müßte, um die Liebe ihrer Mutter zu erringen, und da ward sie inne, daß sie ja ein wahrer, echter Ungeschick sei, zu nichts brauchbar und mit nichts gern beschäftigt, als mit Fragen und wieder Fragen, die zu beantworten wohl lästig sein mochten.

Da fand sich Gelegenheit. Unter den zahlreichen Freundinnen

von Julien's Mutter war eine, von allen geliebt und geschätzt. Sie war unverheirathet und die Stütze und Freude ihrer Mutter. Diese Freundin, Namens Minchen, hatte eine Vorliebe für das wißbegierige und wenig liebenswürdige Kind. Minchen lud unsere Julie zuweilen zu sich ein, um ihr schöne Kupferstiche von Pflanzen und Thieren zu zeigen, die sich in ihres Bruders Bibliothek befanden, der Professor am Elbinger Gymnasium und einer der füheren Gefährten von Julien's Vater war. Minchen bewohnte ein kleines, sauberes Stübchen. Da stand ein Tisch, ganz angefüllt mit Büchern, Kupfern und Karten. An dem großen Straßenfenster blühten und dufteten Blumen aller Art. Zwischen diesen Blumen aber, und recht wie in einer Laube, war der Sitz der freundlichen Gönnerin. Ein kleiner Nähtisch stand dort, angefüllt mit den Werkzeugen und dem Material zu allen möglichen Handarbeiten. Julie besah bisweilen neugierig diese Nadeln, Zangen, Scheeren, Brettchen und Gestelle mancherlei Art, fragte nach ihrem Gebrauch, und freundlich ward ihr das alles auseinander gesetzt; sah wohl auch öfter zu, wenn Minchen eifrig und anhaltend beschäftigt war, das schadhaft gewordene Seidenkleid, oder die Spitzenhauben einer Freundin zu stopfen und auszubessern. Das war eine langsame, mühselige Arbeit, die Geschick und Aufmerksamkeit erforderte. „Warum aber quälen Sie sich denn mit den Lumpen und Lappen all Ihrer Bekannten?" fragte Julie, als dieser einst schon das Zusehen langweilig wurde. — „Glaubst Du denn nicht, liebes Kind," entgegnete Minchen, „daß ich meinen Freunden eine rechte Freude mache, wenn ich ihnen Sachen erhalte, die nicht blos kostbar, sondern auch oft ihnen als Andenken lieb und theuer sind?" Diese Antwort fiel tief in die Seele Julien's und gewährte ihr ganz plötzlich den Blick in eine Gegend, die ihr bis dahin verschlossen war. Die von ihr so sehr verachteten Handarbeiten erschienen ihr nun in einem neuen Lichte. Man konnte Andere damit erfreuen, man konnte ihnen Dinge schaffen und erhalten, die ihnen lange lieb waren, ihnen auch vielleicht die Geberin oder Erhalterin lieb und theuer machten.

Von jenem Tage an war ein neuer Geist über Julie gekommen. Jetzt lernte sie Handarbeiten und übte sie, und — sie war nicht mehr ungeschickt; denn wenn ein Mensch sein Herz für Etwas erwärmt, so verwendet er auch sein Nachdenken und seine Aufmerksamkeit darauf, und was man mit Aufmerksamkeit und Nachdenken macht, das macht man gut, sei es, was es sei. Ungeschicklichkeit in mechanischen Arbeiten ist nicht ein Fehler des Körpers, sondern des Geistes; nur wer nicht acht gibt auf das, was er thun will, wer flüchtig oder träumerisch oder gedankenlos eine mechanische Arbeit anfängt und fortsetzt, macht sie ungeschickt. Was man mit Liebe verrichtet, verrichtet man auch mit Geschick.

Die leicht gewonnene Fertigkeit in den weiblichen Handarbeiten kamen der kleinen Julie bald zu gut. Ihr elterliches Haus war zu jener Zeit ein Aufenthalt des Elends, die bitterste Noth lastete auf

demselben, und ihre Kindheit hatte schon sehr frühe mit Entbehrungen aller Art zu kämpfen. Damals schon, als eilfjähriges, die Schule besuchendes Mädchen, mußte sie den schweren Versuch machen, ihre Kleider, ihre Schulbücher sich selbst zu erwerben. Nicht genug. Die Fehler ihres Vaters hatten noch größere Opfer nöthig gemacht. Armuth und Noth stiegen so weit, daß sich die Mutter entschloß, mit ihrer Tochter sich an ihre Verwandten zu wenden. Eine jüngere Schwester der Mutter war an einen Arzt in Tilsit verheirathet und lebte zur Zeit in ziemlich angenehmen Verhältnissen. Diese sicherte ihr schwesterliche Aufnahme zu. Unter tausend Thränen packte die Mutter ihre wenigen Habseligkeiten sammt den Kleiderchen ihrer Tochter und schickte sich zur Abreise an. Das Brüderchen mußte bei dem Vater zurückgelassen werden. Julie nahm, noch lange nicht dreizehn Jahre alt, Abschied von der Schule, in welcher sie eben einen Preis erhalten hatte, und reiste mit ihrer Mutter über Königsberg nach Tilsit, zu den Verwandten, wo sie mit Liebe aufgenommen und mit Herzensgüte und Freundlichkeit behandelt wurden.

Den Jahren und Kenntnissen nach hätte man Julien vor allen Dingen noch in eine gute Schule schicken sollen; ihrer äußeren Erscheinung nach ward dies aber für unthunlich gehalten, und nur zweierlei Unterricht ward ihr zu Theil: Religions- und Tanzunterricht. Zu dem ersten ging sie anfangs mit weit größerer, erwartungsvollerer Freude, als zu dem letzteren. Was versprach sie sich nicht Alles von ihm, zumal sie sich auf die Confirmation vorbereiten sollte! — Tief durchdrungen von der Heiligkeit dessen, was sie empfangen sollte, brachte sie den besten, reinsten Willen zum Confirmations-Unterrichte mit, aber jeden Tag verließ sie denselben mehr und mehr unbefriedigt.

Religionsunterricht muß zur Herzensangelegenheit der Jugend gemacht werden, da derselbe seiner innersten Natur nach nicht Verstandessache sein kann. Nur indem der Lehrer das Herz seiner Schüler erwärmt und erweicht, kann er ihnen den eigentlichen Sinn des Christenthums erschließen. Das Wesen des Christenthums ist Liebe, diese aber liegt im Herzen, das Herz muß sie empfangen, wenn sie lebendig wachsen und blühen soll.

Der Religionslehrer war aber wohl kaum der Mann, einen solchen fruchtbringenden Unterricht zu ertheilen. Die Schüler lernten die Religionslehren auswendig als gegebene Thatsachen, hielten sich dabei leider! aber mit sehr unerquicklichen Erklärungen auf, und waren, als der Confirmationstag herannahte, genau eben so klug und in sich selbst sicher, als bei der ersten Unterrichtsstunde. Endlich brach dieser Tag an, und Alles bereitete sich auch äußerlich festlich auf die Feier vor. Als der Gottesdienst längst vorüber war, als wohl bei allen Andern die Rührung verklungen, stand unsere Julie einsam unter einer belaubten Akazie im kleinen Gärtchen. Dort gedachte sie des abwesenden Vaters, des lieben, fernen Bruders, der Zukunft,

die lang und sonnenlos vor ihr lag; dort betete sie und faßte unter heißen Thränen gute Vorsätze.

Während des folgenden Sommers machte Julie mit ihrer Mutter und Großmutter nicht selten kleine Reisen zu befreundeten Familien, die sie bis zur russischen Grenze, ja bis über dieselbe nach ihrem Geburtsorte Kydullen führten. Dadurch erhielt sie eine ziemlich genaue Kenntniß der Gegenden und der Zustände Ostpreußens, die sie oft und mit Vorliebe in ihren Schriften schildert. Jugendeindrücke erhalten sich lange im Herzen im rosigen Jugendlichte.

Hätte Julie nicht stets die wache Sehnsucht nach ihem Bruder gehabt, so würde sie sich in Tilsit bald vollständig heimisch gefunden haben. Denn die gute Tante und deren Gatte ließen ihr es nie merken, daß sie kein Anrecht auf ihren Schutz und ihre Stütze hatte. Indeß suchten die beiden Schutzbefohlenen ihren Unterhalt, so viel es anging, durch ihrer Hände Arbeit selbst zu verdienen. Die Mutter schneiderte und nähte für Geld, und die Tochter stickte so fleißig, als ihre Natur, der Stillesitzen so sehr entgegen ist, dies nur immer erlaubte; beide, Mutter und Tochter, waren noch jung und arbeitsfähig: aber Frauenarbeit wird sehr schlecht bezahlt, und es lag wohl auf der Hand, daß die Tochter, als die jüngere, auf einen einträglicheren Erwerbszweig denken mußte.

Julie war mit einem ungewöhnlichen Dichtertalente begabt. Sie konnte Tage lang, wenn sie bei Laune war, in Reimen sprechen, die man, ohne allzuviel Barmherzigkeit zu üben, auch allenfalls Verse hätte nennen können. Jeder Scherz, jede Freude, Sonnenschein und Schneegestöber, die Sehnsucht nach ihrem Bruder, alles, alles ward bei ihr zum Gedichte. Aber diese Gedichte wurden nie Jemanden gezeigt, und wenn ein Zufall sie verrieth, so schämte sie sich gar sehr und weinte bitterliche Thränen.

Ein Freund ihres Onkels, Justizrath K., ein wackerer gebildeter Mann, hatte einstmals eines dieser Gedichte zu Hand bekommen, und ließ nun nicht nach, bis sie ihm ihre sämmtliche Gedichte zeigte. Er fand sie sehr hübsch und rieth ihr, ihre Poesien zu sammeln und in Druck zu geben. Julie würde dieses damals für ihre Pflicht gehalten haben, wenn er ihr gesagt hätte, sie könne Geld damit erwerben; da er ihr aber im Gegentheil sagte, daß Poesien so frisch, originell und natürlich der Kosten werth seien, die man für Druck, Papier u. s. w. darauf verwende: so lachte sie über die Idee des gutmeinenden Freundes, und fragte, wie viel Studien sie wohl noch machen müßte, um allenfalls eine kleine Schule zu begründen, denn das war der höchste ihrer Träume und Wünsche. Immer unter Kindern sein, Gedanken und Zeit theilen zwischen Lernen und Lehren — keine höhere Glückseligkeit könnte sie sich vorstellen. Hätte sie einige practische Lebenserfahrungen, ein wenig Muth und Selbstvertrauen gehabt, es wäre ihr sicherlich nicht schwer geworden, sich bei einigem Fleiße zu einer tüchtigen Lehrerin auszubilden; aber sie war den

Jahren nach noch kaum dem Kindeskreise entwachsen und hatte Niemanden, der ihr rathend und helfend zur Seite stand. Nicht auf dem leichten Wege durch Lehre und Unterricht, sondern auf dem weit schwereren durch Leben und Leiden sollte sie ihre geistige Ausbildung erlangen.

Die Wurzeln ihres Lebensbaumes sollten nie zu fest sich einranken in eine irdische Heimath. Nur ein Jahr noch nach ihrer Confirmation brachte sie in Tilsit zu. — Die jüngste Schwester ihrer Mutter war die Gattin eines protestantischen Geistlichen in Nathangen. Diese, eine ganz junge, sehr hübsche Frau, erwartete ihre erste Entbindung und wünschte dabei die Gegenwart und Pflege ihrer älteren, durch keine Familienpflichten behinderten Schwester. Mutter und Tochter verließen nun Tilsit und zogen nach Laggarben.

Als ein 15jähriges, blühendes Mädchen, das die Vergnügungen der Jugend bereits kennen gelernt hatte, kam nun Julie auf's Land. Es war ein jäher Wechsel! Einer Pflanze, die man aus dem warmen Frühbeet plötzlich in den harten, kalten Boden versetzt, mag etwa so zu Muthe sein, wie der Julie. Dazu kam noch, daß sie es tief empfand, wie ihr Platz am Tische nur ein usurpirter sei und wie man sie nur aus Barmherzigkeit dulde. Es war ein herbes, hartes Jahr, das Julie dort verlebte. Mit einem Male entwickelte sich bei der Mutter eine Krankheit, an der sie schon lange litt. Es war ein furchtbar schmerzliches Gliederreißen, zu dem sich auch eine periodische Harthörigkeit gesellte, die manchmal zu vollständiger Taubheit ausartete. Der Onkel in Tilsit hatte schon lange die Absicht gehabt, mit der Mutter eine ernste Cur zu beginnen, aber die Verhältnisse erlaubten ihm nicht, zwei Personen in seinem Hause aufzunehmen und zu erhalten. Julie entschloß sich daher und erklärte, daß sie beabsichtige, irgendwo als Lehrerin kleiner Kinder ihr Brod zu suchen.

Die Gelegenheit dazu ließ nicht lange auf sich warten. Eine begüterte Wittwe auf dem Lande in der Gegend von Rastenburg wünschte ein junges Mädchen, die ihr und ihrer alten Mutter Gesellschaft leisten und zwei Kindern, einem Mädchen von sieben und einem Knaben von acht Jahren, den ersten Unterricht ertheilen sollte. Man wurde einig, und Julie nahm nun Abschied von ihrer Mutter, die kurz darauf nach Tilsit zu ihrer Mutter ging.

In Pohiebels — so hieß der Ort von Julien's erster selbstständiger Wirksamkeit — fand sie Kinder, die der Erziehung in sehr hohem Grade bedürftig waren. Sie versuchte vor Allem dieselben an sich zu gewöhnen. Anfangs wollte ihr das nicht gelingen, es waren junge wilde Geschöpfchen, die den Zaum und Zügel der Schule nie gekannt hatten. Doch machte sich dieses bald, und sogar früher, als sie selbst gehofft. Die Mutter schien sich dieses Erfolges recht sehr zu freuen und zog nun Julie näher an sich. Die Kinder lernten und hatten große Freude daran, und sie, die jugendliche Lehrerin, nicht minder. — Ihre Tage in Pohiebels waren mit Arbeit vollständig

ausgefüllt. Waren die Schulstunden beendigt, so nähte und stickte sie für die gnädige Frau, besserte dies oder jenes aus, pflegte ihre Zimmerblumen, ging mit ihr spazieren oder las ihr vor. So schwand die Zeit, und der Winter kam und breitete seinen weißen Mantel ungewöhnlich früh über die Gegend.

Der Aufenthalt in Pohiebels hatte für Julie allerdings seine anfänglichen Schrecken verloren. Sie hatte Freude an ihrer Beschäftigung, liebte die Kinder und verehrte die Hausfrau und ihre alte Mutter, und wurde hinwider von Allen geliebt und geachtet. Auch hatte sie Bekanntschaften in der Umgegend gemacht und Personen gefunden, die sich für das einsame Kind warm interessirten. Julie hätte glücklich sein können ohne das entsetzliche Bangen nach der Mutter, das von Woche zu Woche zuzunehmen schien und ihr wie ein Krebs am Herzen nagte. Sie war krank, sehr krank, das zeigte sich auch in ihrem Gesichte. Die gnädige Frau berief ihren Hausarzt und der freundliche Doctor erklärte: Das junge Mädchen hat ganz ausgebildet das Heimweh! sie muß in ihre Heimath, wenn sie nicht an schneller Abzehrung sterben soll.

Die gnädige Frau schrieb an Julien's Mutter, und auch Julie selbst that es. Die Antwort der Mutter erfüllte ihr Herz mit Jubel — denn sie berichtete, sie habe sich entschlossen, zum Vater zurückzukehren, da derselbe seit einiger Zeit nach Danzig als expedirender Regierungssekretär mit einem Gehalte von 800 Thalern versetzt worden sei.

Voll freudiger Hoffnung eilte Julie nach Tilsit zu ihrer Mutter, von wo aus alsobald beide zusammen ihre Reise in die neue Heimath antraten. Sie nahmen ihren Weg über Elbing, bis wohin ihnen der Bruder entgegen kam, und wo sie von der Großmutter, deren Haare nun weiß geworden, erwartet wurden. Das war ein herzliches, freudiges Wiedersehen. Die Weiterreise von Elbing nach Danzig verlief ohne Unfall. Jubelnd und freudig kamen sie da an, wo sie der Vater, im Aeußern und Innern fast ganz unverändert, mit Freuden bewillkommte. Ihre Wohnung war eben kein Palast; aber es war eine Heimath, es war ja doch ein Vaterhaus, und das Familienband umschlang die vier Menschenherzen, die sie theilten. Die kleine Familie hätte jetzt glücklich und zufrieden leben können, denn das Einkommen wäre damals, wo alle Lebensbedürfnisse kaum halb so theuer waren, als heutzutage, ausreichend erklecklich gewesen. Aber die Fehler des Vaters brachten bald neuen Kummer in die bescheidene Wohnung. Ein Fehler desselben, sehr nahe verwandt mit einer der höchsten menschlichen Tugenden, war der, daß er kein Geld leiden konnte. Es fiel ihm, so zu sagen, zwischen den Fingern durch, und wenn er Geld hatte, so stand es zur Disposition jedes Bettlers, ja jedes Diebes; denn er pflegte sein ganzes Besitzthum unverschlossen an irgend einen beliebigen Ort hinzulegen und so lange davon zu nehmen, bis es zu Ende war. Darum verging kaum ein halbes Jahr in

Danzig, als die Noth, die eiserne, grimmige Noth in dem armen Häuschen auf's neue einkehrte. Die Mutter war erkrankt, und es gebrach an Allem, was zum Lebensunterhalte nöthig war, dazu kein Geld im Hause. Doch es ward Rath! Von dieser herben Stunde an arbeitete Julie wieder, wie schon als Kind, fleißig für Geld und erwarb sich, was sie brauchte, und ihr Bruder gab Stunden und hatte dadurch mehr als ausreichend für seine persönlichen Bedürfnisse. Freilich, beide Kinder mußten arbeiten und saßen oft bis spät in die Nacht hinein; aber aus dieser angestrengten Arbeit flossen für sie beide unzählige Vortheile und wahre reine Genüsse. Für's erste lernten sie die Zeit eintheilen und wurden ihrer Kräfte bewußt; sodann hatten sie das süße Gefühl der Selbstständigkeit; sie konnten mit dem, was sie selbst erwarben, auch nach eigenem Ermessen schalten und walten; dann kannten sie keine Langweile, bedurften keiner Zerstreuung, und — wie süß war für sie jede Ruhestunde, wie wonnevoll jeder Spaziergang in der schönen Umgebung Danzigs.

Die Stellung der Eltern und ihr beiderseitiger Bildungsgrad war von der Art, daß ihnen und ihren Angehörigen der Eintritt in die bessere Gesellschaft offen stand; aber auch in den engen Zimmern ihres Hauses fand sich sehr oft zahlreicher Besuch ein, Künstler und Musiker und Leute von Bildung mancherlei Art.

So wuchs Julie zur Jungfrau heran, und als sie zwanzig Jahre zählte, verlobte sie sich mit einem jungen Manne, den ihr Herz unter den dreien auserkoren, die sie mit ihren Anträgen fast zu gleicher Zeit beehrten. Ihr Verlobter mußte aber noch drei Jahre lang in Berlin seinen Studien obliegen — und drei Jahre sind lang, wenn man sie vor sich sieht. Eine dreijährige Brautzeit, in welcher der Verlobte ununterbrochen abwesend ist, kann wohl schwerlich eine glückliche genannt werden. Endlich kehrte ihr Verlobter als Baumeister von Berlin zurück, und am 19. Januar 1831 wurde die Hochzeit gefeiert.

In Neufahrwasser, dem eine Meile von Danzig gelegenen Hafenstädtchen, hatte Juliens Gatte seine Arbeitsstation. Einige Tage vor der Hochzeit hatte die Braut mit einer ihrer Freundinnen die kleine Wohnung, die künftig ihre Welt sein sollte, eingerichtet und aufgeputzt. Dorthin führte sie der Mann, dem sie ihre Zukunft übergeben, als sie mit heißen Thränen von der leidenden Mutter Abschied genommen. Heilige, ernste Vorsätze erfüllten ihre Seele. Sie gelobte ihrem Gott, sie gelobte sich selbst, jede ihrer Pflichten mit Liebe und Treue zu erfüllen, und dem Manne, der auf sie seine Lebenshoffnung setzte, alles Glück zu bereiten, das die Aufbietung all' ihrer Kräfte ihm geben konnte.

Im ersten Jahre der Ehe wurden die glücklichen Vermählten von Gott durch die Geburt einer Tochter gesegnet. Zwei Söhne folgten ihr in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren, und später kam noch ein Töchterchen hinzu. Julie war eine glückliche Mutter;

ihr Mann war sehr beschäftigt und fast immer abwesend; ihr Umgang in dem Oertchen bestand aus einigen jungen Mädchen, die sie zuweilen besuchten; ihre Kinder waren für sie die ganze Welt. Drei Kinder sind indeß ein Reichthum, der durch Arbeit geschützt, bewacht, versorgt sein muß, und redlich erfüllte sie ihre Mutterpflicht.

Das Glück und die Zufriedenheit dieser Familie wurden indeß auch durch manche Wechselfälle unterbrochen. Auch sie sollte die Leiden dieses Erdenlebens empfinden als ernste Mahnungen, daß von dieser Welt und auf dieser Erde der Mensch sein dauerndes Glück nicht empfangen könne. Nicht die geträumten Feenpaläste, nur die Höhen sollen wir erreichen, um von dort aus, wo wir die verschlungenen Wege des Erdenlebens übersehen, muthig die Schwingen ausbreiten zu können, die uns in den Aether der Ewigkeit tragen.

Einige Monate nach der Geburt ihres jüngsten Knabens verfiel Julie in eine lebensgefährliche Krankheit. Und nur der treuen Pflege und der liebevollen Theilnahme ihrer Freundin F., die opferwillig an ihr Schmerzenslager eilte, hatte sie ihre Wiedergenesung zu verdanken!

Auch sollte die Familie lange keine bleibende Heimath finden. Als Baubeamter wurde Julien's Gatte bald da, bald dorthin versetzt, und oft kaum eingewohnt, mußten sie die gewonnenen Freunde und Bekannte wieder verlassen und in einen fremden Ort übersiedeln. Es hatte dieses zwar in anderer Beziehung auch wieder seine Lichtseite. Julie und ihr Gatte lernten dadurch viele Menschen von hoher Bildung kennen, mit denen sie in wirklich freundschaftliche Verhältnisse traten. Von hohem Einflusse auf das Leben und die nachherige Wirksamkeit Julien's war ihre Bekanntschaft mit dem Professor Wilhelm Klutz, während ihres Aufenthaltes in dem Städtchen Driesen in der Neumark; denn er war es, der sie zuerst darauf aufmerksam machte, daß sie im Besitz eines Schatzes, den sie verpflichtet sei, zum Besten ihrer Kinder zu verwerthen. Er las Gedichte von ihr und einige Aufsätze in Prosa, die sie für die Lehrstunden ihrer Kinder entworfen (Julie unterrichtete ihre Kinder selbst), hörte auch sehr gern ihren Mährchen zu und sagte ihr endlich, daß sie unverantwortlich handle, wenn sie nicht wenigstens den Versuch mache, für die Oeffentlichkeit zu schreiben.

Juliens Zeit war durch ihre große Haushaltung (sie hatte viele Arbeiter ihres Mannes zu Tische) und den Unterricht ihrer Kinder sehr beschränkt; dennoch fielen jene Worte ihr schwer in's Herz. Die Bedürfnisse der Kinder wuchsen mit ihren Jahren. Vermögen war keines vorhanden, und in dem doch möglichen Falle, daß Gott ihren Gatten zu sich rief, bevor die Kinder erwachsen und fähig, für sich selbst zu sorgen, waren sie naturgemäß an die Mutter und deren geistige und körperliche Kraft gewiesen. Dies bedenkend, setzte sich Julie an einem einsamen Abend, da schon Alles schlafen gegangen war, hin und begann den Entwurf einer Erzählung. Sie behandelte das Thema: Die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der bürger-

lichen Gesellschaft und die Grausamkeit derselben gegen die Gefallenen, die sie rettungslos in den Abgrund stößt. Zehn Jahre lang arbeitete sie mit allem Fleiße an dem Buche und sandte es dann ihrem Bruder nach Königsberg, der als Professor an der dortigen Universität doch manche literarische Verbindungen hatte. Im Jahre 1849 erschien das Buch, auf den Wunsch des Verlegers, unter dem Titel: „Frauenloos." Das war Juliens erster Eintritt in das öffentliche Leben. Das „Frauenloos" erregte Aufsehen; empfing Lob und Tadel. Mehrere Briefe aus verschiedenen Gegenden zollten ihr ihren Beifall. — Darauf betheiligte sie sich auch bei einer Preisbewerbung, die vom „Familienbuch des österreichischen Lloyd" ausgeschrieben wurde, mit der Novelle: „Ein Pfarrhaus in Nathangen." Die Preisrichter erkannten einstimmig ihrer Arbeit den ersten Preis zu. Dieser kleinen Begebenheit wohl hat sie größtentheils den Ruf zu verdanken, den ihre Arbeiten nun schnell erhielten.

Während Julie noch an ihrem zweiten großen Roman: „Aus dem Leben eines Unglücklichen" in Züllichau arbeitete, traf die Familie ein Schlag, dessen größte Schwere auf das Haupt des Hausvaters fiel. Denuncianten hatten seine politischen Gesinnungen verdächtigt; man forderte ihn vor ein Disciplinargericht und dispensirte den thatkräftigen, an Arbeit gewöhnten Mann. Nach achtmonatlicher Quälerei ward endlich der Gatte mit allen Ehren in sein Amt wieder eingesetzt, erhielt die Nachzahlung der ihm vorenthaltenen Hälfte seines Gehaltes und seine Versetzung mit Verbesserung nach Bromberg, wo seit dieser Zeit die hart geprüften Familienglieder glücklich und zufrieden wohnen. Ihre beiden Töchter sind bereits glücklich verheirathet, und von den beiden Söhnen ist der älteste Chemiker, der zweite Mathematiker.

Als die Eltern ihre Silberhochzeit feierten, umarmte Julie nach langer Trennung ihren geliebten Bruder, den wackern Prof. Dr. August Burow wieder, einen der ersten Operateure, die Deutschland zur Zeit hat.

Ihre Schriften:

1. Frauenloos. 1830. Königsberg bei Samter. 2 Bde.
2. Aus dem Leben eines Glücklichen. Königsberg bei Samter. 3 Bde.
3. Novellen. Leipzig bei H. Costenoble. 2 Bde.
4. Ein kleinstädtischer Arzt. Kober in Prag. 2 Bde.
5. Ueber die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Leipz. bei Costenoble. 1 Bd.
6. Lebensbilder (Novellen). Bei Brockhaus in Leipzig. 1 Bd.
7. Der Augenarzt (Kinderschrift). Berlin bei Winkler. 1 Bd.
8. Lebensbaum. Bei Kober in Prag. 3 Bde.
9. Erinnerungen einer Großmutter. Bei Kober in Prag. 2 Bde.
10. Der Armuth Leid und Glück. Bei Brockhaus in Leipzig. 3 Bde.
11. Johannes Kapler. Bei Kober in Prag. 3 Bde.
12. Gedichte. 1 Bd.
13. Julie Burow. Eine Selbstbiographie. Prag u. Leipzig bei J. L. Kober.

Außerdem befinden sich noch viele kleine Aufsätze von ihr im „Illustrirten Familienbuch" und in der von H. Schäfer in Berlin herausgegebenen Musterzeitung: „Der Bazar."

Joseph Anton Pflanz.

Pflanz Joseph Anton, gegenwärtig Hauptlehrer an der Realschule zu Rottweil a. N., ist am 25. Februar 1819 zu Ellwangen geboren, und zweiter Sohn eines nun verstorbenen Zimmermeisters. Obwohl in seiner Jugend an den Schulen seiner Vaterstadt tüchtig gebildet, sollte er doch, aus Mangel an Mitteln zur Weiterbildung, das Handwerk des Vaters erlernen, was aber dem damals häufig kränklichen 14—15jährigen Knaben wenig zusagte. Um die gleiche Zeit war der allgemein geachtete Dr. Schabel, Professor der Mathematik und Naturwissenschaften am obern Gymnasium zu Ellwangen, auf ihn aufmerksam geworden und suchte dessen Studien, mit vielem Erfolg, weiter zu fördern, so daß Pflanz bereits im Frühjahr 1838 an die polytechnische Schule zu Stuttgart, und im Herbst desselben Jahres, an die Universität Tübingen übersiedeln konnte, wo er Aufnahme in dem damals gegründeten Reallehrer-Seminar fand; entschiedene Neigung für's Lehrfach hatte ihn vom Zimmermannslehrling ohne weitere Deliberation diesem Berufe entgegengeführt. Bereits im Herbste 1839 machte P. das Oberreallehrer-Examen, und erhielt hierauf vom Staate Erlaubniß und Unterstützung zu wissenschaftlichen Reisen in's Ausland, wobei er gegen 15 Monate in Paris zubrachte. Im Herbst 1841 erhielt P. eine Lehrstelle für Mathematik und Naturwissenschaften an der Fürstl. Hohenzollern'schen Landes-Studienanstalt (Lyceum und Realschule) zu Kloster Hedingen bei Sigmaringen, die er bis Ostern 1844 bekleidete, da er nur die Wahl hatte zwischen Rücktritt in vaterländische Dienste oder Erstattung der nicht unbeträchtlichen Staatsunterstützungen während seiner Studienzeit in Tübingen und im Auslande. Er entschloß sich zum Rücktritt, da sich eben um die genannte Zeit Gelegenheit hiezu bot, und kam in Folge dessen in gleicher Eigenschaft an die Latein- und Realschule zu Rottenburg a. N. Das Jahr 1848 mit seinen Nachwehen veranlaßte P., der sich seither mehr mit Schule und Wissenschaft befaßt hatte, auch in politischer und kirchlicher Richtung einen festen Sitz auf dem Wagen der Zeit einzunehmen und zu behaupten, und er setzte sich zur Rechten: zur katholisch-conservativen Partei.

Hatte Pflanz seine Privatthätigkeit mehr der Wissenschaft und Pädagogik zugewendet, wovon seine früheren Schriften Zeugniß geben, so betrat er jetzt ein anderes Feld der Wirksamkeit. Zunächst betheiligte er sich bei dem 1848 gegründeten „Deutschen Volksblatt" als thätiger Mitarbeiter; dann bei dem „Sonntagsblatt für's christliche Volk" und dem „Katholischen Volkskalender," welch' beide er mit Herrn Dr. Fl. Rieß, dem Herausgeber, begründen half und die alsbald zu einer bedeutungsvollen Höhe und Wichtigkeit für die Diöcese Rottenburg sich emporschwangen. Hier waren es besonders „Volksgeschichten" — aber wirkliche, lebenstreue und lebensfrische Volksgeschichten, welche dem früheren Mathematiker

eine schnelle und wohlverdiente Popularität unter dem Volke der Diöcese verschafften. Im Frühjahr 1852 erschien erstmals ein Bändchen solcher, theils gesammelter, theils neuer, Volksgeschichten, dem später drei weitere nachfolgten (bei Hurter in Schaffhausen). Auch für das „Hausbuch für christliche Unterhaltung“ hat P. anfangs einiges geschrieben, jedoch war er zu vielfach in Anspruch genommen, um dort mit größerem Erfolg zu wirken.

Und so war P. ohne Weiteres „Volksschriftsteller“ geworden, ohne daß er wußte, wie? Uebrigens findet man selten bei einem Manne die Erfordernisse zu einem wahren Volksschriftsteller in höherem Maße vereinigt, als bei P., dem so zu sagen ein instinktmäßiges Verständniß des Volkslebens zu eigen, und der mit einer äußerst scharfen und richtigen Beobachtungsgabe für alles ausgestattet ist.

Seit dem Herbst 1851 hat P. zweimal, je über ein Jahr lang, die Redaction des genannten „Deutschen Volksblatts“ übernommen, nachdem es ihm gestattet worden, aus Gesundheitsrücksichten seine Lehrstelle durch einen Amtsverweser verwalten zu lassen. Da er sich in Folge dessen zu einem Ortswechsel in seiner amtlichen Stellung entschließen mußte, so probirte er es mit dem Städtchen Neresheim auf dem Hardtfelde, einer ihm bis jetzt fremden Gegend, wohin er sich als Real- und Lateinschullehrer versetzen ließ; doch gefiel es ihm unter dem dortigen „Volke“ nicht sonderlich und unter dessen Leitern und Lenkern noch weniger, daher er zu Anfang des Jahres (1857) eine Stelle an einer größern Lehranstalt wieder vorzog.

Schon auf Neujahr 1856 hatte P. eine periodische Jugendschrift vorbereitet, die denn auch unter dem Titel: „Sonntagsfreude für die christliche Jugend“ erschien und sich alsbald einer nicht gewöhnlichen Theilnahme von Seiten der Jugend und ihrer Freunde zu erfreuen hatte. Der hochw. Bischof von Rottenburg schrieb dem Herausgeber am 20. October hierüber (vgl. den Prospect zur „Sonntagsfreude“ für das Jahr 1857): „Ich hatte bisher meine Freude an derselben, und bin überzeugt, daß Ihr Blatt, wo es gelesen wird, in Haus und Schule, viel Gutes stiften werde. Deßwegen wünsche ich von Herzen, daß es recht viele Leser finden möge! Setzen Sie das Werk in dem Geiste fort, in welchem Sie es begonnen haben; Ihre Arbeit wird auch eine in dem Weinberg des Herrn verrichtete sein und gute Früchte bringen.“ Schade, daß sie dem Herausgeber selbst bis jetzt nicht nur keine Früchte, sondern vielfachen Kummer eingetragen hat; denn nachdem Herr P. einige Zeit nach seinem Wegzuge von Stuttgart den Verlag des Blattes in die Hand eines Buchhändlers gegeben, sieht er sich jetzt veranlaßt (nachdem er mit demselben lange Zeit wegen Erfüllung des eingegangenen Vertrags prozessiren mußte), mit Hintansetzung jedweder Entschädigung für anderthalbjährige Arbeit ganz von vorne anzufangen, nämlich ein neues Blatt: „Sonntagsfreude für die kathol. Jugend,“

zu gründen, um wenigstens sicher zu sein, daß das von ihm begründete Unternehmen in dem seitherigen Geiste fortgesetzt werde.

Im übrigen ist P. eine jener geraden, biedern Naturen, denen man in unserer überfirnißten Welt immer seltener begegnet; bescheiden und anspruchslos gegenüber von Jedem, „der ihn in Ruhe läßt," aber auch unnachsichtlich, und besonders mit der Waffe einer schneidenden Satyre kämpfend, wenn es gilt, der Anmaßung oder gar dem Unrecht entgegen zu treten, sei es in eigener Sache oder in der eines Andern. Wer sich die Mühe gegeben, den Dr. Stein in der Erzählung „Madame Maier und ihre Kinder" (Hausbuch, I. Band) dem Gedächtniß einzuprägen, hat stets ein richtiges Bild von dem Verfasser der Volksgeschichten vor sich.

Von diesen Geschichten selbst macht P. wenig Aufhebens: „Sie sind recht," sagte er einmal, „sind auch viel besser als manches Aehnliche, allein es sind eben doch nur verhältnißmäßig unbedeutende Skizzen, und zu größern Geschichten, die ein volksthümliches Thema durch und durch behandeln, fehlt mir die Zeit, und mittlerweile werde ich ein alter Kamerad, ohne im Entferntesten das geleistet zu haben, was ich vermöge der schönen Anlagen, die mir unser Herrgott verliehen, hätte leisten können."

Von den frühern Schriften P.'s sind dessen „Natur in Bildern," „Arithmetik und Algebra für Realschulen" (2 Theile), „Geometrie für Realschulen (3 Theile), sämmtlich in Stuttgart erschienen (2. Aufl. 1852) hervorzuheben; von den späteren Schriften: „Wahre Volksgeschichten" (Stuttg. 2 Aufl.), „Geschichten für's Volk und seine Freunde" (Schaffh. 2 Bde.), nebst einigen Uebersetzungen; außerdem ist P. thätiger Mitarbeiter an mehreren Zeitschriften.

Johann Georg Friedrich Pflüger.

Motto: Es muß die Aufgabe des Lehrers sein, bei seinem Unterrichte überall das Praktische und Nützliche durch das Geistige und Ideale zu verklären und Diesem, wo es angeht, wiederum durch Jenes eine solide Grundlage zu geben.

Pflüger, J. G. F., Vorstand der höheren Töchterschule zu Pforzheim, Mitredacteur des „Neuen Badischen Schulboten," ein wackerer Schulmann*) ist am 25. November 1818 in Schopfheim im badischen Oberland geboren, besuchte vom neunten bis zum fünfzehnten Jahre die lateinische Schule seiner Vaterstadt und trat im Frühjahre 1835 nach erhaltener Vorbereitung, wobei ihm seine bereits erlangte musikalische Ausbildung sehr zu Statten kam, in das Schullehrerseminar zu Karlsruhe ein, das damals schon unter der Leitung

*) Referent hat ihn im Herbste 1857 in seiner geistigen Werkstätte besucht, und die dort verlebten Stunden werden ihm in bleibender süßer Erinnerung bleiben. H.

Sterns stand. An Ostern 1837 verließ er die Anstalt, und kam, nachdem er während des ersten Jahres seiner Dienstpraxis als Hilfslehrer, Unterlehrer und Schulverwalter verwendet worden war, im Frühjahr 1838 als Hauptlehrer an die höhere Töchterschule in Rastatt, welche Stelle er 11 Jahre lang bekleidete. Dieselbe bot ihm Gelegenheit, praktische Erfahrungen und theoretische Studien auf dem Gebiete weiblicher Bildung zu machen und er gewann die Ueberzeugung, daß dieses das für ihn bestimmte Feld der Thätigkeit sei. Er leistete deßhalb auch einem Rufe als erster Lehrer und Vorsteher der nun zu errichtenden höhern Töchterschule in Pforzheim willige Folge, und trat diese Stelle, welche er heute noch bekleidet, im Frühjahr 1849 an. Außer dem Vorstand wirken an dieser Anstalt dermalen noch drei Lehrer und zwei Lehrerinnen. Unverrückt sucht Pflüger bei der Heranbildung der jungen Mädchen ihre dereinstige Bestimmung als Gattinnen, Hausfrauen und Mütter im Auge zu behalten und den ganzen Unterricht, ohne deßhalb den höheren Zwecken desselben Etwas zu vergeben, diesem speciellen Zwecke möglichst dienstbar zu machen. Seine Grundsätze über weibliche Bildung sowie sonstige Erfahrungen und Ansichten hat Pflüger bisher in seinen Schulprogrammen, seinen Schulreden, von denen die meisten im Druck erschienen sind, sowie in sonstigen Aufsätzen dargelegt, welche in den letzten Jahren der seit 1856 von ihm gemeinschaftlich mit Kirchenrath von Langsdorff, Dekan Hauck und Hauptlehrer Hepting herausgegebene „Badische Schulbote" gebracht hat. Außerdem redigirt Pflüger seit zwei Jahren das in Pforzheim erscheinende Lokalblatt, den „Beobachter" und sucht mit demselben in gemeinnütziger Weise zu wirken und das Blatt namentlich auch dadurch der Schule indirekt wieder dienstbar zu machen, daß es vermöge seiner ganzen Haltung der Jugend ohne Bedenken in die Hände gegeben werden und von derselben als Quelle vielfacher Belehrung benützt werden kann.

Außer den bereits erwähnten Schulprogrammen, Schulreden und Aufsätzen hat Pflüger bis jetzt folgende Schriften verfaßt und herausgegeben:

1. Geordnete Sammlung von Mustersätzen für den Unterricht in der deutschen Sprache. Leipzig bei Brandstetter. Zweite Auflage, 1855. — Dieses Buch enthält in übersichtlicher Zusammenstellung über 1000 größtentheils deutschen Classikern oder sonstigen mustergiltigen Schriftstellern entnommene Belegstellen für alle möglichen Arten von zusammengesetzten Sätzen, sowie für sonstige Formen des Ausdrucks, welche die Schönheit der Sprache vermitteln helfen sollen.

2. Anleitung zum Gesangunterricht nach den Grundsätzen der analytisch-synthetischen Methode. Leipzig bei Brandstetter, 1853. Die Grundsätze, welche sich in neuerer Zeit beim Sprachunterrichte Bahn gebrochen haben, sind in dieser Schrift auch auf den Unterricht im Singen übergetragen. Allen Gesangübungen, welche eine höhere Fertigkeit vermitteln sollen, ist eine Auswahl passender Lieder in ähnlicher Weise zu Grunde gelegt, wie an gute Lesestücke sprachliche Belehrung, weitere Ausführung und Uebung angereiht werden.

3. Der Unterricht in der deutschen Sprache. Freiburg bei Herder, 1854. — Es sind in dieser Schrift die Ansichten des Verfassers über Ertheilung des genannten Unterrichts entwickelt, und ist darum für die einzelnen Stufen desselben wie praktischer Lehrgang in allgemeinen Umrissen vorgezeichnet.

4. Liederbuch für Schule u. Leben. Karlsruhe bei Fr. Gutsch, 1857. Der Mangel einer gemeinschaftlichen aus den Verhältnissen angepaßten, stufenmäßig angelegten Liedersammlung für die Schulen Badens, sowie der Umstand, daß die in oben (2) angeführter „Anleitung" zu Grund gelegten Lieder sich nicht in einer Sammlung vereinigt vorfinden, haben Pflüger zur Herausgabe dieses Liederbuches veranlaßt, dem ein ausführliches Vorwort beigegeben ist. Die Sammlung zerfällt in 3 Hefte, in denen die nur für das Kindesalter berechneten Lieder von denjenigen streng geschieden sind, die auch mit in das Leben hinüber genommen werden sollen. Die einzelnen Hefte tragen die Titel: Kinderlieder, Volkslieder, (darunter mehrere, die der Herausgeber in Baden selbst gesammelt hat) und volksthümliche (meist aber schon klassische) Lieder. Das 1. Heft ist bereits in 2., das 2. Heft schon in 4. Auflage erschienen.

5. Badische Vaterlandskunde. Ein Lese- und Lernbüchlein für Schüler und die Jugend überhaupt. Pforzheim bei Flammer, 1858. — Dieses Büchlein zerfällt in zwei Abtheilungen. Die erste führt den Titel: „Ausführliche Beschreibung," und enthält eine Reihe geographischer Bilder aus Baden, die durch geschichtliche Einstreuungen, Sagen, Poesien belebt sind. Die zweite Abtheilung, die sich der ersten anschließt, ist betitelt: „Uebersicht und Ergänzung," und ist darin das gesammte geographische und geschichtliche Material, das der badischen Jugend geboten werden kann, übersichtlich zusammengestellt und dasjenige, was die erste Abtheilung nicht enthalten konnte, vervollständigt. Das Büchlein dürfte vermöge seines Inhalts und seiner methodischen Anlage auch über die Grenzen Badens hinaus Interesse erwecken.

Dr. O. Pilz,

Lehrer an der III. Bürgerschule zu Leipzig.

Motto: Immer heiter, Gott hilft weiter.

In dem Dorfe Reichenau bei Zittau in der Oberlausitz erblickte ich den 3. August 1821 das Licht der Welt. Dort lebt mein Vater noch. Er ist bereits 71 Jahre alt und hat sein Geschäft, die Kattunweberei, jetzt aufgegeben, um die letzten Tage seines irdischen Daseins in Ruhe zuzubringen. Meine theure Mutter ging ihm vor einem Jahre in die Ewigkeit voraus. Sie trieb außer ihrer Wirthschaft noch die Gärtnerei als Lieblingssache, und erweckte auch in mir zeitig Liebe zur Natur. Beide Eltern erzogen mich von frühester Jugend an einfach und religiös. Mein Vater, der sich meine größte Ehrfurcht bis auf den heutigen Tag erhalten hat, ging jeden Sonntag zweimal zur Kirche und selten kam die Bibel von seinem Tische. Noch jetzt in seinem Greisenalter schreibt er alle Rathschläge an mich, die mir immer theuer sind, in Bibelspüchen. Es kann hier nicht der Ort sein, Züge aus seinem erfahrungsreichen Leben mitzutheilen; nur das sei mir erlaubt zu sagen, daß er alles Mögliche that, um meine geistige Erziehung zu fördern. Kaum war ich fünf Jahre alt,

so schickte er mich in eine sogenannte Winkelschule, weil die Kirchschule zu weit entfernt war, wo ich eigentlich den ersten Unterricht erhalten sollte. Mein Lehrer, ein alter Landmann von 70 Jahren, der zugleich Grabebitter war, prägte mir den Katechismus ein, und lehrte mich nach der alten Methode lesen. Nach einem Jahre aber wanderte ich aus in die neuerbaute Schule unseres Ortes, wo ein im Seminar geschulter Lehrer, Namens Ehrentraut meinen Unterricht fortsetzte. Da ich sogleich in die erste Klasse versetzt wurde, und dem Unterrichte dort noch nicht folgen konnte, so gab's manche Thräne, und ich lernte schon damals einsehen, daß es mitunter wohl besser ist in der Sekunde der Erste als in der Prime der letzte zu sein. Ehrentraut, ein Lehrer voll Ernst und Würde, war leider fast immer kränklich und starb bald. Ein neuer Lehrer, Chr. Schelle folgte ihm. Dieser lebt noch in Reichenau und ich werde ihn zeitlebens als den eigentlichen Wecker und Erzieher meines Geistes verehren. Nachdem ich das dreizehnte Jahr erreicht, erhielt ich Confirmandenunterricht von den beiden Geistlichen, und ward zu Michael 1834 in der Kirche zu Reichenau vom Herrn Pastor Franz confirmirt. Meine Jugendzeit war zurückgelegt; ich darf sie eine glückliche nennen, trotz mancherlei Entbehrungen, die sie mir auflegte. Meine Eltern waren arm; aber mein Vater arbeitete fast regelmäßig bis in die Nacht und verdiente dadurch soviel, daß er das wahre Wohl seiner Familie reichlich fördern konnte. Die Wahl eines Lebensberufs macht jetzt mir und den Meinigen Sorge. Ich wollte studiren. Aber mein Vater sagte: „Das kostet zu viel Geld, das kann ich nicht erschwingen, und du weißt ja, daß ich von andern Leuten Nichts borgen und Nichts geschenkt haben will. Werde ein Schulmeister! Da kannst du dich auch um die Menschheit verdient machen, und ich bestreite alle Kosten allein." Mein Lehrer kam jetzt und bat um die Erfüllung meines Wunsches, indem er auf die Stipendien hinwies, die armen Studenten reichlich zu Theil würden. Umsonst. Mein Vater beharrte auf seinem Plane, und so ward ich Präparand. Ich begleitete meinen Lehrer in die Schule, half ihm, soweit meine Kräfte reichten, und Abends unterrichtete er mich in der deutschen und lateinischen Sprache, in Geographie, Geschichte und im Clavierspiel. Nach einem Jahre, in welchem ich an der Seite meines für Schule und Unterricht begeisterten Führers einen guten Anfang im Theoretischen und Praktischen gemacht hatte, verließ ich das Elternhaus, und kam nach Zittau auf das Proseminar, welches damals mit der kgl. Gewerbschule eng verbunden war. Der Unterricht bezog sich hier namentlich auf Mathematik und Naturwissenschaften. Noch nicht sechzehn Jahr alt meldete ich mich zur Aufnahme in's Seminar. Der selige Kirchenrath Petri, welcher die Aufnahmsprüfung zu leiten hatte, sagte mir: „Du bist zwar noch sehr jung, aber petere licet. Ich verstand das Wort nicht, aber die Freundlichkeit, mit welcher es gesagt wurde, ließ es mich gut auslegen. Ich ging mit dem rechten Muth in die Prüfung,

bestand sie, und wurde aufgenommen. Mein Seminarleben forderte mir manche Probe der Geduld und Entsagung ab. Dem Grundsatze meines Vaters treu, durfte ich weder um Freitische noch sonstige Stipendien anhalten, und mußte daher oft des Mittags mit ein wenig Brod oder Kartoffeln mich begnügen. Allein ich gedenke immer noch mit Freuden an jene Zeit zurück, weil ja in sie hinein die ganze Entwickelungsperiode meines Geistes nach allen Richtungen hin fällt. Meine Lehrer waren die Herren: Rector Burdach und Rector Lindemann, Dr. Pescheck, Dr. Klemm, Seidemann, Krumbmüller und Andere. Sie wußten einen gewissen Wetteifer in uns aufzustacheln, und Mancher von uns saß Nächte lang, um Katechesen auszuarbeiten, Auszüge aus Büchern oder deutsche Arbeiten zu machen. Mit ernstem und eifrigem Studium ist natürlich viel Freude verbunden, und da wir außerdem die größte Freiheit hatten, (wir wohnten nicht in der Schule und der Rector fragte selten nach unserm Leben außerhalb der Schule) so floß uns das Leben gar angenehm hin. Dabei aber hielt Einer den Andern selbst so im Zaume, daß gemeines, rohes Betragen höchst selten vorkam, und ich mich auch nicht auf einen schlechten Streich besinnen kann, der zur Anzeige gekommen wäre. Freilich ein Gewächs der Freiheit gab sich bald kund, es war die Verschiedenheit im Glauben und in der Religion. Ich hatte aus dem Vaterhause, wo vor jedem Festtage eine Art Gottesdienst gehalten wurde, einen kindlich lebendigen aber gesunden Glauben mitgebracht. Ich behielt ihn. Und so wars bei vielen meiner Commilitonen. Einzelne freilich nahmen eine freiere Richtung an, und so fehlte es nie an eifrigen Disputationen unter uns. Diese nahmen aber einen sehr ernsthaften Charakter an, als Einer von uns sich an den damals einflußreichen Pietisten Stephan anschloß. Der Rector, der Primarius an der Hauptkirche und andre Lehrer, sowie auch seine Freunde, suchten ihn auf andre Wege zu bringen; aber ihre Bitten und Warnungen scheiterten an seiner Schwärmerei. Er wurde schroffer und schroffer, und das gab Veranlassung zu Auftritten, die mir in der Seele zuwider waren. Dem Umstande habe ich es zu verdanken, daß ich bis auf den heutigen Tag eine gewisse Abneigung vor aller krankhaften Pietisterei habe. Kurz vor meinem Austritt aus dem Seminar wurde ich Hauslehrer in dem Hause eines Juristen. Der unbeholfene Sohn des Dorfes ward hier einigermaßen in den guten Ton eingeweiht, und die Liebe und Herzlichkeit, mit welcher ich behandelt wurde, hat auf mein späteres Leben viel Einfluß gehabt. Daher habe ich mich auch stets gegen die klösterlichen Einrichtungen mancher Schulen ausgesprochen. Ihre Zöglinge behalten oft eine harte Rinde im Aeußern, und bleiben auch nicht selten für edlere Gefühle im Menschenleben kalt und stumpf. Im Jahre 1841 bestand ich die Schulamts-Candidatenprüfung, und trat aus dem Seminar heraus. Aussicht auf schnelle Versorgung hatte ich nicht. Es war auch gar nicht mein Wille, so schnell eine

Schulstelle anzunehmen. Ich war noch nicht zwanzig Jahre, und wollte lieber meinen Studien allein noch eine Zeitlang leben. Ich ergab mich jetzt ganz der Musica, die mir so manches Haus geöffnet, so manche Stunde verkürzt, trübe Augenblicke aufgeheitert, freilich auch manche Zeit zu ernstern wissenschaftlichen Arbeiten gestohlen hatte. Die Orgel war es namentlich, welcher ich mit ganzer Liebe zugethan war. Bei meinem Abgange aus dem Seminar trug ich eine eigne Composition vor. Sie gefiel. Von da an studirte ich nun eifriger als je den Generalbaß, und übte mich nebenbei im Vortrage Mozartischer Stücke. Ich schwärmte für den Fürst der Töne, und bei den schönsten Stellen seiner Werke, waren mir oft die Augen voll Thränen. Nachdem ich über ein halbes Jahr theoretisch und practisch Musik getrieben, reiste ich, fast immer zu Fuß, nach Dessau zum Capellmeister Friedrich Schneider, und bat ihn um Aufnahme in seine Musikschule. Er empfing mich als seinen Landsmann äußerst freundlich, sah meine kleinen Compositionen durch, und rief dann: „Nimm, die Sachen sind nicht übel, wenn auch die Originalität noch mangelt; kommen Sie her, ich will Ihnen den ganzen Unterricht umsonst geben. Freilich 200 Thlr. Geld brauchen Sie außerdem noch zum Leben.“ Das letzte war ein Donnerschlag aus heiterm Himmel für mich. Ich selbst konnte das Geld nicht aufbringen, und eine Hauslehrerstelle konnte mir auch nicht so leicht in Aussicht gestellt werden. So reiste ich betrübt von Dessau ab um eine der schönsten Hoffnungen ärmer. Mein Vater, welcher kein großer Freund der Musik ist, nannte die ganze Sache verfehlt, abentheuerlich, und rieth mir dringend sogleich eine Lehrerstelle anzunehmen. Ich folgte ihm und trat in die Schule zu Spremberg bei Neusalza als zweiter Lehrer ein. Ich kann die Vorsehung nicht genug preisen für diese Fügung, denn die drei Jahre meines Aufenthaltes in Spremberg gehören zu den schönsten und einflußreichsten, die ich verlebt habe. Mein Oberlehrer, der selige Schmorrde, war mir ein ehrwürdiger und väterlicher Freund. Die Schule ging ihm über Alles, und es gab keinen Spaziergang, auf welchem wir nicht, theils über unsere Schüler, theils im Allgemeinen über Pädagogik unsere Meinungen austauschten. Welch eine Freude, wenn wir ein neues Buch gelesen hatten, welches unseren Beifall hatte; und wie strahlte das Auge meines väterlichen Freundes, wenn er eine neue Einrichtung, ein neues Mittel zur Besserung seiner Schüler gefunden hatte. Ich verdanke ihm namentlich die Ruhe in der Behandlung der Kinder. Er strafte nie aufgeregt, und war überhaupt ein Muster in der Beherrschung seiner selbst, wie ich nie wieder eines gesehen habe. Im zweiten Jahre meines Zusammenseins mit ihm nahm er ein verwahrlostes Kind auf, welches in so gesunkenem Zustande war, daß es einen wahren Abscheu erregte und dem Untergange entgegen eilte. Er bat mich, mit an seiner Seele zu arbeiten, und es gelang endlich unsern vereinten Bestrebungen den Knaben zu entwildern. Er wurde

nach und nach gesittet, und segnet seinen Retter, der schon im Grabe ruht, wohl jetzt noch. Höchst belehrend für mich waren die Conferenzen, die im Sommer fast alle Wochen gehalten wurden. Wir gingen in eine Schule, wohnten dem Unterrichte des Lehrers bei, und gaben dann im traulichen Stübchen unsere Urtheile darüber ab. Sie fielen mitunter sehr scharf aus; aber theils wurden sie in das heitre Gewand des Scherzes gekleidet, theils ging dem Tadel immer ein Lob voraus, damit der erstere gemildert würde. Uebrigens umschlang uns Alle ein Band der ungeheucheltsten Freundschaft, so daß höchst selten ein Urtheil übel genommen wurde.

Was mir aber mein Spremberg so außerordentlich lieb machte, war die Gelegenheit, meine Neigung zur Musik nach allen Seiten hin befriedigen zu können. Mein seliger Freund und Oberlehrer übergab mir gleich im ersten Jahre das Organistenamt für die Nachmittagskirche, und auch früh sah er es gern, wenn ich spielte. Ich hatte stets das Gesangbuch vor mir, und obgleich ich nach Kürze im Zwischenspiel strebte, suchte ich doch auch so viel als möglich die in der nächsten Zeile ausgesprochenen Gefühle vorzubereiten. Das machte Eindruck, und wenn ich aus der Kirche trat, so streckte sich mir manche dankbare Hand entgegen. Meine Freude am Orgelspiel wurde noch dadurch erhöht, daß mein verehrter Schulinspector, der mir übrigens nur mit Liebe und Herzlichkeit entgegen kam, mich nach der Kirche oft auf die gelungensten Stellen meines Spieles aufmerksam machte. Es verging keine Woche, wo ich nicht drei bis vier Mal meine Orgelübungen hielt. In dem nahen Neusalza, einer höchst gemüthlichen kleinen Stadt, bestand ein Gesangverein, der meine theuersten Freunde zu seinen Mitgliedern zählte, und übrigens sehr gute Kräfte besaß, da fast sämmtliche Lehrer der Umgegend daran Theil nahmen. Ihm verdanke ich manche lichte Stunde meines Lebens; und wenn ich nun hinzufüge, daß ich auch sonst von den Bewohnern Sprembergs und Neusalza mannigfache Beweise des Wohlwollens erhielt, so ist klar, wie sehr ich dem Himmel für diese Jahre zu danken habe. Im Jahre 1843 bestand ich in Bautzen die Wahlfähigkeitsprüfung für ständige Stellen, und lernte dabei den edeln und hochverdienten Seminar-Director Dreßler kennen. Seine Begeisterung für Seelen- und Menschenkenntniß übte auf mich einen besondern Zauber, und als er mir das Lehrbuch der Psychologie von Beneke schenkte, saß ich Tag und Nacht, um die rechte Einsicht in das neue System zu gewinnen. Konnte ich mich auch nicht mit allen Consequenzen desselben befreunden, so war doch das strenge Nachdenken, zu welchem ich dadurch veranlaßt wurde, für mich segensreich.

Im Jahre 1845 schied ich von Spremberg und wurde als Lehrer an der Bürgerschule in Bischofswerda angestellt. Diese Veränderung führte eine Epoche in meinem Leben herbei. Ich war aus einer lieben Familie (ich wohnte auch bei meinem seligen Collegen Schmorrde), die mir ein zweites Vaterhaus geschaffen hatte, heraus-

getreten, und war mir jetzt ganz selbst überlassen. Die neue Umgebung war mir ganz fremd, und ich überließ mich nach meinen Schulstunden oft ganz der Einsamkeit. Aber da stiegen zum ersten Male die religiösen Zweifel mit ihrer ganzen Macht in mir auf; aber zum Glück trafen sie ein vorbereitetes Gemüth und die Ruhe kehrte bald wieder. Zschokke's Selbstschau und andere geistvolle Bücher verschlang ich so zu sagen, und was in mir noch als Mißton erklang, ward durch sie vollständig aufgehoben. Freilich der beste Sieger über alle Zweifel ist immer der religiöse Geist meines Vaterhauses gewesen; und als in der Zeit der Freigeisterei mein Vater einen besorgten Brief an mich schrieb und mich fragte, wie ich zu Christo stände, da wurden alle Gefühle meines kindlichen Glaubens wieder frei, und ich beruhigte meine theuren Eltern vollständig. Mein neues Amt gab mir übrigens Gelegenheit, meine Kräfte zu erproben. Ich hatte hundert Kinder in meiner Classe, die nur im Lesen und Schreiben in zwei Abtheilungen getheilt waren. Meine lieben Collegen standen mir aber mit Rath und That bei, und so wurde mir auch diese Wirksamkeit in Kurzem recht lieb. Bald trat ich in die Bischofswerdner Lehrer-Conferenz und in den Leseverein, der manche hübsche pädagogische und theologische Blüthen bot. Von Julius Kell aufgemuntert, wurde ich Mitarbeiter an der „Sächsischen Schulzeitung," und das trug nicht wenig dazu bei, mich mit meinem Amte und Stande mehr und mehr zu befreunden. Zwei Aufsätze waren es namentlich, die mir manches freundliche Wort meiner Collegen zukommen ließen: „Aus dem Tagebuch eines Elementarlehrers," und „Ueber die Schulfeste, eine Kinderpetition an die Lehrerherzen." Um recht viele Schulen kennen zu lernen, machte ich Reisen, wenn wir Jahrmarkts-Ferien hatten. So habe ich viele Schulen der sächsischen Schweiz und fast die meisten Schulen der Oberlausitz besucht. Ich reiste nicht als Revisor, trat nur als wißbegieriger und theilnehmender Freund in die Schulen und habe da gar Manches gelernt, was man aus Büchern nicht lernen kann. Meine Wanderungen belehrten mich übrigens, daß das alte zopfmäßige Schulmeisterthum fast vollständig begraben sei. Nur einen Einzigen traf ich, welcher im polnischen Pelze Holz hackte, und dessen Schule allerdings noch dem vorigen Jahrhunderte angehörte. Neben meinen pädagogischen Arbeiten setzte ich, so gut es ging, mein Orgelstudium fort. Da ward die Organistenstelle in Döbeln frei. Ich reiste zweimal hin, spielte mit Beifall und reiste mit den schönsten Hoffnungen wieder ab. Die Stelle wurde mir von mehrern Seiten so halb und halb zugesichert, und der Cantor, ein höchst origineller Mann, stellte mich überall als den zukünftigen Organisten vor. Ich konnte die Antwort auf mein Anhaltschreiben kaum erwarten. Sie kam und meldete mir, daß ich die Stelle nicht erhalten könne. So hat nie ein Schicksalsschlag auf mich gewirkt. Ich war mehrere Tage unwohl, und nur den vielfachen Aufheiterungen meiner Freunde gelang es, mich wieder zu beruhigen.

Im Jahre 1847 gründete ich eine Fortbildungsschule für erwachsene Söhne. Ich fing mit sechs Zöglingen an, und bald waren über dreißig beisammen. Der Unterricht wurde Sonntags und Montags gegeben und zwar unentgeldlich. Er bestand in Geographie und Geschichte, Rechnen, Zeichnen und Stylübungen. Der Stadtrath war so freundlich und gab Local und Holz. Auch wurde der Grund zu einer kleinen Bibliothek und Sammlung von Zeichenblättern, Vorschriften 2c. gelegt. Meine Zöglinge machten mir durch Fleiß und anständiges Betragen viel Freude, und mehrmals habe ich es in Leipzig erlebt, daß ein junger Mensch auf mich zukam, sich als Zögling meiner Schule zu erkennen gab, und mir nochmals freundlich dankte. Das sind schöne Augenblicke; die müssen den Lehrer aufrichten, wenn trübe Stunden für ihn kommen. Leider ist die Schule nach meinem Weggange von Bischofswerda eingegangen, da sich trotz meiner Bitten und der Zusage, daß ich die Anstalt von Leipzig aus reichlich mit Büchern 2c. versorgen werde, Niemand der Sache ernstlich annahm. Im Jahre 1848 wählte mich der Lehrerverein zu seinem Vorsitzenden und erweiterte meinen Pflichtenkreis bedeutend. Ich bin nicht geschaffen zu einem Vorsitzenden, aber die Liebe zur Sache ersetzte so Manches, was mir abging. Es war dies eine Zeit der Aufregung und Umschaffung, aber, Gott sei Dank! wir haben Nichts zu bereuen, was wir beschlossen haben; meine lieben Freunde und Collegen huldigten nur dem besonnenen und gesetzlichen Fortschritt. Nach meinem Weggange von Bischofswerda erfreuten sie mich mit der Ehrenmitgliedschaft, und noch heute nehme ich an ihren Bestrebungen und Schicksalen den innigsten Antheil. Im August fand die große sächsische Lehrerversammlung in der Waisenhauskirche in Dresden statt. Ich wurde zum Schriftführer gewählt und werde immer diese Stunden, die ich damals mit hochgestellten und anerkannt tüchtigen Pädagogen verleben konnte, zu den interessantesten in meinem Leben zählen. Heimgekehrt von Dresden erließ ich im sächsischen Erzähler einen Aufruf zur Gründung eines Kindergartens. Er fand viel Anklang. Friedrich Fröbel, der geniale Gründer der Kindergärten, mit dem ich persönlich befreundet war, kam zu mir, und gab mir herrliche Winke und Rathschläge. Er war wirklich ein zweiter Pestalozzi und wird mir unvergeßlich sein. Bald war ein Plan der Anstalt entworfen, und einzelne Kinder harrten schon ihrer Eröffnung. Aber das von mir erbetene Geld ward nicht bewilligt, und so erstickte die gute Sache im Keime. Die Unruhen trugen viel dazu bei. In Friedenszeiten hätte ich meinen Zweck sicher erreicht. Meine gescheiterten Hoffnungen thaten mir wehe, und verbitterten mir einigermaßen den Aufenthalt in dem mir sonst so theuer gewordenen Bischofswerda. Bereits im Jahre 1847 hatte ich mit mehrern Freunden eine Art philharmonischen Verein gegründet. Wir kamen zusammen in traulicher Stube, führten kleine Concerte auf, trugen Gedichte vor, besprachen die Tagesliteratur, und den

Schluß machte immer eine allgemeine witzige und heitere Unterhaltung. Ich darf wohl aus Zartheit die Namen derer nicht nennen, die dem Verein angehörten, aber sollten Einem davon diese Zeilen vor's Auge treten, dann wünsche ich, daß die Erinnerung an jene vergnügten und geistreichen Stunden bei ihm eben so süß sein mag, wie sie bei mir es noch ist.

Aber das Jahr 1848 störte unsere harmlosen Zusammenkünfte, und säete selbst unter engverbundenen Freunden mitunter Zwietracht. Ich sehnte mich jetzt mehr als sonst nach Leipzig, wo ich meinen alten Plan, meine Studien auf der Universität fortzusetzen, ausführen wollte. Der Himmel unterstützte mich dabei. Nach Ostern 1849 rief mich der selige Director Hander in Leipzig an sein Institut, und führte mich als Classenlehrer der vierten Mädchenclasse ein. Mein Gehalt war freilich sehr niedrig; aber nach Hander's Tode trat der jetzige Director, Herr Teichmann, sein Amt an. Er erhöhte meinen Gehalt bedeutend, und außer dem ward ich auch in einigen mir befreundeten Familien als Privatlehrer angestellt. So dürftig übrigens meine äußere Lage war, so heiter und glücklich war mein Inneres. Mein sehnlichster Wunsch, in Leipzig zu sein, war ja erreicht, und die Bahn zu meinen Universitätsstudien geöffnet. Es galt nun vor Allem ein guter Römer und Grieche zu werden. Da nun aber das Gedächtniß im 27jährigen nicht mehr so frisch ist, wie im 12jährigen, so mußte ich Tag und Nacht und mitunter bis zur Erschöpfung arbeiten. Aber ich fand viele liebe Freunde, die mich bereitwillig unterstützten, und sich für mich aufopferten. Ich bleibe ihr Schuldner. Wie groß war aber die Freude, als ich zum ersten Male den Homer in die Hand nahm und leidlich übersetzen konnte, oder als ich den ersten lateinischen Aufsatz geschrieben hatte, der freilich etwas schamroth wieder in meine Hände zurückkam. Nachdem ich meine Vorbereitungen vollendet hatte, wagte ich mich an Ostern 1852 an das Maturitätsexamen. Obgleich mir mein verehrter Lehrer, der nun schon in Gott ruhende Dr. Fritzsche, sagte, daß ich ganz ruhig in's Examen gehen könne, und mir eine gute Censur in Aussicht stände, war ich doch äußerst zaghaft, so wie ich es fast bei allen Prüfungen gewesen bin. Das Examen ging indeß glücklich vorüber und ich war Student. Wie wohl ich mich nun fühlte, wissen am besten meine jungen akademischen Freunde, mit denen ich in der Heiterkeit wetteiferte. Die Abende, welche ich an der Seite des Herrn Professor Wachsmuth genoß, in welcher er uns auf seiner traulichen Stube, einem Jüngling gleich, für die Literatur und ihre Helden begeisterte und uns die Bildnisse, Briefe und Schriften derselben zeigte; die Abende, welche ich in der Lausitzer Prediger-Gesellschaft in ernster und heiterer Weise verlebte, und die glücklichen Stunden, welche ich im Pauliner-Verein (Universitäts-Gesangverein, welcher nur aus Studenten besteht, aber hinsichtlich seiner Leistungen und seiner Gemüthlichkeit seines Gleichen sucht) genoß, waren ganz geeignet, mir das

erste Jahr meiner akademischen Zeit zu einem goldnen zu machen. Da ich keine Stipendien genoß, kostete es freilich wieder viel Arbeit und Entbehrung; aber die Lust an meinen Studien würzte mir alle Mühe. Ich ergab mich vor Allem der Theologie; sie war mir ja eine alte Bekannte, an welcher ich immer, wenn auch von weitem, viel Theil genommen hatte. Jetzt wollte ich sie zu meiner treuesten Freundin machen. Exegese und Kirchengeschichte zog mich am Meisten an; und was ich so wohl darin, als auch überhaupt in den theologischen Wissenschaften leiste, verdanke ich den Herren Professoren: Großmann, Liebner, Kahins, Weiße u. A. Nachdem ich zwei Jahre ausschließlich Theologie getrieben, auch mehrmals gepredigt hatte, trieb's mich plötzlich mit Allgewalt wieder zur Pädagogik zurück. Dazu trug viel eine Rede bei, die ich am Pestalozzi-Fest 1854 in Leipzig hörte. Sie betraf die Frage: Wie ist die Schule ihrem Ideal näher und näher zu führen? und ist später in den Leipziger Blättern abgedruckt worden. Ich erwähne sie hier nur, weil der Beifall, den sie fand, den Impuls gab zu meiner Rückkehr zur Pädagogik. Gegen die Bitten aller meiner Freunde, die glaubten, ich könne als Kanzelredner mein Glück machen, studirte ich nun eifriger als früher wieder Philosophie und Pädagogik, und hierin verdanke ich viel den Herren: Drobisch, Hortenstein, Wachsmuth, Weiße, Klotz und Flathe. Nachdem ich im Jahre 1855 die philosophische Prüfung bestanden und promovirt hatte, wandte ich mich ganz der praktischen Pädagogik zu. Schon früher war ich aus dem Handerschen Institut, welches für mich eine reiche Quelle reinen Lehrerglückes gewesen war, herausgetreten, und hatte wieder eine öffentliche Stellung an der hiesigen III. Bürgerschule angenommen. Sie erweiterte meinen pädagogischen Gesichtskreis nach allen Richtungen hin, und hatte ich früher mehr der Idealität gelebt, so wurde ich jetzt namentlich mit dem rein Praktischen des Schullebens bekannt, und besonders wieder auf die Handhabung einer guten Disciplin geleitet, da ich statt 20 Kindern, jetzt 60 vor mir sehe. An dieser Anstalt wirke ich noch, und sie ist mir jedes Jahr lieber und theurer geworden. Seit einiger Zeit bin ich auch an der hiesigen höhern Töchterschule angestellt. Ich ertheile hier Unterricht in der Religion und Geschichte und leite mit dem Director der Anstalt die Erbauungsstunden der Kinder. Die höhere Töchterschule hat schon deswegen ein Recht auf meine Begeisterung, weil sie auf die Grundsätze zum Theil basirt ist, welche ich in der „Zukunft der Volksschule" ausgesprochen habe. Ich bitte Gott täglich, daß er mir auch fernerhin meine Kraft frisch erhalten möge, damit meine Wirksamkeit für diese Anstalten wachsen und gedeihen möge.

Meine freie Zeit benütze ich jetzt zu kleinen schriftstellerischen Arbeiten. Ich bin Mitarbeiter an dem erst vor Kurzem erschienenen Blatte: „Illustrirtes Prämienjournal" und wirke in den pädagogischen Blüthen desselben für eine bessere häusliche Erziehung.

Seit zwei Jahren habe ich ein liebes treues Weibchen an meiner Seite, die gleich mir begeistert ist für Volkserziehung und Menschenwohl, und redlich Theil nimmt an allen meinen Bestrebungen. Auch einen kleinen Buben hat der Himmel mir geschenkt, dessen rechte Erziehung mich schon jetzt gar sehr beschäftigt.

So habe ich denn mit Gotteshilfe die wichtigsten Schritte meines Lebens zurückgelegt, und es steht gegenwärtig mir ein einziger lichter Gedanke als Ziel vor meiner Seele. Es ist die Reformation der Volkserziehung. Ich habe freilich noch wenig dafür thun können; mein ganzes Leben war ja bis jetzt eigentlich nur eine Sammelzeit. Aber sollte der Himmel mir das Glück gewähren, zu dem Aufbau eines segensreichen und geläuterten Schulwesens auch nur Sandkörner herbei zu tragen, so wird der seligste Wunsch und Traum meiner Jünglingsjahre sich erfüllen. Möge Gott auch fernerhin die lieben Schulen des Vaterlandes in seinen gnädigen Schutz nehmen!

Schriften:

1. Compositionen für Gesang, z. B. „Veilchen," 12 Kinderlieder. Leipzig bei Kahnt.
2. „Bibl. Dichtergarten." Leipzig bei Klinkhardt.
3. „Zukunft der Volksschule." Leipzig bei H. Luppe.
4. „Christus an die Kinderherzen." Leipzig bei H. Luppe.
5. „Die kleinen Thierfreunde." Ein lustig Büchlein für die Jugend. Leipzig bei Otto Spamer.

Unter der Presse: „Bilder aus dem Mutterleben," nach Wahrheit und Dichtung.

P. ist auch Mitarbeiter in Schulraths Dr. Lauckhardt's „Reform."

Dr. Gustav Plieninger,

I. Diacon an der Hospitalkirche in Stuttgart.

Plieninger G. Dr. wurde am 29. April 1808 in dem Städtchen Wildberg im württembergischen Schwarzwalde geboren, wo sein Vater Superintendent war, besuchte seiner Zeit das königl. Gymnasium zu Stuttgart und studirte auf der Universität Tübingen die Philosophie und Theologie. Bald nach vollendeten Universitätsstudien wurde er in Stuttgart zu verschiedenen provisorischen Aemtern theils an der Kirche, theils an dem kgl. Gymnasium daselbst verwendet, bis ihm im Jahre 1838 das zweite, und zehn Jahre später das erste Diaconat an der dortigen Hospitalkirche übertragen wurde.

Seine Schriften sind:

1. Geschichte der Ausbreitung und Unterdrückung der Reformation in Spanien im 16. Jahrhundert. Aus dem Englischen des Dr. Thomas M'Crie übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Nebst einer Vorrede von Dr. F. C. Baur, ord. Prof. der ev. Theologie in Tübingen. Stuttgart 1835.
2. Leben und Wirken des Generalsuperintendenten, Prälaten G. C. v. Seubert. Stuttgart 1836.

3. Weihnachtsblüthen. Taschenbuch für die Jugend, in Verbindung mit Andern herausgegeben. Stuttgart, vom Jahre 1837 an. — Dieses Taschenbuch, von dem bis jetzt 21 Jahrgänge erschienen sind, enthält Beiträge von Chr. Barth, O. Glaubrecht, A. M. Grube, Fr. Güll, M. Hey, M. O. v. Horn, Marie Nathusius, Albert Knapp, G. Nieritz, Louise Pichler, Chr. v. Schmid, G. H. v. Schubert, Gustav Schwab, Charl. Späth, Carl Steiger, Carl Stöber, August Mildenhahn u. A.

Folgende zuerst in den „Weihnachtsblüthen" mitgetheilte Original-Erzählungen des Herausgebers sind später in besondern Abdrücken erschienen:

1. Die Geschwister von Marienthal. Stuttg. 1849. 2 Aufl. — 2. Die Kukuksburg. Stuttg. 1851. 2. Aufl. — 3. Drei Erzählungen für die Jugend (die Neujahrsnacht, die Schlacht von Torgau, der unbekannte Wohlthäter). Stuttg. 1853. 2. Aufl.

Ferner wurden aus den „Weihnachtsblüthen" folgende von dem Herausgeber nach dem Englischen bearbeitete Erzählungen besonders abgedruckt:

1. Peter Parley's ausgewählte Erzählungen für die Jugend. Stuttg. 1850. 2. Aufl. — 2. Jane Strickland's ausgewählte Erzählungen für die reifere Jugend. Stuttg. 1850. 2. Aufl.

Franz Pocci.

Motto: „Semper idem."

Pocci Franz Graf, ist geboren zu München den 7. März 1807. Sein Vater war ein Italiener, aus Viterbo im Kirchenstaate gebürtig, wurde zu München in der Pagerie mit andern italienischen Adeligen erzogen, trat in bayerischen Militär- und Hofdienst und starb als Generallieutenant und Obersthofmeister der Königin.

Schon in frühester Jugend ward die künstlerische Begabung des Knaben geweckt und zwar durch seine eigene Mutter, eine geborne Freiin von Posch, welche ein ausgezeichnetes Talent für das landschaftliche Fach besaß und eine Menge Naturzeichnungen von künstlerischem Werthe ausführte. Der Knabe hatte auch das Talent der Mutter in hohem Grade geerbt und es ist höchst interessant, seine ersten Zeichnungen zu betrachten, weil sich in denselben nebst der Anlage auch schon entschieden die spätere Richtung des Mannes entdecken läßt. Eines seiner ersten Bildchen zeigt uns in den formlosen Strichen einer Kinderhand eine Gruppe, welcher wir in Pocci's späteren Zeichnungen noch gar mannigsmal begegnen: Jäger, Hanswurst, Teufel und Tod. Wer denkt dabei nicht an die munteren, witzigen Kasperlspiele, Jägerlieder und an seinen Gevatter Tod, nebst den tiefsinnigen Todtentänzen, die das reiche Verzeichniß seiner Schriften aufweiset? Welch' bunte Phantasieen mögen bei diesen Kinderzeichnungen durch den lebhaften Geist des Knaben gezogen sein! Es wäre für den Psychologen wichtig, das zu überschauen; aber dies vermöchte nur eine Selbstbiographie zu geben. Wir wissen nichts darüber zu berichten und finden ihn erst wieder als Jüngling, wo er juristische Studien treibt und als Accessist der Regierung zu München bestrebt ist, an die Stelle der poetischen und künstlerischen Phantasien und

Träume, ernste, hausbackene Prosa zu setzen. König Ludwig von Bayern, der überall das Talent zu entdecken und zu pflegen weiß, nahm ihn jedoch aus dieser Laufbahn und ernannte ihn zum Ceremonienmeister am königlichen Hofe, um ihm Muße und Zeit zu gewähren, seine Talente zu pflegen und sich mit Zeichnen, Musik und Dichtkunst zu beschäftigen. Er trieb das Eine und Andere gleichzeitig, oder abwechselnd, je nachdem die eben waltende Stimmung Musik, Malerei oder Poesie zum Liebling erkor. Sogar eine Oper: „Der Alchymist," in München aufgeführt, und einige Singspiele wagte der junge Tonsetzer. — Pocci wurde vom Könige und dem damaligen Kronprinzen Maximilian mehrere Male zum Reisebegleiter nach Italien gewählt und er brachte stets ein reich gefülltes Skizzenbuch mit in die Heimath zurück. Sein Auge entdeckte rasch einen Punkt, welcher ein fertiges Bild in seiner Seele entstehen ließ und wohl auch den reichen Schatz von Ideen anlegte, aus denen er immer neue Bilder hervorzaubert. Wir finden aber bei Betrachtung dieser Masse von Zeichnungen, daß ein rastloser Geist, der nicht genug Geduld zur vollständigen Ausführung hat, ihn treibt und drängt, immer wieder Neues zu gestalten; die Phantasie zieht den Stift gewaltsam mit sich fort und eilt der Arbeit schon wieder zu einer neuen voraus. —

All' dieses war lange Zeit nur für seine eigene Mappe oder seine Freunde geschaffen, bis endlich die Oeffentlichkeit auch ihren Theil empfangen sollte. Dies geschah zuerst in doppelter Eigenschaft: als Componist und Illustrator gab er der Kinderwelt seine „Blumenlieder," — einfache, liebe Singweisen, denen er sinnige Zeichnungen, welche dem Texte vollkommen entsprachen, beigab. Aber die schönen „Blumenlieder" mit ihren Bildern fanden einige Zeit lang sogar keinen Verleger, bis sie der alte Görres dem katholischen Büchervereine zu München empfahl, der sie auch in Verlag nahm.

Im Jahre 1835 entstand der „Festkalender," — dieses treffliche Werk, welches Pocci in der Kinderwelt mit Einem Male vollkommen einheimisch machte. Groß und Klein nahm an dieser Gabe freudig Theil und der Weihnachtsengel konnte dem jungen Völklein nichts Lieberes bringen. Der „Festkalender" entstand, indem Guido Görres das „Dreikönigsblatt" im ersten Hefte mit Pocci's Zeichnungen ausgab. Die beifällige Aufnahme veranlaßte die Sammlung von derlei Heften; die meisten Gedichte darin sind von Guido Görres. — Pocci weigerte sich lange, etwas von seinen eigenen Dichtungen drucken zu lassen; endlich gab er dem dringenden Zureden der Freunde nach und ließ selbstständig seine „Geschichten und Lieder" erscheinen, welche sich zu drei Bänden ausdehnten, theils Dichtungen von Pocci, theils von Andern enthalten, die er mit den mannigfaltigsten Bildern und Musikbeilagen begleitete, welche in heiterer und ernster Abwechslung das Kinderauge fesseln.

Nun ging es fort in rastloser Thätigkeit. Ein starker Beweis, wie originell und wie ursprünglich Pocci's Talent und das was es

producirte, ist, liegt in Ludwig Richter's eigenem Geständnisse: daß Pocci's Zeichnungen ihn veranlaßt haben, als Illustrator aufzutreten, wodurch dieser Jung und Alt mit seinen unübertrefflichen Meisterwerken erfreute.

Im Jahre 1834 hatte sich Graf Pocci mit der Gräfin Marschall aus Wien verheirathet. Der Liebling der Kinderwelt ergötzte nun seine eigenen drei Kinder mit Bilder- und Liederspenden, mit Zeichnungen und dramatischen Spielen. Was seine Kinder auf dem lieblichen Landsitze zu Ammerland am Starnbergersee in dramatischen Spielen den Eltern und Freunden derselben vorführten, ging bald in die weite Kinderwelt über, und diese feierten in den eigenen Familienkreisen jene Feste nach.

Doch so vollkommen Franz Pocci auch den richtigen Ton, der in den Kinderherzen widerklingt, anzuschlagen weiß, eben so treffend finden wir ihn das Volksleben schildern. Sein „Bauern-ABC" gibt Beweis, wie er den Landmann kennt und das Volksleben studirt hat. — Aber Pocci schöpft aus seiner innern Lebenswelt und so spendet er das Mannigfaltigste und wer ihn ganz kennen und verstehen will, muß Alles, was er schrieb, componirte und zeichnete, zusammenhalten, — Alles: — seine meisterhaften Karikaturen voll Humor und scharftreffender Ironie, seine frommen Dichtungen und Bilder, die durchgehends katholischen Geist athmen, seine alljährlich erscheinenden Weihnachtsbildchen, seinen Gevatter Tod, die sinnreichen Todtentänze, seine harmlosen Schwänke und Neckereien, endlich die unzähligen Zeichnungen, mit denen er seine Freunde erfreut und wo er sich als Baumeister von alterthümlichen Burgen erweist, die freilich nur auf dem Papiere stehen, von denen aber jede grundverschieden ist, obwohl sie nur in Gedankenschnelle, meist unter heiterm Gespräche, entworfen werden. Dieses Talent, vereint mit den edlen Eigenschaften seines Herzens und Geistes, haben auch die größten Meister anerkannt und gewürdigt. Ein wahrhaft poetischer Jugendkranz verband ihn mit Schwanthaler, Hoffstadt, Schlotthauer, Beck u. A., von denen besonders der Erstere sein intimster Freund war und die kleine Schwanthalerburg hat manches heitere Fest dieser eng Vereinten erlebt. In dem phantasievollen Meister Schwanthaler, dem ernsten Hoffstadt (der die Grundelemente der gothischen Baukunst ergründete, wie kein Anderer noch gethan) und unserm Pocci, hatte sich ein Kleeblatt zusammengefunden, das sich selbst wechselseitig ergänzend, in bedeutender Weise förderte und hob. Schwanthaler, der später freilich mit seinem künstlerischen Schaffen mehr der Antike zugewendet wurde, glühte von Begeisterung für Poesie, Kunst und Mittelalter. So entstanden nach dem ernsten Mühen und Schaffen des Tages im heitersten Zusammenleben am Abende viele Compositionen, die gemeinsam und beinahe unerkennbar, von wem die Idee zuerst ausgegangen, entworfen wurden. Beispielsweise sei hier nur einer fast endlosen Rolle gedacht, auf welcher ein Turnierzug dargestellt

erscheint; hundert Trompeter in den mannigfachsten und schönsten Bewegungen, alle zu Roß, eröffnen den Zug; darauf folgen die Ritter, zum Stechen und Lanzenspiel gerüstet, von Knappen und Dienern begleitet; zuletzt das ungeduldig nachdrängende Volk. — Das ist ein vielleicht dreißig Fuß langes Blatt, mit vielen Hunderten von Figuren und edlen Gestalten belebt. — Mehr hierüber werden die Leser in Trautmann's Buch über Schwanthaler finden, das die unterhaltendsten Schilderungen bietet.

Seit dem Jahre 1847 bekleidet Graf Pocci die Stelle eines königlichen Musikintendanten und steht der Capelle mit der ganzen Einsicht und dem Eifer vor, die ein solches Amt erfordern.

Pocci, der ein Adeliger im besten Sinne des Wortes ist und seinen Stand hoch in Ehren hält, ist zugleich ein Mann des Volkes geworden. Wir sehen ihn vorurtheilsfrei mit allen Schichten der Gesellschaft verkehren, wo immer sein Geist die ihm nöthige Nahrung findet, oder seine Menschenstudien ihm ein ergiebiges Feld eröffnen.

Die Universität München hat im Jahre 1854 mit einstimmigem Facultäts-Votum ihn zum Doctor der Philosophie ernannt, und mehrere hohe Orden schmücken seine Brust.

Das ist in kurzen Umrissen eine Zeichnung von der Wirksamkeit eines Mannes, welchem die Jugend- und Volksschriftstellerei so viel verdankt und von dem sie gewiß noch reiche Spenden erwarten darf.

Von ihm ist bisher erschienen:

1. Blumenlieder mit Randzeichnungen. München, Verlag des katholischen Bücher-Vereines.
2. Festkalender, herausgegeben mit G. Görres. München bei Cotta. 3 Bde.
3. Geschichten und Lieder mit Bildern. 3 Bde. München bei Cotta.
4. Trifolien, sechs Lieder mit Randzeichnungen. München, Mey und Widmayer.
5. Singweisen zu Maßmann's Kinderliedern. München bei Jaquet.
6. Bildertöne, Clavierstücke mit Randzeichnungen. München bei Cotta.
7. Sechs Lieder von Fr. Beck, als Weihnachtsgeschenk, mit Singweisen und Randbildern. München bei Cotta.
8. Die Mährchen: Schneewittchen; Hansl und Gretl; Frieder mit seiner Geige; illustrirt in 3 Heften. München bei Cotta.
9. Legende von St. Hubertus und Mährlein vom Schneeweißchen und Rosenrothchen, illustrirt. München bei Lindauer.
10. Schönröslein, von G. Görres, illustrirt. München bei Cotta.
11. Rosengärtlein, Gebetbuch für Kinder mit Bildern. Bei Vogel in Landshut.
12. Spruchbüchlein mit Bildern. München bei Lindauer.
13. Neues Spruchbüchlein mit Bildern. München bei Lindauer.
14. Sprüchlein mit Bildern. München bei Kaiser.
15. Radirungen zu Grimm's Mährchen. Bei Winter in Heidelberg.
16. Radirungen zu Mährchen von Schreiber. Bei Vogel in Landshut.
17. Blaubart mit Illustrationen. München bei Zach.
18. Tales from Denmark by H. Chr. Andersen, translated by Charles Boner, illustrated by the Count Pocci. (London Jos. Cundall.)
19. Schattenspiel mit Versen. München bei Cotta.
20. Illustrationen zu Güll's Kinderheimath. Bei Liesching in Stuttgart.
21. Illustrationen zu Löschke's Kinderreimen. Leipzig bei Fritzsche.

22. Boner's Book, illustrated by F. Pocci. (London. Chapman.)
23. The little Tuck, illustrated by F. Pocci. (London. Grand and Griffth.)
24. Dramatische Spiele für Kinder. München, Mey und Widmayer.
25. Der Osterhaas. Nördlingen bei Beck.
26. Allerneuestes Spruchbüchlein. München, Braun und Schneider.
27. Die Nacht im Walde, Geschichte den Kindern zu Weihnachten erzählt. Stuttg. bei Ed. Hallberger.
28. Frühlingslaube. Frankfurt bei C. B. Lizius.
29. Alte und neue Kinderlieder. Mit Bildern und Singweisen. Illustrirt von Pocci. Leipzig. Gust. Mayer.
30. Lustiges Bilderbuch, bei Braun und Schneider. 1853.
31. Was du willst, Büchlein für Kinder. Braun u. Schneider. 1854.
32. Rosengärtlein, 2. Aufl. mit neuen Holzschnitten. (Katholischer Bücher-Verein.)
33. Güldenes Weihnachts-ABC, bei Buchdr. Wolf und katholischer Bücher-Verein.
34. Neues Kasperltheater (Scheitlin, Stuttgart 1855).
35. Bauern-ABC. Katholischer Bücher-Verein. 1856.
36. Die Jahreszeiten. Vier dramatische Spiele. Scheitlin 1857.
37. Das Büchlein A bis Z. Katholischer Bücher-Verein 1857.

Seit beiläufig zwanzig Jahren — alljährlich zu Weihnachten — ein „Blatt zum Christgeschenk für Klein und Groß."

Lebrecht Traugott Pomsel,

emeritirter Bürgerschul-Director von Chemnitz, Inhaber des Ehrenkreuzes des königl. Sächsischen Verdienst-Ordens.

(Autobiographie.)

Mein Vater war Johann Friedrich Traugott Pomsel, Archidiaconus zu Pirna im Königreich Sachsen, meine Mutter eine geborne Rietzschel. Ich ward geboren den 27. Februar 1780 zu Pirna. Von meinen fünf Geschwistern lebt nur noch ein Bruder drei Jahre jünger als ich. Er war als Kaufmann in Prag, wohin er sich bald nach in Pirna überstandener Lehrzeit begab, sowohl in Handelsgeschäften als in öffentlichen merkantilischen Angelegenheiten mit sehr ehrenvoll anerkannter Umsicht und regsamen Eifer thätig, und zog sich im Jahre 1857 von Geschäften zurück, indem er nach Dresden übersiedelte. Unsere Erziehung war kunstlos, aber gut, einfach nach der damals gewöhnlichen bürgerlichen Weise, ohne studirtes System, eben so, wie die verständige, fromme und liebevolle Natur unserer ehrwürdigen Eltern in ungestörter Uebereinstimmung sie an die Hand gab. Die specielle Beaufsichtigung und Leitung war der Mutter überlassen. Der Vater, ein sehr verständiger, freundlicher, ruhiger, fast stiller Mann, verwaltete sein geistliches Amt mit frommer Gewissenhaftigkeit und regsamer Thätigkeit; der Wissenschaft hatte er keineswegs Valet gesagt, er studirte, wie die Bibel in den Ursprachen, so auch die kantische Philosophie, und nahm Theil an allen Bewegungen der Zeit, den literarischen und politischen, den gewaltigen, die zu seiner Lebenszeit mit den ersten furchtbaren Stößen der französischen Revolution

die bisherige stille Ruhe des Lebens in erschreckender Weise unterbrachen: seine zahlreiche Bibliothek enthielt Werke jeder Wissenschaft und auch viel Belletristisches. Bei unserer Erziehung trat er nur ein, wenn ein besonderes Vergehen — es war niemals von der schlimmsten Art — eine ungewöhnliche Ahndung forderte: dann machten seine mahnenden Sermone, welche mehr Schmerz als Zorn ausdrückten, den erschütterndsten Eindruck auf den Schuldigen, tiefer als eine körperliche Züchtigung gethan hätte, deren ich mich niemals erinnere. Die Mutter waltete, wie in der sorgfältigen und umsichtigen Regierung der Wirthschaft, so auch in unserer Beaufsichtigung mit ruhigem Ernste und mit freundlicher Milde. Zu unsern Knabenspielen kamen meist die Kameraden zu uns — unsere Eltern hatten das lieber, als wenn wir zu ihnen gingen — und unsere Lust, der wir uns gewöhnlich auf dem Hofe des Hauses, und dessen freier, oben über demselben herumlaufenden Galerie überließen, wurde wenig beschränkt: nur wenn wir gar zu lärmend wurden, erschien die abmahnende Mutter, und ihre ruhigen, zornlosen Erinnerungen an Mäßigkeit blieben niemals ohne gute Wirkung. Poesie gaben uns nur häufige Ausflüge in die herrlichen Umgebungen unserer Vaterstadt. Eine muntere Schaar Knaben und Mädchen schweiften wir, unbewacht in unserer unschuldigen Geselligkeit, halbe, auch wohl ganze Tage stundenweit entfernt von unserer Wohnung umher, bald in den lieblichen Auen fruchtbarer, wohl angebauter Felder, schattiger Wälder, und freundlicher Dörfer, bald, und am häufigsten hinaus an den Ufern der Elbe in den Eingang der sogenannten sächsischen Schweiz, nach der Königsnase, den Rathnerfelsen mit der Bastei, dem Liliensteine, den Bärensteinen und andern pittoresken Gegenden. Kundig genug der Gegend, um keines Führers zu bedürfen, durchstrichen wir die tiefen Gründe und Schluchten, erklimmten die Spitzen hoher Felsen, wo wir nicht selten gefährliche Stellen eben so furchtlos als vorsichtig passirten, und ergötzten uns in kindlich jugendlicher Fröhlichkeit an dem erhebenden Anblicke der romantischen Wildniß, welche damals noch nicht durch überall angebaute Wirthshäuser profanirt war.

Meinen Unterricht empfing ich in den ersten Elementarkenntnissen des Lesens und Schreibens von einem Chorschüler. So hießen die ersten und ältesten Schüler der Stadtschule, welche das Gesangchor der Kirche bildeten, und großentheils so lange in dieser Stellung blieben, bis sie als Lehrer an eine Dorfschule übergingen. Hierauf besuchte ich den Unterricht, welchen der Hauslehrer einer verwandten Familie in derselben ertheilte, und bald nahm der Vater einen solchen „Hofmeister" selbst in sein Haus. Das waren Candidaten der Theologie von gar wenig pädagogischer Kenntniß und Erfahrung, auch geringer Neigung, diesen Mangel zu ersetzen, den sie wohl kaum fühlten. Die lateinische Sprache ward hauptsächlich betrieben, auch etwas Griechisch und mit mir zuletzt die ersten Anfangsgründe des Hebräischen, da ich für den geistlichen Stand bestimmt war. Alles Andere war arm-

selig; von Zeichnen und Gesang war keine Rede: das Clavierspiel ward nach kurzer Zeit aufgegeben, da wenig Lust dazu von meiner Seite und im Lehrer und andern Umständen wenig Ermunterung zu geringen Erfolg hervorbrachte. Einige Kenntniß der Mathematik hatte ich für mich aus einem Buche in des Vaters Bibliothek geschöpft, da mich diese Wissenschaft lebhaft anzog, und zuletzt erhielt ich Unterricht darin und im Feldmessen von einem gebildeten Artillerie-Unterofficier, allerdings auch in ziemlich mechanischer Weise. So blieb ich im väterlichen Hause bis in mein sechszehntes Jahr. Ich las gewaltig viel! viel und allerlei, vom Romane bis zu den gelehrten Zeitungen, welche der Vater hielt, und was mich sonst in der Bibliothek desselben anzog. Freilich verstand ich das Meiste nicht oder kaum halb, und was ich davon brachte, war eine regellose Masse halbverstandener Bruchstücke aus allen Wissenschaften. Ich wollte viel wissen, viel lernen, und hätte das Wissen gern in hellen Haufen und baarer Vollendung verschlungen. Da das nicht ging, schaute ich mit ehrfurchtsvollem Staunen zu den Heroen der Wissenschaft hinauf, und verzichtete in resignirender Demuth, ihnen auch nur in wenig Stufen nachzukommen! — es fehlte mir die Anleitung, wie man recht zu lernen und zu studiren habe.

Der Vater hatte mich bis zu meinem sechszehnten Jahre zu Hause behalten, weil er in seiner Jugend auf der Landschule zu Meißen (damals Fürstenschule genannt) die muthwilligen Mißhandlungen eines rohen Pennalismus zu hart erfahren hatte. Dem wollte er mich nicht aussetzen, und brachte mich im Jahre 1796 zwar auch nach Meißen, aber als Extraneer zu dem Rector Müller, bei dem ich gegen ein angemessenes Kostgeld Wohnung, Kost und das sonst Nöthige empfing, indem ich in die Schule nur zu den Unterrichtsstunden ging. Man setzte mich sogleich nach Secunda, weil ich in der lateinischen Sprache wohl bestand: nach Anderem ward wenig gefragt. Das Latein ward überhaupt vorzüglich betrieben; das Griechische war sehr dürftig bedacht durch die geringen dafür bestimmten Lehrstunden, und durch den Lehrer desselben, welcher ein sehr gelehrter Mann, aber sehr nachlässiger Lehrer war; alles Uebrige trat in den Hintergrund, auch die Mathematik, in welcher ich als Extraneer Privatstunde zu nehmen hatte; indem der Mathematikus, ein freundlicher Mann, von guten Kenntnissen, besonders in der Physik, wo ich bei seinen Experimenten oft den Gehilfen machte, doch ein sehr schwerfälliger Lehrer war, welcher gar wenig verstand, sich seinen Schülern ordentlich verständlich zu machen. Ich besuchte die Lehrstunden in geregelter Ordnung, und bereitete mich für dieselben gebührend vor; aber das war auch Alles! Der Rector, ein kenntnißvoller und wohlwollender Mann, bekümmerte sich gar wenig um meine Privatstudien. Ohne die größere Freiheit zu mißbrauchen, da mich meine Stellung als Extraneer der Beschränkungen enthob, denen die ziemlich klösterliche Zucht die Alumnen der Schule unterwarf, hatte ich doch für meine wissenschaftliche Ausbildung in

der wichtigen Schulzeit wenig gethan. Gute Fertigkeit in der lateinischen Sprache war das Beste, was ich von der Schule mit mir nahm, und des Griechischen und Hebräischen wenig genug. In den andern Wissenschaften, selbst der deutschen Sprache, hatte ich kaum zugenommen, und wie man es anfangen müsse, richtig zu studiren, war mir noch immer ziemlich eben so unbekannt wie vorher. So ging ich nach zwei Jahren, achtzehn Jahre alt, 1798, mit einem vorzüglichen Abgangszeugnisse versehen — Maturitätsprüfungen gab es damals noch nicht — auf die Universität nach Leipzig.

Hier frequentirte ich die gewöhnlichen dem Theologen zukommenden Collegien, namentlich des Professors Dr. Keil, über Exegese und Dogmatik, und repetirte das Gehörte mittelst der nachgeschriebenen Hefte. Aber meinen Studien hing noch immer die alte Unbeholfenheit an: der rechte, in die Wissenschaft tiefer eindringende und forschende Geist, belebte dieselben zu wenig. In dem ziemlich engen Kreise mir näher befreundeter Commilitonen, worauf sich mein Umgang beschränkte, fand ich auch wenig Anregung zu tieferem Eindringen in die Welt des Wissenswürdigen. Theils fehlte es an den dazu hinlänglich kräftigen Elementen selbst, theils war bei manchen ihr Interesse Anderem als den Brodwissenschaften lebhaft zugewendet, so der Musik und der Schauspielkunst, in welcher wir uns selbst durch kleine praktische Ausführungen versuchten. Ich stand vielmehr selbst ziemlich hoch unter ihnen, weil ich der lateinischen Sprache mächtig war, und eine natürliche Gabe gesunder, klarer Logik meinen Urtheilen Geltung gab. An munterer, lustiger Fröhlichkeit fehlte es nicht in unserem jugendlichen Kreise; aber obwohl ich die kostbare Universitätszeit nicht in Lüderlichkeit vergeudete, hatte ich sie doch für den Fortschritt in geistiger Ausbildung viel zu wenig benutzt. Meine theologischen Kenntnisse waren größtentheils Gedächtnißsache und in andern Wissenschaften hatte ich wenig zugenommen. So verließ ich nach 3½ Jahren zu Ostern 1802 die Universität, und kehrte in das Vaterhaus zurück.

Ich bereitete mich mit Hilfe meiner theologischen Universitätshefte zu dem Candidatenexamen vor, und bestand dasselbe zu Michaelis 1802, wo ich die zweite Censur und im Predigen die dritte erhielt. Ueber ein Jahr blieb ich bei dem Vater, unterstützte ihn bisweilen im Predigen, armselig genug! und beschäftigte mich sonst mit Musik — ich blies damals etwas Flöte — und mit der Mathematik, welche meine Lieblingswissenschaft wurde und blieb. Am Ende des Jahres 1803 ward ich Hauslehrer beim Proviantverwalter (später Kriegsrath) Marschner auf der Festung Königstein. Meine Schüler waren ein Mädchen von zwölf und zwei Knaben von acht und zehn Jahren. Guter Wille und gewissenhaftes Pflichtgefühl, das sich den neuen Obliegenheiten gerne unterzog, mußten bei meiner Unerfahrenheit im Unterrichten das Beste thun, und eine natürliche Gabe, das Leichte von dem Schweren, das Nahe von dem Fernen, das Nöthige von

dem Ueberflüssigen zu unterscheiden, ließen mich das Angemessene für die Kindesnatur so ziemlich richtig treffen. Man war mit mir zufrieden, und behandelte mich wie ein Familienglied mit freundlichem, offenem Wohlwollen. Ein einfacher Besuch von ein paar bekannten Familien, Vorlesen von meiner Seite besonders für den weiblichen Theil der Gesellschaft, und das fertige Fortepiano-Spiel meines Principals gaben dem Leben eine, wenn auch einfache doch genügende Abwechselung und Erheiterung. Dazu kam die großartige Scenerie der romantischen Landschaft, in deren Mitte sich zu versetzen, um bei Sonnen- und Mondschein aus beherrschender Höhe, den nahen Fluß und die gewaltigen Felsmassen umher entzückt zu betrachten, es kaum hundert Schritte aus der Wohnstube bedurfte. Ich befand mich hier wohl, blieb aber doch nur ein Jahr daselbst.

Zwei meiner Universitätsfreunde, meine liebsten und vertrautesten, Anschütz und Saalbach, schrieben mir, daß sie an der vor dreiviertel Jahren neu errichteten Bürgerschule zu Leipzig, Lehrer geworden seien; daß sie sich in ihrer Stellung, Amtsthätigkeit und collegialischem Kreise sehr wohl fühlten, und daß sie mir mit Vorwissen des Directors Gedicke den Antrag machten, auch an der Schule einzutreten, da man noch mehr Lehrer bedürfe. Dieser Vorschlag war mir höchlich willkommen. Schon auf der Universität hatte ich Neigung gefühlt, die Theologie mit der Jurisprudenz zu vertauschen, aber der Vater wollte nicht einwilligen, und obschon seine Gründe mich so wenig überzeugten, als die meinigen ihn, so hatte ich doch als gehorsamer Sohn seinem Verlangen nachgegeben. Die Schwierigkeit einer Wissenschaft, welche die höchsten, wichtigsten, geheimnißvollen Seiten des menschlichen Daseins betrachten, erörtern, erforschen soll: der hohe Beruf dessen, welcher die Lehren der Religion den Menschen vortragen, erklären, eindringlich, wirksam machen, als Seelsorger seiner Mitbrüder jetziges und ewiges Wohl, das Reich Gottes in der Welt fördern soll: das erschien mir, der mit tiefer Ehrfurcht daran hinauf sah, so groß, daß ich es für meine Kräfte zu viel, kaum in einigermaßen genügender Weise erreichbar achtete. Wenn dies hauptsächlich mich geneigt machte, lieber einem andern als dem theologischen Berufe anzugehören, so — ich muß es gestehen — wollten mir auch auf der andern Seite die Beschränkungen in den Genüssen des Lebens nicht behagen, welche damals noch der geistliche Stand ihren Mitgliedern mehr als jetzt auflegte. Gar gern ergriff ich daher jetzt die dargebotene Gelegenheit, in den Lehrerstand überzutreten, und erhielt die Bewilligung, als Schullehrer nach Leipzig zu gehen, jedoch nicht recht gern, besonders hätte meine gute Mutter mich viel lieber recht bald als Substitut des Vaters u. s. w. gesehen.

So ging ich dann zu Michaelis 1804 nach Leipzig, ward vom Director Gedicke ohne Weiteres als Collaborator der Bürgerschule angestellt, und trat mein neues Amt den 4. October an, wobei mir besonders der Elementarunterricht zugetheilt war. Hier that sich mir

nun ein neues Geistesleben auf. Ein freundlicher Director, ein zahlreicher Kreis theils erfahrner Pädagogen theils rüstiger junger Männer, unter ihnen meine zwei alten Freunde, welche mit lebhafter Strebsamkeit, gewissenhaftem Willen und schönen Kräften und in echt collegialischer Mittheilung ihrer Ansichten und gemachten Erfahrungen eifrigst bemüht waren, ihrem wichtigen Berufe immer vollkommener nachzukommen, wo Tadel sowohl als Lob Anerkennung und Beachtung fand; endlich die Anforderungen, welche der mir übertragene Unterricht an mich machte: das Alles gab mir nun, was mir so lange gefehlt hatte, Aufregung und Muth zu wahrhaft lebendiger, nicht blos passiv bleibender Thätigkeit, Anweisung für die rechte Richtung und Weise des Lernens. Jetzt ward es mir klar, daß man zum rechten Wissen es machen müsse, wie die Biene, Körnchen für Körnchen und Tröpfchen für Tröpfchen sammeln, verdauen, verarbeiten, assimiliren, wenn das Aufgenommene zum wahren Nahrungssafte des Geistes werden, und seine Kenntnisse nicht blos materiell, sondern auch dynamisch wachsen, und innerlich und äußerlich gedeihliche Früchte bringen sollen. Besonders lehrreich ward mir hierin der Elementarunterricht, welchen ich den Kleinen zu ertheilen hatte. Da lernte ich sehen, wo nicht nur im Besondern, sondern wie auch im Allgemeinen mir es fehlte an Klarheit, Bestimmtheit, Sicherheit, Begründung, Vollständigkeit meines Wissens. Ja! willst du erfahren, wie es mit der Gründlichkeit einer Wissenschaft bei dir stehe, so lehre sie von vorn an, oder entwirf dir einen recht speciellen Lehrgang von den ersten Elementen der Wissenschaft, und du wirst sehen, wo es fehlt! So wahr ist's: docendo discimus! — Da fand ich nun bei mir gar manche Lücke zu füllen, gar manches klarer zu bestimmen, tiefer zu begründen, kräftiger zu befestigen, in den nöthigen Einklang zu bringen. Aber ich ging mit neu belebtem Muthe, frisch erwachter Kraft und unnachläßiger Ausdauer an's Werk, und bald gewann mein Wissen mehr Ordnung, mein Geist einen festeren Blick, und ich fing an zu fühlen, daß ich im Stande sei, etwas Zweckdienliches zu leisten. Gar bedeutenden Vorschub erhielt ich dabei durch das Beispiel meiner regsam und glücklich thätigen Collegen, und durch ihre belehrenden Mittheilungen. Besonders viel verdankte ich hiebei, neben der elektrischen Anregung des genialen, feurigen Lindner's (jetzt Professors in Leipzig), dem scharfen Denker und scharfsinnigen Forscher Krug. Eine harte Schroffheit, welche seinem ganzen Wesen anhing, schreckte manchen von ihm ab. Da ich mich aber dadurch nicht irre machen ließ, in seine Ansichten lernbegierig einging, auch mit Wahrheit suchenden Fragen, eignen Gedanken, selbst mit wohlüberlegten Einwendungen ihm entgegen kam, so erlangte ich bald seine Freundschaft so weit, daß wir uns häufig über wissenschaftliche und pädagogische Gegenstände besprachen, und daß er mich besonders bei dem Aufbau seiner gründlichen und sehr wirksamen Lesemethode zur Berathung zog, eine Lesemethode, an der ich wegen ihrer Trefflichkeit, obwohl unter einiger für ihre practische

Anwendung angemessener Modification, unausgesetzt gehalten habe. Krug ward Director der Bürgerschule zu Zittau und später einer solchen zu Dresden, aber leider verkümmerte ihm ein Mangel an practischer Geschmeidigkeit die Früchte seiner Anstrengungen, und trübte die letzten Jahre seines Lebens: der Katheder einer Universität wäre ein angemessenerer Platz für ihn gewesen, als Schulstube und Directoriatszimmer.

Ich schritt gedeihlich fort auf der Lehrerbahn und gewann Zuneigung und Achtung bei meinem Director und meinen Collegen: es ward mir auch Höheres anvertraut, so namentlich der Religionsunterricht in der ersten Mädchenclasse. Ich arbeitete viel. Außer den Lehrstunden der Schule ertheilte ich unter andern zwei Töchtern eines ansehnlichen Kaufmannes und Rathsmitgliedes den gesammten Unterricht, dann schon zwei erwachsenen Töchtern eines ebenfalls großen Kaufmannes, Anweisung im deutschen Style, und zuletzt den geographischen und mathematischen Unterricht an dem hessen-kassellischen Prinzen Friedrich (jetzigen Churfürsten von Hessen-Kassel), welcher sich damals zur Fortsetzung seiner Studien in Leipzig aufhielt. Ich war so glücklich, Eintritt in die Familie des Rathsgliedes Dr. Volkmann zu bekommen; hier war mir oft gestattet, an den Unterhaltungen einer hochgebildeten Gesellschaft Theil zu nehmen, welche neben der geistreichen hochherzigen Frau vom Hause aus dem berühmten Philologen Herrmann, dem Mathematiker v. Praße und andern kenntnißreichen Männern, besonders zwei der ersten Aerzte der Stadt bestand. Das gab mir neuen Sporn für mein Streben, mannigfache Belehrung und hohen Genuß. Der tägliche Umgang mit einem trauten Freunde, dem kenntnißvollen Professor der Medicin Dr. Puchelt (später Hofrath und Professor zu Heidelberg) und dessen lieber Frau, mit denen ich während der letzten Jahre meines Aufenthaltes zu Leipzig in einem Hause wohnte, und welche für meine häuslichen Bedürfnisse sorgten, gab meinem Wohlbefinden eine sehr freundliche Vermehrung. So lebte ich zwölf Jahre in Leipzig, gedeihlich für meine innere Ausbildung, gedeihlich in meinem äußern Wirken.

Da ward unserem Director Gedicke von der oberlausitzischen Regierungsbehörde der Auftrag, aus der Mitte seiner Lehrer einen Mann vorzuschlagen, welcher in der Stadt Kamenz eine Bürgerschule errichten, organisiren und dirigiren solle. Der Director nannte mich, und ich nahm das ehrenhafte Anerbieten an, obschon ich das geliebte Leipzig ungern verließ, auch in meinem Einkommen eine Verminderung eher als Vermehrung erwarten mußte; die Stelle ward mir verliehen, und im Mai 1817 zog ich in Kamenz ein. Hier erwarteten mich aber gar harte und widerwärtige Kämpfe. Nur ein kleiner Theil der gebildetsten Bewohner dieser Stadt war mit der Errichtung einer neuen Schule einverstanden, aber der größte Theil der Einwohner, welche meist aus armen Tuchmachern von höchst beschränkten Ansichten bestand, war sehr feindselig gegen dieselbe gestimmt. Sie hatten einen

großen Stolz auf ihr Lyceum, besonders weil der berühmte, hier geborne Lessing aus demselben seinen ersten Unterricht empfangen hatte. Daß dieses Lyceum, welches bereits in der Schülerzahl und den Lehrern sehr gesunken war, und überhaupt den Anforderungen der Zeit nicht genügen konnte, jetzt bei Errichtung einer Bürgerschule aufgehoben werden sollte, empörte die Menge. Es behagte ihnen auch nicht, daß die Ungebundenheit, mit welcher sie bisher bei dem Unterrichte ihrer Kinder zu verfahren gewohnt waren, einer festen und genauen Ordnung weichen solle: überhaupt gefiel ihnen eine so große Neuerung nicht. Da ward nun Alles hervorgesucht, was die Errichtung der gehaßten Schule, wenn nicht gänzlich hintertreiben, doch hindern, hemmen, erschweren könnte. Die heftigsten Feinde derselben, denen der Rector des Lyceums Indinger zur Seite stand, organisirten für ihren Zweck regelmäßige Zusammenkünfte Gleichgesinnter, und faßten hier Beschlüsse, deren Ausführung sie vom Rathe der Stadt in fast befehlshaberischer Weise forderten. Der Rath war so ungemein schwach und so befangener Umsicht, daß er dem ordnungswidrigen Gebahren nicht energisch zu begegnen wußte, und es kaum wagte, so ungebührliche und oft ungeschickte Zumuthungen zurückzuweisen. So wuchs die Kühnheit den Aufwieglern, und erfüllte selbst manchen der Gutgesinnten mit banger, oft lächerlicher Furcht.

Ich ließ mich durch Alles dies nicht im Geringsten irre machen, nahm durchaus keine Notiz von diesen Umtrieben, und ließ mich noch weniger auf irgend eine Weise mit den Urhebern derselben in Streit ein. In vollkommner Furchtlosigkeit und mit unbefangener Ruhe schritt ich meinem Ziele zu in den Vorbereitungen für die zu eröffnende Schule. Ich beaufsichtigte und ordnete die Vervollständigung des innern Ausbaues in dem Schulhause, welches in einem ehemaligen Klostergebäude, wo sich auch das Lyceum befand, in zweckmäßiger Weise angelegt war; ich inscribirte die angemeldeten Schulkinder, von denen aber, obwohl alle speciell gefordert worden waren, nur etwa die Hälfte erschien; ich vermaß eine der Commune angehörige große Viehweide und theilte sie in Parzellen, da der Erlös aus deren Verkauf zur Verwendung für die Schulen bestimmt war, und da sich weder in Kamenz noch in Bautzen ein Mann für diese Arbeit auffinden ließ; ich nahm den Lehrern für die Schule ihre Proben ab, wozu nur auswärtige Aspiranten ernannt wurden, weil die Lehrer der Stadt erbärmliche, ganz unbrauchbare Subjecte waren, den Rector des Lyceums, einen guten Philologen, ausgenommen; ich ordnete Lehrer, Schüler, Lectionen und Zimmer dem von mir schon früher entworfenen Schulplane gemäß. Aber dies Alles konnte nur unter vielfachen, fast unaufhörlichen Kämpfen zu Stande gebracht werden. Da waren Hindernisse aller Art zu entfernen, welche man mir in den Weg legte, und vielfache Intriguen, oft der kleinsten, armseligsten Art zu durchbrechen. Da war ich oft genöthigt die zaghafte Nachgiebigkeit und schwankende Unentschlossenheit des Rathes in sehr

peremtorischer Weise dazu zu drängen, verkehrte Beschlüsse zu annulliren, und zweckmäßige Anordnungen zu treffen. Man konnte dabei mein Recht nicht verkennen, denn ich forderte nur, was für die Schule erforderlich war; man wußte zu gut, daß ich in meinen Bestrebungen auf den kräftigen Beistand der Bautzner Behörden fußen konnte, und man fügte sich, wenn auch mit ängstlicher Bedenklichkeit, meinen Anforderungen. In der That gab es da oft Scenen, theils von so unverschämter, ordnungswidriger Anmaßung, theils so lächerlicher Erbärmlichkeit, daß dieselben, wenn sie in specieller Ausführlichkeit beschrieben werden sollten, schwerlich Glauben finden, sondern für barocke Ausgeburten einer excentrisch sarkastischen Dichter-Phantasie gehalten würden. Indessen wagte man doch nicht, durch gewaltthätige Thätlichkeiten das Werk zu hindern; meine offenbar furchtlose und ruhige Entschiedenheit imponirte, und eine von Bautzen nach Kamenz abgesendete Commission wies die frechen Ruhestörer in die gehörigen Schranken zurück. So ward denn die Schule im August 1817 eröffnet, mir mein Amt officiell öffentlich übergeben, und Schüler und Lehrer in ihre Classen und Lehrzimmer von mir eingewiesen; aber auch dies noch unter gehässigen Blicken lauernder Späher, welche manchen bei dem Acte betheiligten bange Furcht machten. Aber es ging ohne alle Störung ab, wogegen ich vorsichtige Vorkehrungen getroffen hatte. Die Schule war da, der Unterricht begann, und gewann allmählig geordneten Fortgang.

In diesem Jahre 1817 verehelichte ich mich mit Amalie Unger, der Tochter des Doctors der Medicin und Stadt-Physikus zu Pirna, welche ich schon früher als die Jugendfreundin meiner Schwestern kennen gelernt und lieb gewonnen hatte, und diese Verbindung gab auch meinem häuslichen Leben geregeltere Ordnung und wohlthuende Befriedigung.

Die Bürgerschule zu Kamenz gewann indeß nach und nach einigen Boden, und die unverkennbare Verbesserung des Unterrichts fing an sich geltend zu machen. Aber dennoch konnte ein Theil der Einwohner dieser Stadt den drohenden Verlust des geliebten Lyceums nicht verschmerzen, und es gelang ihnen, von Dresden aus die Anordnung zu erlangen, daß das Lyceum in Verbindung mit der Bürgerschule fort bestehen solle. Von dieser Verbindung fürchtete ich aber für mich so viel Unannehmlichkeiten, so viel Unzuträglichkeiten und Zerwürfnisse, daß ich lebhaft wünschte, denselben zu entgehen, und daß der Entschluß sich in mir regte, so bald als möglich, meine jetzige Stellung mit einer andern zu vertauschen. — Das Lyceum zu Kamenz bestand indessen gar nicht lange, sondern ging bald aus Mangel an Schülern ein, und mir ward nach wenig Jahren die Genugthuung, von vielen Seiten die Versicherung zu erhalten, daß man jetzt in Kamenz das Wohlthätige der Bürgerschule und meine Bemühungen dankbar anerkenne, und einsehe, wie ungerecht die Verfolgungen gewesen seien, denen ich dabei ausgesetzt worden war.

Da war gerade jetzt der Director des seit dreiviertel Jahren neu errichteten oberlausitzischen Schullehrer=Seminars zu Bautzen gestorben, und es ward mir von den betreffenden Behörden, deren Beifall ich mir durch meine Thätigkeit in Kamenz erworben hatte, diese Stelle angetragen. Mit Freuden nahm ich dies an, in der Hoffnung, auf diese Art aus meiner jetzigen Stellung, die mir mit großen, unerträglichen Mißhelligkeiten drohte, in eine andere überzutreten, wo ich mir ein gedeihlicheres, ein wichtiges und lohnendes Wirken, und manigfaltige Annehmlichkeiten, innerer und auch äußerlicher Art versprach, und diese Hoffnung ward nicht getäuscht, sondern ging reicher Weise in Erfüllung. Schon vier Wochen nach meiner Ernennung zum Seminardirector ging ich aus Kamenz nach Bautzen ab in den letzten Tagen des Jahres 1818. Da fand ich mich zum Anfange in einer wunderlichen Lage. Im Seminarhause, wo ich auch meine Wohnung hatte, traf ich nur ein paar Seminaristen an, indem die mehrsten während der Weihnachtsferien nach Hause gegangen waren. Der zweite Lehrer des Seminars erschien am andern Tage nach meiner Ankunft, ebenfalls von einer Reise zurückgekehrt, nur um mir ein aus der Seminarbibliothek entliehenes Buch zurückzustellen, und verließ mich nach kaum abgestatteter Begrüßung so schnell wieder, daß ich nicht Zeit hatte, mich im Geringsten mit ihm zu besprechen. Am andern Tage war er gänzlich verschwunden, um nimmer wiederzukehren, indem er seine Stelle plötzlich aufgab. Der Musiklehrer, der bekannte Organist und Componist Aug. Bergt, brachte mir schnell nach meiner Ankunft mit liebenswürdiger Offenheit ein recht herzliches, freudiges Willkommen, konnte mir aber über die bisherigen Einrichtungen des Seminars nur geringe Auskunft geben. Ich mußte mich daher, um das Nöthige zu erfahren, an die Seminaristen wenden, welche sich nach Ende der Ferien wieder einstellten.

Da fand ich nun, daß die Hausordnung und überhaupt die äußere Einrichtung unter meinem Vorgänger Kleinitz, einem vormaligen Pfarrer, zweckmäßig geordnet worden war, aber mit dem Lectionsplane und dem ganzen Unterrichtswesen konnte ich mich nicht einverstehen. In unpassender Nachahmung der Pestalozzi'schen Anstalt, an welcher der verschwundene Lehrer gearbeitet hatte, war manches, besonders Rechnen und Mathematik, in ungemessener Weise viel zu viel bedacht, und Nöthiges vernachlässigt worden. Dies wandelte ich gänzlich um, indem ich mir zu Prinzipien setzte: die Zöglinge nicht mit einer unverdaubaren Masse theoretischen oder gar subtilen Wissens zu überhäufen; das für ihren künftigen Beruf Nöthige der Wissenschaften in einfacher Weise, aber gründlich und zu wahrer Aneignung führend, zu geben; besonders das Geschick und den rechten Takt für Unterricht und Behandlung der Kinder zu erwecken und zu fördern, wozu vorzüglich der Besuch und die eignen Lehrversuche der älteren Seminaristen in der mit dem Seminar verbundenen Kinderschule unter meiner Aufsicht und Anleitung diente; und in den Zöglingen

die Ueberzeugung zu begründen, daß das Seminar sie nicht als vollkommene Lehrer fertig in die Welt zu schicken, sondern ihnen nur den Weg zu zeigen vermöge, auf welchem sie sich durch ferneres Streben und Fleiß zu tüchtigen Lehrern ausbilden könnten. Der zweite Lehrer, Machemehl, der mir bald zugesellt wurde, ging mit verständiger Bereitwilligkeit in meine Ideen ein, so auch der Musiklehrer Bergt, ein genialer Mann mit manchen Eigenthümlichkeiten, von mannigfachen Kenntnissen nicht blos seines Faches, und vom wärmsten Herzen, nicht weniger der Zeichenlehrer v. Gersheim und der Schreiblehrer Zumpe. Meine Vorgesetzten ließen mir bei den Einrichtungen des Seminars freie Hand. Das waren hochgestellte und hochbegabte Männer, reich an Wissenschaft und Intelligenz, reich an Erfahrung des Geschäftslebens und der Welt überhaupt. Der gewaltig wirkende Kanzler Herrmann, der einsichtsvolle Landesälteste v. Gersdorf, der humane, liebenswürdige Bischof Lock, der heitere, freundliche Gegenhändler v. Criegern: das waren die Männer, aus welchen die Seminar-Deputation zusammengesetzt war, unter deren Aufsicht ich stand, mit denen die Angelegenheiten des Seminars zu berathen waren; und da sie mit ihrer klaren Einsicht eine liberale Liebe zu dem Institute, und ein freundliches Wohlwollen gegen mich verbanden, so war es eine Lust, unter solchen Männern zu arbeiten. Auch mit den Kirchenräthen der oberlausitzischen Regierung lebte ich, in Folge ihrer Liberalität im besten Einverständnisse. Der erste derselben, Frenkel, zog mich zu seiner Visitation einiger Schulen der Provinz hinzu, und mit seinem Nachfolger, dem nachmaligen Geheimen Kirchenrathe, Schulze, zu Dresden, blieb ich auch späterhin in freundschaftlichem Verkehre.

Ich hatte die große Freude, daß sogleich nach der ersten Prüfung, welche in Jahresfrist mit den Seminaristen abgehalten wurde, meine Vorgesetzten mir vollen lebhaften Beifall zu erkennen gaben. So schritt das Werk gedeihlich fort: ich genoß die Achtung meiner Vorgesetzten, die Liebe meiner Collegen und die Zuneigung der Seminaristen. Diese führten einen geordneten Wandel, ohne daß ihr friedliches Zusammenleben in einem Hause durch den Unterschied der Nation und Religions-Confession gestört wurde, denn die Anstalt hatte deutsche und wendische, protestantische und katholische Zöglinge. Sie arbeiteten wacker und mit gutem Erfolge, und machten, mit wenig Ausnahmen, dem Seminare auch dann Ehre, wenn sie aus demselben in ein Lehramt übergetreten waren. Die schöne Geselligkeit, welche in Bautzen herrschte, und sich in nobler, aber durch Standesunterschied nicht beengter Weise bewegte, besonders in der Gesellschaft der „Societät," wo sich die Vornehmen der Stadt, und der gebildete Adel der Provinz vorzüglich bei Gelegenheit der jährlichen Landtage einzufinden pflegte: der nähere Umgang mit hochachtungswerthen Familien und Freunden, von denen ich nur meinen Schwager, den Pastor Primarius Stöckhardt, den Kloster-Syndikus Dr. Pötzschke (später Hofrath in Dresden),

Medicinalrath Dr. Konstantin, Landstands-Secretär Hartz (später Regierungsrath zu Zwickau), anführe, erhöheten die Annehmlichkeiten des Aufenthaltes in Bautzen, und ich zähle die zwölf Jahre, welche ich daselbst verlebte, zu den glücklichsten meines Lebens.

Im Jahre 1830 ward in Chemnitz ein Director für eine neu zu errichtende Bürgerschule gesucht. Da reizte mich die Aussicht, ein neues Werk zu gründen, denn ich hatte Wohlgefallen am Organisiren gefunden, das mir bereits ein paarmal gut gelungen war, auch gab es die Erwartung, in der vorliegenden Stellung meine Einkünfte vermehrt und meine starken Arbeiten vermindert zu sehen, Erwartungen, von denen sich die letzte noch viel mehr illusorisch bewies, als die erste. Ich meldete mich zu diesem Directorate, man ging darauf ein, und ich machte einen Besuch in Chemnitz, um mich persönlich zu zeigen, einige Erkundigungen über die Verhältnisse einzuziehen, und das Nähere zu unterhandeln. Ich schwankte — denn ich fühlte wohl, was ich aufgeben sollte — da aber die Bedingungen annehmlich erschienen und man mich wünschte, so war das Ende, daß ich die neue Stelle annahm. Ich ward in Bautzen auf das Ehrenvollste entlassen, und ging im Februar 1831, von meinen Lehrern, Schülern und allem, was mir und den Meinen in Bautzen lieb geworden war, nicht eben mit leichtem Herzen scheidend, nach Chemnitz ab, und ward hier von einem Theile der Bürgerschaft, welche uns bis zum nächsten Dorfe entgegen kamen, unter freudigem Willkommen eingeholt.

Aber der Anfang war doch hier dem in Kamenz einigermaßen ähnlich, jedoch war die Feindseligkeit sowohl im Umfange als der Schärfe bei Weitem nicht so stark. Auch hier hatte ein ziemlicher Theil der Bewohner, besonders der niedern Stände, große Liebe zu dem in der Stadt befindlichen Lyceum, welches sie allerdings nicht ohne Grund durch die neue Schule für gefährdet hielten; sie empfanden es übel, daß sie die ungeregelte nicht selten sehr gemißbrauchte Freiheit in dem Unterrichte ihrer Kinder aufgeben sollten, und es mißfiel ihnen daher diese Neuerung sehr. Indessen schritten die weltlichen und geistlichen Behörden unaufhaltsam in den Maßregeln für die Einrichtung der neuen Schule fort, wobei eine Schuldeputation aus freundlichen und wohlwollenden Mitgliedern des Raths, der Geistlichkeit und Bürgerschaft zusammengesetzt, mir an die Seite gegeben ward. Ueberhaupt war, was im Publikum Macht, Ansehen und Geltung besaß, fast ohne Ausnahme für die Sache mit einer Wärme, die sich schon früher durch sehr werkthätigen Beistand bei der Erbauung des neuen ansehnlichen Schulhauses kund gegeben hatte. Es fehlte auch nicht an Stimmen, welche der Menge das Nothwendige und Nützliche eines verbesserten Schulunterrichtes begreiflich zu machen bemüht waren. Dies geschah namentlich durch den genialen, feurigen Advokaten Richter, welcher später wegen Beschuldigung revolutionärer Umtriebe in Untersuchung gerieth, und nach Amerika auswanderte, durch den Senator und Stadtrath Zeisig, durch den Diakonus

Eger, jetzt Oberpfarrer zu Chemnitz. So blieb es bei scheelen, gehässigen Blicken der Schulgegner, und die Vorbereitungen für die Anstalt nahmen ihren ungestörten Fortgang.

Bei den Untersuchungen über den bisherigen Unterricht der Kinder und die dabei wirksamen Lehrer, welche mir zunächst oblagen, fanden sich nun freilich viele Unvollkommenheiten. Für die Mädchen befanden sich in der Person des Lehrers an der Mädchenschule in der Stadt, Scheidhauer, und des Lehrers in der Vorstadt, Hartlich, allerdings recht tüchtige und mit gewissenhaftem Eifer thätige Lehrer, und ein Privatinstitut für Mädchen gebildeterer Stellung leistete ebenfalls das Erforderliche, aber diese Schulen umfaßten doch nur etwa die Hälfte der schulpflichtigen Mädchen, so zahlreich auch die Scheidhauer'sche besucht war. Noch weit weniger ausreichend war der Unterricht der Knaben bedacht. Das Lyceum nahm allerdings, wie sonst in den Stadtschulen, gewöhnlich auch Nichtstudirende und jüngere Knaben auf, und der Lehrer der dritten Classe, Tertius Schmidt, hatte sich schon seit längerer Zeit durch Verbesserung des Unterrichtes besonders für die Nichtstudirenden große und rühmlich anerkannte Verdienste erworben, auch gaben ein paar Sammelschulen, von Candidaten der Theologie gehalten, den Söhnen einiger angesehenen Familien das Erforderliche, aber diese Anstalten enthielten doch nur einen kleinen Theil der Knaben. So war der Unterricht einer großen Zahl Kinder, so weit die Willkühr der Eltern ihnen denselben angedeihen lassen wollte, in den Händen sehr mittelmäßiger und meist recht schwacher Unternehmer von Sammelschulen. Alle diese Anstalten wurden nunmehr aufgehoben, und die sämmtlichen Kinder der Stadt, bis auf die Kinder der katholischen Schule und die dem Lyceum als gelehrter Schule angehörigen Schüler in der „allgemeinen Bürgerschule" vereiniget. Die vorhandenen Lehrer traten, so weit sie für tüchtig und brauchbar erachtet wurden, in die neue Schule ein, und eine namhafte Zahl anderer ward ihnen beigesellt. Dabei kam mir zu, die Proben der Aspiranten zu ordnen und abzunehmen, und über das Ergebniß derselben an die Collecturbehörde, den Rath der Stadt, einen gutachtlichen Bericht einzureichen, welchem zu meiner Befriedigung bei der Besetzung der Lehrstellen entscheidende Geltung gegeben ward. So wurde auch künftig verfahren, wenn die Anstalt neue Lehrer bedurfte. Es mißlang nicht, ein Lehrer-Collegium schöner Kräfte und rüstiger Thätigkeit zusammen zu bringen. Ich entwarf den allgemeinen Schul- und besondern Lectionsplan und inscribirte die Schulkinder, eine weitschichtige, mühsame und wegen gar oft recht schwach befundener Beschaffenheit derselben, eben nicht erfreuliche Arbeit. Am 15. August 1831 ward die Schule feierlich eröffnet, wobei mir noch durch den Ausbruch gehässiger Feindseligkeit eine Beleidigung zugefügt ward, deren ich nicht weiter gedenken mag.

Der Widerwillen gegen die Schule verschwand aber bald, da bemerkt wurde, daß die Kinder gern zur Schule gingen, Liebe und

Zutrauen zu den Lehrern hatten, und etwas lernten, besonders da die Eltern der niedern Stände, nicht selten zu ihrer Ueberraschung entdeckten, daß Kinder nach einem Jahre des Schulbesuches, auch wohl noch früher in Folge der neuen Methode besser und fertiger lasen, als bisher viele solcher, welche den Schulunterricht verließen. Dem Elementarwesen und dem Unterrichte der untern Stände, dessen Wichtigkeit mir immer vor Augen schwebte, widmete ich wenigstens eben so viel Sorgfalt als den höheren Regionen, und mein besonderes Streben ging dahin, bei den Lehrern den guten Willen, Freudigkeit im Berufe und einstimmiges Zusammenwirken zu erhalten und zu fördern, und dies gelang, Dank dem guten Sinne meiner Collegen in erforderlicher Weise. So schritt das Werk unter Gottes gnädigem Beistande in zunehmender Ausbildung vorwärts. Aber die mannigfaltigen großen Anstrengungen und die unablässige Beschäftigung mit den Schulangelegenheiten hatten mich so sehr angegriffen, daß ich nach einem Jahre genöthigt war, zur Stärkung meiner Kräfte das Schandauer Bad zu brauchen. Zurückgekehrt zur rüstigen Fortsetzung meiner Thätigkeit, hatte ich die Freude, daß mir von meinen nächsten und höchsten Behörden ermunternder Beifall zu erkennen gegeben ward, daß ich bei Lehrern und Schülern zutrauensvolle Zuneigung genoß, und daß die Schule an Geltung und einem guten Rufe zunahm, der sich auch über die Grenzen der Stadt erstreckte. Der „literarische Verein," in welchem sich eine Zahl geistvoller Männer der gebildeten Stände durch Vorträge und deßfallsige Discussion in freier, gemüthlicher Weise unterhielt, und in welchem ich mehrmals den Vorsitz führte, gab dem Geiste angenehme und interessante Beschäftigung: so gewährte mir auch häufiger Besuch der angesehenen Gesellschaft des „Kasino" mannigfache Erheiterung, auch durch das Schachspiel.

Das Lyceum ging, wie das Kamenzer, bald ein, und der oben erwähnte Tertius Schmidt trat aus demselben als Subrector zur Bürgerschule über. Da er, ohne ein hohes Alter erreicht zu haben, bald darauf starb, so kam der Cand. Min. Caspari, jetzt Director der Realschule und höheren Bürgerschule zu Chemnitz, an seine Stelle, welcher durch seine gründlichen Kenntnisse und Intelligenz, durch ausgezeichnete Lehrer-Geschicklichkeit und durch eifrige, lebendige und belebende Thätigkeit sich große Verdienste um den Unterricht der ersten Knabenclasse der höheren Bürgerschule und des mit derselben vereinigten Progymnasiums erwarb, und wesentlich dazu beitrug, den guten Ruf der Schule zu erhöhen. Eine Privatanstalt für den Unterricht von Knaben höherer Stände, und eine dergleichen für Mädchen, welche nach einander besondere Concession erlangt hatten, konnten die Concurrenz mit der Bürgerschule auf die Dauer nicht bestehen und lösten sich nach wenig Jahren wieder auf. Im Jahre 1835 folgte ich nach Zwickau der Aufforderung, für die neu daselbst zu errichtende Bürgerschule die ersten Grundzüge des deßfallsigen Schulplanes zu entwerfen. Im Jahre 1847 ward ich von der Kreis-Direction zu

Zwickau zu der Berathung gezogen, welche zur Revision des Volksschul-Gesetzes mit Ephoren der Provinz veranstaltet war, und die Liberalität so hochachtungswürdiger Männer machten die Besprechungen und den Umgang mit ihnen eben so interessant und angenehm, als belehrend. Ueber die Einrichtung von Gewerbschulen hatte ich, wie über einige andere Punkte, auf Veranlassung an das Ministerium zu Dresden, eine gutachtliche Auslassung eingereicht, und bei der Bewerbung um den Preis, welcher für denselben Gegenstand die Société industrielle de Mühlhausen ausgesetzt hatte, im Jahre 1833 das Accessit nebst einer werthvollen Medaille erhalten.

Die gewaltige, rasche Zunahme der Stadt Chemnitz an Gewerbsthätigkeit und Einwohnerzahl vermehrte auch die Menge der Schulkinder anhaltend so sehr, daß fast jedes Jahr, bisweilen noch nach kürzerer Zeit mannigfache Umänderungen in den Schuleinrichtungen gemacht, die Zahl der Classen und Lehrer vermehrt, und neue Localitäten zu den bisherigen beschaffen werden mußten. Die Aufzählung dieser Umwandlungen und die Geschichte der Chemnitzer Bürgerschule würde ein eignes Werk erfordern. Dies Alles, welches zu den gewöhnlichen Directorialgeschäften noch die Fertigung vielfacher Pläne und Berichte hinzufügte, vermehrte die Arbeiten des Directors in so gewaltiger Weise, daß auch die besten Kräfte eines, wenn auch noch so rüstigen Mannes, nicht mehr hinreichend erschienen, das ausgedehnte Werk in recht vollkommner Weise zu bewältigen. Ich hatte, um die unentbehrlichste Zeit und Kraft für die Directorialgeschäfte zu gewinnen, den Unterricht an der ersten Knabenclasse der höheren Bürgerschule in der Religion und der Mathematik, einen nach dem andern aufgegeben, und es gelang meinen Anstrengungen mit dem kräftigen Beistande meiner rüstigen, fleißigen und geschickten Collegen, die Schule und ihren guten Ruf auf der erlangten Höhe zu erhalten.

Die bösen Jahre 1848 und 1849 gingen ohne Schaden für die Schule vorüber: unsere Lehrer erhielten sich frei von strafbarer Theilnahme an den aufrührerischen Bewegungen jener Zeit.

Am 4. October 1854 ward das fünfzigjährige Jubiläum meiner amtlichen pädagogischen Thätigkeit feierlichst begangen. Die Gnade unsers hochverehrten Königs, welcher mir das Ehrenkreuz des Verdienst-Ordens zu verleihen geruhte, der ehrenvolle Beifall der städtischen Behörden, welche mich zum Ehrenbürger der Stadt Chemnitz ernannten, die Aufstellung meines Bildes, von kunstreicher Hand sehr gelungen ausgeführt und von den Schulkindern veranstaltet, die vielfachen freundlichen Glückwünsche von Corporationen und einzelnen Personen aus der Nähe und Ferne, von mehrfachen werthvollen Geschenken begleitet, die freudige Theilnahme der geliebten Meinigen, und ein das Fest beschließendes Mahl der heitersten, ansprechendsten Art, das Alles machte diesen Tag für mich so rührend, erhebend und erfreulich, daß die Erinnerung daran nicht aufhören wird, den Abend meines Lebens zu schmücken. Mit noch wenig geschwächter Kraft hatte ich vermocht,

die Freuden dieses Festes in vollem Maaße zu genießen, und den mannigfachen ehrenden und freundlichen Ansprachen mit tief gefühltem Danke zu begegnen. Auch noch ein paar Jahre reichten meine Kräfte aus, das weitschichtige Werk in genügender Weise zu leiten. Aber die enorme Ausdehnung der Schule führte manche Unvollkommenheiten, Unbequemlichkeiten, auch nicht leicht zu beseitigende Verwickelungen mit sich, und die beschlossene Errichtung einer Realschule stellte neue Aufgaben. Im Jahre 1857 umfaßte die allgemeine Bürgerschule zu Chemnitz 5500 Schulkinder, welche in einer höhern, mittlern und niedern Bürgerschule, jede nach den Geschlechtern in zwei Abtheilungen von sechs aufsteigenden Classen mit zahlreicher Parallelisirung geordnet, in einem Progymnasium und in einer besondern Abendschule für Fabrikkinder, vertheilt in 104 Classen von 52 Lehrern, ihren Unterhalt erhielten.

Da ward endlich der seit Jahren als nothwendig gefühlte und erkannte Plan, das kolossale Werk zu verzweigen und in mehrere besondere Schulen zu theilen, welchen die großen Schwierigkeiten bei der Anschaffung der dazu erforderlichen Mittel noch nicht hatten realisiren lassen, zur Ausführung gebracht. Meine Körperkräfte waren in diesem Jahre, den großen Anstrengungen unterliegend, merklich gesunken. Ich wohnte allerdings den Berathungen über die Grundzüge der zu treffenden neuen Einrichtungen annoch mit ausreichender Thätigkeit bei, aber indem die weitere Ausführung und die speciellen Einrichtungen andern übergeben wurden, schied ich aus dem sechsundzwanzig Jahre lang geführten Amte aus, und ward an Michaelis 1857, mit 800 Thlr. jährlicher Pension emeritirt; mein bisheriger Gehalt war 1100 Thlr. gewesen, mit Einschluß von 100 Thlr. Logisgeld.

Mit schmerzlichen Gefühlen der Trennung von meinem Amte, von werthen und geliebten Collegen und manchen sonstigen Freunden verließ ich Chemnitz, um meinen Wohnsitz künftig in Dresden zu nehmen, um hier in der Nähe meiner Söhne, meines bald auch nach Dresden ziehenden Bruders und anderer lieben Anverwandten, und im Genusse der Annehmlichkeiten dieser Stadt und der dasigen schönen Natur unter beschaulicher Ruhe meine Tage zu beschließen. Es ward mir etwas schwer, mich an den Mangel einer nach Außen wirksamen Thätigkeit, welche ich so lange und in ausgedehnter Weise geübt hatte, zu gewöhnen, doch fand ich allmählig in Lectüre, zeitweiligen Fortstudien und einiger literarischer Arbeit ausreichende Geistesbeschäftigung. Der hier sehr gedeihlich wirkende „Pädagogische Verein" erwies mir die Ehre, mich zu seinem Ehren-Mitgliede zu ernennen. Längere und weite Ausflüge in die schöne Umgegend erlaubt die weichende Kraft der Füße nicht mehr, denn der Körper fühlt freilich die Schwäche des Alters in leicht eintretender Ermüdung und Athem Behinderung, einiger Abstumpfung des Gesichtes und Gehöres und beschweret damit den sonst noch regen Geist bald

mehr, bald weniger. Aber ich führe ein Leben genüglicher Zufriedenheit, danke dem gütigen Gott, welcher mich bei manchen Kämpfen, Schmerzen und Beschwerden des Lebens bis hieher glücklich geführt hat, und sehe mit ruhiger Ergebung der Zeit entgegen, da seine Weisheit mich von dieser Welt abrufen wird.

Die Früchte meiner schon oben bemerkten, im Jahre 1817 geschlossenen Ehe waren acht Kinder, von denen drei in dem ersten Jahre des Lebens starben, und ein Sohn, 32 Jahre alt, als Doctor der Medicin im Jahre 1855 von uns schied, zu unserm großen unversiegbaren Schmerze, denn wir verloren in ihm einen guten Sohn und edlen Menschen. Die vier übrigen, welche die Mutter, wie den Verstorbenen, mit der zärtlichsten Liebe und aufopfernder Sorgfalt erzog, und deren Wohlsein und Gedeihen wir uns noch erfreuen, sind zwei Söhne, von welchen der eine königl. Sächsischer Bezirksgerichts-Rath in der seit meinem Dortsein gänzlich umgewandelten Stadt Kamenz, der andere Actuarius bei dem Bezirksgerichte zu Chemnitz ist, und zwei jüngere jetzt erwachsene Töchter.

Meine herausgegebenen Schriften sind:

1. Methodik des Kopfrechnens, oder ausführliche Anweisung, das Kopfrechnen zu lehren. Dresden, 1840. Bei C. C. Meinhold u. Söhne.

Vielleicht erscheint hievon eine neue Auflage mit den nöthigen Abänderungen für die jetzige Geld-Währung, und die neuen sächsischen Bestimmungen über Maaße und Gewichte.

2. Der vollkommene Decimalrechner, oder die Decimalbrüche zur Anwendung auf das Geschäftsleben, zum Selbstunterrichte und als Leitfaden für Lehrer in Volksschulen. Leipzig u. Chemnitz. 1841. Bei Rob. Binder.

3. Das Unentbehrlichste der Decimalbruch-Rechnung nebst desfallsigen Aufgaben.

Näheres über dieses Werkchen vermag ich nicht anzugeben, so wie einige sonstige Kleinigkeiten unerwähnt bleiben mögen.

Eine Schrift über Classeneintheilung in Schulen, Parallelisirung der Classen und Versetzung liegt zum Drucke bereit.

Noch möchte zur Charakteristik meines Lebens und Wesens folgendes bemerkenswerth sein.

Außer dem theologischen Candidaten-Examen habe ich niemals ein Examen bestanden oder eine Probe gehalten: mein Amt ward mir immer ohne Weiteres übergeben. So habe ich auch, außer ein paar abgelesenen Sylvesterreden in der Bautzner Societät, niemals eine Rede aufgeschrieben und memorirt, sondern dieselben jederzeit frei nach Meditation gehalten, wobei mir Gewöhnung an logisch geordnetes Denken und mannigfache Uebung im zusammenhängenden Sprechen, besonders bei Gelegenheit des Religionsunterrichtes gute Dienste leistete. Dieser Reden waren ziemlich viele, blos bei Entlassung der Confirmanden in Chemnitz über hundert.

Für die Musik — die mißlungenen Versuche meiner Jugend im Clavierspiele sind bereits erwähnt — ward meine Theilnahme in Leipzig durch den Umgang mit Universitätsfreunden erregt, welche die Musik liebten und lebhaft betrieben, und unter welchen sich namentlich Saalbach durch eine seltene Fertigkeit und schönen Vortrag

auf dem Piano-Forte auszeichnete. Obwohl sich bei mir kein sonderliches Talent für die Musik entwickelte, auch später nicht, so lernte ich doch etwas Flöte blasen. Als Lehrer hatte ich durch die Gunst einer meiner Principale regelmäßigen freien Zutritt zu dem „großen" Concerte, und mein Interesse an der Musik ward, durch die hier vernommenen vortrefflichen Productionen, und durch die Leistungen meiner Freunde, denen sich auch der geniale Riem und der berühmte Organist Schneider zugesellte, erhalten und vermehrt. Da mich der volle und sonore Ton der Clarinette besonders anzog, so vertauschte ich die Flöte mit derselben, nahm Unterricht auf ihr und setzte ihre Uebung auch in Bautzen mit Liebe fort. Obwohl ich bei einem guten Tone es nicht zu recht vollkommner Fingerfertigkeit bringen konnte, that es mir doch leid, daß ich hier dieselbe bei Seite legen mußte, weil ich die für dieses Instrument unentbehrlichen Vorderzähne verlor. Das nahm meiner Theilnahme an der Musik viel von ihrer Lebendigkeit.

Von den neuen Sprachen hatte ich schon als Knabe die französische zu lernen angefangen, zu dem Selbststudium der italienischen veranlaßten mich die Gesangtexte des Leipziger Concertes, welche damals hier nur in dieser Sprache vorkamen, und die englische fing ich erst in Chemnitz an, unter Anleitung eines mir sehr freundlich gesinnten Engländers. Ich begnügte mich damit, es dahin zu bringen, ein Buch in diesen Sprachen ohne viel beschwerende Hinderung zu lesen und zu verstehen: mich aber mündlich und schriftlich in denselben korrekt und geläufig auszudrücken, darauf verzichtete ich; ich hatte dies zu erlangen keine Gelegenheit und keine Zeit, auch trieb mich kein besonderes Bedürfniß dazu.

Neben der Mathematik, welche ich bis zuletzt mit fortdauernder Vorliebe betrieb, und der Clarinette, zu ihrer Zeit, waren meine Nebenbeschäftigungen — Steckenpferde möchte ich sagen — zuerst in Leipzig Papparbeiten; ich hatte zu mechanischen Arbeiten von Jugend an viel Lust und gutes Geschick, dann in Bautzen Botanik, und zuletzt in Chemnitz Tischlerei mit Furniren und Poliren, und nur ungern gab ich diese den Körper wohl durcharbeitende Beschäftigung vor einigen Jahren auf, da die Anstrengungen dabei mir zu schwer, und meine zunehmende Kurzsichtigkeit, welcher ich schon lange in manchen Fällen durch die Brille hatte zu Hilfe kommen müssen, mir dabei zu hinderlich wurde.

Ich habe in Vorstehendem versucht, eine möglichst treue Charakteristik zu geben. War es zu diesem Zwecke nothwendig, des Löblichen so gut, wie des Mangelhaften zu gedenken, so wird man mich deßhalb nicht des eitlen Selbstlobes beschuldigen können.

Dresden im September 1858.

Dr. Fr. X. Pollak,

Rector und Professor am kgl. Lyceum zu Dillingen.

Am 17. April des Jahres 1805 wurde zu Höchstädt an der Donau, einem kleinen Städtchen in Schwaben und Neuburg, Franz Xaver Pollak geboren. — Sein Vater war bürgerlicher Webermeister daselbst und seine Mutter, eine geborne Grasinger, die Tochter eines Söldners von Kicklingen, einem eine Stunde von Höchstädt entfernten Pfarrdorfe. — Von den drei am Leben gebliebenen Kindern war Franz Xaver das jüngste.

Der Vater, welcher weder im ledigen noch im verheiratheten Stande je die Wirthshausvergnügungen, aber auch deren Nachwehen nie kennen gelernt hatte, besorgte mit Ruhe und Ernst die Erziehung seiner Kinder; selten strafte er; aber wenn er einmal seine Hand erheben mußte, dann geschah es mit Nachdruck. Die Mutter, eine Frau voll Geist und namentlich voll Witz, verdarb hierin nicht, was der Vater gut gemacht hatte. Sie wußte ihr mütterliches Ansehen selbst den über sie hinaufgewachsenen Kindern gegenüber zu behaupten. Ein Beispiel mag als Beweis hiefür dastehen. — Pollak kam als 23jähriger junger Mann von der Universität in die Ferien nach Hause und erlaubte sich in seiner eingebildeten Weisheit über seine Mutter ein unzeitiges Scherzwort. Die verständige Mutter aber berührte ohne Zögern die Lippen des unlautern Mundes ihres hochstudirten Sohnes so unsanft, daß derselbe plötzlich zur Besinnung kam und damals wie nachher die Hand, welche ihn für immer vom Schwindel heilte, segnend küßte.

Von seinen arbeitsamen und sparsamen Eltern lernte Pollak auch arbeiten und sparen.

Den ersten Unterricht erhielt er in seiner Vaterstadt nach der damals üblichen Lehrmethode; von dem Jahre 1811 bis zum Jahre 1817 besuchte er die Volksschule. Nach jedem Schuljahre erfreute der Knabe Pollak seine Eltern mit dem ersten Fortgangspreise. Das Rechnen gehörte zu seinen Lieblingsbeschäftigungen; gewöhnlich verlangte er schwere Aufgaben.

Die während der Kriegsjahre häufig einquartirten Soldaten machten ihm weit mehr Freude, als seinen mittellosen Eltern.

Wie überall spielten auch in seiner Heimat die Knaben am liebsten Soldaten; sie quartirten sich sogar in den Nachbarshäusern ein, was die gutmüthigen Leute so lange duldeten, bis die jungen Krieger mit ihren hölzernen Musketen und Säbeln rumorten und wie ächte Soldaten zu fluchen begannen. Diesem Unfuge aber wurde schnell ein Ende gemacht durch das Commando: „Kehrt Euch! Geschwind Schritt, vorwärts Marsch!“ — Und das war gut.

Seinen Lehrern war Pollak kindlich ergeben, er achtete sie fast so hoch, wie seine Eltern, weil dieselben bei der großen Ungeschicklichkeit der Schulkinder stets freundlich und geduldig verblieben,

Einer dieser Lehrer, dem einmal die Geduld ausging, schwächte jedoch durch einen einzigen Akt merklich die Achtung und Liebe, welche Pollak ihm zu erweisen nicht ermüdete. Derselbe war nämlich in der Schule eben mit andern Kindern beschäftigt, als Knaben, welche in der ersten Bank saßen, worin auch Pollak sich befand, Unfug zu treiben anfingen. Ohne zu fragen, wer unartig war, strafte er jeden Knaben in dieser Bank; auch Pollak mußte seine flachen Hände der beißenden Birkenruthe präsentiren, obgleich diesesmal er unschuldig gewesen. — Von dieser Stunde an sah er mit etwas andern Augen den Lehrer an; er hatte ja wahrgenommen, daß sogar ein Lehrer zornig und ungerecht sein kann.

Auch Musik lernte der Schulknabe Pollak, brachte es aber hierin nicht einmal zu einem ganz kleinen Virtuosen. Nicht geradezu wegen Mangel an Anlage, wohl vorzüglich wegen nicht zweckmäßiger Lehrmethode. Der Lehrer geigte fortwährend vor, und der angehende Virtuose mußte die Töne nachsingen; niemals durfte er die Tonscale allein singen. Sein Gehör wurde durch diese Methode wenig geschärft. Im mechanisch Abspielen der Noten auf der Violine bekam er zwar große Fertigkeit; aber gar oft lautete der Zuruf: „Pollak, greife nicht so falsch!" —

Sein Vater war auch sogenannter Bienen-Vater, d. h. er besorgte den Bienenzüchtern im Städtchen die sämmtlichen einschlägigen Geschäfte. Der junge Pollak machte hiebei den Handlanger, obwohl er nicht selten mit hochgeschwollenem Angesichte nach Hause kam. Da aber etwas mit Essig befeuchtete, auf die Geschwulst gelegte Erde, dem Schaden bald abhalf, ließ er sich nicht zurückschrecken und versah sogar in Abwesenheit seines Vaters als eilfjähriger Knabe dessen Stelle.

Dabei lernte er die Beschaffenheit der farbigen Bündel kennen, welche die Bienen so emsig an ihren Füßen nach Hause tragen; er erfuhr, wie die Zellen, die ganzen Weben verfertigt und Honig bereitet werde u. dgl. — In spätern Jahren ließ er sich alle Erfahrungen, welche sein Vater in der Eigenschaft als Bienen-Vater gemacht hatte, in die Feder diktiren.

Der würdige Lehrer der dritten Classe, Kappelmayer, war auch ein Bienenzüchter; daher der Bienen-Vater mit ihm oft zusammen kam.

Als Pollak das letzte Jahr in der deutschen Schule zubrachte, sagte Kappelmayer oft zu dem Bienen-Vater, er müsse seinen Sohn studiren lassen. — Der vermögenslose Vater aber trug fortwährend Bedenken; denn, sagte er, dieses Handwerk kostet Geld.

Indessen wurde der zwölfjährige Pollak doch bei dem liebevollen Stadtcaplane Wittmann als Privatstudent durch Vermittlung des Lehrers Kappelmayer eingeführt, wo er mit noch zwei Andern den ersten Unterricht im Lateinischen erhielt. — Dieser junge Geistliche brachte die drei Studiosen, so wurden sie jetzt betitelt, so weit, daß

dieselben nach Ablauf eines Jahres an einen Studienort abgehen und dort in die zweite Classe eintreten konnten.

Im elterlichen Hause wurden dem Knaben Pollak unwillkührlich allerhand abergläubische Dinge beigebracht. Man weinte und jammerte, so oft es blitzte und donnerte; man erzählte gar viel von Gespenstern und Geistern, welche besonders im nahen Riede sich aufhalten, sich auf den Rücken des späten Wanderers setzen und denselben gar oft tief in Sümpfe hineinführen u. s. w. Kein Wunder also, wenn die Kinder schon Furcht und Angst überkam, wenn man von dergleichen Dingen nur erzählte. Die lebhafte Phantasie der Jugend malt sich Alles viel greller und schreckhafter aus.

Wie wenig jedoch hievon in das reifere Alter des Pollak überging, ist daraus zu entnehmen, daß Pollak schon als Schüler der obern Gymnastalclassen das Gewitter für das prachtvollste Naturschauspiel ansah und dasselbe in einem Gedichte besang, so gut er es konnte, daß ferner Pollak zu jeder Stunde der Nacht Reisen durch Wälder und Sümpfe zum Theil durch ganz fremde Gegenden allein machte, daß er selbst Geisterrollen im Freien spielte, um Andere von eitler Furcht abzubringen u. dgl. — In dem Maße, in welchem er die Natur studirte, in demselben Maße verschwand für ihn jede derartige Furcht.

Was für schwierig erklärt ward, erregte Pollak's Aufmerksamkeit. Hierin scheint wohl auch ein Grund zu liegen, weßhalb er mit besonderer Vorliebe nach schwierigen Rechnungsaufgaben haschte.

Er hörte die Kunst zu schwimmen anpreisen; und schon in seinem zwölften Jahre schwamm er über die Donau, ließ sich mit dem über sogenannte Abläße herabstürzenden Bache unter dem strudelnden Wasser begraben, holte den in ein Sacktuch gebundenen Stein aus 6—10 Fuß tiefem Wasser herauf — nicht denkend an die deßbezieblichen Ermahnungen der Eltern und Lehrer. — Kein Vogelnest hing für ihn zu hoch, und wenn er auch mit blutiger Nase und mit zerrissenen Kleidern nach Hause kam und verdiente Züchtigung erhielt; — bald war Alles vergessen, — er schwamm und kletterte wieder. Gefahren aller Art hatten eben für ihn besondern Reiz, weßhalb er sehr bald auch mit Schießpulver und Schießgewehren Bekanntschaft machte, Raketen verfertigte und bei dieser Gelegenheit einmal bald beide Augen verloren hätte.

Freilich verheimlichte er solche Wagnisse und Bravourstückchen seinen Eltern, weil das frische Haselnußreis auf seinem Rücken getanzt haben würde. — Ungeachtet er seine Eltern aus ganzem Herzen liebte, konnte er doch den Trieb, Verwegenheiten aller Art sich zu erlauben, nicht bemeistern.

In Augsburg erhielt Pollak bei den Verwandten eines seiner Studiengenossen freundliche Aufnahme und genoß sechs Jahre hindurch bei dem leider frühe gestorbenen Chocolade-Fabrikanten Grosch elterliche Pflege — und zwar unentgeldlich. Möge der Herr diesen

braven Leuten dort oben vergelten, was sie hier unten an mir Gutes gethan, sagte er immer, so oft er darauf zu sprechen kam.

Dem aus dem Privatstudium kommenden Pollak wurde Anfangs ein Instructor beigegeben; allein er gab ihn bald wieder von selbst auf mit den Worten: „Ich kann und will mir selbst durchhelfen."

Nach jedem Studienjahre brachte er entweder einen Preis oder doch ein Preise-Diplom seinen Eltern nach Hause. An Fallmereyer, Förch, Schmidt u. A. hatte er vortreffliche Professoren.

Frühzeitig mußte er selbst Unterricht ertheilen; er that es stets mit besonderem Vergnügen, sogar zu Hause in den Ferien. Namentlich wurden in den spätern Vacanzen mit Hilfe der übrigen Studirenden Feldmessungen aller Art und Beobachtungen des gestirnten Himmels nach Bode's „Anleitung zur Kenntniß des gestirnten Himmels" vorgenommen. Die nothwendigen Instrumente wurden zu diesem Endzwecke durch Herrn Stadtpfarrer Guggenberger in Höchstädt, von Professor Diller oder aus dem Armarium des königl. Lyceums zu Dillingen entlehnt.

Eigenthümlich steht folgender Contrast da: während des Studienjahres lebte Pollak außerordentlich eingeschränkt, um für die Ferien eine Baarsumme zu erhalten, welche er sodann in der Vacanz auf eine mitunter leichtsinnige Weise verbrauchte, da er gar gerne allerhand muthwillige sogenannte Studentenstreiche ausführte.

In der Oberclasse des Gymnasiums verschaffte ihm der verdienstvolle Rector, Hofrath Wagner, eine zugleich seinen Ehrgeiz kitzelnde Hofmeistersstelle, indem ihm die vier Söhne Sr. Excellenz Titl. Herrn General der Infanterie (dann als Oberst in Augsburg) Grafen von Ysenburg, zum Unterrichte übergeben wurden. Aus diesem vortrefflichen Hause, in welchem er wie zur Familie gehörig behandelt worden war, brachte er ein erspartes Sümmchen von 18 Kronenthalern im Jahre 1825 mit auf die Universität zu Landshut, nachdem er das Gymnasium ehrenvoll absolvirt hatte.

Der ausgezeichnete Lehrer der Mathematik, Professor Ahrens, hatte den Schüler Pollak besonders liebgewonnen; derselbe hatte ihm beim Abgange vom Gymnasium ein Zeugniß ausgestellt, daß Pollak in der Mathematik alle seine Mitschüler übertroffen habe.

Da Pollak in dem Hause des Professors Ahrens ungehindert erscheinen konnte, lernte er auch dessen reichhaltige Käfer-Sammlung kennen und benützte dieselbe zur Bestimmung der von ihm selbst in der Umgegend von Augsburg aufgefundenen Käfer. — Auch Pflanzen sammelte Pollak, druckte sie mittelst einer aus Kienruß bereiteten Schwärze ab, und ließ sich dieselben von dem in seiner Nähe wohnenden berühmten Lepidopterologen Hübner bestimmen. — Da aber eine verständige Leitung fehlte, verwendete Pollak auf solche Nebendinge fast zu viel Zeit, zumal da er auch Hube's Briefe über Naturlehre durchstudirte, und sich die bei Holzmann, seinem Lehrer der französischen und italienischen Sprache, aufgestellte große Elektrisir-

maschine genau erklären ließ, und deren Wirkungen und Erscheinungen alle kennen lernen wollte. Dadurch geschah es, daß Pollak namentlich die deutsche Literatur ziemlich vernachlässigte, was er später gar oft bereut hatte.

Mit dem oben erwähnten Sümmchen und mit einem Darlehen von 100 Gulden, welches sein vortrefflicher Lehrer der dritten Classe in Höchstädt vorgeschossen hatte, bezog Pollak mit noch drei Studiengenossen aus seinem Geburtsorte die Universität Landshut im Herbst 1825. Tüchtige Lehrer, wie Ast, Magold, Mannert, Stahl u. A. wirkten damals an der philosophischen Facultät.

Der nunmehrige akademische Bürger Pollak hörte zwar die Vorträge an, vergeudete aber fast die ganze übrige Zeit mit Excursionen in die Umgegend und mit Tarokspiel. — Wären Semestral-Prüfungen nicht angeordnet gewesen, er hätte das Gehörte wohl ebenso schnell wieder vergessen, als er es vernommen. — Wären Semestral-Prüfungen nicht angeordnet gewesen, niemals würden Candidaten zu Pollak gekommen sein, um sich von ihm das Nothdürftigste aus der Mathematik beibringen zu lassen.

Die Abhaltung von Semestral-Prüfungen ist ein wohlthätiges Institut, zumal da wo die Prüfungen nicht blos pro forma gehalten werden, wie es eben bei dem Professor der Mathematik, dem geistlichen Rathe Magold, der Fall war. Dieser ließ in der Regel vier bis sechs Candidaten zur Prüfung auf sein Zimmer kommen, erkannte sogleich, weß Geisteskind der Examinand war und ertheilte jedem in ungeschminkter Sprache das gebührende Lob. Auch Pollak blieb nicht unverschont. Er hatte nämlich bei dieser Gelegenheit seinem Nachbar einigemale eingeflüstert. Als nun die Reihe an ihn selbst kam, sagte Magold: „Nun, da Sie so gut einflüstern können, so stellen Sie sich vor, daß ich der Schüler und Sie der Lehrer wären; Sie sollen jetzt diesem Ihrem Schüler einen klaren Begriff von Logarithmen beibringen. — So, jetzt flüstern Sie brav!" — Pollak bemerkte hierauf: das könne leicht geschehen, wenn sein Schüler wenigstens den vorausgehenden IV. Abschnitt des Lehrbuches gründlich studirt habe. Mit nicht ungnädigem Lächeln entgegnete Magold: dieser Abschnitt dürfe als bekannt vorausgesetzt werden. Der ungelehrte Lehrer befriedigte sodann so ziemlich den gelehrten Schüler.

Im Herbste 1826 übersiedelte sich Pollak mit der Universität von Landshut nach München und widmete sich neben der Theologie fortwährend noch philosophischen Studien. — Schelling's, Oken's, Schubert's, der Botaniker Martius und Zuccarini, des Anatomikers und Physiologen Döllinger, des Chemikers Vogel u. A. Vorträge legten den weitern Grund zu seiner Ausbildung. — Schon Magold's strenge Consequenz in der Mathematik, Stahl's exakte physikalische Experimente, weniger Schultes frivole Vorträge über Naturgeschichte hatten auf die Wahl seines Berufes entscheidend eingewirkt.

Um diese Zeit studirten außer Pollak noch zehn andere Bürgerssöhne aus seinem Vaterorte. Da bemerkte in den Osterferien der damalige Bürgermeister Ruf, ein Bruder des geistreichen Professors der Moral an dem Lyceum zu Dillingen und ein Freund der Studirenden: es käme ihm nicht ganz unzweckmäßig vor, wenn die Studenten ihre Herbstferien mit Theaterspielen zubrächten, es befände sich auf dem Rathhause bereits ein Theater, welches mit nicht großem Aufwande wieder in guten Zustand gesetzt werden könnte. Pollak, welcher in der Regel das Wort für die übrigen Studenten führte, entgegnete: wenn von Seite des Magistrats das Theater wirklich in Stand gesetzt werden sollte, so würden die Studenten in der nächsten Herbstvacanz ihr Glück mit Theaterspielen versuchen. — So geschah es auch. — Unverzeihlich aber war es, wie Pollak jene Theatersaison mit seinem eigenen Machwerk, das er schon als Schüler der Oberclasse zusammengestoppelt hatte, eröffnen mochte. Zum Glück hatte er noch so viel Bescheidenheit, daß er den Namen des unberufenen Verfassers verschwieg. — Das Stück fiel, wie man zu sagen pflegt, zwar nicht geradezu durch, wurde aber durch die später aufgeführten, von Meistern in diesem Fache geschriebenen Schau- und Lustspielen vollkommen und nach Gebühr verdunkelt.

Mit Kopfschütteln gab der damalige hochwürdige Herr Stadtpfarrer Guggenberger den Studenten seine Einwilligung zum Theaterspielen, und Pollak stimmte dem erfahrenen Manne später darin bei: ein Theaterspiel von Seite der Studenten habe zwar seine gute, aber auch seine schlimme Seite.

Im Jahre 1827 erhielt Pollak die Aufnahme in das Georgianum zu München; aber es wurde ihm ausnahmsweise gestattet, das Jahr $18^{27}/_{28}$ als Stadttheolog zubringen zu dürfen, damit er ungehindert außertheologische Fächer, wie z. B. practische Astronomie, betreiben könnte.

Im Jahre 1828 unterzog sich Pollak mit einer gewissen Bangigkeit dem ausgeschriebenen Concurse für das höhere Lehramt. Er sah ein, daß er hiefür in der kurzen Zeit noch viel zu wenig gelernt hatte. — Bald nach dem Concurse eröffnete ihm scherzweise der geistliche Rath und Professor Sieber, daß er (Pollak) im Concurse den letzten Platz erhalten habe. Und als Pollak gleichwohl einigermassen darüber sich wunderte, verbesserte sich derselbe in seiner Mittheilung und bemerkte, daß Pollak im Concurse vielmehr der Erste geworden wäre, was Pollak ebenso wenig geglaubt hätte, würde nicht Professor Sieber gesagt haben, daß er nun nicht mehr im Scherze rede.

So dürftig bisher Pollak gelebt hatte — mit einem Stipendium von 100 Gulden mußte er alle Ausgaben des Jahres bestreiten — so schnell ging ihm nach dem Concurse eine bessere Sonne auf. Es wurden ihm gut bezahlte Instructionen in der Mathematik übertragen. Ja er erhielt auch einen Antrag an eine auswärtige polytechnische

Schule. Diesen Antrag, obgleich er in jeder Beziehung ehrenvoll war, nahm Pollak jedoch nicht an auf die Bemerkung seiner Lehrer hin: es erscheine, zumal für einen Stipendiaten, doch nicht recht dankbar, dem Vaterlande gegenüber, wenn der Erste im Concurse in's Ausland sich begebe, da ihm ja doch im eigenen Lande eine baldige Anstellung in Aussicht stehe.

Das theologische Studium setzte nun Pollak zum großen Herzeleid seiner Eltern und insbesondere seines Bruders nicht mehr fort.

Ausschließlich widmete er sich im Jahre $18^{28}/_{29}$ der Ausfüllung aller noch zahlreichen Lücken in den zum Fachstudium gewählten Wissenschaften. Als Frucht dieses Strebens kann der Doctorgrad angesehen werden, welchen Pollak im Sommer 1829 von der philosophischen Facultät zu München mit der Note der Auszeichnung erhielt.

Im darauf folgenden Jahre 1830 wurde Pollak am königl. alten Gymnasium für die drei untern Gymnasialclassen als Aushilfslehrer in der Mathematik verwendet. Drei Jahre blieb er auf diesem Posten, und es geschah durch sein Verschulden, daß er nicht länger und zwar in der Eigenschaft eines wirklichen Professors geblieben war. — Der ausgezeichnete Schulmann, Rector Fröhlich, wollte nämlich durch Vermehrung der Gegenstände und Lehrstunden die bisherige Aushilfslehrers-Stelle in eine Gymnasialprofessur umwandeln. Pollak aber sprach sich in der Initial-Conferenz zum Studienjahre $18^{33}/_{34}$ nicht besonders günstig für diese Vermehrung und Neuerung aus, und so ließ Rector Fröhlich sein Vorhaben fallen, indem er, Pollak anblickend, die Worte aussprach: „Nun, so soll es beim Alten bleiben." —

Schon vorher, im Jahre $18^{31}/_{32}$, wurde dem Aushilfslehrer Pollak auch eine Lehrsparte an der höhern Feiertagsschule zu München übertragen, und demselben dabei zu verstehen gegeben, daß man erwarte, er werde seinen Vortrag so einrichten, daß die herabgesunkene Schülerzahl wieder zur frühern Höhe sich steigere.

Im Jahre 1833 sollte Pollak auch die Baugewerkschule in München übernehmen, als gleichzeitig die Lehrstelle der Mathematik am kgl. Gymnasium zu Straubing ihm verliehen ward.

Durch seine bedeutend erhöhte Einnahme in den letzten drei Jahren war es Pollak gelungen, nicht nur seine sogenannte Universitätsschuld zu bezahlen, sondern auch seine betagten Eltern zu unterstützen.

Während der Aushilfszeit am kgl. alten Gymnasium zu München, hatte Pollak eine Menge mathematischer Aufgaben jeder Art gesammelt, indem er eine und dieselbe Aufgabe nicht zweimal seinen Schülern geben wollte, sondern immer neue bearbeitete. Hiedurch wurde der Grund zu einer spätern Druckschrift gelegt.

Der geistliche Rath und Professor Meilinger, welcher mit Pollak in dem nämlichen Hause wohnte, hat diesem mehrmal gesagt, nicht blos beim Studium der Mathematik stehen zu bleiben, sondern

wenigstens noch Ein Fach aus den Naturwissenschaften ernstlich zu betreiben, weil er außerdem an keinem Lyceum angestellt werden würde. Diesem Rathe eines so bewährten Mannes und dem eigenen Drange folgend, widmete Pollak jede freie Stunde auch den Naturwissenschaften. Ganze Körbe voll naturhistorischer, mitunter Prachtwerke, ließ er sich nach erhaltener specieller Erlaubniß aus der Hof- und Staatsbibliothek in sein Studirzimmer bringen, um sie mit der Feder in der Hand durchzustudiren.

In Straubing war sein Verbleiben von kurzer Dauer. Nach eilf Monaten, im December 1834, mußte er mit dem damaligen Professor der Mathematik in Neuburg Stelle tauschen. Liebreich wurde er bei seiner Ankunft in Straubing von Rector Hölzl, seinem frühern Lehrer am Gymnasium zu Augsburg aufgenommen. In schönster Harmonie lebte er mit seinen Collegen daselbst; ungerne sahen daher diese sein Weggehen; ja sie drangen sogar in ihn, eine Vorstellung gegen seine Versetzung einzureichen. Allein Pollak folgte, obwohl ihm überdies der dortige Magistrat eine wichtige Stelle an der zu errichtenden Gewerbschule zugedacht hatte, gehorsam der höheren Weisung. Auch die Schüler des Gymnasiums hatten ihn liebgewonnen, ungeachtet er als strenger Professor galt.

Ein schöner Zug von den damaligen Schülern der Oberclasse möge hier auch einen Platz finden. Pollak begann den Unterricht am Gymnasium zu Straubing erst mit dem neuen Jahre 1834 und konnte den der Oberclasse vorgeschriebenen Lehrstoff nicht ganz bewältigen. Er stellte nun an die Schüler der Oberclasse die Frage: ob sie behufs der Absolutorial-Prüfung eine Wiederholung des Vorgetragenen wünschten, wobei sodann der Lehrstoff unvollendet bleiben müßte; oder ob sie die Vollendung des Lehrstoffes wollten, wobei aber die Repetition in der Classe ausfallen würde. Die Schüler erwiederten: sie zögen die Vollendung des Lehrstoffes vor, indem sie selbst die Wiederholung übernehmen würden. — Das Resultat der Prüfung zeigte, daß die Schüler ihr Versprechen pünktlich gehalten haben.

Vor dem Abgange von Straubing wurde dem Professor Pollak von den Schülern der Anstalt ein Fackelzug gebracht.

In Neuburg, wo er am 3. Dezember 1834 eintraf, erwartete ihn eine nicht angenehme Aufgabe. — Sein Vorgänger war gut, zu gut. — Die Schüler hatten die Mathematik gänzlich vernachlässigt.

Kaum war in dieser Beziehung die Anstalt einiger Massen in Ordnung gebracht, als Pollak an das kgl. Lyceum zu Dillingen für Mathematik und Naturgeschichte berufen ward. — Ungerne verließ er den liebgewonnenen neuen Aufenthaltsort, in dessen Nähe er im Kreise lieber Freunde gar manche neue Pflanze für sein Herbarium aufgefunden hatte; ungerne verließ er die halbvollendete Arbeit.

Mit dem Schlusse des Jahres 1836 kam Pollak nach Dillingen, zu nicht geringer Freude seiner in der Nähe wohnenden Eltern, welche

er nun regelmäßig alle vier Wochen besuchte. Längst hatten dieselben ihm verziehen, daß er seine theologischen Studien unvollendet gelassen hatte.

In seiner Antrittsrede, worin er sich über die Grundzüge einer vergleichenden Mathematik verbreitete, versprach er seinen Zuhörern, die Mathematik Jedem zugänglich, das Schwierige hierin leicht verständlich, vielleicht die Mathematik sogar zu einem nicht uninteressanten Gegenstand zu machen. Ob ihm dies gelungen, darüber mögen seine ehemaligen Zuhörer urtheilen.

Mit mehr Befangenheit aber ging er an die Fortsetzung der Vorträge über Naturgeschichte; er wußte, welch großer Unterschied zwischen dem Hören und dem Lehren eines so umfangreichen Lehrgegenstandes besteht. Erst nach und nach gelang es ihm hierin in die Fußstapfen seines höchst verdienstvollen Vorgängers, Professors Eilles, zu treten.

Die vorgefundenen Mineralien wurden durch Pollak vermehrt, von ihm neu geordnet und überhaupt der Grund zu einem Naturalien-Cabinete gelegt.

Im Jahre 1853 wurde ihm das Rectorat des Lyceums zu Dillingen übertragen, und ihm zugleich die Professur der Physik und Chemie verliehen, nachdem er sechszehn Jahre hindurch an derselben Anstalt Mathematik und Naturgeschichte vorgetragen hatte. — Auch wurde ihm in dem nämlichen Jahre und im Jahre 1857 das Commissorium zur Abhaltung der Absolutorial-Prüfung an einigen Gymnasien allergnädigst anvertraut.

Vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1840 benützte er die Herbstferien zu größern, stets sechs bis sieben Wochen andauernden Reisen. Er hatte sich vorgenommen, nicht blos die wichtigsten mathematischen, physikalischen und naturhistorischen Cabinete in Deutschland und in einigen angrenzenden Ländern zu besehen; er wollte die Natur selbst gleichsam an Ort und Stelle betrachten. Deßhalb stieg Pollak mehrere Male in die Region des ewigen Schnees hinauf und in die tiefsten Schachte der Bergwerke hinab, verfolgte die Gewässer von der Quelle bis zur Ausmündung, beschaute nicht mehr mit dem seichten Blicke eines muntern Studenten, sondern schon mit dem ernsten Mannesauge die Sitten und Gebräuche der Völker, sowie auch deren Erzeugnisse. Alle merkwürdigen Punkte wurden aufgesucht, das Nöthigste notirt, Vieles gesammelt und Alles eintretenden Falls bei seinen Vorlesungen benützt.

Alle Länder, welche von den Städten (diese mitinbegriffen) Hamburg, Bremen, Hannover, Düsseldorf, Aachen, Trier, Straßburg, Zürich, Turin, Genua, Pavia, Venedig, Triest, Laibach, Klagenfurt, Preßburg, Iglau, Prag, Dresden, Berlin und Ludwigsburg eingeschlossen sind, hatte Pollak bald ganz allein, bald in Gesellschaft guter Freunde zu Fuß ohne irgend einen Unfall bereis't.

Am meisten zog ihn die Großartigkeit der Hochgebirge mit ihren

Gletschern, die Eigenthümlichkeit der Gebirgsflora und die Biederkeit der Gebirgsbewohner an.

Es dürfte hieraus fast von selbst sich ergeben, daß Pollak die Umgebung von Dillingen, wo er sich bereits 21 Jahre lang befindet, in naturhistorischer Beziehung nicht unerforscht gelassen haben wird. — Außerdem zeichnet er mit Hilfe verlässiger Instrumente alle in die Meteorologie einschlägigen Beobachtungen dreimal des Tages ohne Unterbrechung auf, um sie dem berühmten Conservator der Sternwarte bei München, Professor Dr. Lamont, mitzutheilen.

Nachdem Pollak seine vorgehabten acht Reisen gemacht hatte, gründete er sein häusliches Glück in einer von Kindern gesegneten glücklichen Ehe. — Nach vollbrachter Tagesarbeit findet er bisweilen an Musik, gewöhnlich auf der Jagd, einige Erholung; durch letztere bleibt er in fortwährendem Verkehre mit der Natur.

Wenn Pollak in seinen Geschäften und Arbeiten nicht selten den Wunsch äußert, es möchte das Rad der Zeit wie bei einer Hausuhr bisweilen aufgehalten werden können, so dürfen wir annehmen, daß Langeweile als Gast bei ihm sich nicht einstellt, zumal da er sich jener unschätzbaren Himmelsgabe, einer anhaltend guten Gesundheit, zu erfreuen das Glück hat, wofür sein Innerstes vom innigsten Danke gegen seinen Schöpfer erfüllt ist.

Seine Schriften:

1. Inaugural-Abhandlung über das Augenmaß. Dillingen, 1829
2. Sammlung von mathematischen Aufgaben in 4 Abtheilungen. Augsburg bei Himmer. Seit 1841 in mehreren Auflagen.
3. Der Reisende zu Fuß. Dillingen, 1843.
4. Zwei Programme, 1843 u. 1845.
5. Einige Beiträge für den astronomischen Kalender an der Sternwarte bei München.
6. Elementar-Arithmetik, Lehr- und Uebungsbuch. Augsburg bei Himmer, 1854. U. s. w.

August Pott,

großh. oldenburgischer Capellmeister und kgl. dänischer Professor, vorzüglicher Violinspieler und Componist, am 7. November 1806 zu Nordheim, Großherzogthum Hessen, geboren, trat schon im Alter von zehn Jahren mit seinem Vater, der den kleinen Violinvirtuosen ausgebildet hatte, Kunstreisen an. In Hannover erregte der talentvolle Knabe solches Aufsehen, daß der berühmte Violinspieler Kiesewetter sich erbot, den Unterricht des jungen August zu übernehmen und der Vicekönig, Herzog von Cambridge, die Kosten seines Aufenthaltes zu tragen versprach. Erst nach drei Jahren machte der Vater von diesem gütigen Anerbieten für seinen Sohn Gebrauch. Die Fortschritte des Knaben waren so ausgezeichnet, daß der fürstliche Wohlthäter ihn nach Jahresfrist mit einer eigenhändig überreichten cremoneser Geige beschenkte, und ihn, als Kiesewetter 1821 nach London ging, auf

ein Jahr der Leitung Spohr's in Kassel übergab. Bald überraschte er auch hier den Meister durch seine Fortschritte und ward von ihm und von Hauptmann in der Composition unterrichtet. Sechszehn Jahre war Pott alt, als er in Hannover auf sechs Jahre als erster Violonist angestellt wurde. Sein Ruf stieg und erweiterte sich durch Kunstreisen in Deutschland, so daß er 1829 einen Ausflug nach Paris wagte. Von Cherubini wohlwollend aufgenommen, feierte der deutsche Künstler die glänzendsten Triumphe, die ihm in allen Ländern zu Theil wurden, welche er auf dreijährigen Reisen besuchte, bis er 1832 in Oldenburg festgehalten ward und die oben genannte Anstellung erhielt. Es ist ihm jedoch gestattet worden, seinen hohen Ruf von Zeit zu Zeit auf Kunstreisen oder bei großen Musikaufführungen zu erneuern. Seine Gattin, Aloyse, 1815 geboren, gediegene Clavierspielerin, hat auch Lieder, Quartette, selbst eine Messe rc. componirt.

W. Prange,

kgl. Seminar-Oberlehrer in Bunzlau.

Geboren den 20. Dezember 1810 in Abbenrode unfern Ilsenburg am Nordfuße des Harzes, ist Prange sehr früh nach Halberstadt gekommen, um dort unter der Aufsicht und Pflege naher Verwandten seine erste Erziehung und Schulbildung zu erhalten. Als die letzten Franzosen aus Halberstadt marschirten, ist P., ihnen nach, in die Schule gelaufen. Seit der Zeit bis heut gehört P. der Schule an. Zuerst auf der Martin-Schule, welche unter des trefflichen Rectors Dr. Lehmann Leitung stand, ist P. durch alle Classen derselben ordnungsmäßig hindurchgerückt, an Ostern 1823 in die Prima versetzt, obwohl P. erst dreizehn Jahre alt war. Diese Schule gewährte in den drei untern Classen Grundlegung und Abschluß der gewöhnlichen Elementarschulbildung, begann aber daneben schon in der Quinta das Latein, wozu von der Tertia an auch Französisch und Mathematik kam, während die Prima bis 1823 eine Art Vor-Seminar für Volksschullehrer darstellte, welche Rector Dr. Lehmann mit großem, anerkanntem Erfolge sehr wacker vorbereitete. Nach Lehmann's frühem Tode erfolgte eine völlige Reorganisation dieser Schule, sie wurde zu einer höhern Bürgerschule umgestaltet, von welcher die dreiclassige Volksschule abgezweigt wurde. Das Rectorat übernahm Dr. Siderer, der es lange Jahre geführt, bis vor ein Paar Jahren bei seinem Tode es dem Dr. Spillecke übergeben wurde. In der Periode, bald nach der Reorganisation, wurde mit außerordentlichem Eifer in der höhern Bürgerschule gelehrt und gelernt, so daß man in der Prima mit vieler Hingabe in die verschiedensten Zweige des Unterrichts eingeführt wurde. Namentlich cultivirte Dr. Siderer mit besonderer Vorliebe die Mathematik, in der er

mit seinen Schülern bis zur sphärischen Trigonometrie, der höheren Analysis und den verwickelteren arithmetischen und Logarithmen=Rechnungen vorging. Die künstlerische Fortbildung im Gesange gewährte einer Auswahl Befähigter der greise Domcantor Geiß, der seiner bildsamen Sopranstimme viel Aufmerksamkeit schenkte, und ihn zu seinem Solisten in den größern Kirchenmusiken im Dome, wie zu den damals jeden Winter veranstalteten Concerten des Domorganisten Baake heranzog. Das hat den Grund zu seiner Liebe zur Musik und zu den spätern Fortschritten und Arbeiten darin gelegt, sowie die Lehrer Peter Richter seine Liebe zur Geographie und Geschichte und Schade die zur Naturkunde begründeten, — ein seitdem von ihm ununterbrochen gepflegtes Gebiet.

In seinem sechszehnten Lebensjahre sollte P. das Halberstädter Schullehrer=Seminar beziehen, woran damals der Director Bredow, Stiefbruder des großen Geographen Karl Ritter und des Pädagogen Propst Zerrenner, und der nachmalige Barmener Missions=Inspector Richter arbeiteten. Ein bedauerlicher, bitterer Streit zwischen beiden führte zur Suspendirung der Anstalt, und diese hatte zur Folge, daß er sich nach Weißenfels wandte, um 1827 dort in's Seminar zu treten.

Damit trat der erste wichtigste Wendepunkt in seinem Leben ein; denn dem Weißenfelser=Seminar und seinen Hilfs= und Schulanstalten hat er bis zum Jahre 1850 angehört. Auf den Geist des Weißenfelser Seminars war er durch den Seminarlehrer Richter, durch den unvergessenen Lehrer Schade, einen Schüler des Theodosius Abs und den Gerichts=Referendar Friedr. v. Raumer vorbereitet; besonders zog ihn letzterer oft und gern in seine Nähe. In Weißenfels wirkte der damals noch in vollster Lebensfrische stehende Director Dr. Harnisch, ein Mann, an welchem die meisten seiner Schüler mit ungetheiltester Liebe noch heute hangen, der ihm Führer, Vater, Freund im ausgedehntesten Sinne des Wortes geworden und geblieben ist. Viel verkannt und geschmäht, hat Dr. Harnisch Großes in dem Seminar geleistet und wie zu seiner Zeit hat dasselbe bis auf diesen Tag Zöglinge gehabt, welche auch weit über die Grenzen unsers preußischen und deutschen Vaterlandes hinaus in ehrenvolle Arbeit begehrt und geholt sind. Von Rom bis Drontheim, von Paris und London bis Petersburg, Moskau und Odessa könnte P. in vielen Ländern die Zöglinge mit Namen nennen, welche zu Harnisch's Füßen saßen und ihn mit hoher Pietät verehrten. Seine angemessene Vorbildung mag der Grund sein, weshalb P. schon im Seminar eine Classe seiner Mitschüler mitzuunterrichten erhielt, und seine ganze Seminaristenlaufbahn ein Jahr früher als die Classengenossen absolvirte. Durch Harnisch's Vermittelung und des edeln Regierungsraths Dreist Fürsorge wurde P. nach Berlin geschickt, um auf der Universität sich in den Realfächern, bei Peter Schmid im Zeichnen, bei Markwordt im Schreiben und bei Zelter in der Musik auszubilden. Die unvermeidlichen Collisionen der Collegien=

studien mit Zelters Uebungen brachten ihn um letztere ganz, dagegen konnte er Ritter, Lichtenstein, Tuste, Ideler, Weiß, Schubert, Wiegmann, Hellwing und Otto v. Gerlach regelmäßig hören, — eine unwiederbringliche, köstliche Zeit.

Im eben begonnenen 20sten Lebensjahre trat P. als Seminarlehrer ins Weißenfelser Seminar zurück, und seine früheren Mitschüler wurden noch seine Schüler. Sein Amt erforderte die Pflege des gesammten weltkundigen Unterrichts, des Unterrichts im Zeichnen und Schreiben, sowie die Mithilfe im musikalischen und sprachlichen Unterricht, so daß es im Laufe der Zeit, wo ihm auch die Ertheilung des Religionsunterrichts in einer Hülfsanstalt noch zufiel, keinen Volksschul-Lehrgegenstand gibt, in welchen ihn sein Beruf nicht hineingeführt hätte. Nur in der deutschen Grammatik hat er nie zu unterrichten gehabt. Im Jahre 1833 übernahm P. mit seinem Collegen, Musikdirector Hentschel die durch das Ableben ihres rastlosen Gründers Thärmann verwaisete Präparanden-Anstalt neben dem Seminar, und hatte darin das Leben der Präparanden, ihre Bespeisung, Krankenpflege und Cassenverwaltung neben einem Theile des Unterrichts zu leiten, wie er gleichzeitig auch im Seminar die Bespeisung mit zu verwalten hatte. So ist sein Leben mühereich und mannichfaltig geworden, durch das Amt, mannichfaltiger noch durch seine Verheirathung, durch die Mitwirkung beim Unterrichte erwachsener Töchter der höheren Stände, und durch die thätliche Antheilnahme an der Förderung kirchlicher Zwecke in der Missions- und Bibelgesellschaft, — in allen Beziehungen freundlich von Harnisch berathen. Im Jahre 1842 schied Harnisch aus dem Directorate des Weißenfelser Seminars, um Pastor in Elbei bei Wolmirstedt unfern Magdeburg zu werden, wo er jetzt noch als Superintendent mit unverwüstlicher Rüstigkeit und im hohen Segen wirkt. Sein Nachfolger als Director war der Superintendent Hennicke aus Schkeuditz bei Merseburg, eine mildere, aber nicht minder hochzuachtende Persönlichkeit, unter deren Leitung zwar nicht der Grundton des ganzen Seminarlebens in Weißenfels, wohl aber das Gepräge im Einzelnen einige Umänderungen erfuhr. P. ist noch 8 Jahre in der Lage gewesen, neben Hennicke und in förderlicher Uebereinstimmung mit ihm zu arbeiten. Aber im Jahre 1850 folgte er einem Rufe des damaligen Herrn Ministers v. Ladenberg in sein jetziges Amt als Oberlehrer am hiesigen Seminar, wo er den Unterricht in den weltlichen Gegenständen und eine Mithilfe in der Musik und eine Zeitlang auch das Zeichnen und einen Theil des sprachlichen Unterrichts übertragen erhalten habe, und jetzt zugleich die amtliche Correspondenz der speciellen Seminar-Angelegenheiten zur Bearbeitung führe. Daneben hat P. auch bei der Seminarschule, bei der Inspection der für's Gymnasium vorbereitenden Schulanstalt und des Waisenhauses mitzuwirken und wie früher an den Geschäften der hiesigen Bibel- und Missionsgesellschaft Theil zu nehmen.

Was seine schriftstellerische Thätigkeit betrifft, so hat P. in zwei Auflagen seine „120 Choralmelodien mit untergelegten Urtexten“ erscheinen lassen, seit 1837 an der 2., 3. und 4. Auflage des Dr. Diesterweg'schen „Wegweisers“ durch Bearbeitung des Abschnitts „Geschichtsunterricht“, seit 1846 an dem 1., 2., 3., 5., 6., 7., 8., 9., 10., 11. Jahrgange des „Pädagog. Jahresberichtes“ (Redacteur Nacke, jetzt Lüben), früher längere Jahre an der „Allg. Schulzeitung“ in Darmstadt und den „Rhein. Blättern“ von Dr. Diesterweg, so wie seit 1851 am „Schulblatt der evangelischen Seminare Schlesiens“, am „practischen Schulmann“ von Körner, und jüngst an dem „Patriotischen Hausfreund“ von Kellner mitgearbeitet, und dabei im „Pädagog. Jahresbericht“ den „Unterricht in der Geographie und Geschichte“ vertreten, so wie in den andern Blättern theils allgemein pädagogische, namentlich zur Seminaren-Präparandenbildung in Beziehung stehende Fragen, theils specielle in weltkundliche Fächer einschlagende Sachen besprochen.

Zu seiner allgemein pädagogischen Anfrischung ließ ihn das Ministerium Eichhorn durch Baden, Würtemberg, die Schweiz und den Elsaß, das Ministerium v. Raumer durch Nassau, Hessen-Darmstadt, Baden, Würtemberg, Bayern und Königreich Sachsen größere Reisen machen, so wie er früher in der Provinz Sachsen zwei Schulbesuchsreisen und später hier in Schlesien zwei dergleichen zu machen gehabt habe.

P. steht im 28sten Jahre seines Lehramts als Seminarlehrer, das er lieb hat wie sein Leben, und bis jetzt mit Gottes Hilfe unter Anerkennung von Seiten der Behörden so habe verwalten können, daß er die große Freude hat, in Weißenfels an der Bildung von weit über achthundert und hier von mehr als 250 Zöglingen haben mitwirken zu können. — Das Alles sagt P. nicht ihm zum Ruhm, sondern es bleibt dabei. Soli Deo gloria!

J. Preis,

I. Lehrer am königl. kathol. Seminar zu Peiskretscham, Kreis Gleiwitz, Regierungsbezirk Oppeln, Oberschlesien.

Motto: „Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
So lang er noch an die drei Worte glaubt.“

Erste Periode von 1805—1819.

Kindheit, Knabenjahre, häusliche Erziehung und Schulunterricht.

Preis Joseph wurde am 1. Novbr. 1805 in Bieskau, einem mit dem Marktflecken Deutsch-Neukirch zusammenhängenden Dorfe Oberschlesiens (Kreis Leobschütz, Regierungsbezirk Oppeln) geboren. Sein Vater war der Vorwerks- und Mühlenbesitzer Anton Preis, seine Mutter Susanna, geb. Masler. — Von mehrern Geschwistern blieb nur er und drei ältere Schwestern am Leben, die — nach dem

Tode des Vaters im Jahre 1809 — von der Mutter erzogen wurden. Die Schule in Deutsch-Neukirch, wohin Bieskau eingeschult und eingepfarrt ist, besuchte P. Vor- und Nachmittags vom 6. bis zum 14. Jahre unausgesetzt und mit günstigem Erfolge. — Da dieselbe über eine Viertel Meile vom elterlichen Hause entfernt ist, und er zu Mittag wegen Kürze der Zeit dahin nicht zurückkehren konnte, bestand sein Mittagessen meistens in einem Stückchen Salzenbrod, welches er sich des Morgens in der Büchertasche (als Reliquie noch jetzt in seinem Besitze) mitnahm und, ehe er es genoß, mit Wasser anfeuchtete, um es nicht „trocken" essen zu dürfen.

Die Kriegsdrangsale jener Zeit lasteten mit Riesenschwere auch auf der Familie P., und der Mangel an Arbeitern, besonders an männlichen Dienstboten, nöthigte die Mutter, die Kräfte ihrer vier Kinder, so unbedeutend sie auch noch waren, bei geeigneten, häuslichen Verrichtungen und Wirthschaftsangelegenheiten in Anspruch zu nehmen. So wurde der junge P. nach und nach mit allen ländlichen Beschäftigungen, theils bei Beaufsichtigung der Leute, theils durch eignes Handanlegen (nach Vollendung der Schularbeiten) bekannt, gedieh bei den täglichen Märschen in die Schule, der abwechselnden, geistigen und körperlichen Thätigkeit und bei der echt spartanischen Kost geistig und körperlich, und — was von Bedeutung ist, — er blieb vor vielen Untugenden geschützt, die sonst bei Kindern eine Folge des jugendlichen Müssigangs sind.

Mit seines gleichen kam der Knabe auf diese Weise, außer der Schule, wenig in Berührung, und dieser Umstand weckte und nährte in ihm die Neigung, sich von lärmenden Spielen der Jugendgenossen auch später möglichst fern zu halten und ernstern Geschäften zuzuwenden, welche Gewohnheit auch dem Manne eigen geblieben ist. Das 14. Jahr kam heran und P. sollte sich nach dem Wunsche der Mutter für die Landwirthschaft und die Mühlenangelegenheiten entscheiden, um einst das väterliche Erbe antreten zu können; er hatte indessen die geistige Beschäftigung so lieb gewonnen, daß er ihr nicht entsagen wollte, und die Angehörigen bat, ihn den Studien zuzuführen. Nach reiflicher Ueberlegung entschloß sich die liebende Mutter, auf den Rath des Ortspfarrers und Lehrers, dem Wunsche des Sohnes versuchsweise nachzugeben, obschon sie wohl wußte, daß dieser Entschluß bei der durch den Krieg und unvorhergesehene Unglücksfälle mittlerweile ungünstiger gewordenen, ökonomischen Lage manches Opfer von ihr fordern würde. So kam der vierzehnjährige Knabe im Herbste 1819 nach VI. des Gymnasiums in Leobschütz; sein Wahlspruch: „Beharrlichkeit führt an's Ziel" — welchen er mit dem vom Vater durch Familien-Tradition ererbten und von Schiller in den drei Worten des Glaubens so herrlich umschriebenen: „Fürchte Gott, thue recht und scheue Niemanden!" — vereint bisher stets im Auge behielt, ging hier zum ersten Male in Erfüllung.

Zweite Periode von 1819—1833.

Erziehung und Bildung auf dem Gymnasium und auf der Universität.

Damit war der sehnlichste Wunsch des Knaben erfüllt, aber nur bedingungsweise; denn er war von der Mutter ernstlichst bedeutet worden, daß er nach einem Jahre das Gymnasium jedenfalls verlassen müsse, wenn er sich durch Führung und Fleiß nicht auszeichne. So ernst auch die Worte und so hoch die Anforderungen waren, welche an ihn gestellt wurden: P. ging sie mit Vergnügen ein, weil er von nun an seiner Lieblingsneigung, sich nur geistig zu beschäftigen, ungestört nachhängen konnte, und weil er mit 14 Jahren auch wohl schon einsah, daß diese Ansprüche, wenn auch streng, doch nur von mütterlich-liebender Sorgfalt dictirt und für sein künftiges Glück berechnet waren. Die Erwartungen der Angehörigen und Gönner wurden nicht getäuscht. Dem Knaben ging die Zufriedenheit seiner Lehrer und durch dieselben die Erfüllung der mütterlichen Wünsche über Alles; er strebte daher aus allen Kräften darnach. Dazu kam noch ein anderer Sporn. Wie jede Familie, so hatte auch die seinige Freunde und Feinde. Die Letzteren hatten keine Gelegenheit verabsäumt, sich, wie man zu sagen pflegt, an der Familie P., oder, wenn es nicht anders ging, wenigstens an einzelnen Gliedern derselben zu reiben. Was Wunder, wenn sie nun auch dem Gymnasiasten P., der durch sein Streben sich ihrer Sphäre und ihrer eben nicht wohlwollenden Einwirkung auf sein künftiges Geschick mit jedem Jahre mehr zu entziehen suchte, Schwierigkeiten in Beziehung auf seine Subsistenzmittel in den Weg legten. Gelegenheit fand sich bald, sie möge hier aber, als weniger zur Sache gehörig, übergangen werden; denn: „Infandum, regina, jubes renovare dolorem!“ ruft der Verfasser dieser Skizze mit Aeneas bei Virgil. — Genug, die Familie verlor durch die andeutungsweise bezeichneten Subjecte den größten Theil ihres Vermögens und unser P. die Aussicht, sich auf der Schule zu erhalten. — Doch weit entfernt, dadurch entmuthigt zu werden, und seinen Plan aufzugeben, gewann er durch den äußern Druck nur desto mehr an innerer Stärke und entgegenstrebender Federkraft. Anfänglich durch Privatunterricht, später, als Primaner, durch die Uebernahme einer Hauslehrerstelle am Orte selbst, erwarb er seinen Unterhalt und setzte die Studien zwar unter großen Beschwerden, aber ohne Unterbrechung bis zum Herbste des Jahres 1827 fort, wo ihm das Zeugniß der Reife — „mit Auszeichnung“ — ertheilt und dadurch der Uebergang zur Universität gebahnt wurde.

Ein charakteristischer Zug aus der Gymnasialzeit des ꝛc. P., der zugleich von der richtigen, wenn auch strengen Lebensansicht seiner Mutter über Kindererziehung Zeugniß gibt, möge hier umsomehr eine Stelle finden, als daraus hervorgeht, wie es P. möglich wurde, sich auf dem Gymnasium selbst zu erhalten, die Ansprüche seiner Lehrer stets völlig zu befriedigen, was die noch vorhandenen Classenzeugnisse

bekunden, — und doch dabei seine Gesundheit nicht zu untergraben, deren er sich, mit innigstem Danke gegen die gütige Vorsehung sei es gesagt, — bis zu dieser Stunde — stets ununterbrochen erfreut hat. — Seine Lehrer in jeder Hinsicht zu befriedigen wurde ihm, wie gesagt, beim Eintritt in's Gymnasium zur Pflicht gemacht. Er erfüllte sie, anfänglich aus kindlichem Gehorsam, später aus Ehrtrieb und weil ihm diese Pflichterfüllung durch Gewohnheit gleichsam zur zweiten Natur geworden war.

Da P., wie oben bemerkt worden, einen großen Theil seiner schulfreien Zeit den Zöglingen beim täglichen Privatunterrichte widmen, den andern dagegen auf die eignen Arbeiten verwenden mußte, konnte er an den gesellschaftlichen Zusammenkünften seiner Mitschüler in der Regel nicht nur nicht Theil nehmen, sondern brachte noch einen großen Theil der Nacht, wenn die Andern schon schliefen, am Arbeitstische zu und überdachte am Schlusse gewöhnlich die dem Gedächtnisse eingeprägten Lectionen des folgenden Tages bei ausgelöschtem Lichte. Je finsterer es um ihn her war, desto heller wurde es in seinem Kopfe! — Erwachte nun einer, oder der andere seiner Stubengenossen aus dem ersten Schlafe, so erschrack er nicht selten über die an den Tisch oder in eine Stubenecke gelehnte Gestalt mit geschlossenen Augen, und hielt P. für mondsüchtig, oder für einen angehenden Candidaten des Irrenhauses. (Um nämlich Unterleib, Brust und Augen möglichst zu schonen, und von außenher nicht gestört zu werden, lehnte sich P., nachdem das Licht ausgelöscht war, an irgend einen festen Gegenstand an und schloß die Augen, was allerdings, namentlich bei Mondscheinbeleuchtung, possirlich aussehen mochte!) — Dies hatte sich auch bis zu P.'s Mutter verbreitet, die aber die Mittheilung mit der Bemerkung abfertigte: „Mein Sohn hat einen ziemlich großen Kopf und starke Nerven mit auf die Schule genommen, beiden kann man schon Etwas zumuthen; sollte ihm aber je einmal der Kopf vom Studiren weh thun, so wird er wohl selbst, ohne meine Abmahnung aufhören, wird ihn nicht ruiniren, nicht verlieren!" — Und sie hatte Recht, bis heute hat ihr Sohn noch nie und nirgends — den Kopf verloren! —

Im Herbste 1827 bezog Preis, wie erwähnt, die Universität (Breslau), um sich für das höhere Lehrfach vorzubereiten, weil er diesen Beruf durch seine bisherige Beschäftigung liebgewonnen und dabei die meiste Aussicht hatte, seinen Lieblingsstudien — Sprachen und Geschichte — auch künftig noch, und zwar mehr, als in jedem andern Stande, obliegen zu können. Mathematik betrieb er nur in so weit, als sie ihm für die künftige Staatsprüfung gesetzlich nothwendig schien; desto eifriger erfaßte er noch das Studium der Philosophie, zu dem ihm das philosophische Sprachstudium die Bahn gebrochen hatte. Auf diesem Felde wurden Braniß und der Naturphilosoph Steffens, deren er stets mit dankbarer Hochachtung gedenken wird, seine Hauptführer. Wie früher beim Studium der

Geschichte, so und noch mehr fand jetzt bei dem der Philosophie der Studiosus P. die Wahrheit des Spruches: „Gottes Furcht ist der Weisheit Anfang" bestättigt, und gelangte mit jedem Tage mehr zu der, für ihn wenigstens, unumstößlichen Ueberzeugung, daß es ein höchstes Wesen gibt, welches von Ewigkeit her als Schöpfer und Weltregent die Schicksale der Menschen leitet; daß der Geist der Gerechtigkeit und Vergeltung das Weltall durchweht, und bewirkt, daß das Gute am Ende doch siegt, das Böse dagegen sich selbst den Untergang bereitet *). Weil ihm bei diesen Betrachtungen so Manches dunkel war, suchte er Licht in theologischen Vorlesungen und hörte mehrere Semester Dogmatik, Hermeneutik, Exegese und Moralphilosophie. Diese Studien hielt er auch für seine künftige, pädagogische Laufbahn für unerläßlich; denn Religion und Moral galten ihm von jeher als die Grundpfeiler aller Erziehung und Bildung.

Das Sprachstudium war und blieb jedoch sein Hauptfach, und wie er während der Gymnasialzeit das Französische, welches nach den Freiheitskriegen auf den Lehrplänen der meisten preußischen Gymnasien, die außer der Muttersprache damals nur Latein, Griechisch und Hebräisch lehrten, gestrichen war, privatim erlernte, so auf der Universität das Italienische und Englische, um Dante, Petrarka und Tasso im Original lesen und über den Genius der englischen Sprache sich wenigstens ein Urtheil bilden zu können: „*Γηράσκω πολλὰ διδασκόμενος*" galt und gilt ihm in dieser Beziehung noch als Wahlspruch.

Was die ökonomische Seite seiner akademischen Laufbahn betrifft, hieß es hier, wie auf dem Gymnasium: „Per andua ad astra!" P. besiegte jedoch auch hier, wie dort, die Hindernisse durch seine Thätigkeit als Hauslehrer in Breslau und schuf sich zuletzt eine so günstige Lage, daß er von seinen Einnahmen einen nahen Verwandten auf dem Gymnasium unterstützen und jedes Jahr während der Herbstferien theils zur Erholung, theils in wissenschaftlichem Interesse nicht unbedeutende Reisen machen konnte. Die meiste Ausbeute gewährten ihm, namentlich in psychologischer Beziehung, die Gebirgspartieen und die Bäder, die er jedoch nicht als Patient, sondern als Tourist besuchte, da er bis jetzt nicht weiß, was krank sein heißt. Jedenfalls nächst der göttlichen Gnade eine Folge seiner Lebensweise! — Diese günstigen, ökonomischen Umstände verdankte P. vorzugsweise den Empfehlungen zweier Ehrenmänner: des Religionslehrers Stenzel am Breslauer Matthiasgymnasium (früher in Leobschütz) und des berühmten Lexicographen, Professor Passow an der Universität zu Breslau. Beide bewiesen sich bis an ihren Tod gegen ihn als väterlich wohlmeinende Freunde: der Himmel möge sie dafür reichlich belohnen! Nach fünfjährigem Collegienbesuche und sorgfältiger Vorbereitung

*) Seine und seiner Familie bisherigen Schicksale liefern hierzu einen bestättigenden Commentar.

legte P. 1833 seine Staatsprüfung ab und trat bald darauf sein Probejahr an. — Zwei Ereignisse, welche sich bald im ersten Jahre seiner Universitätszeit zutrugen, aber bis heute günstig fortwirken, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben.

A. Beim „Fuchscommers" wurde P. in Bier so fleißig „vorgestiegen" (er mußte laut „Comment" nach), daß er bald „untern Tisch" kam und mehrere Tage nachher noch an „fürchterlichem Katzenjammer" litt. Dies war das erste und letzte Mal in seinem Leben, denn „Ein mal und nicht wieder" schwur er auf „Cerevis," als er seines Verstandes wieder mächtig wurde, und — bis zu dieser Stunde hat er sein Wort gehalten, wobei ihm freilich die Vorschrift des Arztes, sich künftig des Biers und aller Spirituosa zu enthalten, wenn er nicht bei Zeiten an der Lungenschwindsucht, oder am Blutsturze sterben wolle, kräftigst zur Seite stund. Wasser und Milch sind seit dem sein einziges und liebstes Getränk.

B. Ein zweites Abenteuer wiederfuhr ihm in demselben Jahre am Spieltisch. In einer „Kneipe" wurde mit Commilitonen Onze et demi hasardirt, und jedes Bild von den zahlreichen Theilnehmern zuletzt nicht mehr mit Silbergroschen, sondern mit Thalern belegt, was sich P. als Banquier — „laut Comment" — gefallen lassen mußte. Auf diese Art rollte er während einer einzigen Taille so tief hinein, daß er gegen 80 (achtzig) Thaler verlor. Er machte „sein Testament," d. h. bestimmte, daß für den Einen seiner neuen Manichäer der Mantel, für den Andern ein Rock, für den Dritten ein Frack u. s. w. „Pathen stehn" (in's Leihamt wandern) sollte, und wollte nicht mehr spielen. Alle drangen jedoch in ihn, weiter zu spielen, da er so große Verluste erlitten; es könne sich ja das Blatt wenden und er mindestens sein Geld wieder gewinnen, da jetzt die Bank an einen Andern übergehe u. dgl. — P. ließ sich bestimmen, spielte aber in halber Verzweiflung „Quitte ou double!" und siehe da, jedes der besetzten Bilder gewann für ihn, der Verlust schmolz bis auf einige Thaler herab, welche P. bezahlte, die „Spielhölle" sofort verließ, sich ernstlich vornahm, nie wieder um Gewinn Karten zu spielen, und — er ist dem Vorsatze bis heute, aller Versuchungen ungeachtet, — treu geblieben!

Dritte Periode von 1833—1857.

Das Berufsleben als öffentlicher Lehrer.

Vom Herbste 1833 bis dahin 1834 hielt P. sein Probejahr an dem kgl. kathol. Gymnasium zu Gleiwitz (Oberschlesien) ab. Diese Zeit ist für die Candidaten in der Regel, aus leicht erklärlichen Gründen, die schlimmste; für ihn zählt das Probejahr zu den glücklichsten seines Lehrerlebens, theils, weil das Lehrercollegium, und in demselben namentlich der Director, Professor Dr. Kabath und die schon verewigten Religionslehrer Hänsel und Oberlehrer Böbel (requiescant in pace!) ihn freundlich in ihren Kreis aufnahmen und

ihm seine Lage möglichst erträglich zu machen bemüht waren, theils, weil seine Schüler mit Vertrauen und Liebe an ihm hingen und dies bei jeder Gelegenheit an den Tag legten. — Nach bestandenem Probejahr kam P. auf Veranlassung der hohen Schulbehörde als Hilfslehrer an das Marien-Gymnasium nach Posen, und wurde im Frühjahr 1835 zum Vorsteher der damals in's Leben gerufenen Rector-schule (eine Art höherer Bürgerschule) in der Kreisstadt Schrimm an der Warthe, Regierungsbezirk Posen, befördert. Der polnischen Sprache unkundig, fühlte er bald das dringende Bedürfniß, sowohl den Eltern der Schüler, als auch im sonstigen Schulleben sich in derselben verständlich zu machen, und er sah sich genöthigt, sein „Γηράσκω πολλὰ διδασκόμενος“ auch auf die Aneignung dieser Sprache (der achten im Bunde) auszudehnen. Zur erwünschten und schnelleren Lösung der Aufgabe trug die wohlwollende Aufmunterung und der freundliche Rath Sr. Excellenz, des damaligen Ober-Präsidenten von Posen, späteren Staatsministers Herrn Flottwell, wesentlich bei. — Daß seine damalige Aufgabe, auch wenn wir die socialen Verhältnisse ganz außer Acht lassen, eine ziemlich schwierige war, wird der am Besten zu beurtheilen vermögen, welcher mit den Geschäften des Vorstehers einer Anstalt, die erst im Werden begriffen ist, namentlich, wenn der Vorsteher, wie in Schrimm, die sämmtlichen Hauptgegenstände: Deutsch, Latein, Französisch, Geschichte, Mathematik und in den letzten Jahren auch noch das Polnische in der obersten Classe zu vertreten hat, auch nur im Allgemeinen bekannt ist.

Dies, so wie die divergirenden Bestrebungen der verschiedenen Parteien in der Stadt, und die wiederholten politischen Bewegungen in der Provinz, deren stürmische Wogen auch die Mauern von Schrimm bespülten und die Schulanstalt nicht zur völligen Ausbildung gelangen ließen, machten P. eine Veränderung seiner Stellung wünschenswerth, weßhalb er dem 1849 seitens der obersten Provinzial-Schulbehörde Schlesiens an ihn ergangenen Ruf an das Haupt-lehrer-Seminar in Peiskretscham um so bereitwilliger folgte, als er sich dadurch jenen Bewegungen für immer entzog, in seine Heimat-Provinz (Schlesien) wieder zurückkehrte, und seine amtlichen und häuslichen Verhältnisse wesentlich verbesserte. Am 12. April 1850 wurde er zu Peiskretscham als erster (Haupt-) Seminarlehrer — nächst dem Director — in sein Amt eingeführt, und ihm außer dem Sprachunterrichte noch ein Theil des mathematischen und der im Gartenbau, so wie die Aufsicht über den königl. Seminargarten übergeben, welche Functionen er noch versieht. Seine amtlichen Beziehungen, namentlich zu den vorgeordneten Behörden, waren stets günstig, wohl eine Folge des von ihm genau durchgeführten Grundsatzes: „Wer ein Amt hat, warte desselben gewissenhaft.“ Nicht minder günstig ist das Verhältniß zwischen ihm und seinen Zöglingen, zu denen er sich von vornherein auf einen zwar freundlichen, aber väterlichen Fuß stellt. Er verlangt von ihnen nur drei Eigenschaften:

nämlich: Musterhafte Führung, angestrengten Fleiß und pünktlichen Gehorsam gegen die Gesetze der Anstalt.

Beim Unterrichte, wo die Anstalt ihrer Bestimmung und Einrichtung zufolge, vorzugsweise die Praxis berücksichtigt, ohne die Theorie auszuschließen, verfährt P. nach den drei Grundsätzen: Vom Bekannten zum Unbekannten; vom Einfachen zum Zusammengesetzten; vom Leichten zum Schweren. Er zeigt in der Regel nur den Weg, welchen der Zögling allein zurücklegen muß. Selbstdenken, Selbsthandeln wird demselben zur ersten Bedingung gemacht, um die fünfsprossige Stufenleiter zum einstigen Lehrerberuf zu ersteigen: Lernen, Wissen, Verstehen, zweckmäßiges Anwenden, geschicktes Mittheilen an die künftigen Schüler. Das Motto, nach welchem P. bei Beurtheilung seiner Zöglinge in Rücksicht auf Führung, Fleiß und Fortschritte durch sein ganzes Lehrer-Leben verfahren ist, lautet: „Streng, aber gerecht." Dies, verbunden mit seiner sonstigen Handlungsweise hat ihm von jeher die Anhänglichkeit und Liebe derselben erworben und gesichert, und ihm dadurch das Erziehungs- und Lehrfach so lieb und angenehm gemacht, daß, obschon auch er auf dem Felde der Pädagogik manche „Blumen-Frucht- und Dornenstücke" — kennen gelernt, er aufrichtig gesteht, wenn er noch einmal die Universität beziehe und unter Theologie, Jurisprudenz, Medicin u. s. w. wählen könnte, er sich wieder nur für das Lehrfach entscheiden würde und — wie einst ein Freund scherzhaft hinzusetzte, — falls Jenseits auch Schulmeister gebraucht werden, hier schon im Voraus auf eine solche Stelle abonnirt! —

Was die Haushaltung und das Familienleben des rc. P. anlangt, bildet dasselbe eine constitutionelle Monarchie im Kleinen, wo die Frau Minister des Innern, der Mann Minister des Aeußern und zugleich Staats-Oberhaupt ist; denn er huldigt dem Erfahrungssatz:

„Kräht die Henn' und schweigt der Hahn,
So ist ein Haus sehr übel d'ran!"

Für die Finanz-Verwaltung gelten die Wahrheiten, die genau beobachtet werden müssen: „Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus;" — „Paucis contentus vive felix" Horaz; — „Wer viel Entbehrliches kauft, wird bald das Unentbehrliche verkaufen müssen;" — „Kleine Küchen sind die Thore zu großen Palästen;" Junges Blut, spar dein Gut, die Noth im Alter wehe thut;" — „Das gute Geld sei stets nur Mittel zum Zwecke, nicht Lebenszweck selbst;" — „Lebe standesgemäß." - „Laß die Linke nicht wissen, was die Rechte thut, und sammle Schätze, die weder der Dieb stehlen, noch Rost und Motten fressen können!" — Der Spruch: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei," bewahrheitete sich an P. drei Mal. Die erste Lebensgefährtin (Ottilia Thierling, Tochter des Königl. Kreis-Steuer-Rendanten Thierling) von 1840—1843, starb 21 Jahre alt, mit Hinterlassung eines Knaben und eines Mädchens, an der Gehirnentzündung; die zweite (Theophila v. Draminska, Tochter des

Gutsbesitzers v. Draminska) von 1846—1850 starb mit Zurücklassung eines Knaben an den Folgen der Entbindung; die dritte (Paulina Buchta, Tochter des Königl. preußischen Majors Buchta) theilt seit 1852 mit ihm die Sorge für die Erziehung der noch lebenden vier Kinder (1 Knabe aus dritter Ehe) und für das Hauswesen. Bei der Wahl einer Gattin leitete P. nicht sowohl der Gedanke an eine reiche Mitgift, als der Ausspruch des griechischen Weisen: „In einem schönen Körper muß auch eine schöne Seele wohnen." — Er hat sich in allen drei Fällen — nicht getäuscht! —

Aus dem Bishergesagten ist wohl ersichtlich, daß auch P. nicht immer auf Rosen wandelte; aber mit dankbarem Aufblick nach Oben muß er bekennen, daß der Dornen im Allgemeinen doch weit weniger waren, als der Rosen. Im trauten Familienkreise sieht er nun mit heiterem Blicke seinem, hoffentlich noch fernen Lebensziele entgegen (sein Prognostikon stellt ihm 82 Jahre in Aussicht) und denkt in harmloser Stimmung: „Dulce meminisse laborum." —

Von seinen bis jetzt im Drucke erschienenen, schriftstellerischen Arbeiten sind die bedeutendsten folgende:

1. „Jacotot's Universalunterricht als naturgemäß und nachahmungswerth dargestellt und erläutert von J. Preis. Lissa 1827, bei Günther. 2. Aufl. 10 sgr."

2. „Die Licht- und Schattenseiten des preußischen und deutschen Schulwesens von der Universität bis zur Volksschule herab, nebst den geeignetsten Mitteln, durch Beseitigung des Schattens das Licht zu verstärken. Lissa 1854, bei Günther. 2., wohlfeilere Aufl." 15 sgr. (die 1. 1 Thlr.)

3. „Ueber Anbau, Pflege und Benutzung der Kürbisse, Sonnenblumen, Topinambours, des Maises, der Puffbohne u. s. w. in jeder größern und kleinern Haushaltung. Gleiwitz 1858, bei Karfunkel," 12 sgr.

4. „Zweckmäßig geordnete Sammlung von Mustersätzen (einfache rc. bis zur vergliederten Periode) aus classischen, deutschen und polnischen Werken zum Beleg der syntactischen Regeln der deutschen und polnischen Grammatik in niedern und höhern Schulen. Nebst einer praktischen Anleitung zur Zergliederung der Sätze und ganzer Lesestücke von J. Preis. Gleiwitz 1858, bei Karfunkel." (Noch unter der Presse.)

Außen diesen vier Schriften erschienen seit 1838 noch eine bedeutende Zahl pädagogischer, sprachwissenschaftlicher, geschichtlicher und naturhistorischer Abhandlungen theils selbstständig, theils in verschiedenen Zeitschriften, deren wichtigste hier folgen:

1. Einige Worte zur Würdigung des jetzt so beliebten Themas „der Unterricht wirkt nur verderblich auf das Volk." Katholisch. Jugendbildner von 1839 Heft 3. Breslau bei Max.

2. Ist Beförderung einer zweckmäßigen Volkserziehung nicht dringende, heilige Pflicht jedes Christen- und Menschenfreundes? Kathol. Jugendbildner 1839 Heft 7. Breslau bei Max.

3. Fünf Spaziergänge in den Mond, oder über physische, moralische, intellektuelle und ästhetische Erziehung des weiblichen Geschlechts. Kathol. Jugendbildner Jahrg. 1840—1843. Breslau bei Max.

4. Wohlthätigkeit ist eine Pflanze, welche oft die schönsten und edelsten Früchte trägt; unter denen aber Dankbarkeit — eine der edelsten ist. Kathol. Jugendbildner 1840 Heft 3. Breslau bei Max.

5. Das Großherzogthum Posen unter preußischer Herrschaft. Breslau 1840 bei Graß und Barth.

6. Entwurf eines Erziehungsplanes für Anstalten, welche über das Ziel einer Elementarschule hinaus gehen. 4—6 Classen.

7. Entwurf eines Unterrichtsplanes für dieselben Anstalten. Beide Abhandlungen erschienen in Breslau 1841 bei Max.

8. Ueber Jacotot's Universal-Unterricht, mit dem Motto: „Die beste Lehrmethode ist die, welche unbeschadet der Gründlichkeit auf dem kürzesten Wege zum Ziele führt." Kathol. Jugendbildner 1842 Heft 1. 2. Breslau bei Max.

9. Das Schulwesen, namentlich das Volksschulwesen in Preußen. Breslau 1846 bei Leuckardt.

10. Die Obstbaumzucht im Großherzogthum Posen. Vereinigte Frauendorfer Blätter Jahrg. 1846 Nro 11.

11. Ueber den Nutzen der Sonnenblumen (Helianthus annuus L.) für Lehrer und kleinere Wirthschaften. Ebend. Jahrg. 1846 Nro. 13.

12. Ueber die Gründung von Jugend- und Volksbibliotheken. Kathol. Jugendbildner 1846 Heft 10.

13. Lesefrüchte zur Erleichterung pädagogischer Gewissens-Erforschung. Kathol. Jugendbildner 1848 Heft 4

14. Kurze Begründung der auf den Provinzial-Conferenzen gemachten Anträge betreffend die Erhöhung des Gehaltes der Volksschullehrer. Posener Wochenblatt für Eltern und Lehrer. Jahrg. 1849 Nro. 14.

15. Wer soll den Gehalt der Volksschullehrer zahlen, der Staat oder die Gemeinden? Posener Wochenblatt rc. 1849 Nro. 21. 22.

16. Der Frieden sei mit Euch! Schlesische Schullehrer-Zeitung Jahrg. 1851 Nro. 4.

17. Ueber den Nutzen des Land- und Gartenbaues, besonders für den Lehrer. Drei Gespräche. Schlesische Schullehrer-Zeitung. Jahrgang 1851 Nro. 19 und 1852 Nro. 12 und 13.

18. Ist denn auch der Kürbiß zu benutzen und wie? Breslauer Zeitung 1855 Nro. 166.

19. Dieselbe Frage von einem andern Gesichtspuncte aus beleuchtet und erweitert. Schlesische Ztg. 1856 Nro. 25 und Breslauer Ztg. 1856 Nro. 28.

20. Oberschlesische Zustände. Berg- und Hüttenwesen. Erziehungs- und Lebensweise der Bergwerks- und Hüttenarbeiter. Breslau 1857 bei Korn, Graß und Barth.

21. Die Sonnenblume (Helianthus annuus L.) beseitigt die Pest. Breslauer Zeitung 1858 Nro. 97.

22. Welches ist das geeignetste Mittel, die Verbreitung des Gartenbaues — namentlich durch Lehrer und Gartenfreunde zu fördern? Breslauer Ztg. 1858 Nro. 131.

23. Welche Eigenschaften eines Knaben verbürgen Eltern und Lehrern einen günstigen Erfolg im Lernen, im Studiren? Katholisches Schulblatt für Schlesien. Jahrg. 1858 Heft 3 und 4.

Die meisten dieser Abhandlungen, namentlich Nro. 3, 5, 6, 7, 8, 9, 12, 17, 19, 20, 21, 53 wurden in verschiedenen Blättern sehr günstig recensirt; mehrere von Zeitschriften entweder im Original, oder in polnischer Uebersetzung wiederholt abgedruckt.

Karl Preusker,

königl. sächs. Lieutenant v. d. Armee, Ritter des königl. sächs. Verdienstordens, Inhaber der königl. preuß. goldenen Medaille für Wissenschaft und Kunst, Ehrenbürger der Stadt Großenhain, gelehrter und gewerblicher Vereine wirkliches und Ehrenmitglied.

Preusker Karl Benjamin, ward am 22. September 1786 in Löbau geboren, wo sein Vater, ein unbemittelter Handelsmann, sich durch Beziehen von Märkten und Hausiren mit leinenen Waaren, mühsam, aber redlich zu nähren suchte. Durch frühes und langwieriges Siechthum in seiner geistigen Entwickelung sehr zurückgesetzt, gelangte der junge, ohnehin mit hervorragenden Geistesanlagen eben nicht sehr begabte P. zu den geistigen Zeugnissen seiner Lehrer auf dem löbauer Lyceum nur mittels großer Anstrengung. Mit Bedauern verließ er diese Bildungsanstalt, um sich auf Wunsch seiner Eltern dem väterlichen Gewerbe zu widmen. Die Abneigung jedoch gegen die damit verbundenen Geschäfte steigerte sich in ihm von Tag zu Tag, bis der Vater seinem dringenden Verlangen zu studiren endlich nachgab und den bereits 17jährigen Jüngling wieder in's Lyceum eintreten zu lassen beschloß. Indeß, diese Absicht wurde durch eine schwere und mit dem Tode des Vaters endende Krankheit vereitelt. Nach dessen Ableben trat der Sohn, mit Genehmigung seiner Mutter, als Lehrling in eine Leipziger Buchhandlung. Hier ward ihm nun Gelegenheit, durch sorgfältiges Verwenden jeder freien Stunde zu lehrreicher Lectüre, das nachzuholen, was früher versäumt worden war. Bei fortwährender Erweiterung seiner Kenntnisse, besonders auf dem geschichtlichen und naturhistorischen Gebiete, fühlte sich der junge P. in seinem damaligen Berufe wahrhaft beglückt. Nach zurückgelegter Lehrzeit kam er nach Braunschweig. Inzwischen durch die damaligen Zeitverhältnisse gedrängt, sah im Jahre 1811 seine Mutter sich genöthigt, ihn von dort zurück zu rufen. Er sollte ihr bei ihrem Schnitthandel zur Hand gehen. So gern nun auch unser P. sich dem Willen der Mutter fügte, so geschah es doch nicht ohne schmerzliche Ueberwindung. Sein ganzes Wesen stand mit einer solchen Lebensweise in zu auffallendem Contraste. Fortwährend sann er daher, wie er sich derselben wieder entziehen könne. Große Neigung verspürte er zum Bergfache, nicht minder zum Forstwesen. Seine mittellose Lage jedoch trat ihm überall hemmend entgegen. Ebenso erhoben sich gegen die Rückkehr zum Buchhandel, der überdies damals sehr darniederlag, nicht geringe Bedenken. In dieser unbehaglichen Stellung, von Mißmuth und Trübsinn fortwährend gequält, führte der Zufall dem armen P. ein Zeitungsblatt in die Hände, welches seinem Geschicke sofort eine andere Wendung gab. Ein darin enthaltener öffentlicher Aufruf bestimmte ihn im November 1813 zum freiwilligen Eintritt in's Militär. Im Hinblick auf die angeeigneten Kenntnisse und auf seine Gewandtheit im Schreiben ward er in Kurzem als Expedient bei einer Recrutirungscommission verwendet, dann als Brigadesecretär

und bald darauf als Regimentsquartiermeister bei der Landwehr angestellt. In Folge der Auflösung dieser Truppe kam P. 1815 in gleicher Eigenschaft zum Schützenbataillon. Gewährte ihm nun diese Versetzung die längst ersehnte Gelegenheit, mehrere fremde Länder kennen zu lernen und dabei sich vielfache Kenntnisse einzusammeln, so fand ein unauslöschlicher Durst nach höherem und gründlichem Wissen in der Garnisonsstadt Leipzig endlich das seither immer vergebens erstrebte Ziel, akademische Vorlesungen besuchen zu können. Vorzüglich frequentirte er regelmäßig die philosophischen und cameralistischen Hörsäle. Nach erfolgter Aufrückung in einen höhern Gehalt beschloß P., damals 35 Jahre alt, einen eigenen Hausstand zu gründen. Zur Garnison in Döbeln beordert, fand er daselbst seine unlängst verlorene Gattin: ein ihn so niederbeugender herber Verlust, welcher zu seinem Sichzurückziehen aus dem Staatsdienste gewiß nicht wenig beigetragen haben mag.

Ein Jahr nach seiner Verheirathung erhielt unser mit dem Charakter eines Lieutenants entlassener P. eine Civilanstellung. Anfangs als adjungirter, dann als wirklicher Rentbeamter führte ihn seine, nun schon über ein Decennium so freundlich gestaltete Laufbahn 1824 nach Großenhain, dem Orte, wo seine auf Volkswohlfahrt gerichteteten unermüdlichen Bestrebungen den geeigneten Boden fanden: Bestrebungen, welche selbst über die Grenzen unseres engeren Vaterlandes hinaus, die rühmlichste Anerkennung gefunden haben. Durch die Erlangung eines bleibenden Wohnsitzes ward dem wackern P. nicht allein die Aufstellung und Vermehrung seiner schon in der Jugend angelegten Bücher-, Alterthums- und Mineraliensammlungen möglich, sondern er erhielt auch Gelegenheit, die Anfangs in Journalen und selbstständigen Schriften ausgesprochenen Ideen und Vorschläge später praktisch zu verwirklichen. Gleich seine erste Schrift: „Ueber Mittel und Zweck der vaterländischen Alterthumsforschung“ ward 1829 von der Oberlausitzer Gesellschaft für Wissenschaft mit einer silbernen Medaille belohnt. P's. Verdienste um die von ihm mitbegründete und unausgesetzt geleitete Stadtbibliothek dürften als bekannt vorausgesetzt werden. Sie besitzt an 3000 Bände und mehrere nützliche Sammlungen. Im J. 1855 wurde der Tag des 25jährigen Bestehens der ihn ebenfalls zum hauptsächlichsten Urheber habenden Sonntagsschule für Handwerkslehrlinge und Gesellen festlich begangen. Ein Gewerbeverein trat 1832 durch ihn in's Leben, und nicht blos dadurch, sondern fast mehr noch durch Zeitungsartikel und kleine Broschüren wirkte P. für Errichtung und Verbesserung ähnlicher wohlthätiger Anstalten in noch vielen andern Orten. Es konnte nicht fehlen, daß ein solches, nach mehrern Seiten hin auf Hebung und Fortbildung der untern Classen unaufhaltsam gerichtetes Streben, verbunden mit treuester Erfüllung seiner Obliegenheiten, die Aufmerksamkeit und Anerkennung unserer wohlwollenden Regierung auf sich lenkte. Bereits seit 1833 ziert seine Brust das Ritterkreuz

des Civilverdienstordens, eine damals höchst seltene Auszeichnung. Durch seine „Andeutungen über Sonntags- und Realschulen, Gewerbevereine 2c.," welche bald darauf unter dem Titel: „Bausteine in zweiter Auflage erschienen, ferner durch sein, eine überaus große Belesenheit bekundendes Werk: „Ueber Jugendbildung" und endlich durch eine 1841 herausgegebene Broschüre „über öffentliche, Vereins- und Privatbibliotheken" erwarb sich P. den Beifall der angesehensten Schulmänner und Volksfreunde, so wie die öffentliche Empfehlung dieser Schriften Seiten der vaterländischen Behörden. Von Sr. Majestät dem Könige von Preußen aber empfing er die goldene Medaille für Wissenschaft und Kunst, und die Stadt Großenhain selbst zollte ihm ihren Dank mittels Ertheilung des Ehrenbürgerrechtes. Ebenso hat der um das Realschulwesen Sachsens so hochverdiente Director Dr. Beger in Dresden die erfolgreiche Anbahnung P's. für Errichtung derartiger, durch den mächtigen Aufschwung unserer Industrie, so wie durch Erweiterung der vaterländischen Handelsbeziehungen von Tag zu Tag immer unentbehrlicher gewordenen Institute zu mehrern Malen öffentlich gerühmt. In solchen aufmunternden Merkmalen, denen sich auch die Ernennung zum Mitglied vieler gelehrter Gesellschaften und gewerblicher Vereine anreihte, erblickte P., in seinem bescheidenen Wesen, nur eine Billigung des sich gesteckten Zieles, auf welches er mit noch erhöhterem Eifer, mit noch willenskräftigerer Ausdauer hinarbeiten zu müssen glaubte. Unbeirrt von mancherlei, aus Unverstand und Neid entsprungenen Anfechtungen, ließ er sich in seinem rastlosen Bemühen für gemeinnützige Zwecke durch Nichts abbringen. Man nehme nur die schon in fünfter Auflage erschienene Schilderung der „Stadtbibliothek in Großenhain" zur Hand, dabei verstehe man ein Wenig zwischen den Zeilen zu lesen, um einigermaßen die unsäglichen Mühwaltungen, die zu besiegenden Hindernisse und Schwierigkeiten, die Resignation, die fast beispiellose Geduld und eiserne Beharrlichkeit vollständig würdigen zu lernen, welche die Erreichung jener verschiedenen Zwecke und — was vielleicht noch weit mehr sagen will — deren Behauptung in oft sehr wechselvoller Zeit erforderte. Auch wähne man ja nicht, daß jedes für nützlich erachtete Project ihm gelungen sei. Zwei Fortbildungsvereine mögen den Beleg geben, daß dies keineswegs der Fall gewesen. Einer davon war der im Jahre 1844 begründete „Gesellenverein," theils zum Lesen für sie passender Bücher, theils zum Fertigen ihrer Aufgaben für die Sonntagsschule und zum Schreiben von Briefen in ihre Heimath, wozu ihnen in des Meisters Hause oft die nöthige Ruhe und geheizte Räumlicheit abgeht. Man sieht, wie unser P., vertraut mit den speciellsten Verhältnissen, Alles zu berücksichtigen suchte. So wie dieser Verein bald wieder einging, so scheiterte auch die andere jener Unternehmungen, nämlich die von ihm eingeleitete „Fortbildungsanstalt für Copisten und Expedienten bei Advocaten und Gerichtsverwaltern." Letzteres ist um so mehr zu bedauern, als es sich dabei

um eine ziemlich stark vertretene Classe junger Menschen handelt, deren Hoffnung auf eine Anstellung bei Justiz- oder Verwaltungsbehörden, gegenwärtig, wo man überall auf Vereinfachung des Geschäftsganges, Verminderung des Personals und häufige Verwendung brauchbarer Militairs Bedacht nimmt, bei Weitem nicht mehr, wie vordem, eine sichere genannt werden kann.*) — Mit Erfolg gründete er dagegen wieder, außer einem Lesevereine für bildende Lectüre, auch einen Lesezirkel für Landwirthe, und ebenso war er der Erste, welcher Dorflesekreise und Kirchspielbibliotheken in seiner Umgegend hervorrief. Gleicherweise verlor er die Kinderwelt nie aus den Augen. Noch im August 1850 veranstaltete er, lediglich von vier gleichgesinnten Männern unterstützt, ein Schulfest, das blos durch freiwillige Beiträge von den bemittelten Schulkindern, so wie durch Zuschüsse von Gönnern zu Stande kam. Mehr als Tausend Kindern aus allen Ständen wurde dabei Gelegenheit gegeben, auch einmal in Gemeinschaft mit ihren sämmtlichen Kameraden auf eine anständige Weise sich erfreuen zu können. Bei so vielseitigem, nur das allgemeine Beste bezweckendem Schaffen und Wirken**) wurden die Lieblingsstudien der vaterländischen Geschichte und Alterthumskunde durchaus nicht vernachläßigt. Seine „Blicke in die vaterländische Vorzeit" geben davon laut sprechendes Zeugniß, und ebenso hat, gleich uns, gewiß Jeder mit lebhaftem Interesse vernommen, daß P., in wahrhaft patriotischer Gesinnung, seine bekannten Sammlungen germanisch-slavischer Alterthümer dem Königlichen Antikencabinet überlassen habe, um sie nach seinem Hinscheiden vor Zersplitterung zu bewahren und sie ungetheilt dem Vaterlande zu erhalten. Sein neuestes literarisches Werk führt den Titel „Bürgerhalle," und wie in seinen Schriften, so legen sich auch in diesem, gleichsam die Quintessenz seiner meisten frühern Bücher enthaltenden Werke echter Gemeinsinn und wahre Humanitätsbestrebungen zu Tage. Das Buch umfaßt in seinen drei Abtheilungen gegen 380 Seiten und kostet blos 16 Ngr. Es ist demnach Allen zugänglich, denen an eigener, wie an allgemeiner Fortbildung des Bürgerstandes gelegen ist.

Schon aus diesem gedrängten Lebensabrisse tritt die Wahrheit des bekannten Spruches: „Selbst ist der Mann!" dem Leser in über-

---

*) Lassen dergleichen junge Leute die Erweiterung ihrer Kenntnisse, die kalligraphische Ausbildung ihrer Handschrift, die gründliche Erlernung der deutschen und französischen Sprache, sich mit Eifer angelegen sein, so eröffnen sie sich damit die Aussicht, als Buchhalter, Cassier in Fabriken, Secretaire auf großen landwirthschaftlichen Gütern, als Lithographen, Stenographen, so wie als Schreiblehrer, woran ohnehin an Schulen ein ziemlicher Mangel sich fühlbar macht, angestellt zu werden. Aber freilich, zusammenraffen muß man sich. Unser P. gibt davon ein lebendes Beispiel.

**) Der Vollständigkeit wegen ist noch seines „Sophienducaten" zu gedenken, womit P. sich als Volksschriftsteller, indeß mit wenig Glück versuchte. Die belehrende Absicht tritt darin allzusehr in den Vordergrund und — wie mit Recht in einem trefflichen Aufsatze der Darmstädter Schulzeitung (1850 Nro. 35) „über populäre Tendenzschriften" von K. Strack gesagt wird — ihre Betrachtung fördert die Langeweile, statt Wohlgefallen zu erwecken. Auch müssen wir, um nicht als bloße Panegyriker zu erscheinen, wenigstens anmerkungsweise erwähnen, daß seine übrigen Schriften bisweilen etwas an Breite leiden und hie und da die letzte Feile vermissen lassen.

zeugungsvoller Weise entgegen. Verstärkt wird diese Behauptung noch durch einen Brief des in der Literatur auch unter dem pseudonymen Namen „Treumund Wellentreter" bekannten Professor Heinroth in Leipzig, mit welchem P., der in ihm seinen vieljährigen Gönner und Freund verehrte, mehrfach correspondirte. Im Austausch von Handschriften überließ Letzterer schon vor mehreren Jahren mir gütigst jenen Brief, dem ich für unsern Zweck blos folgende Stelle entnehme: „Sie sind, lieber P.! außerordentlich thätig, und gewiß ist der schönste Lohn dieser Thätigkeit Ihr Bewußtsein derselben. Wenn es einen Zauberspiegel für die Zukunft gäbe, und wenn es Ihnen vergönnt gewesen wäre, in jenen früheren Jahren Ihres Druckes und Trübsinnes, in denselben zu blicken, Sie würden sich viele Angst, viele Sorge und vielen Kummer erspart haben. Mir selbst ist die Art, wie Sie sich durch Anstrengung und Beharrlichkeit empor-, nicht nur geholfen, sondern geschwungen haben, ein Gegenstand der Bewunderung. Ihr Beispiel kann Allen, die fast verzweifeln wollen, zum Troste und zur gedeihlichen Lehre dienen. Und wenn irgend Jemand das Recht, ja den Beruf hat, solchen Personen zuzurufen: „„Verzage keiner je, wenn in der schwarzen Nacht der Hoffnung letzte Sterne schwinden!"" so sind Sie es." — Schließlich theilen wir den mehrseitig ausgedrückten Wunsch, P. möge auch fernerhin den in Großenhain von ihm gegründeten Anstalten seinen Rath und seine Theilnahme schenken, und er dabei noch viele Jahre die wohlverdiente, ehrenvolle Ruhe genießen!*) Von ihm gelten so recht eigentlich die beiden Strophen, welche der verewigte Friedrich Kuhn in Dresden mir als 26jährigem Jünglinge, nach einer umfänglichen, drei Tage und drei Nächte beanspruchenden wichtigen Arbeit in mein Stammbuch schrieb, und die ich um so lieber hier aufnehme, als sie in seiner Gedichtsammlung fehlen:

Viel ist der Menschen Hand gegeben,
Nur sei dem Geist sie unterthan.
Dann wird das leichte Menschenleben
Was es auf Erden werden kann:
Ein Herzenswort für Nah' und Ferne,
Ein Bau den Enkeln fromm geweiht,
Ein Flügel auf von unserm Sterne,
Ein Rad im Uhrwerk aller Zeit.

Und Das umschließen wenig Jahre,
Nicht helfen kann uns fremde Hand;
Wir tragen selbst des Lebens Bahre,
Wir zählen selbst der Stunde Sand.
Drum hebt die Arme unverdrossen,
Mit Sorg' und Lieb', mit Gluth und Hast!
Nur wann die Eichen steh'n und sprossen,
Geziemt im Schatten uns die Rast.

Karl Zschille.

*) Am 1. Dec. 1853 trat P. nach vierzigjährigem, von steter Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörde begleiteten treuen Wirken in den Ruhestand.

Heinrich Proch,

Capellmeister in Wien und Mitglied der k. k. Hofcapelle.

Proch H. ist geboren den 22. Juli 1809 in Wien. P. ist zum öfteren als ausgezeichneter Violinvirtuose aufgetreten, besitzt eine recht gemüthliche Dichtergabe, und seine Compositionen, deren viele durch den Druck veröffentlicht sind, erfreuen sich eines ausgebreiteten Anwerthes. Besonders glücklich erscheint er im Liederstyl, nach Schubert's Vorbild, jedoch aus eigener individueller Phantasie schöpfend, und ohne knechtische Nachahmung. Nro. 10, 14, 17, 18 und 19, „der arme Topfbinder," „Wanderlied," „der blinde Fischer," „das Alpenhorn" und „die zwei Träume," sowie ein Violinquartett, ein Pianoforte-Trio und 2 Variationenparthieen werden vorzugsweise gerühmt. Auch mehrere größere Orchesterwerke, Opern, zwei Messen, verschiedene Gradual's und Offertorien, Ouverturen, Entre actes, Bogen quatuors, Concertstücke, Gesangsscenen ꝛc.

Heinrich Christoph Ferdinand Pröhle,

Reallehrer zu Mühlheim an der Ruhr

geb. am 4. Juni 1822 zu Satuelle bei Neu-Haldensleben im Magdeburgischen, wohin sein Vater kurz vorher von Molmerswende in der Grafschaft Falkenstein im Harze versetzt war. Sein Vater wurde von Satuelle weiter als Prediger nach Rocklum und zuletzt nach Hornhausen im Halbergstädtischen versetzt. Ostern 1835 wurde H. Pröhle von Hornhausen aus auf die Domschule nach Halberstadt gebracht und besuchte dann noch das Gymnasium zu Merseburg. Michaelis 1843 bezog er die Universität Halle, um Geschichte und Philologie zu studiren. Michaelis 1845 ging er nach Berlin, wo er bis Michaelis 1846 immatrikulirt war und namentlich bei Böckh und Jak. Grimm hörte. Er machte nun meist zu Fuß eine Reise nach Dresden, Prag, Wien, Preßburg, Pesth, Linz, Salzburg, durch Tyrol nach München, Nürnberg, Koburg ꝛc., auf der er sich der Betrachtung eines rein gehaltenen Volkslebens besonders hingab, der er späterhin unablässig in seiner norddeutschen Heimath nachging. Nach dem Ausbruche der französischen Revolution wurde er auf längere Zeit einer fast ausschließlichen publicistischen Thätigkeit zugeführt. Er ging zunächst nach Berlin, dann zum zweitenmale nach Oesterreich, beides im Auftrage des Freiherrn von Cotta, für dessen Blätter, namentlich die conservative Augsburger Allgemeine Zeitung. Kurz nach Beginn der Oktober-Revolution langte er in Wien an; es war ihm die Aufgabe gestellt worden, von dort aus besonders Ungarn ins Auge zu fassen, dessen magyarische Bewegung er auf der vorjährigen Reise nach Ungarn hatte entstehen sehen und wegen ihrer Gefahr für das deutsche Element in Ungarn sogleich zu bekämpfen gesucht hatte. Von Wien aus, wo er sich auch während des Bombardements befand, machte er

mit Erlaubniß der k. k. Behörden eine abermalige, jedoch diesmal nur kurze, Reise nach Ungarn, das nun in hellem Aufruhr begriffen war, und trat dann insbesondere mit der hülfesuchenden National-deputation der unglücklichen Sachsen in Siebenbürgen in Verbindung, deren Sache Ungarn gegenüber er durch die für Oesterreich wichtige Allgemeine Zeitung zu führen sich bemühte. Im Februar 1849 langte er wieder in Hornhausen an. Hierauf begab er sich wieder nach Berlin und war daselbst als Feuilletonist thätig, auch arbeitete er mit an den Referaten der damals von Carl Weil geleiteten Constitutionellen Zeitung aus der zweiten preuß. Kammer. Seit 1850 entsagte er der politischen Schriftstellerei und widmete sich ganz dem Studium des Volkslebens, namentlich in Niedersachsen. Doch ging er in demselben Jahre nach Leipzig, wo er auf verschiedene Weise für die Buchhandlung von Mendelssohn thätig war, außerdem besonders für das deutsche Museum kurze Kritiken mit der Chiffre — hl — lieferte. Im Herbste 1851 ging er nach dem Oberharze, wo er in Zellerfeld und Verbach wohnte, um Harzsagen und Märchen zu sammeln. Seit 1854 hat er seinen Aufenthalt in Wernigerode genommen. Im Jahre 1855 erwarb er bei der Universität Bonn die philosophische Doctorwürde. Er ist Mitglied des wissenschaftlichen Vereins.

Seine Schriften sind, mehrere Uebersetzungen aus dem Französischen abgerechnet:

1. Aus dem Kaiserstaat. Schilderungen aus dem Volksleben in Ungarn, Böhmen, Mähren, Oberöstreich, Tyrol und Wien. Wien, bei K. Gerold. 1849. 8. 273 und XV S. 2 Gulden. (Ein Theil der Rückreise wurde nachträglich in Prutz deutschem Museum veröffentlicht, 1851, 5 Heft, S. 385 rc.)

2. Berlin und Wien. Berlin 1850. Franz Duncker. 8. 186 S.

3. Aus dem Harze. Skizzen und Sagen. Leipzig 1851. 8. 120 S. 18 Sgr. Zweite verbesserte und vermehrte Miniaturausgabe mit einem Titelbilde von Erola, gebunden uud mit Goldschnitt 21 Sgr.

4. Walddrossel, ein Roman. Dessau 1851. 8. 304 S.

5. Hausbüchlein für das Volk und seine Freunde. Erzählungen, Mährchen und Schilderungen aus dem Leben des Volks. 2 Bände. Leipzig 1852. 8. 32 Bogen. 1 Thlr.

6. Der Pfarrer von Grünrode. Biographischer Roman. Leipzig 1852. Zwei Bändchen, 171 und 156 S. 8 1½ Thlr.

7. Kinder- und Volksmärchen (meist auf dem Oberharze gesammelt). Leipzig 1853. LIII und 254 S. 8.

8. Harzsagen, gesammelt auf dem Oberharze rc. Leipzig 1853 mit ausführlicher Einleitung und mit Anmerkungen.

9. Märchen für die Jugend, mit einer Abhandlung für Lehrer und Erzieher. Halle 1854, im Waisenhause. XVI u. 236 S. 8. 20 Sgr.

10. Weltliche und geistliche Volkslieder und Volksschauspiele. Aschersleben 1855. XLIV und 324 S. 1 Thlr. 5 Sgr.

11. Harzbilder. Sitten und Gebräuche aus dem Harzgebirge. Leipzig, Brockhaus 1855. 8. 119 S. 10 Sgr.

12. Friedrich Ludwig Jahn's Leben nebst Mittheilungen aus seinem literarischen Nachlasse. Berlin 1855. gr. 8. 16 und 425 S. 2 Thlr.

13. Unterharzische Sagen. Mit Anmerkungen und Abhandlungen. Aschersleben 1856. XXIV und 235 S. 20 Sgr.

14. De Bruiteri nominibus et de fabulis, quae ad eum montem pertinent. inaug. Wernigerode 1856. 8. 48 p. 7½ Sgr.

15—17. Er gab heraus: Hansa-Album (mit A. Harnisch zusammen, ohne Pröhle's Namen. Halberstadt. Norddeutsches Jahrbuch für Poesie und Prosa. 1847. (Wie das Hansa-Album mit Beiträgen vieler namhafter lebender Schriftsteller.) Deutsches Leben. Leipzig 1852.

Aus der Zahl seiner Journalbeiträge mögen hier folgende Platz finden, mit Weglassung namentlich derer, die später in seinen Büchern wieder abgedruckt sind:

I. Historische Arbeiten.

a) Schattenrisse. Skizzen aus der lichtfreundlichen Bewegung (Augsb. Allgemeine Zeitung. 1848. 1. Quart.)

b) Die neuesten Bewegungen auf dem Gebiete des Protestantismus (Germania, Leipzig, Mendelssohn, 1. Band).

c) Die Stellung der Kirche und der Volksschule in Preußen seit 1848 (Bran's Minerva 1849, December.)

d) Ein Bad in Hornhausen im 30jährigen Kriege (Morgenblatt 1849, Nro. 96 ꝛc.)

e) Zur Geschichte der Studentenverbindungen in Deutschland (Bran's Minerva 1848 Oktober.)

f) Bericht über dte Eisenacher Studentenversammlung (Augsb. Allgem. Zeitung 1848.)

g) Beschreibung der Friedrichsfeier (im Feuilleton der Kölner Zeitung 1851).

h) Heinrich Julius von Braunschweig und Heinrich der Reiche von der Asseburg (deutsches Museum 1855, Nro. 26.)

II. Biographische Aufsätze.

a) Bürger's Heimath (Grenzboten.)

b) Ueber die Sage und das Märchen (Allg. Monatsschrift 1854, Juli).

c) Wegscheider. Nekrolog (Augsb. Allgem. Zeitung 1849).

d) Joh. Christ. Edelmann. (Deutsches Museum 1851, Nov.)

e) von Soltau (Nekrolog des Herausgebers der historischen Volkslieder. (Julius Zeitungshalle 1846.)

f) Julius Becher. Nekrolog (Allgem. Zeitung.)

g) Briefe von Friedrich Ludwig Jahn (Bremer Sonntagsblatt 1854, Nro. 21).

h) Stammbuchblätter und Zeitbetrachtungen von Friedr. Ludwig Jahn. (Das. 1854, Nro. 29.)

i) Buko von Halberstadt und das Wiegenlied (Montagsblatt der Magdeburger Zeitung 1854, Nro. 21.)

III. Alterthumskunde.

a) Zur deutschen Alterthumskunde (Magdeburger Correspondenz 1853, 2. Quartal.)

b) Brief einer alten Dame aus dem 16. Jahrhundert (Abendzeit. 1853. 2. Halbjahr).

c) Die Harburg bei Wernigerode (Montagsbl. der Magdeburger Zeitung 1854, Juli).

d) Dialectproben aus den Grafschaften Stolberg-Wernigerode, Stolberg-Stolberg und Hohnstein (Frommann's deutsche Mundarten, 2. Jahrgang).

IV. Skizzen.

a) Aus der Mark nach Thüringen (Morgenbl. 1847).
b) Vivat Academia! (Europa 1848, Nro. 49.)
c) Berliner Geschichten (Kölner Zeitung 1851, Nro. 156.)
d) Eine Lutherstadt (Wittenberg). Morgenblatt 1849, Dezember.
e) Michaelisreise (Deutsches Museum von 1853, Nro. 18.)
f) Zustände des Oberharzes (das. 1852, 3. Quartal.)
g) Arx Hercynia (Harzburg). (Deutsches Museum 1854, 4. Quart.)
h) Der Münzenberg bei Quedlinburg (Montagsblatt der Magdeb. Zeit. 1854, Juli).
i) Der Regenstein (Deutsches Museum 1855).

V. Größere Kritiken, Charakteristiken.

a) R. Prutz (Blätter für literarische Unterh. von 1847, Nro. 145 zc.)
b) Franz von Florencourt (das. später).
c) Friedrich Gerstäcker (ebendas.).
d) Zur Literatur Ungarns und Siebenbürgens. (Kölner Zeitung 1849, Nro. 193 zc.)
e) Jeremias Gotthelf. (Deutsches Museum 1854, 19. Heft.)
f) Zum Froschmäusler (Museum, 1855).

VI. Novellen und Erzählungen.

a) Eine niedersächsische Erzählung (Kühne's Europa 1850, Nro. 29 zc.).
b) Ein wohlerhaltenes Ritterschloß (Frankf. Convers.-Blatt 1848, Nro. 30).
c) Zwei kleine Geschichten. (Franz Hoffmann's Volkskalender).
d) Das Junggesellenschießen (Convers.-Blatt).

VII. Lyrische Gedichte.

Unter Anderm:

a) Anonym in der Zeitung für die elegante Welt von Kühne und in Lewalds Europa.
b) In Steuermanns Musen-Almanach von 1842.
c) Im Hansa-Album von 1842, dem Jahrbuch für 1847 und besonders im deutschen Museum.
d) In Gruppe's Musen-Almanach für 1852 und in fast sämmtlichen Jahrgängen des Schad'schen.
e) Im Bremer Sonntagsblatt. 1853.*)

Michaelis 1856 ging Heinrich Christoph Ferdinand Pröhle von Wernigerode, wo er durch die gräfliche Bibliothek sehr gefördert war und mit V. A. Huber näher bekannt wurde, nach Berlin. Er trat dort mit Genehmigung des Ministeriums der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten sogleich sein Probejahr an und wurde Ostern 1857 besoldeter Hilfslehrer am Friedrichs-Werder'schen Gymnasium und an der Louisenstädtischen Realschule. Zu Ende des Jahres 1857 begründete er mit Herrig und Anderen den Berliner Verein für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen und trat mit

*) Mitgetheilt aus: „Keßlin's Wernigerodisches Gelehrten-Lexicon." 1856. D. H.

Herrig, Andresen, Sachse und Büchmann in den Vorstand desselben ein. Ostern 1858 wurde er durch seinen Vater in der Schloßkirche zu Wernigerode getraut mit Caroline Stiehler, einer Tochter des Landrath Stiehler zu Wernigerode. Er ist seitdem mit dem eben genannten Dr. Andresen zusammen Lehrer, hauptsächlich für Geschichte und Sprachen an der unter Leitung des Director Gallenkamp rasch emporgeblühten Realschule zu Mülheim an der Ruhr im Regierungsbezirke Düsseldorf. Im Jahre 1857 und 1858 erhielt er von dem genannten Ministerium auch ein Stipendium zur Fortsetzung seiner Sammlungen von deutschen Volksüberlieferungen und zunächst zur Beendigung seiner Sammlung von Harzsagen.

Zu seinen selbstständigen Schriften kamen seit dem Erscheinen des Keßlin'schen Buches noch folgende hinzu:

18) Gottfried August Bürger, sein Leben und seine Dichtungen. Leipzig, Gustav Mayer. 1856. 198 Seiten. 18 Sgr.

19) Kriegsdichter des siebenjährigen Krieges und der Freiheitskriege. Ein Vortrag. Leipzig, Gustav Mayer. 1857. Gr. 8. 32 Seiten. 6 Sgr.

20) Gleim auf der Schule. Aus dem Programm der Louisenstädtischen Realschule. Berlin 1857. Gebauer'sche Buchhandlung. 4. 24 Seiten.

21) Die Fremdherrschaft. Mittheilungen aus der Geschichte des ehemaligen Königreichs Westphalen. Vorgelesen am 13. Febr. 1858 im Verein für wissenschafttiche Vorträge zu Berlin. Leipzig, bei Gustav Mayer', 1858. Gr. 8. 32 Seiten.

Von seinen Journalaufsätzen seit dem Keßlin'schen Lexikon mögen folgende genannt werden, ohne chronologische Ordnung: 1) Aus Gleim's Leben. Westermann's illustrirte deutsche Monatshefte, Nro. 14, S. 193—203. 2) Zusätze zu seiner Schrift über Bürger in Herrig's Archive, 1857, XXI., Seite 169—179. 3) Erinnerungen aus seinem Aufenthalte als Sammler auf dem hannöver'schen Harze, im deutschen Museum von 1856. 4) Norddeutsche Sagen und Geschichten in Höfer's und Hackländer's Hausblättern von 1857 und 1858. 5) Grenzumritte in der Grafschaft Wernigerode in der Zeitschrift für Culturgeschichte. Hieran schließt sich vor allem, sehr sorgfältig zur Belehrung des Volkes ausgearbeitet, 6) Das Leben des alten Köhlermeisters Hillebille in Steffen's Volkskalender für 1857. Gedichte erschienen seit Keßlin noch in Weller's „Dichterstimmen," in Kapper's Jahrbuch deutscher Belletristik auf 1857, der Fortsetzung des Musenalmanachs. Auch bereits in Anthologieen.

Heinrich Andreas Pröhle,

(Vater von Heinrich Christoph Ferdinand Pröhle), ist geboren am 3. Februar 1797 zu Gunsleben im Halberstädtischen, wo sein Vater Cantor und Schullehrer war. 1815 zog er als freiwilliger Jäger mit zu Felde, studirte seit 1816 in Halle und wurde 1819 Prediger

zu Molmerswende im Harz (dem Geburtsdorfe Gottfried August Bürger's), 1821 in Satuelle bei Neuhaldensleben, 1828 zu Rocklum im Halberstädtischen, 1835 zu Hornhausen bei Oschersleben. Von H. A. Pröhle's meist theologischen und pädagogischen Schriften sind die wichtigsten: 1) Katechismus der evangelisch-christlichen Glaubens- und Tugendlehre zum Gebrauch für Volksschulen. Neuhaldensleben, bei Eyraud. 2) Die körperliche, christliche und bürgerliche Schulerziehung. Nebst einer erläuternden Beilage: Reden bei öffentlichen Kindergottesdiensten. Magdeburg, Falkenberg 1846. 3) Chronik von Hornhausen. Mit besonderer Berücksichtigung der dortigen, zur Zeit des dreißigjährigen Krieges berühmten Gesundbrunnen. Oschersleben, bei Häniche, 1850. 4) Predigt-Entwürfe über die Evangelien und Episteln des ganzen Kirchenjahres, sowie über freie Texte für perikopenlose Feiertage. Ein homiletisches Handbuch. Wernigerode, bei Angerstein 1856. 5) Kirchliche Sitten. Berlin, bei Hertz 1858.

Joseph Propst,

Pfarrer in Dorneck.

Joseph Propst wurde in Mümliswyl in der Schweiz, Kanton Solothurn, geboren den 19. Weinmonat 1788.

Fortuna begünstigte nach Verhältniß seine Aeltern mehr mit Kindern als Glücksgütern. Arbeit und Ordnung thaten somit Noth. Joseph, der ältere Sohn, zeigte sich aber für ländliche Arbeit wenig geneigt. Plötzlich war er oft am ganzen Körper wie lahm. Seine Aeltern sprachen daher: Unser Joseph ist gut zum Studiren, und schickten ihn in die Schulen nach Solothurn. Dieser kränkelnde Zustand kam von seinem schwachen Nervensystem, das sich bei jedem Kampfe in der Atmosphäre angegriffen fühlte. Das Uebel verließ ihn nie, und er hatte deßwegen von manchem Lehrer Unrecht zu leiden. Denn man schrieb dieses plötzliche Befangensein einem bösen Willen zu.

Die Professoren in Solothurn lebten gemeinsam im „Jesuiten-Kollegium." Ihre Kenntnisse waren auch ungefähr die der Jesuiten. Um hinsichtlich ihres Zusammenlebens und ihrer Ansicht über Bildung keine Störung zu leiden, ließen sie ihre eigenen Schüler zu Professoren wählen. Ein deutscher Professor war ihnen verdächtig, deutsche Literatur ziemlich unbekannt.

Damals wurde ein Schüler, der die drei ersten Preise errang, mit einem goldenen Zeichen geschmückt. Unser Propst war deßwegen mit einem vornehmen Söhnlein der Stadt im Kampfe. Dieser siegte. Bevor aber jener in die Ferien ging, ließ ihn sein Professor zu sich kommen, und offenbarte ihm reumüthig, daß er dem vornehmen Söhnlein auf eine unrechte Weise zum Siege behilflich gewesen sei. —

Dieses Unrecht gereichte dem Zurückgesetzten zum größten Vortheil. Denn bisher, vom Ehrgeize aufgestachelt, strebte er mehr nach vorübergehendem Lob, als nach einer gediegenen Bildung. Sein Zutrauen an seine Lehrer war aber dahin. Und immer ernster hörte er den Ruf an sich: Mensch, hilf dir selber! Wie aber P. hinsichtlich seiner Bildung seinen eigenen Weg einschlug, hieß es: er hat einen unruhigen Kopf.

Damals kam Robert Glutz, der Fortsetzer der Schweizergeschichte von Johann v. Müller, von München heim nach Solothurn, und brachte die vorzüglichsten neuen deutschen Classiker mit, die er jedem Studirenden willig mittheilte; was die Professoren sehr ungern sahen. Auch verwunderten sie sich, wie Glutz wagen dürfe, Müller's Schweizergeschichte fortzusetzen. Und doch hat er seine Aufgabe trefflich gelöset. Glutz war für P. sehr eingenommen und wohlthätig. — Philosophie und Theologie mußten nach Büchern der Jesuiten nachgeschrieben werden. Da half ein gutes Gedächtniß mehr, als der Geist. Und weil ihm jenes für den Buchstaben und die Zahl nicht treu war, erwarb er selten einen höhern Rang, als einen „Mittelmäßigen." Kräftigere Nahrung in der Philosophie reichten ihm Lessing, Kant, Schelling, vor Allen fesselte seine Seele immerfort Plato. In der Theologie: Wanker, Seiler u. s. w. Und er machte die Erfahrung, daß, ob er nachschrieb, und alles so treu als möglich an der Prüfung hersage, oder einige Zeit vor derselben die geschriebenen Hefte eines Mitschülers durchlese, gleich gut bestehe.

Bevor P. in die Theologie trat, wollte er Medicin studiren. Seine fromme Mutter wollte einen geistlichen Sohn haben. Und weil er sie sehr schätzte, siegte sie. Nach drei vollbrachten Jahren in der Theologie mußte er in's Seminar nach Freiburg in der Schweiz 1813. Da kam er wirklich aus dem Regen in die Traufe, und glaubte sich plötzlich in's Mittelalter versetzt. Jesus sprach: Geist gibt Leben. Und den fürchtete man dort. Er sprach ferner: Thut sogar eueren Feinden Gutes. Und dort glaubte man wegen des Christenthums die wohlthätigsten, einsichtsvollsten Männer verläumden und verfolgen zu müssen, wie einen Pater Girard. — Man prüfte P., und fand zu seiner großen Freude: ihm könne der Besuch der Theologie erlassen werden. In seiner stillen Zelle beschäftigte er sich mit seinen Philosophen und deutschen Theologen, aber so heimlich als möglich, um sich nicht von seinen werthen Freunden trennen zu müssen. Seine einzige Berufsarbeit war, daß man ihm auftrug, den Töchtern im Ursuliner-Kloster den Religionsunterricht zu ertheilen.

Ein Mal war er unvorsichtig genug, und wies dem Director, der ihm ohnehin abgeneigt war, nach, daß er Unrichtiges aus der heiligen Schrift angebe. Wie unser Seminarist die Priesterweihe erhalten sollte, hieß es: P. darf sie nicht empfangen. — Derselbe kannte seinen Feind, trat vor den Superior, der ein ehrwürdiger, frommer Greis war, und öffnete ihm sein Herz. Dieser legte seine

zitternde Hand auf die Schulter seines jungen Freundes und sprach: Seien Sie ruhig! und der Bischof ertheilte demselben, gleich anderen Seminaristen, die Weihe. Es war für den jungen Geistlichen im Kanton keine Stelle zu finden. Freunde riethen ihm, nach Straßburg zu gehen, und sich dort prüfen zu lassen, weil in diesem Bisthum ein fühlbarer Mangel an Geistlichen sei. Er gehorchte. Die Prüfung fiel vortheilhaft für ihn aus, daher man ihm alsogleich eine Stelle in Straßburg anerbot. Lieber war ihm die Pfarrei Hesingen an der Schweizergrenze, um seinem Vaterlande nahe zu sein. Die vorzüglichste Sorgfalt widmete der junge Pfarrer der Schule. Und die Hesinger sagten: Unsere Kinder gehen dem Pfarrer nach, wie Schäflein ihrem Hirten. Dieses schöne Verhältniß wurde zu bald gestört. Die Deutschen naheten sich dem Rheine 1814. Da erhielt P. von der bischöflichen Behörde die Weisung, sich nach Thann zurückzuziehen, indem sich die Schweizer für die Alliirten nicht eben günstig zeigten, und ihm leicht Widriges begegnen könnte. Derselbe zog vor, die Seinigen zu besuchen. Wahrscheinlich sah man diesen Besuch für eine Flucht an, oder hielt den Pfarrer für einen Freund Napoleons. — Die Alliirten verbrannten den Pfarrhof und alles was darin war. Man fand nur noch einige Bücher und einige Kleidungsstücke desselben auf dem Felde. Die Pfarrkinder riefen ihren Pfarrer wieder zurück. Man beredete ihn aber, im Vaterlande zu bleiben, und einstweilen eine Caplanei in Solothurn anzunehmen. Mehr als diese beschäftigte ihn die Stelle eines Actuars des Erziehungsdepartements. Was er aber für ein besseres Volksschulwesen erringen konnte, geschah mit vieler Mühe. Denn die aristokratische Regierung war für eine Solche nicht eingenommen. In dieser Zeit ließ P. seine „Geistesfunken,“ seit zwei oder drei Jahren durch sein Beobachten des Lebens oder durch Nachdenken aufgefangen, im Druck erscheinen.*) Das Büchlein gefiel in Solothurn nicht. Es zog dem Verfasser eher Feinde als Freunde zu. Jene bemerkten: Ein junger Geistlicher hätte leicht etwas Besseres thun können, als solche Fünklein zu schreiben. Wie derselbe wahrnahm, daß er keine wünschenswerthere Stelle zu hoffen habe, folgte er einem Rufe nach Hofwyl als katholischer Religionslehrer 1822.

Damals war das Institut in schönstem Flor. Als Lehrer befanden sich auch Kortüm, Joh. Müller dort, beide als Philologen, jener besonders auch als Geschichtsforscher bekannt. Fellenberg begünstigte P. und übergab ihm einen jungen Neippert, um ihn zu seinem Vater, dem österreichischen Marschall Neippert, nach Parma, zu führen. Diese Reise war ihm natürlich höchst willkommen, besonders auch der Bilderhallen wegen. In jeder derselben, schon in Mailand angefangen, zeigte man ihm das erste Kunstwerk der Welt vor. Die Aufnahme am Hofe in Parma, bei der ehemaligen franzö-

*) Luzern. Bei J. M. Anich. 1820.

sischen Kaiserin, war sehr angenehm. Die eben so liebevolle als geistreiche Fürstin bot dem Mentor des jungen Neippert an, auf ihre Unkosten Rom zu besuchen. Leider gab die Zeit es nicht zu; er mußte sich begnügen, Florenz kennen zu lernen. Freilich besitzt diese Stadt genug der vorzüglichsten Kunstwerke, um Liebhaber auf eine längere Zeit fest zu halten. Im folgenden Jahre reiste derselbe durch ähnliche Veranlassung nach Paris, und war nun im Falle, den Vorzug der italienischen Künstler vor den französischen zu sehen. Jene gaben die Tiefe der Idee, und fesseln die Seele. Diese trachten mehr, mit lobenswerther Ausnahme, durch äußeren Schmuck, durch ein gefälliges Farbenspiel, zu gefallen. Die Erzherzogin Marie Luise beschenkte P. mit einer prachtvollen, goldenen Uhr und lud ihn ein, nächstes Jahr wieder zu kommen, um dann Rom zu besuchen. Leider vereitelten Verhältnisse den Plan. Zu dieser Zeit arbeitete derselbe an seinen „Neudörfern."*) Eine lehrreiche Geschichte für das liebe Landvolk. Hofwyl, zugleich eine Schule für die Landwirthschaft, und mit seiner Armen-Anstalt, durch den trefflichen Wehrli geleitet, bot ihm willkommenen Stoff dazu. Beurtheiler empfahlen das Buch als ein würdiges Seitenstück von Lienhard und Gertrud von H. Pestalozzi. — Kein Institut ersetzt das väterliche Haus. Nur wenn gewissenlose oder zu bequeme Eltern auf ihre wichtigste und süßeste Pflicht verzichten, bleibt ihnen eine Erziehungs-Anstalt eine Zufluchtsstätte. Dergleichen Eltern brachten hin und wieder an Geist und Körper ziemlich verwahrloste Kinder nach Hofwyl, die man, an beiden erstarkt, nach zwei Jahren kaum mehr kannte. Auch aus diesem Grunde schien sich Fellenberg zu schmeicheln: seine Erziehungs-Anstalt werde immer dauern. Andere glaubten anders. Daher folgte P. gern der Einladung seiner Freunde, in Solothurn, sich um die Pfarrei Dorneck zu bewerben. Dieser Ort liegt in einer höchst angenehmen Lage, nahe bei Basel. Derselbe siegte mit Mühe 1828. Denn seine Gegner wollten keinen „unruhigen Kopf" im Kanton. Die Volksfreunde sahen ihn auch aus diesem Grunde gern im Schwarzbubenlande — so heißt auch der Bezirk Dorneck, — damit er als Schulcommissär für das Volksschulwesen thätig sein könne.

In Hofwyl überzeugte sich P., daß eine wohlerzogene, verständige Tochter als Lehrerin in einer Mädchenschule Vorzüglicheres leiste, als ein Lehrer, schon auch aus dem Grunde, weil sie zugleich in der weiblichen Arbeit unterrichten kann. Und gab die Vorsehung nicht absichtlich dem Weibe die Gabe zu erziehen? Somit unterrichtete er ein fähiges armes Mädchen, und ließ es auch in der weiblichen Arbeit unterrichten. Nun glaubte er: seine von der Gemeinde sehr geschätzte, von Wohlthätern reichlich unterstützte Einrichtung werde keinen Gegner finden. Dieser fand sich an der Regierung selbst, weil jene „ungesetzlich" sei. Und der große Rath beschloß: Die Mädchen-

*) Das Buch erschien in Luzern. Bei Xaver Meier 1829. Bald folgte eine zweite Auflage.

schule in Dorneck bestehe wegen ihrer vortrefflichen Leistungen als Ausnahme des Gesetzes. Dieser Kampf veranlaßte das Büchlein: Winke für eine bessere Volkserziehung.*)

Nach 1830 bekam das Volksschulwesen besonders in den Kantonen einen plötzlichen Umschwung, in welchen freisinnige Regierungen auftraten. Plötzliches bringt nicht immer auch das Beste. Lancaster's Methode, Wurst's Sprachlehre tyrannisirten ziemlich den kindlichen Geist. Der Kinder sich erbarmend, schrieb P. seine Sprachlehre, als Denklehre für die Volksschule**) von der Anschauung ausgehend, nämlich nach Pestalozzi'schen Grundsätzen. — Die Schweizergeschichte von Heinrich Zschokke ist für die Volksschule nicht verständlich genug. Sie hebt das Wichtigere nicht genügend hervor. P. machte den Versuch, dieselbe für die Jugend und das Volk faßlicher, mit klarer Aushebung des Wichtigsten, zu geben. Die vierte Auflage erschien 1852.***)

Nicht unerwartet zog nun ein schwer drohendes Gewitter gegen den Pfarrer heran. 1851. Dem Heuchler that er nicht genug, dem Gleichgültigen (dem Indifferentisten) zu viel. Jenem war die christliche Wahrheit ein Aergerniß, dieser mochte sie nicht hören. Beide lauerten endlich gemeinsam auf eine Veranlassung, denselben zu stürzen, und fanden sie, als er genöthigt war, ein ungehorsames, im christlichen Unterrichte nachläßig erscheinendes Kind zu bestrafen. Man behauptete: Der Pfarrer habe gegen dasselbe eine „Injurie" ausgesprochen. (Dorneck, als Hauptort des Bezirkes, ist auch der Wohnort der Beamten.) — Das Gericht, in welchem seine Gegner saßen, bestrafte ihn auf eine empörende Weise. Das Obergericht sprach das gänzliche Gegentheil aus. So stille der Verfolgte dem Sturme zusah, trieb Leidenschaft die Beschämten doch noch zu ferneren Versuchen, ihn zu stürzen. Der edle Bischof Salzmann wies aber alle Anklagen als freche Entstellungen und Lügen zurück. Da herrschte plötzlich Stille und gänzliche Muthlosigkeit. Natürlich zeigt sich ein Seelsorger gegen Uebelgesinnte bei Veranlassung fast noch wohlthätiger, als gegen seine Getreuen. Daher jene sich nicht nur mehr und mehr schämten, sondern reumüthig nach und nach wahre Beweise ihrer Achtung gaben. Aber während dieses Kampfes hatte der Pfarrer Beweise der liebevollsten Theilnahme, wie der großmüthigsten Freundschaft. Der Kampf rief das Büchlein „Oskar"†) hervor, um die fähigere Jugend von den zwei Klippen — dem Aberglauben und dem Unglauben — zu retten. Möge der Friede ferner seinen Segen spenden, bis Gott den greisen, aber immer noch rüstigen Pfarrer zu sich ruft.

---

*) Basel. Bei J. Schabelitz.
**) Basel. Schweighauser'sche Buchhandlung. Zweite Auflage 1841.
***) Baden. Zehnder'sche Buchhandlung.
†) St. Gallen. Scheitlin und Zollikofer. 1856.

Heinrich Puchta,

Dr. Philos. und evang. Pfarrer bei den Barfüßern in Augsburg.*)

Puchta H., ist geboren am 19. August 1808 zu Cadolzburg, einem alten Schloß der Burggrafen von Nürnberg, einige Stunden westwärts von dieser Stadt gelegen, auf einem kahlen Sandsteinfelsen, wo es mit seinen mittelalterlichen Basteien und Zwingern weithinaus in der öden flachen Sand- und Waldgegend zwischen Redwitz und Aisch sichtbar ist. Sein Vater war Wolfgang Heinrich Puchta, der bekannte praktische Jurist, der in den Jahren 1815—40 eine große literarische Thätigkeit in seinem speciellen Berufsfache entwickelte, dessen zahlreiche (21 Bände und viele Journalaufsätze umfassende) Schriften noch heute auf ihrem Gebiet in hoher Achtung stehen, und der neben dieser schriftstellerischen Thätigkeit dennoch das schwerlastende Amt eines bayerischen Landrichters zu solcher Zufriedenheit seiner Vorgesetzten verwaltete, daß er unter den bayerischen Landrichtern der Erste war, welcher den neugestifteten Michaels-Verdienstorden erhielt. Daß der Anblick eines solchen Mannes und seiner Thätigkeit auf den Sohn nicht ohne Einfluß bleiben konnte, ja wesentlich zu den bestimmenden Elementen seiner ganzen Bildung und Entwicklung gehört, bedarf keiner weiteren Versicherung. Ohne dieses und jeder Beziehung leuchtende Vorbild würde die oft schwankende Natur des Knaben nicht so leicht den gefährlichen Abwegen entgangen sein, von denen die Jugend jederzeit und besonders in seinen Entwicklungsjahren bedroht war. Mag es deshalb verstattet sein, auf der wohlthuenden Erinnerung an jenen merkwürdigen Mann noch etwas länger zu verweilen. Seine Jugendgeschichte (die in einer bei Beck in Nördlingen erschienenen Selbstbiographie, „Erinnerungen aus dem Leben und Wirken eines alten Beamten," zu lesen ist) bewahrt höchst eigenthümliche Züge von einem starken Charakter, der von Jugend auf mit Entbehrungen kämpfend, durch alle Hindernisse hindurch das ersehnte Ziel einer juristischen Beamtenlaufbahn erreicht. Mit 15 Jahren vaterlose Waise, jetzt erst als Pflegsohn eines braven aber mürrischen Onkels anfangend Latein zu lernen, war er in allen Classen Preisträger, mit 20 Jahren Student, aber nur drei Semester lang, da der Onkel nicht länger für ihn zahlen wollte, sondern ihn eiligst in eine Advocatenstube brachte. Dort erwarben ihm seine schriftlichen Arbeiten bald solches Vertrauen, daß er im 25. Lebensjahr selbst als Advocat auftreten konnte, bald darauf preußischer Criminalrath und Fiscal, und mit 27 Jahren bereits Landrichter wurde, (oder wie es damals hieß) Justizamtmann, was er sodann bis an das Ende seines auf 75 Jahre gebrachten Lebens geblieben ist, aus Neigung zu diesem Beruf, obwohl er öfters Gelegenheit hatte, in höhere Dienstverhält-

---

*) Gest. daselbst am 12. Sept. 1858. — Obige „Biographische Skizze" schöpften wir aus den hinterlassenen Manuscripten des Verlebten. D. H.

nisse vorzurücken. Von 1797—1812 bewohnte dieser Beamte das alte Cadolzburger Schloß, zuerst als preußischer, dann als bayerischer Landrichter, und dort wurde ihm als das jüngste von acht Kindern unser Heinrich P. geboren. Der Juristenberuf war in dieser Familie der herkömmliche; denn zwei Brüder des Vaters gehörten ihm an, und ebenso hatten mehrere Großoheime und ein Urgroßvater als Justiz- oder Canzleibeamte dem Ansbacher Markgrafen gedient. Doch der Großvater Heinrich's war ausnahmsweise einen andern Weg gegangen und Pfarrer geworden. Er hatte lange Zeit auf geringer Anfangsstelle mit Frau und Kindern ein kümmerliches Leben geführt; dann auf eine bessere versetzt, war er nach wenigen Wochen in der besten Manneskraft, 47 Jahre alt, durch einen plötzlichen Schlagfluß abgerufen worden. Das Andenken dieses Mannes, der ein exemplarischer, sittlich und wissenschaftlich gleich gebildeter Geistlicher gewesen, war in der Familie so lebendig, daß dieses oft erwähnte Vorbild nicht ohne Einfluß auf Heinrich, und die Wahl seines Berufes geblieben ist. Ohnehin eignete sich dessen Natur mehr für den geistlichen und pädagogischen Stand, als für den Beruf eines Geschäftsmannes oder Rechtsgelehrten. Die energische Charakterstärke und die eiserne Beharrlichkeit des Vaters war nicht auf diesen jüngeren Sohn übergegangen, wohl aber auf den zehn Jahre älteren, Friedrich Puchta, der denn auch mit aller Entschiedenheit seiner reichbegabten kräftigen Natur die Laufbahn des Vaters einschlug. Es wurde aus ihm jener vielgeschätzte Pandektist, dessen Werke noch jetzt als unentbehrliche Hilfsmittel des juristischen Studiums in fortgesetzten Auflagen erschienen sind, der nach einer kurzen, glänzenden akademischen Laufbahn im Jahre 1846 zu Berlin als geheimer Obertribunalrath, noch nicht 48 Jahre alt, gestorben ist. — Heinrich war von anderm Schlage, weich, für alle Eindrücke empfänglich, träumerisch und bequem, eine contemplative Natur, die wohl zu einem Berufe paßte, der vielseitige Anregung bedarf und wieder andern Anregung gewährt, ohne es in einem Mittelpuncte zum völligen Abschluß zu bringen. — Zu dieser zwar begabten, aber doch vielen Schwankungen ausgesetzten Natur kam eine eigenthümliche Erziehung, welche eigentlich auf einen weit selbstständigeren und festeren Charakter berechnet war, und nach Umständen von der größten Freiheit zur schärfsten Strenge überging. Dem Vater ließ sein Amt und seine ausgebreitete literarische Thätigkeit keine Zeit, sich viel um den Knaben zu kümmern; nur wenn allzusichtliche Spuren der Träumerei und tändelnden Nachlässigkeit hervortraten, brach das Ungewitter los, dessen wohlthätige Schläge eine Zeitlang heilsam nachwirkten. Ja es konnte nicht fehlen, daß der hohe sittliche Ernst des Vaters, die männliche Reife des Bruders, der entschiedene Haß gegen alles Gemeine und Schlechte, welche allen ihren Urtheilen und Handlungen zu Grunde lag, auch auf das weichere Gemüth einen kräftigen Einfluß übten und für die ganze Lebenszeit einen festen Halt im Innern begründeten. Aber die Fortschritte im

Lernen, der geordnete Aufbau des Wissens blieb unter solchen Umständen doch höchst mangelhaft. Niemand nahm sich des aufgeweckten Knaben an, der nach langem Umweg durch alle Gebiete der Einbildungskraft endlich hie und da auf ein brauchbares Feld gerieth, zu dem man ihm freilich den Weg hätte kürzer und schneller zeigen können. Die Mutter (Johanne Philippine geb. Heim, Amtmannstochter von Osternohe, bei Gräfenberg), das Musterbild einer fleißigen, frommen, geduldigen, liebevollen Hausfrau, hatte durch ihre unbeschreibliche Güte und Milde, im Gegensatz zur väterlichen und brüderlichen Strenge, den größten Einfluß auf den Kleinen; aber seine wissenschaftliche Bildung konnte sie nicht fördern und regeln. — An guten Lehrern fehlte es ihm übrigens nicht. Schon der erste Weg führte ihn zu einem solchen. Der Vater war nämlich 1812 nach Erlangen versetzt worden, und dieser kleinen, aber vielfach regsamen, geistig ausgestatteten Universitätsstadt gehört die ganze Schul- und Lernzeit unsers H. P., bis zum letzten akademischen Studienjahr an. Zuerst genoß er deutschen Unterricht in der sog. Realschule Pöhlmann's, der zwar nach damaliger Weise Rationalist, aber als Pädagog ausgezeichnet war. Mit acht Jahren betrat er bereits die lateinische Schule, welche bald darauf in dem bekannten Philologen Döderlein einen Reformator, ein belebendes Princip erhielt. Unvergeßlich sind heute noch die zwei Jahre in der untersten Gymnasialclasse, unter Elsperger (jetzt Rector in Ansbach), dem der zwölfjährige Knabe mit schwärmerischer Begeisterung anhing; wo zum ersten Mal nachhaltige edlere Entschlüsse in der Seele wach gerufen wurden. Nicht weniger fruchtbar waren die zwei letzten Gymnasialjahre bei Döderlein, dessen geistvolle Methode hier keiner Schilderung bedarf. Der Schüler wurde hier, unter dem Schein einer blos auf das Einzelne und Kleine gehenden, fast pedantischen Kritik und Dialektik, dennoch in Wahrheit zu allem Großen und Erhabenen mit vollen Segeln hingeführt. — Nach einem ziemlich unvollständigen Studium, mit lückenhaften Kenntnissen, gelang es dem talentvollen Schüler dennoch, am Schluß seiner Gymnasiallaufbahn die silberne Medaille zu erringen, deren trügerischer Schein ihm leider die großen Mängel seines Wissens und Könnens zu sehr verdeckte. — Auf der Universität Erlangen wirkten damals mit besonderm Einfluß auf die studirende Jugend in der philosophischen Facultät Schubert, Pfaff, Döderlein, Kastner, Rückert u. s. w., in der theologischen Engelhardt, Winer, Kaiser, Rust und Krafft. Besonders war es dieser letztere — damals der einzige ganz consequente und entschiedene Vertreter der rechtgläubigen, oder wie es hieß, supranaturalen Richtung, welcher auf eine große Anzahl der jungen Theologen eine nachhaltige Wirkung äußerte, weil bei ihm Aeußeres und Inneres, Wandel und Bekenntniß, priesterlicher Ernst und werkthätige Liebe, theologische Gründlichkeit und praktischer Blick im schönsten Einklang stand. Eine solche ehrwürdige Erscheinung, in welcher alle Ideen des

biblischen Christenthums verkörpert vor die Augen traten, konnte nicht verfehlen, auf unbefangene jugendliche Gemüther eine unsägliche Anziehungskraft zu üben. Heinrich Puchta war übrigens schon als Gymnasiast diesem Einfluß Kraffts näher getreten. Denn in seine Predigten waren die Schüler des Gymnasiums ordnungsmäßig gewiesen (angeblich, weil in seiner Kirche am meisten Platz war, eigentlich wohl, weil der einsichtsvolle Rektor Weizen und Spreu zu sichten verstand.) Die eminente historische Gelehrsamkeit Engelhardts, das philologisch-dialektische Talent Winers, Kaisers polyhistorische Belesenheit, Rusts rednerische Gewandtheit hätten hinreichende Bildungselemente für einen jungen Theologen abgegeben, der es verstanden hätte, sich selbst als Hodeget und Methodolog zu dienen. Aber da fehlte es, und überdem war die Lehrgabe jener Männer nicht durchweg von der Art, daß ihr Vortrag zündend und schlagend in die Herzen gefallen wäre. Das Meiste „fiel auf den Weg" — den gewöhnlichen breiten Studenten- und Burschenhausweg und „die Vögel fraßen es auf", (die heiteren Cameradschaften, welche viel mehr galten, als das Auditorium). Auch verband sich mit dem Anhören der Vorträge (welche übrigens ganz gewissenhaft ohne alle Versäumnisse besucht wurden, schon um des Vaters willen, der in diesem Punkt äußerst kitzlich war und z. B. oft äußerte: „Ein Collegium, dessen Einleitung man nicht gehört habe, sei halb verloren") nicht das nöthige Privatstudium; der Student begnügte sich mit den sorgfältig geschriebenen Heften, und die Bekanntschaft mit der Literatur des Berufes blieb schwach. Desto ausgebreiteter wurde sie mit der s. g. schönen, ästhetischen Literatur. Die Werke Schiller's namentlich (des Vaters Liebling) kannte der 12jährige Knabe bereits vollständig und wußte das Meiste auswendig. Später kam eine Unzahl Romane hinzu, wie sie gerade der Tag geboren hatte. Im reiferen Jünglingsalter waren es besonders Platen und Rückert, deren eigenthümliche, damals überraschende Formen mächtig auf Sprache und Einbildungskraft wirkten. Mit beiden Dichtern war dem Jüngling übrigens das günstige Geschick persönlicher Berührung gewährt, wodurch ihre Erzeugnisse, welche sich wie etwas selbst Erlebtes, wie ein Theil der eigenen Erfahrung darstellten, an lebendiger Kraft natürlich nur gewinnen konnten. — Das vierte Universitätsjahr wurde in Berlin zugebracht, dessen theologische Fakultät damals eine mächtige Anziehungskraft auf alle deutschen Länder protestantischen Bekenntnisses ausübten. Dort fanden sich Schweizer und Würtemberger, Hessen und Westphalen, Sachsen und Schlesier, Pommern und Hanseaten zahlreich zusammen, und auch Bayern stellte sein jährliches Contingent. Die damaligen Berühmtheiten Berlins darf man nur nennen, um die Wirkung zu ahnen, welche hier nach allen Seiten ausstrahlte. Die theologische Fakultät bestand aus Schleiermacher, Neander, Marheineke, Hengstenberg; in der philosophischen fand man noch Hegel, Raumer, Böckh, Carl Ritter u. s. w. Es war unmöglich, im Laufe zweier

Semester allen diesen Quellen nachzugehen. Doch bemühte man sich nach Kräften, bei jedem berühmten Namen (auch der andern, juristischen oder medicinischen Fakultät) wenigstens einigemal als Hospitant sich einzufinden. Der Anblick solcher Hörsäle, in denen (wie bei Neander, Carl Ritter &c.) 4 bis 5 Hundert Zuhörer sich drängten, wird immer etwas Einziges und Ueberwältigendes bleiben. Der Theolog fand in Berlin übrigens außer dem Katheder noch eine Anzahl Kanzeln mit hervorragenden Größen besetzt: Thremin, Ehrenberg, Strauß, Liscov, Goßner, Couard u. s. w., von welchen keiner dem flachen trockenen Rationalismus mehr angehörte. So bot dieses Jahr in Berlin nach allen Seiten hin lebendige Anregung, und wenn auch die Lücken des materiellen Wissens nicht vollständig ausgefüllt werden konnten, so wurde doch die formelle Bildung gefördert, der Ideenkreis erweitert, die Tendenz befestigt. — Damals wurde der angehende Theolog zuerst auch mit der neueren Offenbarungsphilosophie Schellings bekannt, durch Collegienhefte, welche ein Freund aus München mitbrachte und dem Wißbegierigen gleich eleusinischen Mysterien oder sibyllinischen Orakeln anvertraute. Das seltsam spielende Ungefähr wollte es, daß Puchta damals gerade ein Zimmer auf dem Kupfergraben, über der Wohnung Hegels, gemiethet hatte, so daß der ganze Strom speculativer Polemik sich gerade über den Kopf dessen entlud, dessen Richtung und Schule davon am meisten bedroht war. Doch wurde dieser erste Kampf zwischen Hegelthum und Potenzenlehre, zwischen objektiver Logik und Weltaltern fürs erste blos in den stillen Stuben- und Gehirnwänden eines für das Candidatenexamen sich vorbereitenden 22jährigen Musensohnes durchgefochten. — Eben dieses Examen führte nun im Herbst 1830 unsern Heinrich auf den festen Weg der praktischen Predigerlaufbahn. Denn obwohl die Prüfungskommission nicht verkannte, daß sie es hier mit einem sehr begabten und vielseitig gebildeten aufkeimenden Talente zu thun habe, so war sie doch nicht blind für die Lücken des positiven Wissens, und konnte unmöglich diejenige Note ertheilen, welche sich der jugendliche Ehrgeiz erträumt hatte. Etwas kleinlaut und herabgestimmt trat unser Candidat zunächst als Hofmeister eines 8jährigen verwöhnten Generals-Söhnchens in die pädagogischen Geleise ein, um sie schon nach zwei Jahren wieder zu verlassen, und, ohne vorausgehende praktische Vorübung, sogleich Stadtvikar in München zu werden, also ins tiefste Wasser geführt; denn was man damals von einem solchen verlangte, mag manchem unglaublich dünken. Das schnelle Arbeiten wurde hier wenigstens vortrefflich gelernt, wenn auch das gründliche nicht immer dabei gewann. Extemporirte Reden in Gegenwart einer Versammlung von Geheimräthen und Akademikern (welche unversehens zu dem rasch angeordneten Leichenbegängniß eines Collegen auf entlegenem Dorfkirchhof sich eingefunden hatten); Beerdigung eines Selbstmörders unter der Anwesenheit mehrerer Oberconsistorialräthe (welche in früher Morgenstunde fast das ganze Publikum

bildeten, weil es der Sohn eines entfernten Freundes war, dem man doch nicht alle Ehre entziehen wollte); die Begleitung einer zum Tod Verurtheilten auf das Schaffot -- das mögen einige Proben aus der Lehrzeit eines Münchener Stadtvikar sein. — Fünf Jahre dauerte der Aufenthalt in München, unvergeßlich in jeder Beziehung; denn nicht nur Verbindungen geistiger Art wurden damals fürs ganze Leben geschlossen, und der überwältigende Strom des neuentfalteten Kunstlebens befruchtend aufgenommen — sondern auch Fäden der innigsten Seelenfreundschaft knüpften sich damals an, ja die Bande des späteren Familienglücks wurde hier zuerst geschlungen. — Namen wie Schelling, Roth, Thiersch, Niethammer, Schubert, Franz von Baader, Görres u. s. w. zeigen, welche Fülle des Geistes damals in unsrer Hauptstadt ihren Wohnsitz aufgeschlagen hatte. Dazu gesellten sich die Heroen der Kunst: Cornelius, Schnorr, Heß, Schwanthaler, Kaulbach, Schwind und so viele andre, welche man damals noch im engen Raum weniger Straßen beisammen finden und auf dem eigentlichen Schauplatz ihrer Thaten, vor ihren entstehenden Werken beobachten konnte. Puchta hat auch hier das Glück gehabt, mit den meisten dieser Männer in persönliche Bekanntschaft zu treten; durch seinen älteren Bruder, der damals noch Professor an der Münchener Universität war, war es ihm verstattet, selbst dort Zeuge zu sein, wo sich jene großen Geister im geselligen Verkehr ungezwungen und harmlos bewegten. — Auch jüngere Freunde wurden damals gewonnen: Wagner und Schaden, die frühverstorbenen; Schmid und Heyder, die rüstigen Forscher in Theologie und Philosophie. Es war die eigentliche Lehrzeit, zu welcher die Universität nur den Weg gebahnt hatte. Aber wie schon in diesen fünf Vicariatsjahren mehr ein ungestümes Herandrängen der bildenden Elemente, ein stürmisches Vielerlei, Vielthun, Vielsehen, Viellesen an die Stelle des ruhigen, beharrlichen Arbeitens und Studirens getreten war, so blieb dies auch der vorherrschende Charakter den nächstfolgenden Stadien des Lebensganges. Es trat ein rascher Wechsel der verschiedenen Berufsverhältnisse ein, der nirgends Ruhe und Duchbildung zuließ. Im Jahr 1837 wurde Puchta zunächst theologischer Repetent in Erlangen, zugleich aber mußte er (fast wider seinen Willen) die Funktionen eines Hilfslehrers am Gymnasium übernehmen, also zwei Aufgaben zugleich genügen, von denen jede allein den ganzen Mann erfordert hätte. Bald darauf begann er eine kurze Laufbahn als Privatdocent, um nach wenigen Monaten schon als Lycealprofessor der Philosophie und Religion nach Speyer zu gehen, wo seines Bleibens auch nur 1½ Jahre war. So wurde alles Mögliche angefangen, nichts durchgeführt, und die übermäßige Anregung in so verschiedenen Berufszweigen zog dem sonst gesunden Körper zuletzt eine Krankheit zu, welche mit einem Male diese bunte Reihenfolge von Thätigkeiten unterbrach. Endlich wurde der Hafen der Ruhe aufgethan; in dem stillen Dörfchen Eyb bei Ansbach fand

sich Muße und Gelegenheit zur Verarbeitung und Sichtung des so hastig und ungestüm aufgesammelten Stoffes. Zehn idyllische Jahre wurden hier verlebt; hier entstanden die geistlichen Lieder, die katechetischen Arbeiten rc. von denen zu hoffen ist, daß in ihnen bleibendere Frucht gefunden werde, als in den Produktionen einer unreiferen Jünglingszeit.

Im Jahre 1852 endlich ging*) der allmählich doch immer lebhafter sich regende Wunsch nach einer seiner Begabung mehr angemessenen amtlichen Stellung für Puchta in Erfüllung: er wurde als zweiter Pfarrer bei St. Jakob nach Augsburg berufen, und vor nahezu zwei Jahren rückte er in die erledigte erste Pfarrstelle bei den Barfüßern ein. Mit welcher Treue und Hingebung er diesen zwei Gemeinden sich widmete, welches unauslöschliche Gedächtniß er namentlich bei der 1854 herrschenden Choleraepidemie durch seine selbstaufopfernde rastlose Thätigkeit an Kranken- und Sterbebetten und auf dem Friedhof in den Herzen seiner Gemeindeglieder sich stiftete, sei hier nur kurz erwähnt. Ob er damals schon den Keim der tödtlichen Krankheit empfing, die ihn jetzt in der Kraft seines Alters hinweggerafft hat, wollen wir dahin gestellt sein lassen. Es ist jedenfalls eine räthselhafte Führung, daß er das Amt, welches nach langen sorgenvollen Jahren ihm die Aussicht auf eine behaglichere äußere Lage gewährt hätte, schon als ein kranker Mann antrat, und des Wohlseins nicht froh werden konnte, das ihm zugedacht schien. Eine zweimalige Reise nach Karlsbad brachte seinem Magenleiden im vorigen Jahre Fristung des Verlaufes, in diesem weder Hilfe noch Erleichterung. Er eilte heimzukehren, als ob er geahnt hätte, daß es Zeit sei sein Haus zu bestellen. In den letzten Wochen begann sein Uebel, der Magenkrebs, sich schnell zu entwickeln; der am 12. Sept. 1858 unerwartet schnell eingetretene Tod ersparte ihm wenigstens die furchtbaren Qualen, welche das letzte Stadium dieser Krankheit nicht selten mit sich führt. Aber welche unerschöpfliche Geistesfülle, welche ausdauernde Seelenstärke in dem Manne lag, das trat in seinem ganzen Leben kaum je so deutlich hervor, als eben während der letzten anderthalb Jahre. Er war keinen Augenblick müßig; bei Tage traf man ihn meist lesend oder in lebhafter Unterhaltung begriffen, bei Nacht beschäftigte er sich, weil er von jeher nur wenig, während seiner Krankheit gar nicht schlafen konnte, mit Schreiben, oder damit, daß er seinen Gedanken nachhing, welches letztere für ihn eine wirkliche Beschäftigung war bei dem unaufhörlichen fließenden Reichthum seiner Ideen, und der unglaublichen Imaginations- und Gedächtnißkraft, die ihm eigen war. Außer mehreren kleineren Schriften, die für seine Gemeinde bestimmt waren, besorgte er in dieser letzten Zeit die zweite Auflage seiner „Morgen- und Abendandachten," die wohl erst von

---

*) Nach dem Inhalte des in der Allgem. Zeitung niedergelegten, von Freundeshand verfaßten Nekrologes.

nun an, so wie sie es verdienen, in weiteren Kreisen ihre Würdigung finden werden. Ferner arbeitete er an der Fortsetzung seiner praktischen Katechesen, von denen der erste Theil in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung schon vor längerer Zeit erschienen, aber gleichfalls bisher nicht gebührend beachtet worden ist. Auch von einer Uebersetzung der Aeneïs in ottave rime liegen mehrere Gesänge fertig unter seinem Nachlaß; von anderen, zum Theil weit aussehenden Unternehmungen zu geschweigen, deren Vollendung ihm versagt blieb. Endlich verdanken auch so manche geistreiche und gewiß überall mit Vergnügen gelesene Aufsätze, welche die Allg. Zeitung von seiner Hand brachte, ihren Ursprung diesen Monaten, wo er als ein von den Aerzten aufgegebener Mann, in dessen Eingeweiden eine tödtliche und schmerzhafte Krankheit wüthete, darniederlag.

Sein Geist, in welchem gründliche philosophische Durchbildung mit fester christlicher Glaubensüberzeugung sich vereinigte, liebte mit inniger Wärme das Schöne, und trachtete mit aufrichtigem Streben nach immer hellerer Erkenntniß der Wahrheit. Seines Geistes Sehnen ist jetzt erfüllt; sein Staub ruhe im Frieden!

Schriften:

1. Sendschreiben an Dr. Herbst, als Verfasser der Schrift: Die Kirche und ihre Gegner. Erlangen bei Heyder, 1834. (Anonym.)
2. Zeiten und Dinge. Ein religiöses Epos. Erlangen bei Heyder, 1835. (Anonym.)
3. De Kantionismo instaurando. Dissert. inaugur. 1838.
4. Der Hausaltar. Morgen- und Abendandachten für christliche Familien. Erlangen bei Zimmer und Heyder. I. Aufl. 1843. II. Aufl. 1857.
5. Der erste Schritt ins Alphabet Ein neues Lehrmittel rc. Ansbach bei Gummi, 1845.
6. Handbuch der praktischen Katechese. I. Bd. Stuttgart bei Cotta, 1854.

Außerdem noch verschiedene prosaische Aufsätze und poetische Versuche in Zeitschriften (Evangel. Kirchenzeitung, Morgenblatt, Allg. Zeitung u. s. w.) Auch einzelne Predigten, theils in Sammlungen, theils gesondert.

Wilhelm Pütz,

Oberlehrer am kathol. Gymnasium zu Köln.

Pütz Wilhelm, wurde geboren zu Köln am 6. November 1806, erhielt seine Schulbildung auf den beiden Gymnasien seiner Vaterstadt, studirte 1824—28 auf der Universität Bonn Philologie und Geschichte, letztere namentlich unter B. G. Nebühr's Leitung, wirkte als Candidat und Lehrer an dem kathol. Gymnasium zu Köln, dem zu Trier und zu Düren, wo er 1837 zum Oberlehrer befördert wurde. Seit 1844 ist er in gleicher Eigenschaft an das kathol. Gymnasium zurückgekehrt, an welchem er noch jetzt beschäftigt ist. Unter seinen Schulschriften hat der zuerst 1833 erschienene „Grundriß der Geographie und Geschichte" in einer doppelten Bearbeitung (einer für die obern und einer für die untern Classen, jede in 3 Bänden),

die weiteste Verbreitung gefunden, indem nicht nur das Original theilweise bereits 9 Auflagen erlebte, sondern auch 8 verschiedene Uebersetzungen in fremde Sprachen davon erschienen sind. Die deutsche Geschichte erschien auch besonders abgedruckt (6. Auflage 1857). Seine langjährige Beschäftigung mit dem historisch-geographischischen Unterrichte veranlaßte ihn auch zur Herausgabe eines „Lehrbuches der vergleichenden Erdschreibung" (1. Aufl. 1854. 2. Aufl. 1856), worin er Gelegenheit hatte, die reichen Anschauungen seiner wiederholten Reisen durch Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, England, Dänemark und Ungarn niederzulegen. Von diesem erschien (1855) ebenfalls eine kürzere Bearbeitung für die untern und mittlern Classen (unter dem Titel: Leitfaden der vergleichenden Erdbeschreibung). Seine jüngste Schrift auf diesem Gebiete ist ein Leitfaden der Geschichte des preußischen Staates (1857) mit einer historischen Karte des preußischen Staates. Im Erscheinen begriffen ist ein historischer Schulatlas, dessen erste Hälfte (Alterthum) bereits vorliegt. — Gleichzeitig hat er eine fast eben so lange Reihe von Jahren den deutschen Unterricht ertheilt und für denselben Hilfsmittel veröffentlicht, nämlich: 1) Deutsches Lesebuch für die obern Classen mit den nothwendigsten Erläuterungen und einem biographisch-literarhistorischen Anhang (gemeinschaftlich mit H. D. Remacly herausgegeben, 2. Aufl. 1845). 2) Deutsches Lesebuch für die mittlern Classen mit Sacherklärungen und Andeutungen zur ästhetischen Erläuterung poetischer Stücke (3. Aufl. 1853). 3) Altdeutsches Lesebuch mit Sprach- und Sacherklärungen für höhere Lehranstalten und zum Selbstunterricht (1855). 4) Uebersicht der Geschichte der deutschen Literatur (1855). In lateinischer Sprache schrieb er zwei Programme: de vita et scriptis Quinti Ciceronis (1833) und Adnotationes ad Virgilii Cirin (1846).

Karl Ramshorn,

Dr. Philos. und Director der III. Bürgerschule zu Leipzig.

Motto: Willst du wissen, was wir sind?
Frag's Kind.

Ramshorn Karl, Sohn des durch seine latein. Grammatik und latein. Synonymik in der philologischen Welt rühmlichst bekannten Altenburgischen Professors und Schulraths Dr. Ludwig Ramshorn, wurde geboren zu Altenburg am 25. März 1812, erhielt seine Gymnasialbildung in Altenburg und studirte dann von 1831 bis 1834 in Jena Philologie und Theologie. Besondern Einfluß auf seine Studien gewannen hier die Professoren Eichstädt, Hand, Göttling, der Kirchenhistoriker Danz und der Historiker Luden. Unter denselben aber war es vorzugsweise Göttling, an welchen sich R. enger anschloß, und durch welchen seine Vorliebe für altclassische

Philologie auf's lebhafteste unterhalten wurde. Frucht dieser Studien war R.'s gekrönte Preisschrift über das später auch von dem Heidelberger Zachariä bearbeitete Thema: „de rei publicae romanae ea forma, qua L. Cornelius Sulla dictator totam rem romanam ordinibus, magistratibus, comitiis commutavit." Ostern 1834, nachdem er Doctor geworden und das theol. Examen bestanden hatte, siedelte R. von Jena nach Leipzig über, um daselbst noch ein Jahr lang Gottfr. Hermann zu hören. Nach der Zeit blieb er in Leipzig, mehrere Jahre lang viel beschäftigt mit literarischen Arbeiten und mit aller Begeisterung sich der Pädagogik widmend. In Folge davon erhielt er 1839 einen Ruf an die I. Leipziger Bürgerschule, wo er darauf 9 Jahre lang als Classenlehrer in den obersten Knabenclassen thätig ward. So wurde R. der Volksschule zugeführt, der er dann auch treu geblieben ist. Nach Gründung einer dritten Bürgerschule in Leipzig 1849 berief ihn der Rath zum Director dieser neuen Stiftung, deren Frequenz schon in den ersten 3 Jahren zu einer solchen Höhe stieg, daß der jungen Anstalt ein neues, erweitertes Local überwiesen werden mußte. Schon nach 2 Jahren reichte indeß auch dies nicht mehr zu, daher ein unmittelbar neben der Schule befindliches Communalgebäude der Schule als Filial überwiesen wurde. So ist die dritte Bürgerschule unter R.'s Oberleitung zur umfangreichsten Schulanstalt im Königreich Sachsen geworden, eine Anstalt, in welcher gegenwärtig in 42 Classen 2200 Kinder von 47 Lehrern unterrichtet werden. R., ein entschiedener Feind aller und jeder Pedanterie, aber auch ebenso entschieden consequent in Handhabung einer guten Zucht, erscheint in der Mitte dieser Lehrer- und Kindermassen wie ein Vater, der sich der ungetheiltesten Liebe und Achtung zu erfreuen hat. Von R.'s zahlreichen Schriften verdienen besondere Empfehlung: sein größeres biographisches Werk: „Kaiser Joseph II. und seine Zeit," ferner seine „Weltgeschichte für die Jugend," 3 Bände; seine „kleine Weltgeschichte," 2. Aufl. Leipz. 1855, so wie endlich sein „erstes" und „zweites Schulbuch," zwei Bücher, in welchen die Elementar-Schreib-Lehrmethode eine ebenso gründliche wie rationelle Behandlung gefunden hat.

Karl v. Raumer,

Professor der Naturgeschichte und Mineralogie zu Erlangen.

Raumer Karl v., Sohn des Anhalt-Dessauschen Kammerdirectors v. Raumer, ist am 9. April 1783 zu Wörlitz geboren. Bis in sein 14. Jahr genoß er im väterlichen Hause Privatunterricht, ward dann nach Berlin an das Joachimsthalsche Gymnasium zu den Professoren Maierotto und Buttmann geschickt, von da im Jahre 1801—3 auf die Universität in Göttingen, um die Rechte zu studiren. 1803—5 fanden wir ihn in Halle, hörte besonders Wolf und

Steffens und ging auf die Bergakademie Freiberg 1805—8. Worauf er auch nach Beendigung seiner akademischen Studien, in welchen er eine vielseitige Bildung nicht auf Unkosten der Gründlichkeit erstrebt hatte, in Freiberg, unter Werners Leitung ganz dem Studium der Mineralogie und Geognosie sich hingab, (wie tüchtige Menschen sich das, was sie eben zu erstreben sich berufen achten, mit ganzer Seele treiben), so verlor er doch nie das Ziel aus den Augen, sich zum Lehrer und Erzieher tüchtig zu machen, und die reiche Ausbeute wissenschaftlicher Bildung dazu zu verwenden. In einem Alter, in welchem die meisten nur darnach trachten, eine bürgerliche Laufbahn zu betreten, auf der opes und honores zu gewinnen sein möchten, eilt K. v. R., günstigeren Aussichten die Augen verschließend, nach Paris, von da nach Iserten zu Pestalozzi und befreundete sich in langem und befreundetem Umgange mit dem Geiste, der Methode und dem Lebenszweck des hochherzigen Schweizers, der viel verkannt und viel irrend, doch, wenn man den Werth des Mannes nicht nach dem Erfolg seiner Bemühungen allein, sondern vorzüglich nach seiner Gesinnung, nach der Lauterkeit und Hochherzigkeit seiner Bestrebungen würdigt, zu denen gezählt werden muß, die mit völliger Selbstverläugnung ein reiches Leben ganz dem Dienste der hilfsbedürftigen Menschheit gewidmet haben.

Aus der Schweiz im Mai 1810 heimkehrend, trat K. v. R. in das akademische Lehramt ein und ward nach Verdienst bald durch eine Professur beim Bergdepartement in Berlin angestellt, 1811 kam er als Bergrath beim schlesischen Oberbergamt und zugleich als Professor bei der Universität nach Breslau. Im Jahre 1819 ward er in gleicher Eigenschaft an das Oberbergamt und die Universität in Halle mit ansehnlichem Gehalt versetzt. Aber er fand in seinem Wirken die ersehnte Befriedigung nicht; er hoffte als Erzieher mehr leisten, einen gesegneteren Einfluß gewinnen zu können; darum entsagte er im Jahre 1823 dem Staatsdienste mit aller Gunst und Annehmlichkeit, Sicherheit und Bürgschaft, welche ihm derselbe gewährte, und zog es vor, stark im Glauben an den Segen, der von Oben kommt, ein Privaterziehungs-Institut zu gründen, in welchem er die Ausbeute seiner Studien und Erfahrungen zu erproben gedachte. In Nürnberg (1823) siedelte er sich an und ein gleichgesinnter Freund stellte sich mit ihm an die Spitze des Unternehmens, für das er auch wackere Mitarbeiter gewann, und das eben so fröhlich zu gedeihen schien, wie es vom Anfang an zu den günstigsten Erwartungen berechtigt hatte. Allein das Zusammentreffen mehrerer widerwärtiger Verhältnisse sonderte die erwünschte Entwickelung und bewirkte die frühe Auflösung einer Anstalt, die in der kurzen Zeit ihrer Dauer schon Erfreuliches geleistet, unverkennbar den guten Geist bewährt hatte, aus dem sie hervorgegangen und in dem sie geleitet worden. So ward denn auch manch großes Opfer, das den Hausvater (v. R. war mit einer Tochter des Capellmeisters Reichardt verheirathet) dem schön gedachten Plane

freudig dargebracht, nicht ganz fruchtlos geblieben, und wenn weltkluge Leute ihm den Vorwurf machten, daß er eine feste Stellung im Staate und ein gewisses, ansehnliches Einkommen für eine schwer zu realisirende Idee und ein Unternehmen sehr zweifelhaften Erfolges hingegeben, so konnte er sich mit dem Bewußtsein trösten, daß er frei von Selbstsucht etwas Tüchtiges und Heilsames gewollt und erstrebt, nicht einem phantastischen Traume, sondern einer sehr realen Idee gehuldigt, und des Mißlingens seines Versuches ungeachtet — doch nicht vergebens gewollt, gestrebt und gearbeitet habe, so gewiß die Dauer und der Erfolg eines Unternehmens über dessen wahren Werth nicht entscheidet.

Nach Auflösung des Instituts kehrte v. R. zum akademischen Lehramte zurück (1823) und die ordentliche Professur, welche bald darauf in Erlangen ihm zu Theil ward, war nur ein Zeugniß wohlverdienter Anerkennung. Von da an hat er, die Aufgabe seiner amtlichen Stellung nie aus dem Auge verlierend, doch der festen Liebe treu, der Jugendbildung noch in einem weitern Umfange seine Thätigkeit gewidmet. Die nun von ihm anzuzeigenden und im Felde der Pädagogik erschienenen Schriften beurkunden seinen entschiedenen Beruf, wie im akademischen Hörsaale, so in der Gelehrten- und Volksschule das aufblühende Geschlecht zur Erkenntniß zu leiten.

Außer mehreren mineralogischen und geognostischen Werken gab er heraus:

1. Vermischte Schriften, 2 Thlr. 1819 u. 1822. Berlin bei Reimer.
2. Lehrb. der allgem. Geogr. (Dritte Aufl. Brockhaus 1848.)
3. Palästina (Dritte Aufl. 1850. Brockhaus.)
4. Kreuzzüge (Abhandlungen enth. 1840.)
5. Erinnerungen aus den Jahren 1813. 14. (1850.)
6. Geschichte der Pädagogik. 4 Theile. Der 1. und 2. Theil erschien in 3. Auflage, der dritte und vierte in zweiter.

Dr. Rudolph von Raumer,

ordentl. Professor der deutschen Sprache und Literatur zu Erlangen.

Rudolf von Raumer, Sohn Karl von Raumers, wurde geboren zu Breslau den 14. April 1815. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Gymnasium zu Erlangen und studirte dann auf den Universitäten zu Erlangen, Göttingen und München Philologie, Geschichte und Philosophie. Im Jahr 1840 habitulirte er sich als Privatdocent in der philosophischen Fakultät zu Erlangen und wurde im Jahre 1846 zum außerordentlichen, 1852 zum ordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur daselbst ernannt. Seine Schriften sind folgende:

Die Aspiration und die Lautverschiebung, Leipzig 1837.
De Servii Tullii censu dissertatio historica, Erlangae 1840.
Die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845.

Ein Wort der Verständigung über die Schrift: Die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache. Erlangen 1852.

Die doppelte Recension des Textes von Kant's Kritik der reinen Vernunft. Erlangen 1854.

Das deutsche Wörterbuch der Gebrüder Grimm und die Entwickelung der deutschen Schriftsprache. Wien 1858.

Der Unterricht im Deutschen. Dritte, vermehrte und verbesserte Auflage. Stuttgart 1857.

Wilhelm Redenbacher,

Pfarrer zu Großhaßlach bei Ansbach.

Redenbacher W., Sohn des Michael Redenbacher, Stadtpfarrers und Dekans zu Pappenheim, ist dortselbst am 12. Juli 1800 geboren. Er besuchte die lateinische Schule seiner Vaterstadt bis zum 15. Jahr, und ging aus derselben in die zweite Gymnasialklasse zu Ansbach über. Im zweiten Jahre seines dortigen Aufenthalts, nachdem er in die 3. Gymnasialklasse vorgerückt war, starb sein Vater, und da derselbe 7 unversorgte Kinder und kein Vermögen hinterließ, mußte der Sohn Wilhelm nach dem Willen des Vormunds das Studiren aufgeben und als Lehrling in eine Handlung eintreten. Sowohl er selbst, als sein Prinzipal erkannten jedoch nach Jahresfrist, daß er sich durchaus nicht zu einem Kaufmann qualificire; er trat sonach im Herbste 1818 aus, und wendete sich einem unabweislichen Drang seines Herzens folgend zu dem verlassenen Studium zurück. Mit Hilfe des ihm nachmals nah verwandt gewordenen Karl Stöber, — dazumal Subrector, jetzt Dekan in Pappenheim, — der ihm manche schöne Stunde widmete und eine stille Zelle in seiner Klosterwohnung zu ungestörter Arbeit einräumte, bereitete er sich auf die Abiturientenprüfung vor, ohne weiter ein Gymnasium zu besuchen, und bestand dieselbe zu Ansbach im Herbst 1819. Hierauf studirte er, durch Unterstützungen des Grafen von Pappenheim und wohlhabender Verwandten, sowie durch ein Nürnbergisches Stipendium dazu befähigt, 4 Jahre auf der Universität Erlangen. Er hatte das Glück, in eine schöne Universitätszeit einzutreten. Es war ein strebsames Leben unter den jungen Leuten. Den akademischen Lehrern Engelhard, Krafft und Schubert, namentlich dem sanften und gewaltigen Hauch des Glaubens und der Liebe, der von Schubert ausging, verdankte er am meisten. Nach der Kandidatenprüfung im Herbst 1823 wurde er Pfarrverweser zu Burk. Im Sommer 1824 nahm er eine Hauslehrerstelle in Augsburg an. Im Jahre 1825 wurde er Vikar dortselbst. Er hatte als allgemeiner Vikar in allen evangelischen Kirchen der Confessionsstadt zu predigen, wo eben Aushilfe Noth war. Er genoß dort die große Wohlthat nicht nur mit einigen nahen Freunden, insonderheit seinem Universitätsfreunde Mezger, jetzigen Rector des Gymnasiums zu S. Anna, zusammenzuleben, sondern auch sich als ein jüngerer Bruder an den fast gleichzeitig mit

ihm dorthin gezogenen A. Bomhard, jetzigen Kirchenrathe, Dekan und Pfarrer bei S. Jakob, anschließen zu dürfen. Augsburg war ihm am förderlichsten; er betrachtet die theure Stadt als seine zweite Vaterstadt. Im Herbst 1828 bezog er, mit einer Augsburgerin vermählt, die Pfarrei Jochsberg, unweit Ansbach. Im Jahre 1837 wurde er Pfarrer zu Sulzkirchen am Südende der Oberpfalz. 1846 folgte er einem Rufe auf die preußische Pfarrei Sachsenberg in Thüringen. 1852 kehrte er ins Vaterland auf die Pfarrei Großhaslach bei Ansbach zurück.

Er lobt den Herrn für die große Gnade und Treue, die er ihm in leichter und schwerer Zeit erwiesen hat.

Schriften:

1. Die gute Stunde im Pfarrgarten. Ein Büchlein zur Empfehlung des Missionswerkes. Bei J. Ph. Raw in Nürnberg.
2. Geschichte der evang. Salzburger in den Jahren 1731—33. Bei J. Ph. Raw.
3. Christliches Allerlei. Geschichten, Erzählungen, Gespräche, Sprichwörter, Lieder 2c. 3 Bände. Bei J. Ph. Raw.
4. Einfache Betrachtungen über das Ganze der Heilslehre — 52 — Zur häuslichen Erbauung 2c. Bei J. Ph. Raw.
5. Das Lichtfreundthum. Bei Just. Naumann in Dresden.
6. Geschichtliche Zeugnisse für den Glauben. Gesammelte Geschichten. 2 Bände. Bei Just. Naumann.

In der von N. herausgegebenen „Neuesten Volksbibliothek," Dresden bei Just. Naumann, Jahrgänge 1847—53, sind von ihm erfaßt:

7. Der Dreiecker. Eine Erzählung.
8. Bilder aus der Reformationszeit — Hans Sachs — Franz von Sickingen — Thomas Münzer — Johann von Leiden.
9. Das Auswandern. Erzählung.
10. Klosterlein Grab. Erzählung.
11. Eichen, Zedern und anders Gewächs — Eckart — Bajard — J. Jak. Moser — Ein amerikanischer Gutsbesitzer.
12. Der Burggrafenmord. Ein Drama.
13. Edle Fürsten — Lebensbeschreibung Ernsts, des Frommen, Herzogs von Sachsen-Gotha.
14. Der Smaragd. Eine Erzählung.
15. Treue — Huß — Hieronymus von Prag — der edle Sohn und Stiefsohn 2c.
16. Die Raubmörderin. Eine neuere Geschichte.
17. Die Salzburgerin. Erzählung auf geschichtlicher Grundlage. (Ende der Volksbibliothek.)
18. Des englischen Kapitäns Cook berühmte 3 Reisen um die Welt. Für die Jugend. 3 Bände. Bei J. Ph. Raw.
19. Der Maronite. Erzählung auf geschichtlicher Grundlage. Bei Otto Henning in Greiz.
20. Reformationsgeschichte für Schulen und Familien. Calw in der Vereinsbuchhandlung.

Franz Xaver Reihing,

Pfarrer in Schmiechen.

Reihing Franz Xaver, geboren zu Rottenburg am Neckar den 17. November 1804, erhielt den ersten Unterricht im Gesang, Violin- und Clavierspiel von dem Cantor und Organisten der dortigen Domkirche, Joseph Gilli, einem Manne von ebenso gründlicher musikalischer Bildung und tüchtiger Lehrgabe, als ehrenwerthem Charakter. Später wurde dessen Stelle wegen Altersschwäche von Martin Breitenbach, Lehrer an der Stadtschule, mit Einsicht und pädagogischem Takt versehen. Unter Leitung dieser Lehrer wurde Reihing, von Natur aus mit einer trefflichen Discantstimme begabt, als Chorknabe in der Domkirche seiner Vaterstadt bis zu seinem Abgang an's Gymnasium im Jahr 1819 verwendet. Während seiner Studienlaufbahn in Ellwangen, Rottweil und Tübingen beschränkte sich seine musikalische Thätigkeit fast ausschließlich auf die Theilnahme an dem kirchlichen Chorgesang und den Privatgesang-Productionen im Kreise vertrauter Freunde. Theoretische Studien begann er erst vom Jahre 1830 an mit mehr Ernst zu betreiben, nachdem er als Geistlicher den schlechten Zustand des Kirchengesangs in so manchen Landkirchen kennen gelernt hatte, und einen besondern Drang in sich fühlte, dergleichen Uebelständen wenigstens in lokaler Weise zu begegnen. Von nun an machte er theils eigene Versuche in kirchlichen Compositionen, theils suchte er Kirchengesänge, welche er in verdorbenem Zustande vorfand, harmonisch und rythmisch zu verbessern. Diese Richtung seiner Thätigkeit erhielt eine neue Anregung, als er in seiner dermaligen Pfarrgemeinde Schmiechen eine Anzahl junger Leute antraf, welche, mit trefflichen Stimmmitteln ausgestattet, sich bereitwilligst für den Kirchengesang ausbilden ließen. Es entstand nun eine Menge Arrangements von Kirchensachen, sowie mehrere eigene Compositionen, um das Bedürfniß für kirchlichen Männergesang möglichst zu decken. Als im Jahr 1842 Ed. Ortlieb in Verbindung mit Dr. Fröhlich und mit mehrern namhaften Componisten den Stuttgarter Verein für kath. Kirchenmusik gründete, schloß sich auch Reihing an denselben an, was ihn hauptsächlich zum gründlichern Studium des damals schon an öffentlicher Bedeutung gewinnenden gregor. Kirchengesangs, und in Folge dessen zur Herausgabe einer das unabweislichste Bedürfniß befriedigenden Sammlung von Choralgesängen veranlaßte. An dem von Ed. Ortlieb im Jahr 1852 gegründeten und redigirten Organ für kirchliche Tonkunst, welches leider nach Ablauf des 6. Jahrgangs einging, betheiligte sich Reihing mit mehrern geschichtlichen und kritischen Artikeln. Von seinen eigenen Compositionen ist noch nichts gedruckt worden; dagegen erschienen von ihm folgende Choralwerke:

1) Gesänge für den gewöhnlichen Morgengottesdienst. (Deutsche Kirchenlieder; in Verbindung mit Ed. Ortlieb bearbeitet.) Stuttgart. Zum Haydn.

2. Die solennen Präfationen des hl. Meßamts mit sämmtlichen hieher gehörigen Responsorien. Ehingen a. d. D. bei Thomas Feger. 3. Aufl. 1857.

3. Cantionale Chori, oder greg. Kirchengesänge zum Amte der hl. Messe und allen damit in Verbindung stehenden Feierlichkeiten des ganzen Kirchenjahrs. Orgelstimme. Verlag zum Mozart. Gmünd bei Schmid, 1855. — Dasselbe. Ausgabe in Choralschrift für die Sänger

4. Processionale, oder Handbuch bei Processionen, Bittgängen und Begräbnissen. Für Geistliche und Chorsänger. Lat. und Deutsch. Ehingen a. d. D. bei Thomas Feger, 1856.

5. Vesperale. Auszug aus dem röm. Graduale mit Weglassung der Antiphonen. (Psalmen und Hymnen sind vierstimmig gesetzt.) Tübingen, bei H. Laupp und Siebek. Unter der Presse.

Peter Hinrich Reimers,

Ober-Elementarlehrer an der II. Freischule der evang. luth. Gemeinde in Altona.

Reimers Hinrich Peter, geboren in dem Dorfe Strübbel, Kirchspiels Wesselburen, in Dithmarschen, im Herzogthum Holstein, den 31. October 1812, besuchte die Schule in Strübbel in dem Alter von 6 bis 10 Jahren Winter und Sommer, vom 10. bis 16. Lebensjahre blos den Winter, wurde 1828 confirmirt, war die Winterhalbjahre von 1828—32 Gehilfslehrer der 60 Kinder enthaltenden Elementarclasse in dem Kirchdorf Weddingstedt in Dittmarschen, beschäftigte sich in den Sommerhalbjahren von 1822—32 mit dem Ackerbau, war von 1832—35 Gehilfslehrer an der 160—170 Kinder zählenden Volksschule in dem Kirchdorf Carbye, in der Landschaft Schwansen, im Herzogthum Schleswig, erhielt Ostern 1835—38 drei Jahre auf dem Schullehrerseminar in Tondern, im Herzogthum Schleswig, erhielt Ostern 1838 im Abgangsexamen den II. Charakter mit rühmlicher Auszeichnung und wegen der wechselseitigen Schuleinrichtung den I. Charakter im zweiten Grade, war $2\frac{1}{2}$ Jahre von 1838 bis 1840 Lehrer einer circa 20 Kinder enthaltenden Privatschule in Glückstadt, unterrichtete der Zeit außerdem auch im Hause des holsteinischen Generalsuperintendenten Oberconsistorialraths Dr. Herzbruch täglich eine Stunde zwei seiner Kinder mit noch drei Kindern anderer Eltern, wurde fest angestellt im Herbste 1840 an der Stadtschule in Segeberg, an der ersten, 140—150 sechs- bis zehnjährige Knaben zählenden Elementarclasse, zugleich Probeschule zur Verbreitung der wechselseitigen Schuleinrichtung für die Probstei Segeberg, wie auch Uebungsschule des holsteinischen Schullehrerseminars, verheirathete sich am 1. Januar 1841 mit Anna Christina Andresen, einer Tochter des Küsters, Organisten und Schullehrers, Dannebrogsmannes Th. Andresen in Carbye, in welcher Ehe 5 Söhne und 2 Töchter in den Jahren 1841—51 geboren worden, ist seit dem Herbst 1846 Ober-Elementarlehrer an der zweiten Freischule der evangel.-lutherischen Gemeinde in Altona, unterrichtet in einer 130 neun- bis zwölf-

jährige Knaben und Mädchen enthaltenden Ober-Elementarclasse, hat auch die Oberleitung der von einem Gehilfslehrer zu gebenden Unterrichtsstunden in der ebenfalls 130 Knaben und Mädchen zählenden Unter-Elementarclasse, bezieht ein jährliches Gehalt von 480 Thalern Preuß. außer freier Wohnung und Garten, seit Anfang des Jahres 1852 außerdem auch eine jährliche persönliche, für seine fernere Dienstzeit auf dieser Schulstelle fortdauernde Zulage von 60 Thalern Preuß., wurde während seines sechsjährigen Seins in Segeberg 1840—46 Mitgründer mehrerer Schullehrervereine, war während dieser Zeit abwechselnd Protokollführer und Director der Schullehrerconferenzen des Segeberger Kirchspiels, wie auch der Segeberger Probstei, wurde 1845 auf drei Jahre zum Protokollführer der Centralconferenz der holsteinischen Schullehrer gewählt, veröffentlichte der Zeit mehrere Aufsätze im Schulblatt für die Herzogthümer Schleswig und Holstein, schreibt seit 1844 über wichtige Schulangelegenheiten zuweilen Aufsätze für ein viel gelesenes Tagesblatt der Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg, ist seit 1850 Mitarbeiter der in Darmstadt erscheinenden „Allgemeinen Schul-Zeitung" des Prälaten Dr. Zimmermann, und hat in den Jahren 1842—52 folgende Schriften herausgegeben:

1. Lehrbuch der deutschen Sprache. Zwei Theile. Erster Theil. Zunächst für Volksschullehrer; auch für Lehrer in den untern Classen der Real- und Gelehrtenschulen. Die Satzlehre mit besonderer Berücksichtigung der Wortlehre, die Rechtschreibung, Wort- und Aufsatzbildung auf den vier ersten Stufen. Mit zwei hundert und sechzig stufenmäßig geordneten Uebungsaufgaben. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1842. Zweiter Theil. Zunächst für Volksschullehrer; auch für Lehrer und Schüler der Real- und Gelehrtenschulen. Die Satzlehre, Wortlehre, Rechtschreibung, Wort- und Aufsatzbildung auf der fünften und sechsten Stufe. Mit fünf hundert zwei und achtzig stufenmäßig geordneten Uebungsaufgaben. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1844.

2. Uebungsbuch der deutschen Sprache. Für Schüler der Volksschulen. Erster Theil. Die vier ersten Stufen. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung, 1845.

3. Gedächtnißübungen für Schüler der Volksschulen. Erstes Buch, enthaltend: Sprichwörter, Denkverse, Bibelsprüche, Gebete, das Wichtigste und Leichtere aus Dr. Martin Luther's kleinem Katechismus, Gedichte, wie auch Stoff für die Uebung des Namen- und Zahlengedächtnisses. Zweite Auflage. Altona, Verlag von Adolph Lehmkuhl. 1847. Zweites Buch, enthaltend: Denkverse, Bibelsprüche, Gebete, Lieder und andere Gedichte, Fabeln, Neujahrs- und Geburtstagswünsche, wie auch vielen Stoff für die Uebung des Namen- und Zahlengedächtnisses. Zweite Auflage. Altona, Verlag von Adolph Lehmkuhl, 1847.

4. Heimathskunde als vorbereitender geographischer Unterricht. Zum Gebrauch für Lehrer. Altona, in Karl Theod. Schlüter's Buchhandlung und bei dem Verfasser, 1848.

5. Die wechselseitige Schuleinrichtung, dargestellt nach ihrer sechsjährigen Anwendung 1840—1846 in der Elementar- und Probeschule zur Verbreitung der wechselseitigen Schuleinrichtung für die Probstei Segeberg, zugleich Uebungsschule des holsteinischen Schullehrerseminars in Segeberg. Ein Beitrag zur genauern Kenntniß und zweckmäßigen Vereinfachung dieser in den Herzog-

thümern Schleswig und Holstein schon 25 Jahre sich bewährten Schuleinrichtung. Auch Gesellschaftliches über Dr. Bell's Schuleinrichtung in Ostindien, Lancaster's Schuleinrichtung in London, den „gegenseitigen Unterricht" in Kopenhagen und die wechselseitige Schuleinrichtung in Schleswig und Holstein. Mit einem Vorwort von Diesterweg, und mit Bemerkungen über diese Schrift von C. Eggers und H. Eggers. Altona, 1849. Adolph Lehmstuhl.

6. Lesebuch. Erster und zweiter Theil. Beide Theile im Verlage von Karl Aue in Hamburg, 1852.

Auch sind folgende Aufsätze von ihm seit 1844 geschrieben und veröffentlicht:

1. Ein Wort zur Gründung eines Schleswig-Holsteinischen Schullehrer-Waisenvereines. Itzehoer Wochenblatt 1844 Nro. 13.

2. Plan zu einem Schleswig-Holsteinischen Schullehrer-Waisenverein. Schleswig-Holsteinisches Schulblatt 1845, 2. Heft.

3. Wünsche, betreffend die Gründung der von einem Schullehrer aus dem östlichen Schleswig und mir beabsichtigten Schleswig-Holsteinischen Schullehrer-Waisenvereine. (Vorgetragen in der Centralconferenz der holsteinischen Schullehrer in Heide den 28. August 1845.) Schleswig-Holsteinisches Schulblatt 1845, 3. Heft.

4. Lebensgefahren der Schullehrervereine. Schleswig-Holsteinisches Schulblatt 1845, 3. Heft.

5. Die Pestalozzifeier in Segeberg. Schleswig-Holsteinisches Schulblatt 1846, 1. Heft.

6. Die Stellung der Volksschule zum Staate, zur Kirche, zur Commune und zum Hause. Itzehoer Wochenblatt 1848, Nro. 51.

7. Das kleinste Gehalt der Volksschullehrer in Schleswig und Holstein. Itzehoer Wochenblatt 1848, Nro. 72.

8. Die Beaufsichtigung der Volksschule. Itzehoer Wochenblatt 1849, Nro. 11.

9. Die Behörden der Volksschule in Schleswig und Holstein. Itzehoer Wochenblatt 1849, Nro. 42.

10. Nekrolog des Seminarlehrers Diekmann in Tondern. Altonaer Mercur 1849, Nro. 242.

11. Nekrolog des Seminardirectors Asmussen in Segeberg. Altonaer Mercur 1849, Nro. 292.

12. Kindergärten. Itzehoer Wochenb. 1850, Nro. 3, 12, 47; 1851, Nro. 4. Allgemeine Schulzeitung 1850, Nro. 111.

13. Beitrag zur neuen Einrichtung des Schulwesens der Stadt Altona. Altonaer Adreß-Comtoir-Nachrichten 1850, Nro. 21.

14. Seminardirector Professor Dr. Asmussen in Segeberg gegen Professor Dr. Taulow in Kiel in Betreff der beiden Schullehrerseminare in Schleswig und Holstein. Allg. Schulztg. 1850, Nro. 87.

15. Für Wittwen und Waisen der Schullehrer. Altonaer Mercur 1851, Nro. 4, 1853 Nro. 233. Allg. Schulztg. 1851, Nro. 13.

16. Denkmal des Seminarlehrers Diekmann in Tondern. Altonaer Mercur 1853, Nro. 140. Allg. Schulztg. 1853, Nro. 92.

17. 50jähriges Amtsjubiläum des Küsters, Organisten und Schullehrers Th. Andresen zu Carbye, im Herzogthum Schleswig, am 18. October 1853. Altonaer Mercur 1853, Nro. 256. Schlesw. und Holst. Schulblatt 1853, Nro. 46. Allg. Schulztg. 1853, Nro. 151.

18. Ueber Militairdienst der Seminaristen. Altonaer Mercur 1853, Nro. 281.

19. Sechs Flensburger Schullehrer: Herrmannsen, Wrage, Bendixen, Steffensen, Hansen, Jensen, gestorben 1848, 1849, 1850, 1852, 1853. Allg. Schulztg. 1854, Nro. 7 und 8.

20. Professor Dr. Heinrich Müller als Katechet — Müller's Lehrbuch der Katechetik und Carstensen's Commentar über Müller's Lehrbuch der Katechetik. Allg. Schulztg. 1854, Nro. 43 und 44.

21. Conferenzrath Conrad Hinrich Donner und die Altonaer Sonntagsschule. Allg. Schulztg. 1854, Nro. 90.

22. Was kann der Schullehrer zur Herstellung eines guten Schulbesuchs thun? (Vortrag im Altonaer pädadog. Verein.) Allg. Schulztg. 1854, Nro. 96.

23. Wie können Lehrer sich einen Lesezirkel zweckmäßig einrichten? (Vortrag im Altonaer pädagog. Verein.) Allg. Schulztg. 1854, Nro. 136.

24. Verein für Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Allg. Schulztg. 1855, Nro. 56.

25. Generalsuperintendent Oberconsistorialrath Dr. theol. Herzbruch als Schulmann. Allg. Schulztg. 1855, Nro. 79.

26. Die allgemeine Schullehrerwittwencasse für das Herzogthum Holstein. Altonaer Mercur 1856, Nro. 97. Allg. Schulztg. 1856, Nro. 47, 48 und 49.

Karl Gottlieb Reissiger,

Musik-Director in Christiania.

Reissiger Karl Gottlieb, geb. 1798 zu Belzig bei Wittenberg, Hofcapellmeister in Dresden, wurde von seinem Vater, dem Cantor Christian Gottlieb Reissiger, einem Schüler Türk's, unterrichtet; hat Melodramas, Trios für PF., Messen, Sinfonien 2c. componirt und besonders eine große Anzahl herrlicher, überall verbreiteter Lieder. Seine bekanntesten Opern sind: „Turandot," „Didone abbandonata," „Adéle de Foix" und „die Felsenmühle." Sein treffliches Pianospiel, seine Tüchtigkeit als Dirigent, seine Festigkeit im Accompagnement und seine Fertigkeit im Partiturenlesen sind allgemein anerkannt. Dessen Bruder Friedrich August, geb. 1804, ist Musikdirector in Christiania, hat gleichfalls gute Lieder componirt.

Heinrich Reitzenbeck,

Lehrer an der Realschule in Salzburg.

Motto: Durch Lehren lernt man.

Reitzenbeck Heinrich, Kaufmannssohn zu Wels, einem Städtchen in Oberösterreich am 7. Juli 1812 geboren, kam als Knabe von vier Jahren, nachdem sein Vater gestorben war, nach Gespolzhofen zu seiner Großmutter, die ein Landgut besaß. — Erhielt von dieser vernünftigen Frau, einer Tochter des Schulmeisters Johann Heberlein, den ersten Unterricht, indem sie dem Knaben aus einem schön geschriebenen Gebetbuche lesen und zugleich schreiben lehrte. — Heinrich kam mit 8 Jahren nach Linz zu seinem Oheim, er besuchte dort die deutsche und lateinische Schule. Auch studirte er als Zögling der ständischen Musikschule dort Gesang- und Generalbaß-Lehre unter Meister J. B. Schiedermayer. — Begab sich auf die Universität

Wien und trieb dort sprachliche und naturwissenschaftliche Studien. Hielt sich wissenschaftlicher Forschungen wegen zwei Jahre in Südtirol (Bozen, Meran) auf. Verlebte fünf Jahre im Umgange mit seinem hochverehrten Freund, dem Herrn Adalbert Stifter, k. k. Schulrath in Linz; und berühmten Schriftsteller, der für ihn die beste Schule der Pädagogik war und ist; — lehrt gegenwärtig an der Realschule in Salzburg als Hauptfach Chemie und außerdem noch Naturgeschichte und deutsche Sprache.

Von schriftlichen Arbeiten erschienen im Drucke:

1. „Glunnar;" Kurze Geschichten und Mundartliches. 4 Bde 1846. Verlag bei J. M. Manz in Regensburg.

2. Blätter für Erziehung und Unterricht. 4 Jahrgänge, in welchen die namenlosen (?) Aufsätze aus seiner Feder sind.

3. Kindergeschichten. Eine Preisschrift, in einer Auflage von 4000 Exemplaren verbreitet, welche, voriges Jahr in's Italienische übersetzt, in 10,000 Exemplaren durch ganz Italien ausgegeben wurde. Wien 1855, bei M. Auer.

4. Würdigung oberösterreichischer Gewerbsproducte Linz bei Frdr. Eurich.

5. Schulprogramm: a) Einfluß der Naturgeschichte auf die Bildung der Jugend. b) Der Untersberg bei Salzburg; seine Pflanzen, Quellen und Märlein. c) Beiträge zu einer Geschichte botanischer Forschungen in Salzburg.

6. In Zeitschriften. Erzählungen und Kritiken.

Anmerkung. Theater für Kinder, streng moralischen Inhaltes, liegen zum Druck fertig.

Heinrich Friedrich Ludwig Rellstab,

Rellstab H. F. L., geb. zu Berlin den 13. April 1799, früher von 1816 bis 1821 Offizier in der Preußischen Garde-Artillerie, seit 1826 bei der Redaction der Vossischen Zeitung (für den politischen Theil dieser Zeitung: Spanien und Frankreich, sowie für die Abfassung von Artikeln, enthaltend: Beurtheilung der musikalischen Ereignisse und Erscheinungen; Oeffentliche Ereignisse in Berlin; Literarische Notizen; Gedichte bei öffentlichen Anlässen; Humoristische Beiträge, als Weihnachtswanderungen, Mittheilungen über Volksfeste und Volksleben u. s. w.) angestellt.

Schriften:

1. Griechenlands Morgenröthe, in neun Gedichten. Heidelberg 1822. gr. 8. — 2. Karl der Kühne. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Berlin 1824. 8. — 3. Romantische Erzählungen und Märchen. Berlin 1824. 25. 3 Bdchn. 8. — 4. Algier und Paris, ein Roman. Berlin 1830. 3 Bdchn. 8. — 5. 1812, Roman in vier Bänden. Leipzig 1834. 8. 2. Aufl. 1836. 3. Aufl. 1844. — 6. Empfindsame Reisen. Leipzig 1836. 8. — 7. Blumen- und Aehrenlese. Leipzig 1836. 8. — 8. Erzählungen, Skizzen und Gedichte. Berlin 1833. 3 Bdchn. 8. — 9. Der Wildschütz. Roman in einem Bande. Berlin 1835. 8. — 10. Neue empfindsame Reisen. Leipzig 1837. 2 Bde. 8. — 11. Sommerfrüchte. Zwei Bände gesammelter Erzählungen. Leipzig 1842. 8. — 12. Reiseberichte und Gedichte. Leipzig 1842. 2 Bde. 8. — 13. Paris im Frühjahr 1843. Leipzig 1843. 3 Bdchn. 8. — 14. Rellstab und Spontini; eine satyrisch-polemische Brochüre. Leipzig. — 15. *Henriette,

die schöne Sängerin (Satyre). Leipzig. — Eine Auswahl der gesammelten Werke des Verfassers in 12 Bänden ist bei Brockhaus in Leipzig erschienen. Es enthält diese Sammlung verschiedene, noch bis dahin ungedruckte Arbeiten, als die Trauerspiele: Bianca, Franz von Sickingen (letzteres in Berlin 1844 dargestellt). Eine Fortsetzung der Sammlung wird erwartet. — Iris, eine musikalische Zeitschrift, 12 Jahrgänge in 12 Bänden, ganz von Rellstab geschrieben. — Die Zeitschrift „Berlin." 1 Jahrgang, fast ganz von R. geschrieben. Die Fortsetzung derselben, unter dem Titel: „Berlin und Athen", enthält, außer den zahlreichen Artikeln des Herausgebers, Beiträge von Gans, Zumpt und anderen ausgezeichneten, hauptsächlich Berliner Literaten. — Zahlreiche Beiträge in Zeitschriften, politischen Zeitungen u. s. w. — In den letzten Jahren einige Beiträge im Morgenblatt, in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, in der Leipziger Allgemeinen Zeitung und im Brockhaus'schen Unterhaltungsblatt. — Für die Bühne hat R. die noch ungedruckten Trauerspiele: Die Venetianer und Eugen Aram geschrieben, und jüngst zu der Einweihung des Opernhauses in Berlin den Text zu der Oper „Das Feldlager in Schlesien", componirt von Meyerbeer, geliefert, wobei ihm jedoch, seiner eigenen Einwilligung zu Folge, durch die Mittheilungen des Componisten und den Rath Anderer so viel zugegangen ist, daß er sich nur als den verantwortlichen Redakteur des Werkes betrachten kann.

Dr. Gustav Adolph Riecke,

Pfarrer in Lossenau.

Riecke Gustav Adolph wurde den 19. Mai 1798 in Oberungarn geboren, woher seine Mutter stammte, während sein Vater, (Viktor Heinrich R.) ein geborner Stuttgarter, in Brünn (Mähren) die Stelle eines protestantischen Predigers an derjenigen Gemeinde daselbst bekleidete, welche sich in Folge des Josephinischen Toleranzediktes gebildet hatte. Wenige Jahre darauf (1803) wurde sein Vater als Waisenhausprediger in sein Vaterland zurückberufen, und R. folgte ihm dahin mit seinen 4 übrigen Geschwistern (R. war damals der jüngste). Nachdem R. in Stuttgart theils von Privatlehrern, theils im dortigen Gymnasium den ersten Schulunterricht genossen hatte, wurde sein Vater auf eine Landpfarrei in der Nähe von Tübingen versetzt. So wechselte sein Erziehungsort abermals (1811). R. besuchte nun in Tübingen die lateinische Schule, später noch ein Jahr lang das Obergymnasium in Stuttgart und wurde hierauf im J. 1815 in das evangelisch-theologische Stift zu Tübingen in eine Promotion von 30 Theologie Studirenden aufgenommen. Hier studirte er vorschriftsmäßig Philologie, Philosophie und Theologie und erhielt den Doktorgrad in der Philosophie. Seine specielle Neigung wandte sich schon damals vorzugsweise der Pädagogik zu. Die philosophische Fakultät hatte im J. 1816 als Preisfrage ausgeschrieben: In evolvendis mentis humanae facultatibus certos gradus, rationibus naturae insitis fundamentalibus consentaneos, ab incunabulis usque ad adolescentiam percurrit aetas. Eorum leges Psychologia perpendit. Quaestio inde fit quomodo Paeda-

gogia, cui obsequium erga evolutionis leges incumbit ad illos sese accommodare illisque educandi methodum possit superstruere.“ Die Arbeit, welche R. hierüber einreichte, erhielt den Preis, und diente im folgenden Jahre, nachdem er sie im Auszuge in's Lateinische übersetzt und dem Drucke übergeben hatte, als dissertatio zur Erlangung der philosophischen Doktorwürde. Nach Vollendung seines akademischen Studiums im J. 1820 verweilte R. mit Bewilligung und Unterstützung der K. Württ. Regierung 18 Monate auf Reisen in Deutschland und der Schweiz, um sich mit den wichtigsten öffentlichen und Privatanstalten für Erziehung und Unterricht bekannt zu machen, wobei er besonders die pestalozzischen Ideen studirte, und die persönliche Bekanntschaft der berühmtesten Pädagogen jener Zeit (Pestalozzi, Niederer, Krüsi, Graser, Fellenberg, Harnisch, Stephani u. a.) zu machen Gelegenheit hatte. Da der Mangel an Theologen dazumal in Württemberg groß war, wurde ihm nicht gestattet, sich länger im Auslande zu verweilen. R. mußte als Repetent am theol. Stift zu Tübingen eintreten, während welcher Zeit er pädagogische Vorlesungen hielt. Nach zwei Jahren (1824) ward er Diaconus in Besigheim am Neckar. Auch wurde er zum Schullehrerconferenzdirektor der dortigen Diöcese ernannt. Im folgenden Jahre (1825) verehlichte R. sich mit Augusta, einer Tochter des verstorbenen Oberfinanzrath Stockmayer von Stuttgart. Aber schon 1828 wurde R. auf seine Bitte zum Pfarrer in Gutenberg ernannt. Dort blieb er abermals 4 Jahre, in seinen Nebenstunden stets vorzugsweise mit pädagogischen Studien beschäftigt. Als im J. 1832 die Stelle des Oberinspektors am k. Waisenhause zu Weingarten (eine vorzugsweise pädagogische Stellung, doch auch mit pastoralen Funktionen versehen) erledigt wurde, bewarb er sich um sie, und erhielt sie. Hier wirkte R. als Erzieher und Dirigent der großen Waisenerziehungsanstalt 6½ Jahre bis ihn der Tod des verdienten Denzel bewog, sich um die dadurch erledigte Stelle eines Seminarrektors des damals noch einzigen protestantischen Schullehrerseminars in Württemberg zu Eßlingen zu bewerben, die ihm auch zu Theil wurde. In dieser Stellung wirkte R. von 1839—1851, also zwölf Jahre, und hätte noch länger gewirkt, wenn es nicht Sr. Majestät dem Könige von Württemberg in Folge seines politischen Benehmens, da er als dreimal vom Oberamt Eßlingen gewählter Abgeordneter zur Württ. Verfassung revidirenden Landesversammlung auf Seite der Opposition stand, gefallen hätte, sich auf die Pfarrei Loffenau im Schwarzwald (unter Belassung seines Ranges und Gehaltes, wie die Verfassung in solchen Fällen vorschreibt) zu versetzen, wo er seit dieser Zeit noch sitzt, ohne jedoch seinen politischen Ansichten und pädagogischen Neigungen und Bestrebungen entsagt zu haben. (Von 11 Kindern, die ihm seine Gattin geboren, leben nur noch 6, wovon auch das jüngste schon der Schule entwachsen ist.)

Außer den vielen, theils pädagogischen, theils theologischen Auf-

sätzen in verschiedenen Zeitschriften, namentlich in der von ihm gegründeten und 8 Jahre lang redigirten „Volksschule, eine pädagogische Monatsschrift des Württ. Volksschullehrervereines" sind folgende Schriften unter seinem Namen herausgekommen:

1. Ueber Armenerziehungsanstalten im Geiste der Wehrli-Anstalt zu Hofwyl. 1823.
2. Glaubensbekenntniß junger Christen am Tage ihrer Confirmation. 1831.
3. Columbus. Ein Hilfsmittel für den analytisch-synthetischen Sprachunterricht in Volksschulen. Gmünd. 1836.
4. Süddeutschland. (In den „Wanderern um die Welt." Stuttgart, 1840.)
5. Die wechselseitige Schuleinrichtung und ihre Anwendung auf Württemberg, 1846.
6. Sprachmusterstücke, als Grundlage eines bildenden Unterrichtes in der Muttersprache in deutschen Volksschulen. (3. Aufl. 1848.)
7. Anleitung zur methodischen Behandlung der Sprachmusterstücke rc. 1846.
8. Erziehungslehre. 1851. (Stuttgart bei Frankh.)

Wilhelm Heinrich Riehl,

ordentl. Professor der Culturgeschichte an der Universität in München.*)

Riehl Wilhelm Heinrich, der Verfasser der Naturgeschichte des deutschen Volks, d. h. seiner gewordenen und gegenwärtigen Zustände in Familie, Arbeit und Staat, verdient wohl vorzugsweise von dem deutschen Volke gekannt zu werden. Schon sein 1853 erschienener Aufsatz „Die Sitte des Hauses" mußte ihn den Herzen befreunden. Riehl läßt uns Einblicke thun in die Wohnungen unserer Voreltern im 16. und 17. Jahrhundert. Wir können weder die Vergleiche von heute und ehemals, noch die fruchtbaren Betrachtungen, die Riehl daran knüpft, hier verfolgen und müssen auf die Schrift selbst verweisen.

Einem Manne, wie Riehl, der auf das Leben seiner Nation nutzbringend einwirken wollte, genügte der Schatz todten Wissens nicht, den er in Geschichte, Staats- und Volkswirthschaft aus Büchern gezogen hatte. Auf häufigen Wanderungen trat er mitten unter das Volk, lernte das Wesen, die Bedürfnisse, die Zustände desselben kennen, und aus diesen mit scharfer Beobachtungsgabe gewonnenen Erfahrungen ging das Werk hervor, welches unter dem Titel einer „Naturgeschichte des Volks" rasch hintereinander 4 Auflagen erlebte und eine Verbreitung in immer weitern Kreisen verdiente.

Das Urtheil über die Vortrefflichkeit dieser Schilderungen ist bereits als abgeschlossen zu betrachten. Gewichtige Stimmen haben sich darüber vernehmen lassen, und wir unterlassen jede Aeußerung um so eher, als uns der Raum zu einem tiefen und gründlichen Eingehen gebricht. Dagegen ist es unsere Absicht, in Kürze die Lebensverhältnisse dieses wahrhaft deutschen Mannes zu schildern.

*) Entnommen aus „Weber's Volkskalender." D. H.

Wilh. H. Riehl ist der Sohn des herzoglich nassauischen Schloßverwalters zu Biebrich am Rhein und dort am 6. Mai 1823 geboren. Der Vater war gründlicher Kenner der Musik, die er liebte und übte. Sein Haus bildete den Sammelpunkt namhafter Künstler, deren die damalige herzogliche Kapelle selbst mehre besaß. In dieser Welt der Töne erwuchs der Knabe, und sie drangen mit solcher Gewalt in seinen dafür erregbaren Sinn, daß der junge Riehl früher mit den großen Meistern der deutschen Tonkunst, als mit ihren Heroen in der Literatur bekannt wurde. Ja, so stark und beharrlich waren diese Eindrücke, daß sie ihn nahe an der Schwelle des Eintritts in das wirkliche Leben zweifelhaft fanden und er lange mit sich nicht einig werden konnte, ob er eine künstlerische oder wissenschaftliche Laufbahn ergreifen solle. Riehl hat in seinen „Briefen über musikalische Erziehung“ sich selbst und der Oeffentlichkeit darüber Rechenschaft abgelegt.

Der Vater wies ihn jedoch auf den wissenschaftlichen Weg, indem er ihn auf das Pädagogium zu Wiesbaden, später auf das Gymnasium zu Weilburg brachte. Zugleich war er aber dafür besorgt, daß Geist und Leib frisch erhalten wurden.

In den Zeiträumen, wo die Schulen geschlossen waren, durchwanderte Riehl an der Hand des Vaters das schöne Heimathland und lernte „Land und Leute“ aus eigener Anschauung frühzeitig kennen. Auch so oft es ihm seine Schularbeiten gestatteten, durchstreifte der junge rüstige Fußgänger die Wälder um Weilburg und sog hier jene Liebe für den Wald ein, dessen große und mannigfaltige Bedeutung für Staats- und Volkswirthschaft er in seinen spätern Schriften so eindringlich dargestellt hat. Damals freilich schwelgte er mehr in der Anschauung und erkletterte mit Kühnheit manche schwer zugängliche Felsplatte, um seinen Blick an herrlichen Fernsichten zu weiden, die Gefühle, welche sie in ihm erregten, in musikalischen Noten niederzuschreiben oder über die Welt, die sein Auge umfaßte, in Büchern zu lesen.

Das Landleben entzückte ihn. Er dachte es sich herrlich, in einen Beruf einzutreten, der ihn in naher Berührung mit der Natur erhielt und ihm zugleich Muße für ein beschauliches Leben, für gelehrte Studien ließ. Das Alles schien der Stand eines Landpfarrers zu versprechen, und als Riehl daher im Jahre 1841 die Universität Marburg bezog, widmete er sich dem Studium der protestantischen Theologie. An diesem Plane hielt er während seiner ganzen akademischen Laufbahn, die ihn von Marburg nach Tübingen, von dort nach Gießen führte, fest. Er hing ja so innig mit allen seinen Neigungen zusammen. Seine Liebe zur Musik war nicht erstorben, und ein sang- und musikkundiger Pfarrer konnte Nützliches wirken. Das Landvolk im täglichen Umgange zu beobachten, auf dasselbe vortheilhaft einzuwirken und von dieser praktischen Schule aus ein Lehrer deutscher Nation zu werden. — Das waren bezaubernde Vorstellungen, die ihn gefangen hielten.

Nach bestandener theologischer Prüfung vor seiner Heimathsbehörde suchte Riehl seine Ausbildung als Prediger und Katechet in Bonn, wo Nitzsch und Sack ihm tüchtige Führer werden sollten. Seine Bildung war jedoch nicht auf die Gottesgelehrtheit beschränkt geblieben. Geschichte, Philosophie, Staatswissenschaften und die Theorie der schönen Künste hatten den vielseitigen Geist des jungen Studirenden beschäftigt. Unter den Professoren in Bonn traf er Männer wie Dahlmann, Arndt, Kinkel, welche dieser Richtung seines Geistes neue Nahrung gaben und zuletzt eine überwältigende Kraft ausübten. Der Gedanke, sein Dasein in einem Dorfe zu verbringen, fing an, ihm thöricht zu erscheinen. Wer in das Leben eingreifen will, muß sich in der Welt bewegen, auf ihre Höhen steigen und in ihre Niederungen eindringen. Predigen und Katechisiren wurden allmälig vernachlässigt, und in dem so mannigfachen Studien hingegebenen Gelehrten reifte der Entschluß, den Lehrstuhl einer Hochschule zu betreten.

Welchen Gegenstand aber sollte er für seine Vorträge wählen? In die Geschichte der Musik war er von seinen Knabenjahren an eingeweiht worden und hatte später seine Forschungen auf das allgemeine Gebiet der Kunst erstreckt. Darin hoffte er Gutes leisten zu können. Allein zuweilen geschieht es, daß ein Anderer mit größerer Klarheit in unser Wesen blickt und uns zum Selbstverständniß verhilft. Kinkel war es, der den Jüngling über seinen Beruf aufklärte und ihm seine Lebensaufgabe stellte. „Nicht Kunst-, sondern Culturgeschichte," sagte er, „müssen Sie vortragen, damit werden Sie Erfolg haben." Wie ein Blitz zündete dieses Wort in der Seele R.'s.: in diesen weiten Rahmen paßten ja zugleich seine kunstgeschichtlichen Studien hinein, und er konnte sie mitverwerthen.

Mit diesem neuen Ideengange beschäftigt, wanderte R. zu Fuß am letzten Februar von Bonn nach Weilburg und zwar so rastlos, daß ihn bei Andernach, als schon die Nacht eingebrochen war, der Eisgang des Rheins überraschte und er aus dringender Lebensgefahr nur durch den Beistand eines Müllers gerettet wurde.

Nach kurzem Aufenthalt in der Heimath wendete er sich nach Gießen, um dort seine culturgeschichtlichen Studien fortzusetzen; wie aber die Noth manchen Lebensgang aufhält, geschah es auch hier. Die Geldmittel gingen aus, und als einen Rettungsanker mußte R. im Herbst 1845 die Einladung ergreifen, an der Redaction der Oberpostamtszeitung in Frankfurt a. M. theilzunehmen. Er sah in dieser Anstellung nur ein vorübergehendes Auskunftsmittel und ahnete nicht, daß er eine lange Wüstenwanderung — die aber nicht ohne süßes Manna und fette Wachteln blieb — zurückzulegen haben würde, ehe er das Kanaan erreichte, das seinen Träumen vorschwebte. Die erste und größte dieser Süßigkeiten war es, daß er in Frankfurt Herz und Hand eines holden Weibes errang. Fräulein Bertha v. Knoll, Sängerin an der dortigen Bühne, reich an Kunst und Wissen, edel

und liebenswürdig, wurde seine Gattin und gab seiner Neigung zur Musik einen erneuten Anstoß. Hatte er sich zeither mehr mit den alten Meistern beschäftigt, so zog ihn jetzt die dramatische Musik der Gegenwart an, und er begann sie als Tondichter für Deutschlands Lieder zu versuchen. Von solchen Compositionen brachte er allmälig einen Hausschatz für das deutsche Volk zusammen, worauf wir weiterhin zu sprechen kommen.

Seines Bleibens war aber in Frankfurt nicht lange, und 1847 siedelte er nach Karlsruhe, wo er in Gemeinschaft mit Dr. Friedrich Giene die dortige Zeitung redigirte. Dieser gewandte und erfahrne Publicist übte auf R. einen wichtigen und vortheilhaften Einfluß. Sein Einblick in die politischen Zustände der Gegenwart wurde klarer, seine Darstellung fließender, einnehmender. Für das Studium der Geschichte und Staatswissenschaft fand er neue Anregung, und daraus gingen die Pläne für seine künftigen Schriften hervor. Die badische Kammer der Abgeordneten war reich an talentvollen Männern, deren Reden die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland fesselten. R. trug durch seine Theilnahme an dem von A. Christ herausgegebenen „Badischen Landtagsboten" zur erweiterten Kenntniß und Würdigung dieser Verhandlungen bei.

Sein Ruf als politischer Schriftsteller war bereits so fest begründet, daß, als im Jahre 1848 unter gewaltigen Stürmen die täuschende Blüthe eines Völkerfrühlings sich erschloß, aus seinem Heimathslande der Ruf an R. erging, in Nassau ein Organ der gemäßigten Fortschrittspartei zu gründen. Die Hoffnung, eine nützliche öffentliche Wirksamkeit zu gewinnen, bewog den feurigen jungen Mann, seine günstige Stellung in Karlsruhe aufzugeben und die Herausgabe der „Nassauischen Allgemeinen Zeitung" zu übernehmen. Es war eine Zeit der Zerfahrenheit und der Gährung. Jeder, der sich zum Volksführer berufen fühlte, wollte seine eigene Auffassung geltend machen, und auch R. versuchte dies. Der einige Wille der Nation zersplitterte sich in unzählige Bruchtheile.

Anfänglich versuchte sich R. mit Glück und Erfolg als öffentlicher Redner; sehr bald überfiel ihn ein unüberwindlicher Widerwille vor der wandelbaren Woge der Volksgunst und dem eckelhaften Buhlen, von ihr getragen zu werden. Er hielt es unter seiner Würde in eine Mitbewerbung mit Gegnern einzutreten, von denen er viele nicht achten, ihre Antriebe nicht billigen, ihre Grundsätze — wenn sie deren überhaupt hatten — nicht theilen konnte. Daher zog er es vor, sich auf das geschriebene Wort in seiner Zeitung sich zu beschränken, daß er dabei nicht unangefeindet blieb, daß er Verdruß und Trauer empfand, wenn er das nationale Werk mißleitet und seinem Scheitern entgegengeführt sah, wird Jedermann gern glauben, der sich damals in öffentlicher Thätigkeit befand. Seine Kenntniß des Volkswesens wuchs aber unter diesen Arbeiten und Kämpfen, und seine Ansichten läuterten sich.

Diese drei wenig erfreulichen, aber denkwürdigen Jahre hatten in R.'s Leben noch eine andere, der Politik abgewendete und auf die Kunst hingerichtete Seite. Er leitete nämlich mit dem Philologen **Vogler** das Hoftheater. Allein auch hierbei traf er mit seinen Reformen nicht den Geschmack des Publikums, dem an dem Ersten und Tüchtigem in Oper und Schauspiel damals wenig zu liegen schien. Den besten Nutzen zog R. selbst für seine Kunststudien und Erfahrungen aus dieser mühevollen und undankbaren Thätigkeit. —

Seine culturgeschichtlichen Arbeiten wurden begonnen und anfänglich in der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" bekannt gemacht, auch ein größerer Aufsatz unter der Ueberschrift „der Bauer" in der „deutschen Vierteljahrsschrift" veröffentlicht: Zerstreute Abhandlungen über die moderne Oper, das „Volkslied," über Nassau und das Großherzogthum Hessen finden sich in der von Brockhaus herausgegebenen „Gegenwart."

Freiherr von Cotta in Stuttgart, dem sich R. durch seine Arbeiten vortheilhaft empfohlen hatte, berief ihn zur Theilnahme an der Redaction der „Allgemeinen Zeitung" in Augsburg. Das war eine schöne und fruchtbare Zeit, die sich für unsern Gelehrten eröffnete. Die Erfüllung seiner redactionellen Pflichten ließ ihm noch hinreichende Muße, den Schatz seines Wissens und seiner Erfahrung der Oeffentlichkeit zu übergeben. So entstanden denn in Augsburg drei Theile seiner schon besprochenen Naturgeschichte des Volks, welche sich mit der bürgerlichen Gesellschaft, mit Land und Leuten beschäftigen.

Auch seine „musikalischen Charakterköpfe" traten an das Licht, ein Werk, das dem deutschen Volke vornehmlich gewidmet ist.

Reisen und Fußwanderungen nahm R. auch von Augsburg aus zum öftern und bereicherte dadurch seine Kenntnisse vom Vaterlande, seinen Zuständen und Bedürfnissen, wie er denn überhaupt von seinem Wissen sagt, daß er es mehr erwandert als erlesen, d. h. aus dem Leben selbst gegriffen habe.

Der Ruf dieses echten Volksmannes breitete sich in ganz Deutschland aus und erreichte zunächst das Ohr Königs Maximilian's von Bayern, der nicht allein die Wissenschaften als ein Selbstständiges liebt und pflegt, sondern als Herrscher den Beruf fühlt, sie gemeinnützig zu machen. Gelehrte, an denen er die Begabung dafür erkennt, zieht er mit Vorliebe nach München, und so erging auch an R. der Ruf, eine Honorarprofessur der Staatswissenschaften und Culturgeschichte an der Universität der bayerischen Hauptstadt zu übernehmen.

Dadurch erreichte denn R. nach langen Umwegen das Ziel, das er sich in Bonn gesteckt hatte, und seine Befriedigung darüber war so groß, daß er auf die nicht geringen Annehmlichkeiten seines Aufenthalts in Augsburg gern verzichtete und den weniger erfreulichen Auftrag der Leitung der Preßangelegenheiten im Ministerium des Auswärtigen mit in den Kauf nahm. In Augsburg dagegen sah man

ihn und seine liebenswürdige Gattin nur mit Betrübniß scheiden. Beide hatten für die Pflege der Musik in dieser Stadt gesorgt und empfingen viele Beweise von Theilnahme, als sie im Januar 1854 nach München zogen.

Seit dem Sommerhalbjahr jenes Jahres hält R. besuchte Vorträge über Culturgeschichte des Mittelalters und der neuern Zeit, Staatslehre, Polizeiwissenschaft und Volkskunde von Deutschland, wie denn überhaupt seine Thätigkeit eine vaterländische ist. Hier entstand der Schluß seines Volksbuches „Die Familie;" von hier aus machte er seiner Nation ein Christgeschenk mit seiner „Hausmusik," fünfzig Liedern, worin er dem Volke vorsingt, was er vorher zu ihm gesprochen. — Im November 1858 wurde der Culturhistoriker R. zum ordentlichen Professor der Culturgeschichte an derselben Universität ernannt. Ferners haben wir noch seiner 1856 in Stuttgart und Augsburg erschienenen „Culturgeschichtlichen Novellen" zu erwähnen. Vielen im Volke ist die Belehrung am willkommensten, wenn sie in Handlung gesetzt ist, wenn sie Vergangenheit und Gegenwart durch vorgeführte Personen vertreten sehen. Mögen diese selbst immerhin Schöpfungen der Einbildungskraft sein, wenn nur die Verhältnisse der Zeit, in der sie sich bewegen, durch sie mit Deutlichkeit zur Anschauung gelangen. So wird der „Stadtpfeifer," „Meister Martin Hildebrand," so wird manches andere Zeit- und Charakterbild eines Schriftstellers gefallen, der überall nur zerstörenden und verneinenden Grundsätzen entgegenwirkt, das Gute, das jede Zeit hatte, dagegen bewahren, und dem lebenden Geschlechte empfehlen will, es zum Bessern gestalten. Dieses Streben ist es, was R. zu einem würdigen Volksmanne macht.

Vor Kurzem erschien von ihm:

„Die Pfälzer. Ein rheinisches Volksbild." Ueber den Titel sagt der Verfasser in der Vorrede: „Ich überschrieb mein Buch „die Pfälzer." Dieser Titel ist zu weit und zu eng, aber er ist kurz, und schien mir darum der beste. Zunächst faßte ich das Volk der bayerischen Rheinpfalz in's Auge, des einzigen deutschen Landstrichs, der heute noch den politischen Namen die „Pfalz" bewahrt; aber ich griff auch oft genug über die Grenze, und suchte so mein individuelles Bild zu einem Gattungsbild jenes größeren Stücks oberrheinischen Volkslebens zu erweitern, welches den Uebergang von schwäbisch alemannischer Art zur entschieden fränkisch mittelrheinischen bildet. Die Begrenzung des Stoffes ist nicht meine Wahl; sie ist hervorgegangen aus dem mir von Sr. Majestät dem König Max von Bayern übertragenen Thema einer ethnographischen Charakteristik der bayerischen Rheinpfalz, und nur die von jenem hohen Förderer des Volksstudiums mit fürstlicher Freigebigkeit zur Verfügung gestellten Mittel gestatteten mir das Land während dreier Jahre in vielen Fußwanderungen ausgiebig zu bereisen!

Joseph Ried,

Pfarrer und Inspector in Neukirchen.

Ried Joseph erblickte das Licht der Welt im Jahre 1798 am 30. Mai zu Landau a. d. Isar in Niederbayern. Dessen Vater Joachim Ried war Stadtpfarr=Organist und ließ sich auch beim dortmaligen Pflegegerichte als Mittelschreiber und bei damaligen Kriegszeiten als Magazin=Commissär verwenden, welch' letztere Stelle ihm das Leben in der Blüthe seiner Mannesjahre raubte, indem ihm die fortwährende Anstrengung bei Tag wie bei Nacht, insbesondere der auf den Magazinkästen eingeathmete Staub eine Lungenkrankheit zuzog, die ihm den zu frühen Tod herbeiführte; denn er starb in seinem 27. Lebensjahre.

Das dreijährige Söhnlein Joseph erhielt mit seinen zwei Schwesterchen an Joseph Rechenmacher, nachmaligen kgl. Regierungs=Registrator beim Kreisamte Passau einen Stiefvater, welcher in der musikalischen Welt als ausgezeichneter Musiker und sehr beliebter Compositeur rühmlichst bekannt ist.

Nach den eingegangenen Eheverträgen mit der Wittwe Barbara Ried, einer gebornen Hageneder, Schullehrerstochter von Landau, wäre der Stiefvater verpflichtet gewesen, dem Sohne Joseph ein anständiges Handwerk lernen zu lassen; allein der Stiefvater desselben bemerkte zu seiner Zeit Talente in dem Knaben, die ihn zu etwas höherm, als gerade zu einem Schneider= oder Schustergesellen bringen könnten, darum übergab er sein Stiefsöhnlein dem Schullehrer Seb. Wänninger im Markte Reißbach zum Unterrichte in den weitern Elementar= und Musikkenntnissen, und in den Anfangsgründen zum Studiren, dem dortigen Cooperator Joh. Inkofer, denn der Stiefvater selbst konnte sich mit dem Musikunterrichte nicht mehr befassen, da er nach bestandener Cameral=Prüfung unverzüglich nach München als Rechnungscommissärs=Gehilfe abberufen wurde.

Im Jahre 1809 wurde Ried's Stiefvater als wirklicher Rechnungscommissär bei der kgl. Regierung in Passau angestellt. Dort trat nun Ried an die Studienanstalt und absolvirte im Jahre 1819 das Gymnasium; studirte von dort an zu Landshut Philosophie und Theologie, und wurde am 1. April 1823 von seinem frühern Universitäts=Professor Mich. Sailer, damaligen Bischof zu Regensburg zum Priester geweiht.

Als Hilfspriester kam Ried am 4. Mai desselben Jahres nach Uttigkofen, kgl. Landgerichts Vilshofen, zum Pfarrer Corbinian Anton Riedhofer, einem Exconventualen des Klosters Benediktbeuren. Riedhofer ist in der literarischen Welt als vielgeschätzter Volksschriftsteller zur Genüge bekannt, und der vieljährige Umgang mit diesem ehrwürdigen, gelehrten Manne, legte demnach auch den Grund zu Ried's schriftstellerischen Arbeiten, wie solche unten verzeichnet sind.

Hier verlebte Ried 13 Jahre und 2 Monate, ganz der Seelsorge sich widmend, und hatte während dieser Zeit, nämlich im Jahre 1833 das schwere Schicksal zu ertragen, daß die Pfarrgebäude ein Raub der Flammen wurden, wobei Ried alle seine Habseligkeiten, Kleidung, Wäsche, Bücher rc. einbüßte, weil er sich nur einzig vorerst bei entstandenem Brande um die Rettung seines, vom Schlagflusse betroffenen Pfarrers Riedhofer, und der Ausbringung der Pfarrmatrikel bekümmerte, und so sein eigenes Interesse bei Seite setzte.

Durch diese aufopfernde Handlung erwarb sich Ried eine öffentliche Allerhöchste Belobung im Intelligenzblatte, und wurde ihm, nachdem er Millionen Schweißtropfen bei Wiedererbauung der neuen Pfarrhofgebäude, deren Bauführer er war, vergossen hatte, und welche Pfründe ihm durch Intriguen entzogen wurde, die ihm doch schon vom Bischofe Riccabona von Passau zugesichert war, die Pfarrei Degernbach, kgl. Landgerichts Bogen, dortmals Landgerichts Mitterfels, allergnädigst übertragen.

Hier verweilte Ried wieder 11 Jahre und 2 Monate, wo er seine Jugendschriften zu verfassen, wieder fortfuhr.

Im Jahre 1847 kam er auf die organisirte Pfarrei Neukirchen, kgl. Landgerichts Mitterfels, wo er als Pfarrer und kgl. Distrikts-Schulen-Inspector noch fungirt und seine Jugendschriften fortsetzt.

Schriften für die Jugend:

1. Das Husarenkind — oder Gott hilft jederzeit den Seinigen. Regensburg bei Manz, 1832.
2. Der Schiffbruch — oder Gott ist der Rächer aller Rache. Regensburg bei Manz, 1832.
3. Paulinus der hl. Gärtner im Weinberge Gottes. Straubing bei Schorner, 1833.
4. Die alte Eiche mit dem gold'nen Stamme — oder Gott spendet frommen Armen seinen Segen. Straubing bei Schorner, 1839.
5. Rettung über Rettung durch Gottes hl. Gnade, in drei Erzählungen, als:
   1) Attalus und Leo — die beiden Sklaven,
   2) Die Räuber in ihrer Bekehrung,
   3) Das Judenkind im Schmelzofen, Regensburg, sämmtlich bei Manz, 1840.
6. Der Divan — oder schlimme Folgen des Ehrgeizes, der Habsucht und des Neides. Regensburg bei Manz, 1842.
7. Der Rosenkranz. Straubing bei Schorner, 1846.
8. Der Bettler auf der Veserbrücke bei Bremen, oder stets Vertrauen auf Gott — hilft jederzeit in der Noth. Straubing bei Schorner, 1851.
9. Der alte Schulmeister — oder der schlafende Bettler auf der Marmortreppe. Straubing bei Schorner, 1854.
10. Das Wiedersehen auf dem Meere — oder schlimme Folgen böser Leidenschaften. (Gegenwärtig in Arbeit.) Straubing bei Schorner, 1859.

Früher sind vom nämlichen Verfasser im Selbstverlage erschienen:

1) Andreas — der standhafte Glaubensheld Jesu,
2) Ursprung der Wallfahrt zu Emmersdorf rc.

Julius Rietz,

Director des Theater-Orchesters und der Sing-Akademie in Leipzig.

Rietz Julius, Sohn eines Musikers in Berlin, wurde dort am 28. Dez. 1812 geboren, und von seinem Vater für das Cello ausgebildet. Früh aber trug er den Sinn für Tondichtung in sich und wurde zuerst durch seine Musik zu Holtei's „Lorbeerbaum und Bettelstab" in weiten Kreisen bekannt. Aus der Kapelle des Orchesters am Königsstädter Theater wurde er nach Düsseldorf gerufen, um dort die Direction des Orchesters an dem neuerrichteten Theater zu übernehmen. Hier gewann er Mendelssohn's Freundschaft, dessen Stelle als städtischer Musikdirector er zugleich übernahm, als dieser Componist nach Leipzig versetzt wurde. In Düsseldorf schuf R. viele Compositionen. Symphonien, Ouverturen, worunter die Ouverture zu „Hero und Leander," dann ein Tongemälde zu Schiller's „Dythyrambe," Clavierstücke, Chöre für Männergesang und Lieder. Hierdurch, sowie durch einen Besuch in Leipzig, den er auf einer 1844 unternommenen Kunstreise machte, gewann er die Gunst des hiesigen Publicums und der Kunstwelt. Er ward 1847 als Director des Orchesters an das Theater in Leipzig berufen, erhielt hierauf auch die Direction der Singakademie und die der Gewandhaus-Concerte, denen er noch jetzt vorsteht. Als Componist der Oper: „der Corsar" hat er sich auch in diesem Fache nicht ohne Erfolg versucht.

G. A. Ritter,

kgl. Musikdirektor und Domorganist in Magdeburg.

Ritter A. G., ein den musikalisch-gebildeten Pädagogen durch Schriften als eine Notabilität bekannter Mann, ist geboren zu Erfurt, 25. August 1811, unterrichtet von Ketschau, später durch M. G. Fischer; seit 1829 Organist an der Andreas-, sodann an der Kaufmännerkirche; Hauptlehrer an der Knaben-Oberschule. Während längerer Abwesenheit von Erfurt dazwischen Schüler von Hummel in Weimar, Ludwig Berger in Berlin, von C. v. Winterfeld protegirt; 1844 Königl. Musikdirektor und Domorganist in Merseburg, 1847 in gleicher Eigenschaft in Magdeburg; musikalisch-technischer Revisor der fiskalischen Orgelbauten.

Schriften:

Op. 17. Capriccio, 20 u. 21, große Sonaten für P. F. — Breitkopf und Härtel.
„ 12. u. 18. Instruktive Pianoforte-Sonaten, Heinrichshofen.
„ 11. 19. 23 u. 31. — 4 Sonaten für die Orgel.
„ 10. 15. u. 24. Die Kunst des Orgelspiels, 3 Thlr.
„ 25. 26. Poesien und Transcriptionen für die Orgel.
„ 4—9. Tonstücke für die Orgel, zum Gebrauche beim Gottesdienst.
„ 13. XXXII Choräle mit Vor- und Zwischensp. u. Applicatur.

Op. 14.	3 Lieder für Alt; Op. 27. Psalm für Alt; Op. 22. vierstimmige Lieder im Freien zu singen.	
„ 28.	Halberstädter u. Magdeburger Choralbuch, Op. 29. Album für Orgelsp.	Erfurt, Körner.
„ 30.	3 Motetten für gemischten Chor.	
„ 32.	Choralbuch für Jülich-Cleve-Berg u. Ravensberg.	
„ 33.	Rhythmen. Choralgesang und Orgelspiel.	
„ 34.	Choralbuch für Ost- und West-Preußen.	
„ 35.	Kirchen- u. Hausmusik.	

Sammelwerke: Armonia (für Alt) 4 Bände; Orphea (für Sopr.); Odeon (für Sopran u. Alt). Auswahl aus Seb. Bachs Claviercomp. mit Applicatur, 4 Hefte; 3 Cantaten von S. Bach; Ode von Händel im Clavier-Auszuge.

Johann Rudolph Dietrich Rittershausen,

Lehrer in Berlin.

Motto: Ne quid nemis.

Rittershausen Joh. Rudolph Dietrich, zu Berlin geboren am 20. März 1822, empfing seine erste Bildung in der Schulanstalt seines Vaters, besuchte vom 12. bis 16. Jahre das Gymnasium zum grauen Kloster, und ging aus der Secunda desselben ab, um sich dem Schulfache zu widmen. Er trat in die damals unter Reinbott stehende Präparanden-Anstalt, ging nach einem halben Jahre aus dieser in das Seminar für Stadtschulen über, dem Diesterweg vorstand, und verließ dasselbe nach drei Jahren mit dem Zeugniß der Reife. Er besuchte hierauf zu seiner weitern Ausbildung zwei Jahre lang die Berliner Universität, hörte bei Benecke Psychologie und Pädagogik, bei Michelet Geschichte der Philosophie, bei Trendelenburg Logik, bei Dove Physik u. s. w., unterrichtete nebenbei in der Schule seines Vaters, bis er im Jahre 1846 in den städt. Schuldienst berufen wurde, in welchem derselbe noch jetzt thätig ist.

Die, im praktischen Schuldienst gemachten Erfahrungen veranlaßten ihn, seine „Heimathskunde" und später seine „Welt- und Vaterlandskunde" herauszugeben. Seine pädagogischen Ansichten legte er in Abhandlungen und zahlreichen Kritiken nieder, welche er als Mitarbeiter an dem, von Bormann redigirten Schulblatte für die Provinz Brandenburg seit 1854 für dieses Blatt zu liefern hatte. Als Jugendschriftsteller ist er bekannt geworden durch seine „Morgenländischen Erzählungen und Märchen: Die Wünsche" und durch mehrere Erzählungen und belehrende Aufsätze, die theils in der Leipziger Illustrirten Jugendzeitung, theils in andern ähnlichen Zeitschriften erschienen sind.

Peter Rittinghaus,

Lehrer zu Lüdorf, Kreis Lennep in der preuß. Rheinprovinz.

Motto: „Meine Lehre ist nicht mein, sondern deß, der mich gesandt hat." Joh. 7, 16.

I. Der Knabe.

Geboren 1807, den 21. September, von armen, geringen, aber rechtschaffenen und frommen Eltern, wohlgestaltet und gesund — in Rönsahl, einem kleinen, niedlichen und schön gelegenen Dörfchen in der Grafschaft Mark, Provinz Westphalen, verstrich mir meine Kindheit auf dem Schooß und an der Hand einer außerordentlich liebenden und guten Mutter, wie die erste Stunde eines schönen Frühlingsmorgens, ungeahndet dahin. Dann trippelte ich hinter dem Vater her auf's Feld, oder in die Wiese, oder in den Wald, und suchte dürre Reisige, Splitterchen oder Spröckelchen und brachte sie der Mutter, oder folgte ihr in den Garten, und sie brach mir Zweige von der Hecke und ich freuete mich köstlich über solche „Karbatschen." Bald brachte mich mein Vater auf dem Arme in die Schule, in der ich, wer weiß, wie lange, täglich das Heimweh bitter empfand, und mir nur die Augenblicke heiter waren, in denen wir Kinder nach Hause eilen konnten. Daher waren mir die Tage willkommene, an denen ich zur Hut des Viehes verwandt wurde, nur Nachmittags die Schule besuchte, sie oft gar nicht besuchte, dann neben dem Pferde trabte, oder Vogelnester suchte, oder Ausgänge zu machen hatte, oder der Mutter im Hauswesen zu helfen vermochte. Etwas heran gewachsen, ging es jedoch auch mit der Schule besser. Unvergeßlich sind mir die Episteln und Evangelien, die wir in ihr lesen, die geistlichen Lieder, die wir für sie lernen mußten, der Katechismus, der uns durch den Lehrer eingebläut wurde, und das Lied von Christ. Felix Meiße: „Noch bin ich ein Kind —" nach der Melodie „Im Grabe ist Ruh," das er mit uns sang, indem er hin und her auf dem Katheder spazirte, die Hände rieb, nach Oben schaute, die Thränen ihm über die gefurchteten Wangen rollten und mich auch allemal zu Thränen rührten. Bald vertauschte ich diese Schule mit einer andern, in der das Lernen ernstlich betrieben wurde, „ganze Tage" in die Schule ging, in die Abendschule dazu, Klavierspielen und Französisch erlernte, beim Pfarrer Erley im Dorfe mit andern „Studenten," auch Latein anfing, und Geographie und Geschichte obendrein. Ich hatte vollauf zu thun, lernte leicht und gerne, und konnte nur Abends, nach dem Tragen des Tages Last und Hitze, mich im Thaue baden, nach den lieben Sternlein schauen, am freundlichen Abendroth mich ergötzen, im sanften Mondscheine selige Empfindungen ins jugendlich-auflebende Herz aufnehmen. Das waren mir selige Tage, frisch und fröhlich wuchs ich empor, war froh und selig und leicht wie ein Kind, das „nicht weiß, was Leiden und Kümmerniß sind." Doch bald sollte es anders kommen. Den 9. December 1821 wurde ich confirmirt,

mußte die Kinderschuhe ausziehen, ohne andere zu haben, kam auf die „hohe Schule" nach Lüttringhausen zu Herrn Daniel Rau, kämpfte mit Vater und Mutter und Verwandten über das, was ich werden sollte, indem sie immer meine Meinung bestritten, welche einzig auf das Lehrfach abzielte. Dann kam ich nach Hause, um den Kampf dort zu bestehen. Ich weinte, meine Mutter betete, mein Vater tröstete, bis endlich der Herr, der alte Gott, den Ausschlag gab, das Gebet meiner Mutter erhörte und ich in das Lehrfach trat. Das geschah im Frühjahre 1823, auf eine wunderbare Weise. Ich werde Beides niemals vergessen.

Was klein und niedrig und gering ist vor der Welt, das hat sich Gott erwählet. Feld und Wald ist der Sammelplatz der Knaben und der Schooß ihrer Mutter der Ort ihrer Ruhe. Die Hand eines armen Kindes ist leicht gefüllt. Fülle sie doch, wer es vermag. O mit welchen Liebesgefühlen hangen kleine Kinder an ihren Eltern. Nährt sie, es sind die festesten Bande, mit der ihr eure Kinder an euch knüpfen könnt. Beim Lernen, was nicht zum Verständniß trägt, werden die Kräfte sündlich verbraucht. Wenn ihr die Schule nicht kindlich stellt, so findet das Kind in der Schule nicht seine Welt. Geweihete Augenblicke, ergreifende Scenen, in denen das Irdische sich zum Ewigen gesellt, sind für Kinder unvergeßliche Momente, von nachhaltiger Wirkung. Wen Gott zum Lehrer bestimmt hat, für den wird er auch Bahn brechen, es werden zu können. Das Nachtgebet einer besorgten Mutter, die Thränen, die nach Hülfe von Oben schreien, finden ihre wunderbare Erhörung!

II. Der Unterlehrer.

Im April 1823 gingen Butterbauern von Rönsahl nach Elberfeld auf den Markt. Ihnen begegnet eine rüstige, tapfer darauf los schreitende Frau, und ruft ihnen ein „Halt" zu. Es geschieht. Die Frau spricht die Leute an und ersucht sie: ihr und ihrem Manne einen Jüngling aus dortiger Gegend, der sich dem Lehrerberufe widmen möchte, als Unterlehrer recht bald zu besorgen. „Ich besorge euch einen, Frau!" ruft ein menschenfreundlicher, barmherziger Mann, Peter Kamp, von Kleinfastenrath. Der gute Mann kannte unsere bedrängte Lage, und war froh, uns dies Evangelium verkündigen zu dürfen. Mit ihm kam wieder Freude in die armselige Hütte, die Gewißheit liegt über alle Zweifel, die Hoffnung verwandelte sich in Schauen. Ein paar Tage hernach schnürte die Mutter mein Bündelchen, buck ein Mehlküchlein, wickelte solches in Papier und steckte es mir in einer dunklen Nacht in die Tasche, dann umschloß mich die

Liebe, die Getreue, mit ihren Armen, küßte mich und entließ ihr Kind unter tausend Thränen und Segenswünschen aus ihrem Schooß, aus ihren Armen, aus dem Vaterhause. Der Vater begleitete mich zu „Peter Kamp,“ mit ihm und den andern Bauern gingen wir in Morgendämmerungen dahin, und als die Sonne erwachte, hatten wir schon die Heimath weiter hinter uns, zu der ich noch oft mit Wehmuth zurückschauete, doch auch im Herzen froh war: den schweren Abschied glücklich überstanden zu haben. Morgens, des andern Tages, es war in den ersten Tagen des Mai's, kamen wir Peter Kamp und ich, an dem Orte unserer neuen Bestimmung an. Es war die Schule zu Lichtenplatz in Barmen, an der ich von nun an als „Unterlehrer“ fungiren sollte. Mein Principal, Herr Abraham Putsch, ein ältlicher, kränklicher Mann, aber eine gutmüthige, treue Seele, dazu ein nicht übler Lehrer, besonders im Rechnen, hatte es übernommen: mich zum Lehrer gehörig vorzubilden, ich dagegen: ihn in der Schule zu unterstützen, gegen eine jährliche Renumeration von zwölf und einem halben Thlr. pr. Cour., frei Logis, Bett und Wäsche. Aber gar bald wurde ich inne: daß dieses nicht so zu nehmen sei, an meine Vorbildung wurde nur zuletzt und gar nie gedacht, desto mehr aber an Knechts- und Mägdearbeit: im Schulkehren, Schuhe putzen, Kinder stillen, Schüsseln spülen, dann war ich Laufjunge, dann Besenbinder, dann Gärtner, dann Alles, dann Nichts, im letztern Falle gab es Ungewitter im Hause, denn jene Frau, die Hausfrau, war eine böse, eine von den Geschwistern der Xantippe: ach, sie hatte ihrem braven Manne das Leben verbittert, die Kinder mißhandelt, mir manche Angst auf den Hals gejagt, manchen Seufzer der Brust entpreßt, manche Thräne gekostet, und viele Stoßgebete habe ich um der Frau willen gethan. Wie oft sahe ich da nach den heimathlichen Bergen in der Ferne, die ich jährlich nur Einmal, Christtag, auf 8 Tage besuchen durfte, wie oft bat ich den Himmel: mich doch aus dieser Hölle zu nehmen. Und nach drei Jahren geschah es, 1826 im Juli. Da erschien mein Vater und lösete das knechtische, das unwürdige Verhältniß, in Folge einer eindringlichen Vorstellung des Herrn Schulpflegers Heuser in Barmen an meinen Vater, den er von früheren Jahren her noch kannte. Diese Vorstellung aber war hervorgegangen aus einer Klage, die ich bei Gelegenheit einer Prüfung zum Unterlehrer, in der ich nach Aussage des Herrn Schulpflegers, nach Zeugniß der hohen Regierung, wohl bestanden hatte, gegenüber dem Herrn Schulpfleger vorzubringen kühn genug war. Herr Schulpfleger hatte mich zu der Unterlehrerstelle in Heckinghausen in Barmen bestimmt. Dorthin brachte mich mein Vater, zu dem Lehrer, Herrn Jakob Weber, einem freundlichen, milden und guten Manne. Es ging um Vieles besser, ich war ein „freier Mann,“ dachte auch an meine Fortbildung, und suchte ihr auch durch den Besuch der Unterhaltungen des Herrn Wilberg in Elberfeld an den Samstagnachmittagen, durch Lesen der Tagesblätter, besonderer

Schulbücher, durch Ausarbeiten von Aufsätzen, durch Privatunterricht in der Generalbaßlehre bei Herrn Karl Gläser, durch Memoriren und Declamiren, durch Probiren und Studiren zu genügen. Aber es war noch immer nicht das Rechte. Zum Glück fühlte ich das Ungenügende der Aushilfe, und ein anderer junger Mann, ein lieber Freund, Wilhelm Oberhoff, in ähnlichen Verhältnissen wie ich, dasselbe. Wir hörten von Diesterweg in Mörs, von den Wundern seines Seminars, wir lasen gemeinschaftlich seine Schriften, übten uns in seinem Rechenbuche, faßten Vertrauen zu dem Manne, gingen nach Düsseldorf und baten den Herrn Schulrath Kortüm um Aufnahme ins Seminar zu Mörs. Der Mann freute sich unserer Anfrage, unserer Bitte, beschied uns zum 2. Juli 1827 zur Aspirantenprüfung nach Mörs, sprach uns Muth ein, versprach: auch dort an dem Tage zu sein und die Aufnahme wirklich zu vollziehen. Mittags desselbigen Tages gingen zwei fröhliche Menschenkinder von Düsseldorf über Solingen, Wermelskirchen, des andern Tages über Remscheid, nach Barmen und Sonntag den 1. Juli darnach dieselben glücklichen Jünglinge zur Aspirantenprüfung nach Mörs. Es war ein sonnenheller, heißer Tag. Dennoch wandelten wir heiter scherzend, und immer vom Seminar, dem Lehrfache und unserer Zukunft redend, durch die mit Frucht reichlich gesegneten Gefilde jenseits des Rheins nach dem Orte unserer Wallfahrt. Als wir zum erstenmale in unserm Leben die Zinnen von Mörs erblickten, feierten wir den Augenblick mit Jubel und Thränen, eilten um so freudiger fort, gelangten in's Seminar, stellten uns dem „Herrn Direktor" vor, und, just, während der Bewillkommnung, trat Herr Schulrath Kortüm herein. Wir wurden zuversichtlicher gestimmt. Am andern Tage ging's zur strengen Prüfung und unsere Aufnahme gelang, nebst zehn andern, von 72 jungen Leuten. Zwei Monate später, Maria Geburt, zogen wir mit unserm Tornister, als Seminaristen, in's Seminar, am andern Tage, nach dem Gottesdienste, war unsere Einstellung. Wir waren Mörser Seminaristen, das war ein Triumph, unser Triumph!

„Weg' hat Gott allerwegen an Mitteln fehlt's ihm nicht." „Die treueste Liebe sieget, am Ende fühlt man sie." „Mutterschooß ist warm, er sei auch noch so arm." „Aus dem Vaterhause in die weite Welt ist ein gewaltiger Schritt." „Es ist ein gut Ding, wenn man das Joch in seiner Jugend tragen lernt." „Umgetrieben in der Jugend macht hurtig im Alter." Das Verfahren der Lehrer früherer Zeiten gegen ihre „Untermeister" war ein barbarisches und verdient noch jetzt öffentlich gerügt zu werden. „Seine Thorheit erkennen, ist der erste Schritt zur Weisheit." Niemand fühlt sich glücklicher als Jünglinge, die ihre heiß gehegten Hoffnungen sich erfüllen sehen. Einem fröhlichen Gemüthe ist die

ganze Umgegend ein Paradies. Wichtige Tage und Momente unseres Lesers bleiben dem Gedächtniß unverloren.

III. Der Seminarist.

Vom 8. September 1827 bis 1829 den 24. Juli war ich ein Seminarist in Mörs, nachmals nur noch ein Mörser Seminarist. Darauf habe ich mir immer Etwas zu Gute gethan, absonderlich aber: daß ich Schüler von Diesterweg bin. Das Mörsische Seminar unter Diesterweg war in den eben bezeichneten Jahren in der Zeit seiner Blüthe, seiner Fruchtentwickelung und auf dem Höhenpunkte seines Rufes und seines Glückes, die Herren Lehrer des Seminars in dem ersten, berauschenden Stadium ihrer weltbekannten pädagogischen Schriffstellerei. Der gute Ruf des Seminars war durch innere Einrichtung in dem letztern, durch die strenge Ordnung, welche in ihm obwaltete, durch die Pünktlichkeit, mit welcher Lehrer und Zöglinge ihre Pflichten zu erfüllen strebten, wie durch die Begeisterung, welche das Ganze durchwehete, mehr als gerechtfertigt, noch mehr aber als durch dieses Sein durch die herrlichen Erfolge desselben. Diesterweg, „der **Herr Direktor**," suchte und verstand es die jungen Leute für ihr Lehrfach zu begeistern, und durch die Kraft dieser Begeisterung fesselte er sie an seine Person, riß sie mit sich fort: sie folgten ihm unbedingt. Durch seine Art zu unterrichten, gingen den jungen Leuten die Augen auf: sie sahen auf die unendlichen Gebiete der Unterrichtsfelder, in die Höhe der unterrichtlichen Thätigkeit: sie ahnten die Würde des Lehrerberufs, fühlten sich beseligt in dem Bewußtsein: Lehrer der Menschheit werden zu wollen; und durch die sinnige, menschenfreundliche Weise, mit der Diesterweg mit seinen Zöglingen zu verkehren wußte, wuchs diesen der Muth und das Vertrauen: das hohe Ziel, mit Gottes Hilfe und Segen, durch regen Fleiß und kräftiges Streben, erreichen zu können. Mit einem Unterrichte, der den Geist erhellte, verband er Disciplin, die die Seele züchtigte, dabei ein so einfaches, natürliches Leben und einen Wandel, der ihm das Gemüth der Zöglinge zuwandte. Diesterweg war ein geborner Seminar-Direktor. Näheres über ihn, sein Leben und sein Wirken, gedenke ich in einer besondern Schrift recht bald veröffentlichen zu können! Darum kann ich hier füglich abbrechen und weiter gehen. Diesterweg zur Seite stand der Herr Oberlehrer Vorreiter, ein Theologe, ein Schüler der Halle'schen Schule, ein milder, frommer, treuer, aber kränklicher Mann. Er machte durch seine Frömmigkeit, durch seinen heiligen Eifer, weniger aber durch seinen Unterricht, einen vortheilhaften Eindruck auf die Seminaristen. Er starb im Herbst 1828. An seinem Grabe sangen wir wehmüthige Lieder. In den Herzen seiner Seminaristen hat er sich ein unvergängliches Denkmal erhalten. Dann **Herr Erk**, eine bekannte Persönlichkeit, eine musikalische Größe, da-

mals noch jung und in der Unterrichts-Praxis nicht recht bewandert; aber Liebe zu seinen Lehrfächern, Eifer im Wirken, namentlich aber die Treue im Kleinen und die herzliche Hingabe der Seminaristen, ersetzten vollauf jenen Mangel. Unsere Hilfslehrer waren Langenberg und Röber, dieser der mathematisch-ernste, jener der lebensfreundliche und Bender, der Allen zu Liebe zu wirken vermochte. Ich habe es hernach immer bedauert: zu jung, zu unreif, mit zu geringen Vorkenntnissen versehen, in's Seminar gekommen zu sein. Mein Wille war gewiß gut, mein Fleiß thätig, mein Streben unablässig: dennoch vermochte ich nicht, in allen Fächern mit meinen Kameraden Schritt zu halten. Mathematik und Schönschreiben ließen Vieles zu wünschen übrig. Meine Fächer waren: deutsche Sprache, Aufsatz, Rechnen, Bibelkunde, Religion, Geographie, Geschichte, Orgelspiel, Schulpraxis. Doch besaß ich die Liebe und das Vertrauen meiner Lehrer und bei meinem Abgange schenkte mir der Herr Direktor: Curtman's, und Herr Erk: Heinroth's, welche Bücher ich als theure Angedenken an meine herzlich von mir verehrte Lehrer sorgfältig aufbewahrt habe und nütze!

Die Aufgabe eines Lehrer-Seminar besteht nach meiner unmaßgeblichen Meinung mehr darin: die jungen Leute das Lernen zu lehren, das Lehren zu erlernen, mehr intensiv als extensiv zu verfahren, als im Erlernen von wissenschaftlichen Fächern, von technischen Fertigkeiten. Um den Seminar-Cursus recht fruchtbar durchzumachen, müssen die Seminar-Präparanden nicht zu jung, dagegen reifer, wissenschaftlich und theoretisch durchgebildeter im Seminar erscheinen, um hier die Generalaufgabe: Berufstüchtigkeit, speciell: die Schulpraxis: bewältigen zu können. Theologen, wenn's nicht pädagogisch durchgebildete, nicht aus reiner Liebe zum Lehrfach übergetretene Geistliche oder Philologen sind, eignen sich weniger zu praktischen Seminarlehrern, als von der Pike auf gediente Schulleute. Der Wirrwarr, die Unbestimmtheit in den pädagogischen Meinungen und Partheien der Gegenwart rührt mit von diesen Herren Theologen her, indem solche die lebensfrischen Richtungen der Pädagogik von ihren theologischen Systemen zu bestimmen, zu paralisiren sich eifrig angelegen sein lassen.

IV. Der Gehilfe.

Noch lange vor unserm Abgange vom Seminar ergingen briefliche und persönliche Bittgesuche an unsern Herrn Direktor um Besorgung von jungen Lehrern zu Hauslehrern, Gehilfen an Elementarschulen und höhern Instituten, mehr, als durch die Anzahl abgehender

Candidaten Genüge geschehen konnte. Ueberallhin verlangte man „Mörser Seminaristen." Der Herr Direktor wünschte mich in einer vollen Elementarclasse placirt zu sehen, und so kam ich denn als „erster Gehilfe" zu Herrn Lehrer Wülfing in Barmen. Ich war jung und frisch, fröhlich und wohlgemuth und die Freiheit des öffentlichen Lebens machte auf mich einen wohlthuenden Eindruck, auf mich, der ich eben die strenge Zucht des Seminars hinter mir hatte und der Contrast von beiden Extremen zu gewaltig auf mich einwirkte, um in allen Sachen als ein besonnener Mann gehandelt haben zu können. Meine Pädagogik nahm ich noch so ziemlich wahr, auch widerstand ich wiederholt, wie auch im Seminar, den Versuchen zum Tabakrauchen, zu Saufgelagen, rauchenden Vergnügungen, aber nicht den lieblichen Reizen einer jungfräulichen Erscheinung. Herr Wülfing nämlich hatte eine Tochter, die ältere, Hannchen. Das Mädchen „war jung (17 Jahre) war lieblich, war fein," ich sahe sie gern — „o zarte Sehnsucht" — sprach freundlich zu ihr — „o süßes Hoffen" — suchte ihr mich gefällig zu erweisen — „das Schönste suchte er auf den Fluren" — es war die Zeit „der jungen Liebe." Sie sollte nicht lange dauern. Am 6. Februar 1830 Abends 8 Uhr, erhob sich im Wülfing'schen Hause ein Sturm wider uns, heraufbeschworen von Vater und Mutter des Mädchens und dem heiligen (!) Gran in der Kuhle, der Hannchen auf die „Haide," mich nach Solingen versetzte. Doch sahen wir uns noch öfter wieder, sie hat mich an der hiesigen Stelle, ich sie in Jülich besucht. Endlich schrieb sie mir: „daß sie gesonnen sei in dieser wichtigen Angelegenheit nur nach dem Willen ihrer Eltern zu handeln." Damit hörte Alles auf. Ich bekam den Brief, als wir gerade im Begriff waren, einen guten Schulvorsteher zu beerdigen. Leise sprach ich für mich hin: „Laß fahren dahin, sie haben's keinen Gewinn!" Und so ist's auch geschehen. — In Solingen trat ich vorsichtiger auf, gewitzigt durch Schaden, verleugnete alle Liebeleien, widmete mich nur der Schule, den Privatstudien, dem Orgelspiel und sogar der Schriftstellerei. Am 26. Januar 1832 überkam mir die hiesige Stelle, welche ich 1832 den 11. Februar antrat, und seit diesem Tage im Segen zu verwalten mich unablässig beflissen habe.

„Jean Paul sagt: „Einem Heros schadet eine Heroine sehr." Jedem Andern, der nichts weniger ist, als ein Heros, ist sie auch schädlich. Junge Lehrer sollten sich vor faden Liebeleien gar sehr hüten, erst mit 30 Jahren ernstlich freien, und mit 33 Jahren heirathen: damit ihre persönliche Selbstständigkeit, ihre amtliche Ausbildung, ihre bürgerliche Existenz vor den Eumeniden der Ehe, die selten ausbleiben, einen solchen Vorsprung gewonnen haben, daß sie von ihnen nie und nimmer eingeholt werden können!

V. Der Lehrer.

Als Lehrergehilfe hat man gar selten von der Führung des Lehramtes die richtigen Vorstellungen; man überläßt die Förderung der Schulangelegenheiten im Principe dem Herrn Principal und schlendert in der Ausführung gemächlich mit. Erst mit der Uebertragung einer eigenen, sogenannten selbstständigen Lehrerstelle wird das Lehramt zu einem wirklichen Objecte, dem man alles Denken und Sinnen widmet, das an Fülle und Erhabenheit würdig vor uns prangt, dessen Größe der Verantwortlichkeit gewaltig über uns hereinbricht. Dann fragt man mit vollem Bewußtsein und aus Herzensgrunde: „Was soll ich thun, NB. . . . . ." Aehnlich erging es auch mir. Ich verleugnete alles Andere und mich selber und widmete mich ganz und gar der neuen Stelle und den Anforderungen des neuen Amtes. Alles bezog ich auf dieses Eine, Alles ging mit mir in diesem Einzigen auf. Diese That wurde sichtlich mit glücklichem Segen gekrönt. Bald wurde das Schullocal zu klein: es wurde erweitert, dann waren der Pulte zu wenige: sie wurden vermehrt, endlich genügte das alte Schulhaus nicht mehr: es wurde ein neues, theures, großes, herrliches Gebäude aufgeführt, das schönste Haus in weiter Umgebung, das prächtigste Schulhaus in weiten Kreisen. Dann kamen die Tage der Einweihung dieses lieblichen, schönen und sowohl gelungenen Baues, welche drei volle Tage für sich in Anspruch nahm, die Schulgemeinde auf's neue für ihr Schulwesen entflammte; ihnen folgten jährlich zwei Mal die Tage des Examens der Schulen, welchen Prüfungen die Eltern in Schaaren beiwohnten und die Festlichkeiten dieser unvergeßlichen Tage durch ihre rege Betheiligung zu erhöhen bemüht waren, nicht minder die Feier der Aufnahme neuer Schüler, die Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs und andere Schul- und Kinderfeste, durch den Lehrer veranstaltet. Dieser war bemüht: sich über das praktische Volksschulwesen die richtigen Begriffe zu verschaffen, das Schulhalten und das Schulverwalten durch und durch kennen zu lernen, besuchte dieserhalb häufig andere Schulen, machte pädagogische Reisen, studirte pädagogische Werke, praktische Schulschriften, methodische Lehrgänge, machte hierüber schriftliche Ausarbeitungen: Tabellen, Schablonen, Karten, Nachweisen, hielt sich ein Schultagebuch, legte Unterrichtsnachweisungen an, stellte Classenziele, jährliche, monatliche, wöchentliche, auf, zeichnete die Schulchronik auf, hielt Versammlungen mit dem Schulvorstande ab, mit den Interessenten des Schulbezirkes in Schul- und Erziehungsangelegenheiten, kurz: scheute keine Mühe, kein Opfer, und was er that, dazu gab der liebe Gott seinen Segen, und erhörte so das kindliche Gebet seines geringen Knechts, bei dem der Wille gut war, die Treue auch nicht fehlte, der Eifer nicht nachließ, der Muth nicht sank, aber die That, als Menschenwerk, Alles zu wünschen übrig ließ, so, daß er sich schämte, wenn man öffentlich dies Werk zu preisen unternahm. Um Alles gehörig übersehen und desto besser

die sich aus dem Einzelnen ergebenden Pflichten erfüllen zu können, sondirte ich mir das Ganze meines Pflichtenbereichs in vier abgesonderte Gebiete, die aber unter sich und in der Praxis in innigster, wechselseitiger Beziehung standen, in das Amt, die Schule, den Bezirk und die Conferenzen.

Das Amt hielt mir vor die Pflichten gegen die Kinder: ihnen Muster christlicher Tugenden, Vorbild eines gottseligen Wandels zu sein, ihnen zu beweisen: daß die That mit meinem Worte, mein Leben mit meiner Gesinnung durchweg übereinstimme, die Pflichten: ihren Geist zu entwickeln, ihr Gemüth zu veredeln, sie überhaupt zu leiten auf die Straßen, die da heißet: „die richtige." Gott und die Kinder wissen es: wie ich mich bestens bestrebt habe, den Geboten dieser Pflichten immer zu entsprechen. Das Amt hielt mir vor die Pflichten gegen die Eltern: ihren Kindern ein geistlicher Vater zu sein, die Interessen ihres Hauses an der Schule wahrzunehmen, ihnen ein Diener und Helfer, in ihrem Hause ein Freund zu sein in schlimmen wie in guten Tagen. Gott und die Eltern wissen es: wie ich diesen Pflichten nachzuleben mich beeifert habe. Das Amt hielt mir vor die Pflichten gegen die Kirche und den Staat. Beide werden sich nicht über mich beklagen können: jemals die Pflichten gegen sie hintenan gestellt zu haben; immer im Gegentheil der einen ein frommes Glied, dem andern ein redlicher Bürger zu sein mein heiligstes Bestreben gewesen ist. Und nun die Schule mit ihren Pflichten! Nichts im Leben geht mich mehr an, als die Schule, und nichts kann mich mehr interessiren, als Schulangelegenheiten. Ihre Einrichtungen zu verbessern, ihre Leistungen zu erhöhen, war mein täglicher Wunsch, tägliches Gebet und stündliches Bemühen. In ihr ist mir nichts zu groß, nichts zu klein, dem Kleinsten, Geringfügigsten widme ich die schärfste Controlle, Allem die größte Pünktlichkeit, dem Einzelnen die andauerndste Zähigkeit. Da ist zu beachten die Haltung und der Anstand, Kommen und Gehen, Stehen, Gehen und Sitzen, Kleidung und Reinlichkeit, Lehren und Lernen, Auffassen, Verarbeiten und Darstellen, Sprechen und Machen, der Haar- und Grundstrich, das d und t, der Ton und die Miene, die Thräne und der Blick: Alles ruft da uns zu: sei aufmerksam, sei strenge, werde nicht laß, wer im Geringsten treu ist, dem kann man auch das Größere anvertrauen. Gegenüber den Pflichten, die der Bezirk mir vorhält, hab' ich solchen nachzukommen versucht, indem „Hausbesuche" zu meiner Tagesordnung gehören, den Eltern mit Rath und That beizustehen, nimmer unterlassen habe, mit ihnen in fröhlichen Tagen mich gefreut, in traurigen mit ihnen geweint habe. Um weiter ihr Interesse und ihren Bildungsstand zu berücksichtigen, wurden Lesegesellschaften, Singvereine, Erziehungsvereine, sogar Bürgervereine da und dort gestiftet und fortgeführt. Dies Nachkommen der Beobachtung meiner Pflichten für den Bezirk wurde mir außerordentlich durch das freundliche Entgegenkommen von Seiten der Einwohner desselben erleichtert, und

Muth für derartige geistliche Wirksamkeit wurde mir gewährt durch vielfaches Anerkenntniß der Eltern für meine etwaigen Bemühungen. Es könnte das Alles auch um so leichter geschehen, als der Bezirk zu den wohlhabensten der weiten Gegend, zu den besten des bergischen Landes zählt. Aber die Hauptwirksamkeit für den Bezirk verlegte ich in die Schule, die ihm die Kinder bildet, meine Hauptthätigkeit für ihn war die Schulthätigkeit. Sie mag für sich reden, für mich zeugen. Nun gar die Conferenzen. Ach, sie lassen mich nicht schlafen, nicht ruhen. Für sie bin ich thätig gewesen früh und spät, in ihnen so fleißig, so anregend, als nur je möglich. Conferenzen, in allerlei Wesen und Form, hab' ich gestiftet, zu gründen geholfen, in der Nähe und Ferne, und unter diesen sind welche, die ihr fünfundzwanzigjähriges Bestehen feiern können. Fast möchte ich sagen: daß in dem mit Lehrern vollgefüllten bergischen Lande nicht mancher zu finden ist, der sich mehr für Conferenzen interessirt, mehr zu ihnen gelaufen ist, thätiger für sie war, mehr Arbeiten und Opfer für sie gebracht hat, als ich. Diesen Ruhm werden mir meine Feinde nicht schmälern wollen, und meine Freunde solchen durch ihre allseitige Zustimmung bekräftigen, wesentlich erhöhen. In ihnen fand ich die Mittel wahrer Lehrer- und Lebensbildung, in ihnen den Grund gedeihlicher Schulwirksamkeit, die Blüthe eines gehobenen Schulwesens, die Folge geistig strebsamer Lehrer, die Frucht ihrer Bestrebungen und Mühen. Sie sind der Talisman leidender Lehrer, das Palladium einer großartigen Entwickelung glücklichen und gesegneten Lehrerlebens!

Auch die Lehrer — wenn sie hausen, fangen sie an zu mausen. Theilet das Ganze und beherrscht die Theile. Der Lehrer der Gegenwart darf sein Wirken nicht auf die Schule beschränken. Pestalozzisch wirken soll der Lehrer. Die Accuratesse, in welcher der Unterricht ertheilt wird, ist oft mehr werth, als dieser Unterricht selber. Eine reine, ordentliche, schöne Umgebung macht immer auf den Menschen einen harmonischen Eindruck, und verfehlt nie ihre erziehliche Wirkung. Wenn nicht durch die Schule auf mehr Reinlichkeit und Ordnungsliebe in den Häusern gewirkt wird, ist an ein moralisches Aufkommen unseres Geschlechts nicht zu denken. Um als Lehrer nicht unterzugehen, vielmehr fortzukommen, Liebe zum Amte und Berufsfreudigkeit zu erlangen, sind Conferenzen das heilsamste Mittel. Sie verkennen, heißt sie nicht kennen. Sie fördern, ist immerhin ein verdienstliches Werk, das, wie jedes gute Werk, seinen Lohn in sich selbst trägt. Größere Conferenzen geben mehr Erregung als Belehrung, kleinere beides vereinigt.

VI. Der Leser.

Nächst den Conferenzen ist es die stille Lectüre, die jeden Lehrer eben halten muß. Sie habe ich hochgeschätzt und genützt als ein unaussprechliches Gut, das auch dem armen Lehrer nicht vorenthalten wird. Vornehmlich waren es die Schriften der Pädagogik, die ich mir auserkor, die didaktischen Schriften, die ich besonders auf's Korn nahm, und unter diesen wieder die Schriften meiner verehrten Herren Lehrer, die mir am meisten zusagten. Dann kamen Harnisch und Curtman, Ehrlich und Bormann, als die Repräsentanten vieler anderer wackerer Männer. Gegenwärtig sind es, außer diesen, die Schriften der Pädagogen des vorigen Jahrhunderts, von Basedow und Pestalozzi, Gedike und Lieberkühn an bis auf die großen und kleinen Pädagogen der Gegenwart herab, die mich zu einem eingehenden und forschenden Studium nöthigen. Neben diesem bildet der pädagogische Journalismus jetziger Zeit ein Hauptfeld meiner literarischen Thätigkeit. Von dieser Art Schriften seien hier namentlich diejenigen aufgeführt, die ich vor andern halte und werth halte, wer mich übrigens auf eine gute pädagogische Zeitschrift aufmerksam macht, und mich in den Stand setzt, sie genauer kennen zu lernen, dem werde ich für treu geleistete Dienste mich dankbar erweisen. Ich nenne: die „Rheinischen Blätter," das Brandenburger „Schulblatt," die „allgemeine deutsche Lehrerzeitung," Heindl's „Repertorium," jedoch nur bröckelich, hoffentlich geht's bald damit besser, Dörpfeld's „evangelisches Schulblatt" die „Volksschulblätter aus Thüringen," Langmann's „kirchlichen Anzeiger," „der Schulfreund" von Schmitz und Kellner, „Schlesisches Seminarblatt," den „süddeutschen Schulboten," Diesterweg's Jahrbuch, Heindl's „Galerie" u. a. Von Tagesblättern anderer Art seien hier erwähnt: die „Kölnische Zeitung," „Lenneper Kreisblatt," „Volksblatt für Berg und Mark" u. s. w. Wie ich mich auf diese Schriften freue, wie sie mich erfrischen und belehren, vermag ich nicht zu sagen; anregen und meine Sache fördern, ist ihre Bestimmung, der sie treulich nachkommen.

Was ich ohne die Lectüre wäre, weiß ich nicht, aber ich staune, wenn ich sehe, was Hunderte ohne sie sind. „Sagst du mir, was du gelesen, was dir geistig Labsal ist, sag' ich dir, was du gewesen, und was du in Zukunft bist."

VII. Der Schriftsteller.

Von Jugend auf ist es mir Bedürfniß gewesen: über Dinge, die mich näher angingen und interessirten, offen auszusprechen, über öffentliche Angelegenheiten auch öffentlich, und wo es nicht immer mündlich geschehen konnte, auch schriftlich. Somit hat sich mir die Schriftstellerei als ein unabweisliches Bedürfniß herausgestellt, das

zu befriedigen, mir angenehm, durch die Befriedigung zu nützen, mir heilige Pflicht war. Schon in Heckinghausen schrieb ich, mit Oberhoff, für die Zeitschrift „Hermana," in Solingen, für das dortige „Volksblatt," für den „Hermann," und den „Westphälischen Anzeiger," hier, in Lüdorf, für das „Lenneper Kreisblatt," für's „Hückeswagener Volksblatt" und für vieles Andere. Wie ich mich immer mehr auf die Schule beschränkte, Alles auf sie reducirte, in ihr der Centralpunkt meiner sämmtlichen Bestrebungen ruhete, ließ ich die vielartige Schreiberei fahren und schrieb nur Pädagogisches, ein äußeres Bekenntniß meines inneren Lebens und dessen Entwickelungsganges. Nur von dieser Art Schriftstellerei sei hier noch die Rede. Die „Schul-Chronik," herausgegeben von Seminardirektor Zahn in Mörs, enthält von mir, unter andern, folgende Aufsätze: Ansichten und Mittheilungen über Lehrerconferenzen. Ein selbstverschuldeter Uebelstand im Lehrerleben — Grundzüge einer guten Schule — Meine Schule — Volksschule und Volksgesang. — Dann kam der „Rheinische Schulbote" von Schweitzer in Köln, und brachte von mir z. B. Folgendes: Gegen den Anschauungsunterricht als solchen — Haus, Schule, Kirche, Staat — Ueber Erziehung in der Gegenwart — die Generalconferenz Berg. Lehrer — der Lehrer für's Volk — Anregende Fragen. — Darauf erschien die „Allgemeine deutsche Lehrerzeitung," von Berthelt und veröffentlichte von mir Mehreres, von welchem ich hier nur nenne: Immer nur Eins, und dies Eine ganz — Irländisches Schulwesen — das Schulwesen im protestantischen Staate — die Elementarschule ist keine Berufsschule — der gesunde Schullehrer — Eine astronomische Aufgabe — Laßt uns, wir wollen — das Sprechen in der Volksschule — Oel auf die Lampe — Wer wälzet uns den Stein von des Grabes Thür — Der Schulmeister Lebrecht — Begeisterung — Zeitgemäßes in mehreren Artikeln — Stille Züge zu den lauten Reden — Fragen und Aufgaben, mehrmals vorgebracht — Das Schreiben in der Volksschule — Pädagogen-Ehrentempel in mehreren Jahrgängen. — In die „Rheinischen Blätter" habe ich Mittheilungen über Lehrerconferenzen gezeichnet. Als selbstständige Bücher von mir kamen heraus: in den dreißiger Jahren: Zwei Jahrgänge „Neujahrs-Gabe für Schulkinder" — in den vierziger Jahren, in Verbindung mit Johannes Rohs: „Der deutsche Sprachunterricht in Volksschule" — Der deutsche Leseunterricht in der Volksschule, I., II., III. Uebungsbuch. Aber das Beste habe ich für jetzt erspart: „Der Lehrerfreund," pädagogisch-historisches Jahrbuch. I." Dieses Jahrbuch enthält: Widmung — Vorrede — Zweck und Tendenz dieser Zeitschrift — Zeitgemäßes, in mehreren interessanten Artikeln — Pädagogische Abhandlungen, anregender und lehrhafter Natur — Zur Geschichte der Pädagogik in Lebensbildern ihrer Vertreter — Von den Personen wird gegeben ihr Lebenslauf, der Gang ihrer Bildung, ihr Wirken, ihre Selbstgeständnisse, ihre Charakteristik,

nebst Lehren und Winken zur Anwendung, die Angabe der Schriften dieser Männer, Lesefrüchte aus denselben und bezügliches Andere. Pädagogen der Gegenwart, in ausführlichen Mittheilungen — Jahresbericht, in 48 Nummern von Nachrichten, in fast eben so vielen Personalien, Nekrologen, Literaturbericht über 30 Schriften. Aufgaben und Fragen, in großer Zahl, Conferenzen, in belehrenden Gaben — Correspondenzen, an Viele und an Elf — Neues, was interessirt — Freiwillige Beiträge, welche enthalten: Lieder, für Lehrer und Lehrervereine — Sprichwörter, gebräuchliche und doch nicht häufige — Schulanekdoten zur Erheiterung geselliger Lehrerkreise — Lebensregeln, zur weisen Führung des Lebens — Pädagogische Notizen; pädag. Notizen haben für wahre Pädagogen stets notorisches Interesse — Lesefrüchte, wie sie das Leben zeitigt, Früchte, deren Genuß nährt und kräftigt — Urtheile berühmter Männer über Natur, Ehre, Märchen, Schule, Leben, Lebensführung und Lebensweisheit — Gemeinnütziges, Heilmittel, Chronologisches — Preisaufgaben, drei — Trostwort für bedrängte Menschenherzen. Sehnlichst wünsche ich die Beachtung und Verbreitung dieses Buches, freundliche Aufnahme in Kreisen von Lehrern und Schulfreunden und genaue Prüfung des reichlichen, lehrreichen Inhalts. Dann wird man sicherlich finden: daß das Jahrbuch alles das bringt, was ein Freund der Lehrer den Lehrern nur Gutes zu bringen vermag. Es würde mir außerordentlich leid thun, wenn das Buch, an welches ich so viel Liebe und Fleiß, so viel Umstände und Kosten gewagt habe, Fiasco, nicht sein Glück machen sollte. Darum bitte ich nochmals freundlich um gefällige Beachtung des Buches! Es enthält fünfzehn Bogen, und kostet im Ladenpreise, im Buchhandel, 20 Sgr.*) Wer es aber bei mir direkt bestellt, erhält dasselbe, nach wie vor, zu 15 Sgr., und wer mindestens vier Exemplare auf einmal bestellt, den Betrag dafür baar einsendet, oder mir die Erlaubniß ertheilt: durch Postvorschuß den Betrag entnehmen zu können, dem sende ich die Exemplare franco zu. Man überlege und handle, und habe auch in Lehrerangelegenheiten wie in literarischen Sachen ein etwas weites Herz!

Ein Lehrer sollte nicht **einen** Tag verstreichen lassen, ohne wenigstens **einen** einzigen Satz geschrieben, nicht **eine** Woche, ohne in derselben nicht über irgend welchen Gegenstand seine Gedanken schriftlich bemerkt zu haben. Sprechend entwickelt sich der Mensch zwar schneller als schreibend, aber schreibend entwickelt sich der Lehrer gründlicher und vielseitiger, als es ihn sprechend je möglich

---

*) Fragliches Buch liegt nunmehr vor, es ist in Wahrheit eine höchst interessante Schrift — ein historisches Handbuch, und weil demselben die Geschichte der Pädagogen zu Grunde gelegt wurde, welche gerade vor hundert Jahren geboren sind, so ist es auch ein Jahrbuch. Möge dasselbe jene Verbreitung finden, deren es wegen seiner Vorzüglichkeit würdig ist! D. H.

ist. Dabei üben die Sachen, wenn man sie drucken läßt, eine schärfere Correktur für den Lehrer aus, als wenn er blos für die Katze schreibt, d. h. sie in's Pult verschließt.

VIII. Der Privatmann.

Um das Hauswesen habe ich mich nie gern und selten viel bekümmert. Auch bin ich immer so glücklich gewesen, Solches nicht von nöthen gehabt zu haben. Im Anfange meines Hierseins suchte ich mich bei guten Leuten unterzubringen, späterhin gründete sich mein eigener Hausstand, wie von selbst. Am 2. März 1838 nämlich zogen meine Eltern und meine einzige Schwester von Rönsahl zu mir in's hiesige Schulhaus. Die alten guten Eltern wünschten ihren Lebensabend bei mir verleben zu können, und mit Freuden willfahrte ich ihrem letzten Willen. Nicht lange hernach, am 9. August 1838, am Tage Romanus, starb mein lieber Vater und wir begruben ihn am 11. desselben Monats in feierlichster Weise; drei Jahre nachher, den 29. September 1841, am Michaelstage, starb auch meine gute Mutter, und am 2. October desselben Jahres feierten wir bestens ihre Bestattung auf heiligem Gottesacker. Von kindlicher Liebe wallete mein Herz für sie über, an ihrem Krankenbette habe ich gebetet, gewacht und geweint, und als sie hinübergeschlummert waren, ihnen den letzten Kuß auf ihre kalten Lippen gedrückt, das Auge ihnen zugedrückt, und ich werde diese Guten nie vergessen, dankbar in meinem Herzen tragen, bis ich selber wieder zu ihnen gekommen bin. Wer noch so glücklich ist, Eltern zu haben, der verleugne sie nimmer, sondern thue ihnen allen Willen. Sind sie einmal geschieden, dann steht man einsam in dem Abendroth, und wird gewiß inne werden, daß gerade sie die besten Freunde auf Erden sind. Ja, das treueste Herz auf Erden, das ist das Herz des Vaters, noch mehr, das Mutterherz!

Doch ging das Hauswesen, wie es begonnen hatte, seinen schönen lieblichen Gang fort: Alles so reinlich, so ordentlich, so exakt, in sanftem Begegnen und freundlichem Wesen, ein Ebenbild der Schule, die beide sich ergänzen und erst vereinigt für den Lehrer ein Ganzes bilden: — denn in ihm waltete nun die gute Hausfrau. Sie war noch ein Kind, als ich sie in meiner Schule kennen lernte, als ein feines, nettes, sanftes, gutgeartetes Mädchen. Ich erzog sie für meine Verhältnisse und feierte mit ihr den Bund unserer Verehelichung den 28. Oktober, Simon Judäa. 1840. Doch, dieser Artikel handelt eigentlich nicht von mir, sondern von meiner Frau, und ihr Mann schweigt, wenn sie kommt, gleich still, sintemalen ich, wie man zu sagen pflegt, auch nur bei Leuten im Hause bin. Was aber Salomo und Sirach von dem Wesen, der Gestalt und dem Wandel einer guten Frau sagen, das findet in der meinigen ihre lebendige Erscheinung. Mit f—r—i und sch sind viele Eigen=

schaften da, denn fromm ist sie, reich (am Gemüthe) jung und schön zugleich. Sie ist eigentlich eine Frau, nicht allein aus dem ff, denn sie ist fromm, frisch, frohfrei. Immer hat sie für mich „zwei Ding z'Weg: ein freundlich Gesicht und etwas Warm's." Und wenn ihre Zauber walten, schwinden meines Kummers Falten. Sie ist der Minister der innern und äußern Angelegenheiten im Hausdepartement, und mir bleibt nur blos noch das Bischen Schulfach zu verwalten übrig. Sie ist des „Hauses Sonne, des Mannes Wonne, die Ehrenkrone": Gott gedenke ihrer auch für und für vor seinem Throne!

Wie ich zu leben pflege? Mit Wenigem zufrieden, von Vielem abgeschieden. Entsage, entbehre, wenn du genießen willst. Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl." Wähle das letztere, und du hast das beste Theil erwählet. Was aufhält und beschwert, das lasse ich gern dahinten. Erst dann wird man nur freier, in wichtigen Dingen treuer, dem Höchsten zugewandt. Meine Freude finde ich in der treuen Erfüllung meiner Pflichten, im Nachdenken über wichtige Wahrheiten, im Umgange mit guten Menschen, in der herrlichen, schönen Natur. Meine Gesundheit erhalten mir das frische Wasser, die freie Luft, die muntere Bewegung und das kindliche Gottvertrauen. „So freudenreich sind meine Tage, so sanft entflieht mir meine Zeit, mich zwinget nichts zur späten Klage, mich reut nicht die Vergangenheit. Ich säe den Samen jeder Tugend, und freu' mich meiner Ernte schon: denn schon die Blüthe meiner Jugend verkündet mir des Alters Lohn." Dabei suche ich immer fester und seliger zu werden in dem Einen, was Noth thut. „Er ist die Wahrheit, ihn allein hab' ich mir auserlesen. Denn ohne ihn ist Alles Schein, in ihm ist Kraft und Wesen."

Das bringt uns auf den letztern Punkt dieser Lebensscizze, auf

IX. Ein Gotteskind.

Wenn Christus, der Herr, sagt: „Werdet wie die Kinder": so sagt er dieses auch insonderheit zu dem einzelnen Lehrer. Wenn Pestalozzi in seinen alten Tagen das als den Preis seines Lebens erkannte: zu werden, wie ein Kind: so liegt in dem Einen Vorschrift, in dem Andern Beispiel genug vor: zu wünschen und zu werden wie ein Kind, uns selig zu fühlen als ein Gotteskind. Kindlich hoffen, Gott werde uns führen und leiten auf immer ebener Bahn und Alles mit uns herrlich hinausführen. Kindlich lieben den guten Vater über'm Sternenzelt, um kindlich rufen zu können: Abba, lieber Vater! Kindlich vertrauen dem Vater der Geister: er werde mit uns Alles wohl machen und endlich erlösen von allem Uebel. Kindlich beten zu dem Vater unseres Lebens: „Es segne uns Gott, unser Gott, und alle Welt fürchte ihn!" Mit diesem kindlichen Sinn verbinden die christlichen Tugenden: die Tugend der Demuth, Sanft-

muth, der Freundlichkeit, Mäßigkeit, Geduld, der Reinlichkeit, der Ordnung, der Liebe, das sei unser Streben, das däucht uns Gewinn!

Gott, laß uns als Kind, so leben und Dasein empfinden,
Und Seligkeit empfinden, wo Tugenden sind!

Wir bitten den verehrten Herrn Herausgeber der „Galerie" 2c., gütigst entschuldigen zu wollen, wenn uns der Aufsatz unter der Hand etwas zu ausgedehnt geworden ist!

Und nun unsere Sache, die Sache der Pädagogik und der Schule, unsere Sachen, die in Schule und Haus, von Geist, Seele und Leib, dem lieben, barmherzigen und gnädigen Gott empfohlen!

Ueber uns Gottes Vaterhand,
In uns Frieden und Ruhe,
Um uns Freude und Wonne,
Segne der Deutschen Schule und Pädagogik!
Ew'ges Heil und Allen! Amen.

E. A. Roßmäßler,

der naturwissenschaftliche Volksschriftsteller.*)

Von H. P.

Am 15. Mai 1848 wurde im 22. (pirnaischen) Wahlbezirk des Königreich Sachsen für das Frankfurter Parlament ein Mann gewählt, der nur zweimal die Rednerbühne betrat (für die Volksschule und gegen die Todesstrafe.) Er war „Professor." Da er aber wenig redete, so wurde auch wenig Redens von ihm gemacht, d. h. er unterschied sich wesentlich von seinen „doktrinären" redseligen Collegen, die über vielen Worten die That vergessen und dann später mit Recht so sehr in Verruf kamen. R. hatte seinen Platz auf der linken Seite des Hauses genommen, denn sein Herz schlug warm nur für das Volk. Er hielt fest zur kleinen Partei, welche die große Masse vertrat, und ununterbrochen nahm er an den Sitzungen und Beschlüssen der Nationalversammlung bis zur gewaltsamen Auflösung in Stuttgart, am 18. Juni 1849, Theil. Die Mitglieder des Rumpfparlaments zerstoben. Einige wanderten in's Exil, andere in das Gefängniß, wenige nur sahen ihre Heimath wieder; denn hier erwartete sie der Proceß, und wer ein Amt hatte, mindestens Amtsentsetzung. Die Reaction ergoß sich gleich einer reißenden Fluth über das deutsche Land. An die Stelle der jugendlichen und begeisterten Lebendigkeit und Strebsamkeit des Volkes und seiner Führer trat eine bängliche unheimliche Grabesruhe und Niedergeschlagenheit. Den Sprechern ward die Zunge, den Denkern das Hirn und den Handelnden wurde

*) Entnommen aus „Feierabend" 1857. D. H.

die Muskeln gelähmt. Auf himmelhohes Jauchzen folgte Betrübniß bis zum Tode. Die vorher Lautesten wurden nun die Schweigsamsten, die scheinbar Kühnsten zeigten sich als die Feigsten, die angeblich Thatenkräftigsten als ein schwaches Rohr, das vor dem ersten Luftzuge zusammenbrach, ja selbst den großen Denkern blieb der Verstand still stehen. Diese Zeit der stärksten Reaction und der tiefsten Lethargie auf der Seite des Volkes wurde zu einer wahren Prüfungszeit, zu einem Läuterungsfeuer, das das edle Metall von der Schlacke, zur Schaufel, die den Weizen von der Spreu schied, denn das war nach allen Gesetzen geschichtlicher Entwickelung klar: der gesunde, lebensfähige Keim konnte nicht erstickt, der wahrhaft feste Charakter nicht gebrochen, der wahrhafte Volksmann sich nicht untreu werden und unthätig dem Schicksale des Volkes zusehen. Daher denn die Erscheinung, daß unsere wahrhaft Edlen nicht nur nicht durch die Reaction gebeugt und niedergeschlagen wurden, nein um so stolzer ihr Haupt erhoben, und jeder nach seiner Art seine Thätigkeit für Volksbildung und Volkswohl verdoppelte. Diese allgemeinen Züge passen vollständig auf unsern R. Kurz darauf, als das Rumpfparlament gesprengt worden war, finden wir ihn zu Ludwigsburg in einem engen, kleinen Dachstübchen. Es ist gerade Sonntag, und die Leute gehen geputzt, mit dem Gesangbuche unterm Arm, zur Kirche. „Ei, denkt er bei sich, was werdet Ihr nun heute wohl hören und lernen! Ihr habt's nun schon so oft gehört und hört's immer wieder — kommt Ihr denn aber wirklich weiter? Ist denn die Kirche jetzt noch die allein fördernde Form für Volksbildung? Wie nun, wenn ich versuchte, dem Volke die großen Flügelthüren der „grünen Kirche" zu öffnen, wie nun, wenn ich ihm die Natur als einen Spiegel vorhielte, in dem ihm das Wesen des Menschen rein und unverfälscht entgegentreten könnte?" So weckte ein Gedanke den andern. Das Mansardzimmerchen hatte ja noch Raum, wie für ein großes Herz, das warm für das Volk schlug, so noch für einen Schreibtisch. Dem Gedanken folgte auf dem Fuße die That, und in wenigen Tagen war das erste Bändchen von dem trefflichen Volksbuche: „Der Mensch im Spiegel der Natur" niedergeschrieben. Doch was nützt ein Buch, wenn im Leben, wenn im Volke für ein solches nicht das Bedürfniß und das Interesse geweckt sind? So schloß sich an die schriftstellerische Thätigkeit sofort noch die des populären, naturwissenschaftlichen Vortrags. „Herr Professor Roßmäßler," so bemerkt ein Ludwigsburger Zuhörer, „hat die Zeit seiner unfreiwilligen politischen Siesta, die er im Umgange mit theuren Verwandten und jenen treuen Freundinnen, die ihren wahren Verehrer überall begleiten, den Musen, in unserer stillen Stadt verlebte, theilweise dazu benutzt, um vor einem anfänglich ihm unbekannten, aber immer zahlreicher werdenden Auditorium Vorträge über die Naturwissenschaft zu halten, und zwar in einer unseres Wissens neuen, allein höchst beachtenswerthen und für eine Zeit, wie die jetzige ist, überaus vielen Anklang versprechen=

den Richtung. Ausgehend von dem schönen und allein wahren Gedanken, daß die Freiheit des Menschen und des Bürgers nachhaltig nur dann geschaffen werden kann, wenn das Volk durch Bildung und Unterricht auf den Standpunkt des sittlich-religiösen Bewußtseins gehoben wird, das ihm einerseits seine Würde als freigeschaffenen Wesens, andererseits seine Unterwürfigkeit unter die großen Regeln, die der Weltschöpfer allem Irdischen gesetzt hat, nahe legt, — ausgehend von diesem in einem höhern Sinne demagogischen, d. h. volksleitenden und wahrhaft volksfreundlichen Gedanken, hat Herr R. diejenige Wissenschaft, die ihm längst Lebensaufgabe geworden ist und in der er das Bild seines Gottes und der sittlichen, wie der politischen Freiheit seiner Geschöpfe ausgeprägt findet, nämlich die Wissenschaft der Natur, in ihr großes Recht einzusetzen gesucht, nunmehr, nach langer Verkennung und Vernachlässigung, als Hauptfactor in der Erziehung der Menschheit mitzuwirken." Wenn wir nun heute, nach fast zehn Jahren, die immer stärker und gewaltiger hervortretende naturwissenschaftliche Volksliteratur, die Regsamkeit für naturkundliche Vorträge, die Rüstigkeit in der Forschung, die Begierde des Volkes, die Ergebnisse der Wissenschaft auf seinem Arbeitsfelde anzuwenden, überblicken, so ist es zur Thatsache geworden, die Naturwissenschaft wirkt jetzt als Hauptfactor mit in der Erziehung der Menschheit, und neben ihr — die Geschichte. Als das Volk nicht mehr „berathen" und „thaten" konnte, forderte es, durch die großen Ereignisse auf einen höhern Bildungsstand gehoben, instinctiv nur Thatsachen und Thatsächliches. Vorher war das Volk mehr im philosophischen Sinne und Geiste „aufgeklärt" worden. Nach der Freiheitsbewegung begehrte das Volk aus dem Borne der objectiven Wissenschaft zu schöpfen und forderte von seinen Führern nicht die Aufklärung über ein philosophisches System, sondern die Erklärung der großen Thatsachen in der Natur und Geschichte. Die Führer hinwiederum kamen dem Bedürfnisse instinctiv entgegen, und so sind die Erfolge der wirklich volksthümlichen Schriftsteller auf dem naturwissenschaftlichen und geschichtlichen Gebiete wohl erklärlich. Professor R. gehört wie zu den ersten, so zu den reichsten, klarsten, gediegensten und gelesensten naturwissenschaftlichen Volksschriftstellern. Er verdient es, wie kaum ein anderer noch, daß wir zunächst seinem äußern Lebensgange und seinen einzelnen Schriften unsere eingehendere Aufmerksamkeit zuwenden.

R. wurde am 3. März 1806 zu Leipzig geboren, woselbst sein Vater ein tüchtiger Kupferstecher war. Die Leipziger Bürger- und dann die Nicolaischule gaben ihm die Vorbildung zur Universität, die er (auch in Leipzig) von 1825 bis Herbst 1827 besuchte. „Ich hieß," — so sagt er selbst, — „Student der Theologie, war aber Dilettant der Naturwissenschaft." Krug verleidete ihm für alle und ewige Zeiten die abstrakte Philosophie, und Tschirner stellte umsonst die Reize seiner Theologie zur Schau. Vom Herbst 1827 bis

Ostern 1830 war er Lehrer einer schola collecta in Waida, einem kleinen weimarischen Städtchen. Hier übte die schöne und reiche Natur alle Reize auf ihn aus, und die Botanik war sein Lieblingsstudium. Durch Reichenbach's Empfehlung und Minister Einsiedel's Vermittelung erhielt er im letztern Jahre anfangs die Stelle als Lehrer der Zoologie allein, von 1840 zugleich auch als Lehrer der Botanik an der land- und forstwirthschaftlichen Akademie zu Tharand und behielt diese bis zum Jahre 1848 inne. Diese Zeit (von 1830—1848 umspannt seine rein wissenschaftliche und Lehr-Thätigkeit. Für seine rein wissenschaftliche Thätigkeit wählte er sich die Land- und Süßwasser-Weichthiere (Mollusken) als Feld seiner Forschung. Auf diesem Gebiete ist er Forscher ersten Ranges, und seinen gelehrten Ruf begründete er durch seine „Ikonographie der europäischen Land- und Süßwasser-Mollusken," begonnen 1835 und bis heute noch fortgesetzt (von 1835—1855 16 Hefte mit 80 lithogr. Tafeln.) „Dies thue ich," — bemerkte er einmal, — um meiner Liebe zur Sache willen, aber den Naturforschern alter Schule gegenüber mit kalter Berechnung, um ihnen jede Berechtigung zum Desaveu meiner populären Literatur zu benehmen." Rein wissenschaftlicher Natur ist auch noch das Werk „Beiträge zur Versteinerungskunde, 1838." Dem modernen Naturforscher ist die Geschicklichkeit im Zeichnen unentbehrlich. R. hat dies Talent, verbunden mit einem feinen ästhetischen Takte, vom Vater ererbt und wie in der Ikonographie, so in allen seinen Werken trefflich verwerthet. Das Tharander Lehramt erforderte ein großes Lehrgeschick, weil die dortigen Zuhörer eine sehr ungleiche Vorbildung mitbrachten und große Accommodationsfähigkeit nöthig machten. Ein Lehrer, der in solchen Verhältnissen Erfolge sehen will, muß im besten Sinne des Wortes verstehen, populär zu sein. Man irrt darum gewiß nicht, wenn man seine Lehrthätigkeit als die Vorbereitung zum populären Schriftstellerthum ansieht. Schritt für Schritt ging er von der Abfassung von Lehrbüchern (Anleitung zum Studium der Thierwelt. 1. Auflage 1833, 3. 1856. — Die Forstinsekten 1835. — Das Wichtigste vom innern Bau und Leben der Gewächse, 1843) zur Bearbeitung populärer Werke über. Kurz vor 1848 erschien noch eine kleine Streitschrift für Aufnahme der Naturwissenschaft in den Gymnasial-Unterricht, „der Gymnasialactus im Freien," 1847; anonym als *m*. Mit diesem Werkchen überschritt er zum ersten Male die Grenzen seiner bisherigen Wirksamkeit. Er forderte jetzt die Aufnahme der Naturwissenschaft in die classischen Gelehrtenanstalten und die Jahre 1848 und 1849 brachten ihn schnell dahin, die Naturwissenschaft als allgemeines Volksbildungsmittel zu verlangen. Wir haben Professor R.'s Wirksamkeit zu Ludwigsburg bereits kennen gelernt. Nach seiner Rückkehr nach Tharand, im August 1849, suspendirt und der Stuttgarter Beschlüsse wegen angeklagt, jedoch freigesprochen,

trug er in Folge einer mündlichen Unterredung mit dem betreffenden Departementschef selbst auf Quiescirung an, welche ihm auch unter den gesetzlichen Formen wurde. Die Uebersiedlung von Tharand nach Leipzig gab dem Wendepunkte in der inneren Entwickelung seit den Stuttgarter und Ludwigsburger Tagen den äußern Abschluß. Nun im Mittelpunkte des deutschen Buchhandels war im Allgemeinen und Hauptsächlichen mit der strengwissenschaftlichen Thätigkeit gebrochen, und seine Feder gehörte jetzt vor Allem ganz und allein dem Volke. „Das Programm seiner humanen Auffassung der Naturwissenschaft legte er im 1. Band seines „der Mensch im Spiegel der Natur" nieder. Die erschienenen fünf Bände dieses Buches (drei in 2. Aufl.) sind recht eigentlich Volksbücher geworden. Schnell hintereinander folgten nun die nachstehenden populären Werke: Die Versteinerungen, populäre Vorlesungen, 1853. Mikroskopische Blicke in den innern Bau und das Leben der Gewächse, 1852. Flora im Winterkleide, 1854. Reiseerinnerungen aus Spanien, 1854. Die vier Jahreszeiten, 1855. Volksausgabe, 1846. Geschichte der Erde, 1856. Botanische Unterhaltungen, von Auerswald und Roßmäßler 1856, 6 Lieferungen. Von ihm redigirt und herausgegeben werden die „Bücher der Natur," von denen bisher 5 Bände erschienen sind. Ganz vor Kurzem veröffentlichte Roßmäßler noch ein allerliebstes Büchlein: Das Süßwasser-Aquarium, das mit naturgetreuen schönen Abbildungen geziert, den jetzt so zahlreichen Besitzern und Freunden von Aquarien, für deren Verbreitung R. selbst so viel gethan hat, angelegentlich empfohlen werden kann. Seit längerer Zeit endlich beschäftigen ihn die gründlichen Vorarbeiten zu einem großen Prachtwerke, welches unter dem Titel: „Der deutsche Wald, eine Darstellung für dessen Freunde und Pfleger," im Laufe der beiden nächsten Jahre mit vielen Illustrationen in Kupferstich und Holzschnitt, erscheinen soll, während er mit einer andern populär-naturwissenschaftlichen Darstellung: „das Wasser" schon in den nächsten Wochen das Publikum beschenken wird.*) Einzelne zerstreute Arbeiten finden sich dann noch im Tharander Jahrbuch, in „das Jahrhundert," in „die Natur," deren Mitbegründer Professor R. ist. Alle diese Werke arbeitete er in stiller Zurückgezogenheit, treu seinem Motto, das er 1846 unter sein Portrait schrieb, welches ihm seine Zuhörer in Tharand lithographiren ließen: „Die Natur ist weder eine allgemeine, große Vorrathskammer, noch eine staubige Studirstube, noch auch ein Betschemel, sondern unser aller gemeinsame Heimath, in der Fremdling zu sein Jedermann Schande und Schaden bringt." Diese stille Arbeit für naturwissenschaftliche Volksbildung wurde nur dann und wann in ihrem Interesse durch ein frisches Hineinschreiten in's Leben unterbrochen. Schon im Spätherbst 1849

*) Ist bereits erschienen. D. H.

begann er seine naturwissenschaftlichen Reisepredigten in Frankfurt a. M., Stuttgart, Mainz, Aschersleben, Magdeburg, Wiesbaden. Sie stießen zuletzt auf Schwierigkeiten, und er gab sie seit dem Sommer 1852 auf. Ein nochmaliger Versuch 1855 in Stuttgart scheiterte an einem Verbot der württembergischen Regierung. Zu wissenschaftlichen Zwecken, namentlich um die südlichen Bedingungen im Leben und Vorkommen der Land- und Süßwasser-Mollusken zu studiren, bereiste er vom März bis Juni 1853 einen Theil von Südspanien. Als Studienreise für oben erwähntes Buch, „das Wasser," eine umfassende Darstellung des Wesens und der Macht dieses Elements, ist seine Reise in die Schweiz im August und September v. J. zu betrachten. „Hier und in Spanien," — bemerkte er selbst, — „wurde meine Liebe zur Natur, in Weida und Tharand geweckt und gepflegt, gewissermaßen vergeistigt und geläutert." —

Schließlich erwähne ich aus seinem äußern Leben noch seine Theilnahme an der Versammlung der deutschen Naturforscher und Aerzte zu Wiesbaden 1852. Am Schlusse der dritten öffentlichen Versammlung sprach er offen aus, und diesen oft einseitigen und halsstarrigen Fachmännern gegenüber gehörte kein geringer Muth dazu, „es ist ein an der Menschheit begangenes Unrecht der Naturforscher, wenn sie sich als die Besitzer der Wissenschaft betrachten, während sie nur deren Verwalter sind und die Verpflichtung haben, der Eigenthümerin derselben, der Menschheit, die Früchte ihrer Verwaltung abzuliefern." — Roßmäßler selbst hat gewissenhaft als Verwalter die wissenschaftlichen Früchte dem Volke abgeliefert. „Die vier Jahreszeiten" sind eines der Hauptwerke des trefflichen Volksschriftstellers. Gebundener und geschlossener tritt uns hier zunächst der ganz richtige volkspädagogische Grundsatz entgegen: man muß die naturwissenschaftliche Volkskelter an das Nächste, Gegenwärtige anknüpfen und den verklärenden Geist der Wissenschaft gleich über die nächste Umgebung gießen. Ferner ist in dem Werke die Pflanze nach den Jahreszeiten (Frühling, Sommer, Herbst, Winter) in den Vordergrund gestellt worden. Die Pflanze steht vermittelnd zwischen dem unorganischen Reiche und den höhern organischen Gebieten (Thieren und Menschen) und die Jahreszeiten werden darum durch nichts in der Natur augenfälliger und schärfer charakterisirt, als eben durch die Pflanzen. Die Wahl des Stoffes entspricht also vollkommen den Grundsätzen einer vernünftigen Volkspädagogik, eines gesunden Volksbuches. Wie steht es nun mit Formung des Stoffes? Der Stoff ist in die alte, geheiligte Form des Kreislaufs eines Jahres geschlossen, die dem Volkssinn so lieb ist und ihm noch so nahe liegt. Will man aber eine saubere, durchsichtige und klare objective Behandlung der Pflanzen lesen, so muß man zu diesem Werke greifen. Neben jeder Analyse steht die schöne, getreue Abbildung des betreffenden Objects in ganz vorzüglichen Holzschnitten, aus dem Atelier Kretzschmar's in Leipzig. Man weiß kaum, was man mehr rühmen soll, den

hellen, gediegenen Text oder die sauberen Abbildungen und die schöne Ausstattung überhaupt. Gerade zur Zeit, als das Werk unter der Feder war, machte ich dem Autor einen flüchtigen Besuch und sah die ersten gedruckten Bogen, die erst noch von einer Mappe zusammengehalten wurden. Man muß die Freude von Kindern über die trefflichen Abbildungen mit empfunden haben, wenn sie das Original mit der Abbildung verglichen, um den wohlthuenden Eindruck, den das Buch macht, zu empfinden. Man sei sicher, das Volk wird von solcher Form und Art der Behandlung der Natur nicht lassen wollen. Immer mehr und mehr wird das Bedürfniß erwachen, zunächst und vor allen Dingen die nächste Umgebung verstehen zu lernen, und hier wieder, die stille vom Unorganischen lebende und das Organische nährende Pflanze. Reine, objective, unverfälschte Auffassung der Natur, das ist die seltene Eigenschaft, die uns in Roßmäßler und in den Jahreszeiten ganz besonders und characteristisch entgegentritt. — Wir können uns in der That kaum ein schöneres Festgeschenk denken, als die „Vier Jahreszeiten," und wollen es zu diesem Behufe allen Lesern des „Feierabend,*) soweit sie das Buch noch nicht kennen sollten, recht nachdrücklich empfehlen.

Nach unserer Auffassung gehört Roßmäßler, neben Bernstein in Berlin, zu den ersten naturwissenschaftlichen Volksschriftstellern. Zu diesem Urtheile berechtigt uns seine reine, objective Naturauffassung, seine klare, plastische Darstellungsweise, seine reinmenschliche, humane Weltanschauung, die nichts Fremdes und Störendes in die Thatsachen trägt, vor allem aber seine tiefe warme Empfindung, wie für die Natur, so für die wahre Volksbildung, für wahres Volkswohl. Soll ich diese Sätze noch mit Stellen belegen? Wer nur einige Seiten seiner Schriften las, wird an dem Urtheil nicht mäkeln und mir gern diese Mühe erlassen. Doch sei es mir wenigstens vergönnt, mit seinen eigenen Worten zu schließen. „Es wird," — so sagt er in d. M. im Sp. der Nat. — „in der menschlichen Gesellschaft nicht eher besser werden, die Gleichgültigkeit oder gar Anfeindung zwischen Reich und Arm, Hoch und Niedrig wird nicht eher aufhören, als bis alle Schichten der Bevölkerung gleichmäßig von einem vernünftigen Menschenbewußtsein durchdrungen sein werden, und dieses kann nur geschehen, wenn der gesammte Volksunterricht auf der Grundlage der eben angegebenen Naturanschauung umgestaltet sein wird. Dies, mein Freund, ist meine Ansicht, welche so klar und fest vor meiner Seele steht, daß ich im Angesicht der großen Noth des Volkes den Beschluß gefaßt habe, den Rest meines Lebens an die Lösung dieser Aufgabe zu setzen." Dem Beschlusse folgten Thaten, folgten schöne Werke. Wer möchte nicht wünschen, daß die Lösung gelingen möge? —

D. H.

*) und der „Galerie."

Caroli Roth,

philologiae candidati, vita. *)

Natus ſum d. 4. Nov. 1802 in pago Lütter [L. an der Hard], prope Fuldam. Pater mihi eſt Joannes Roth, lapicida, oriundus ex pago fuldenſi Dirlos; mater Eva Eliſabetha, nata Klüber, item lapicidae filia. Avus Conradus Roth in pago franconico Wildflecken, ad fontes Sinnae amnis prope Crucis-montem, natus, aliquamdiu ibi habitaverat; tandem vero precibus uxoris, quae quidem Fuldenſis erat, motus, cum ſuis in pagum Dirlos migravit a. 1766.

De prima aetate mea, quum, quae memoratu digna ſint, non habeam, plane ſilebo.

Anno 1811 parochus pagi mei factus eſt Joan. Ad. Franc. Schultheis, quo pater meus utebatur familiari, quique et mihi favebat maxime. Jam vero a teneris unguiculis durum patris mei opificium mihi displicuerat, et in ſchola primum ſemper obtinebam locum, quam ob rem et ego et pater a parocho petivimus, uti me ad ſtudia praepararet, ut aliquando poſſem parochus fieri.**)

At parocho dictitante, „praeſtare, me paſtorem ſuarium fieri, quam parochum [beſſer ein Sauhirt, als ein Pfarrer],“ atque addente, „ſi ludimagiſter vellem fieri, ſe eius rei fore adjutorem;“ ſaltem ludimagiſtrum fieri mihi placuit, ac jam in ſcribendo aliisque diſciplinis a parocho ſum inſtitutus.

Sed, quum Franco-Galli ad Lipſiam fuſi (1813) per patriam meam proficiſcerentur, morbumque nobis adferrent peſtilentem; multi homines abrepti ſunt, quos inter et parochus (d. 11. Dec.). Jam a fine Octobris menſis patriam permigravêre Franco-Galli, Ruſſi, Pruſſi, Coſacci, Auſtriaci aliaeque militum turbae, non raro praedantes atque uſtulantes, ita ut hominum animi belli oneribus omnino eſſent depreſſi; ſic et mea res jacuit.

Sequente autem anno quies reſtituta, novusque parochus nobis datus eſt, Andreas Schaupp, ſub quo ſpes mox reviviſcebat, fore ut literis aliquando poſſem operam dare. Menſe Junio 1815 fama fuit, quendam pagi mei juvenem, Nic. Bau, apud parochum literis eſſe vacaturum. Quod cum audiſſem, nullo modo potui retineri, quin idem facerem. Literas do ad parochum, „ſi fama de juvene Bau vera ſit, me eundem ad ſtudia acceſſurum.“ Patrique deinde a parocho reſponſum datum, „famam de Bau eſſe veram, ſe deſiderium meum adprobare, nosque duos velle inſtituendos ſuſcipere.“

---

*) Eingereicht im J. 1826 zu Wirzburg, bei Gelegenheit der philologiſchen Staatsprüfung.

**) Literis ſtudere et ſacerdotem fieri, in patria mea unum idemque habetur.

Remotis igitur parentum et conſanguineorum haeſitationibus parochus duce Broedero maiore inſtitutionem incepit (d. 20. Aug. 1815), et mecum continuavit usque ad menſem Nov. 1816; condiſcipulus quippe Bau jam menſe Aprili ei. a. receſſerat a ſtudiis, artique textoriae coeperat incumbere.

Cum tandem e puerorum ſchola eſſem dimiſſus (d. 18. Sept. 1816), atque ita viderer praeparatus, ut in Gymnaſium fuldenſe poſſem recipi; cum patre Fuldam profectus, a prof. Val. Vogt et directore Joan. Leonh. Pfaff verbis ſcriptisque examinatus, ac deinde in primam Gymnaſii claſſem receptus ſum (d. 11. Nov. ei. a.). Sic porro in IIdam (Nov. 1817), et IIIiam (Nov. 1818) transii, abſolutoque Gymnaſio (d. 30. Sept. 1819) in Imum Lycei curſum proceſſi (d. 11. (Nov.).

Sed priusquam Fuldae coeperam literis vacare, praefectura Weihers (in qua natus ſum) Bavaris obtigerat (d. 14. Apr. 1816), quam ob rem, ut in novam patriam redirem, a cognato Wirziburgi verſante monitus, Wirziburgum adii (d. 14. Oct. 1820), ſed rebus infectis per Aſchaffenburgum (d. 16. Oct.) et Francofurtum (d. 18. Oct.) Fuldam reverſus ſum.

Per ſemeſtre tunc moratus in IIdo Lycei curſu, exceſſi (d. 14. Apr. 1821), rurſusque Wirziburgum me contuli (d. 20. Mai ei. a.), ubi a profeſſoribus Gymnaſii meliora edoctus, tandem ad patrem redii.

Sed quies quod mihi erat ingrata, cum amico fuldenſi Fr. Wilh. Boſing profectus ſum in Academiam marburgenſem (d. 18. Jun. ei. a.), ibique praelectionibus Leandri van Eſs aliorumque interfui, donec nummis non ſufficientibus reverti cogerer. Fuldam reverſo nuntiantur mihi miracula hohenlohiana, quae ut viderem, in oppidum Brückenau me contuli, menſe (ni fallor) Julio.

Quo facto Fuldae aliquamdiu literis vacans accepi, ut petiveram, admiſſionem ad examen pro Gymnaſii abſolutorio Aſchaffenburgi ſubeundum (d. 25. Aug.), meque ibi examinavit prof. Mittermaier (d. 11. et 12. Sept.), et gaviſus ſum abſolutorio (d. 23. Oct.).

Tum profectus Wirziburgum, in Academicorum numerum inſcriptus ſum (d. 6. Nov.), abhinc praelectionibus (uti dicimus) philoſophicis ſecundum normam interfui, iisque finitis (d. 28. Aug. 1822) philologiae ac praecipue hiſtoriae incubui, donec (exantlato prius examine, d. 6. Nov. ei. a.) Repetitio mihi decerneretur in Progymnaſio (d. 8. Nov. 1823), qua per annum functus ſum. Nuper, quum iſtud inſtitutum reviviſceret, veſtra bonitate eiusdem factus ſum particeps.

Annis ita xxiv mihi praeterlapſis, multas perpeſſus ſum miſerias, quibus uti finis imponatur, adjuvare, vos, viri doctiſſimi, omni, qua par eſt, reverentia oro atque obſecro!

Wirziburgi, d. 30. Apr. 1826.

Carolus Roth,
philol. candid.

Nachtrag und Fortſetzung.*)

Nihil mali timens ferias auctumnales (1824) partim domi paternae, partim Fuldae transegi. Aſt Wirziburgum rediens Hammelburgi in caupona, quae dicitur „trium coronarum," lego famoſam illam ſcholarum normam, qua res ſcholaſticae prorſus perturbabantur. Wirziburgi invenio Repetitiones ſublatas, Gymnaſiique ſtatum omnino perverſum. Quo factum eſt, ut nummi coeperint deficere. Nihilo tamen minus literis eodem fervore incubui. Paulatim iſta ſcholarum norma evanuit, Repetitiones redierunt (d. 13. Febr. 1826), atque ego IIdae Gymnaſii claſſis Repetitor creatus ſum, quod munuſculum omni diligentia adminiſtravi. Eodem anno (d. 16.—21. Mai) publicum examen philologicum cum novem aliis ſubii, bonamque notam obtinui. Res meae tum florebant, ſed non diu. Meum literarum ſtudium meaque integritas, quibus fultus alios obſcurabam, et veritatem ſine fuco praedicabam, pueros nobiles ut ignobiles caſtigans, ſi fas erat, displicuêre homunculo cuidam calvo et verrucoſo, cuius machinationes tantum valuerunt, ut Repetitionis munus mihi adimeretur (d. 11. Nov. 1826).

Tum intra quatuor meos parietes incluſus, omne tempus pueris privatim erudiendis, Nepoti et Ciceroni (Cat. et Lael.) vertendis et grammatologiae [Lautlehre] exarandae dicavi, duobus modo tribusve aequalibus familiariter utens. His laboribus corpus tandem ſuccubuit, morboque gravi implicitus ſum (d. 1.—12. Febr. 1827).

Senſim ſenſimque habitaculum ac res franconicae mihi odio pariter taedioque eſſe coeperunt; quam ob rem literas dedi ad amicum, Monachii in Beilingii paedagogio verſantem (qui in eodem examine philologico miſere vexatus, ſe illuc contulerat), rogans, uti me arceſſere vellet. Beilingius annuit. Ita Monachium vidi (d. 14. Apr. 1828), atque eiusdem inſtituti factus ſum magiſter. Mox munus ſcholaſticum a Miniſterio petii — ſine effectu. Quum vero a Beilingio, aere alieno obruto, ne aſſem quidem extorquere poſſem, Gernertusque (ſic amicus vocabatur) novum conſtitueret paedagogium; ad hunc transii (d. 1. Sept. ei. a.), et per aliquot menſes Mo-

*) Nebſt dem Vorigen (doch mit einigen Aenderungen und Weglaſſungen) an die philoſ. Fakultät der k. Hochſchule zu Erlangen eingeſandt, im J. 1832. Vergleich den Anhang.

nachii continua hilaritate gavisus sum — non sine puellae cuiusdam favore. Eodem tempore poëmata mea prodierunt.

Sed omnino bona malis mixta sunt. Gernertus promissis non stetit, et honorarium quovis mense minuit, ita ut postremo ne victus quidem quotidianus suppeteret. Tali modo aestas (1829) praeterlapsa est. Die 1. Sept. e Gernerti paedagogio excessi. Rursus munus peto a Ministerio et Regimine circuli Isarae, nec non et Danubii superioris — sine effectu.

Spem inter et metum auctumnus mihi abiit, donec Dr. Joan. Georg Müller, prof. juvenum nobilium [gallice *Pages*], me rege Ludovico annuente in paedagogium nobile [Edelknaben-Schule] arcesseret (d. 11. Nov. ei. a.). Isti viro humanissimo duabus magistrorum epistolis optime eram commendatus, atque illo tempore inspector omnium institutorum monachiensium erat, qua occasione instituenti mihi saepissime interfuit, meque aestimare coepit. Sic omnibus calamitatibus meis — uti spero — finis impositus est. Nam in paedagogio nobili et vitam et victum habui splendidissimum, et sane res meae meliore loco sitae esse non poterant. Unum hoc me angebat, quod munus illud aulicum [eram quippe Repetitor] „definitivum" neque erat, nec fieri poterat; qua re territus munus publicum petii, aegre ferentibus et archistabulario (Barone de Kesling), et discipulis nobilibus. Ita intercedente directore meo, Barone Greuzard d'Amadieu, a Ministerio in Imam classem scholae latinae, quae Landishutae floret, translatus sum (d. 5. Nov. 1830), et post xvii menses (d. 10. Apr. 1832) in IIdam classem processi. —

Munus istud secundum normam administro, et nihil habeo, quod hic addam, quam quod Franc. Xav. Müller tanquam rectore, et Sebastiano Mutzl tanquam subrectore gaudeo.

Domi interim mater paterque mihi obierunt: mater nempe d. 24. Dec. 1829, annorum lx, pater vero d. 18. Jan. 1831, annorum lxiv. Sit illis terra levis!

Haec hactenus. Verbositati meae ignoscatis, quaeso, viri humanissimi, atque exiguis conatibus meis faveatis!

Landishutae, d. 17. Junii 1832.

Carolus Roth.

Anhang.

Literae petitoriae.*)

Viri amplissimi, nobilissimi ac doctissimi! Jam medio aevo mos fuit, viros doctrina insignes doctoris vel magistri

*) Gleichfalls an die philos. Fakultät zu Erlangen eingesandt.

nomine a coaevis ornari, aut etiam ab imperatore, vel pontifice maximo, vel aliis principibus laurea coronari. Ita Thomas Aquinas († 1274) „doctor angelicus," Bonaventura († 1274) „doctor ſeraphicus," Duns Scotus († 1308) „doctor ſubtilis," Wilhelmus Occam († 1347) „doctor invincibilis;" ita Petrus Lombardus († 1164) „magiſter ſententiarum" vocabantur; ita etiam Conradus Celtes (i. e. Meißel) a. 1491 Norimbergae a Friderico IIIio, imperatore romano, et Franciſcus Petrarca (i. e. Petracco = Peterchen*) a. 1341 Romae coronati ſunt.

Sed paulatim (poſt a. 1206) Univerſitates ſibi jus doctorum creandorum omnino vindicaverunt, et ſaeculis xivto et xvto, quum Univerſitates Pragae (1348), Viennae (1356), Heidelbergae (1386) et Ingolſtadii (1472) florere coepiſſent; praeceptores academicos vel doctoris, vel magiſtri, vel ſaltem licentiati et baccalaurei titulo ornatos eſſe oportebat. Ita Lutherus (potius Luder, † 1546) „doctor," et Melanchthon (i. e. Schwarzerd, † 1560) „magiſter" fuit.

Omnes iſti mores ſcholaſtici ex opificum collegiis orti ſunt. Doctorem enim creari, quid eſt, niſi magiſtrum (Meiſter) fieri? Doctoris itaque nomen inter eruditos idem ſignificat, quod magiſtri inter opifices. En etiam rhapſodos, quos vulgo „Meiſterſänger" vocant, vel potius „Sängermeiſter"! Sic res ab opificibus inventa et exculta, a viris doctis aevi medii ad rem literariam translata, hucusque floret, ac viris, quorum munus eſt, pueros et adoleſcentes in literis erudire, ornamentum eſt non inglorium, vehiculumque, ad munera ampliora progrediendi.

Eiusmodi cogitationes jam plures annos mente volvebam, aliis negotiis diſtrictus; ſed nunc demum, ubi et tempus et res mihi magis favent, vos, viri ampliſſimi, nobiliſſimi ac doctiſſimi, uti me, hominem forſitan indignum, philoſophiae doctoris gradu ornare dignemini, omni, qua par eſt, reverentia rogo.

Landishutae, d. 19. Junii 1832.

Carolus Roth.

Schriften.

1. Gelegenheitsgedichte. München 1829. 8. (vi u. 31 S.)

* Dieſe Gedichte erſchienen auf Koſten einiger Freunde und Freundinnen, kamen nie in den Buchhandel, und verſchwanden bis auf 3 Abdrücke aus meinen Händen; vergl. die 13. Nr.

2. Des Kornelius Nepos Lebensbeſchreibungen ausgezeichneter Feldherrn, verdeutſcht und erläutert. Kempten 1830. 8. (vii u. 195 S.)

* Dieſe Schrift iſt längſt vergriffen, wird auch nicht wieder aufgelegt.

*) „Wer ſagt Das? — Petrarch hieß er! Mutzl."

3. Deutsche Silbenlehre für Schulen. Augsburg 1831. 8. (x und 72 S.)

* Diese Schrift ist gleichfalls aus dem Buchhandel verschwunden, auch bereits durch eine andre ersetzt; vergl. die 6. Nr.

4. Englische Schulvorschriften. Landshut 1832. 4. (einige Steindrucktafeln.)

* Kein Abdruck mehr in meinen Händen; die Platten längst abgeschliffen!

5. M. T. Cicero vom Greisenalter und von der Freundschaft, verdeutscht und erläutert. Landshut 1833. 8. (xiv u. 121 S.)

* Die Vorrede, welche die deutsche Sprache betraf, erregte den Zorn eines Neuheiden.

6. Allgemeine Silbenlehre der deutschen Sprache. Passau 1833. 8. (xvi u. 151 S.)

* Umarbeitung der 3. Nr.; ist längst vergriffen, und wird nicht wieder aufgelegt.

7. Al. Jos. Vollmer's neuentdeckte Beugarten der hochdeutschen Sprache, ausgearbeitet von K. R. Passau 1833. 8. (xii und 51 S.)

* Gleichfalls vergriffen, und durch die 8. Nr. ersetzt.

8. Die Beugung und Schreibung der neuhochdeutschen Hauptwörter. Kempten 1836. 8. (xvi u. 200 S.)

* Bis auf wenige Abdrücke vergriffen. Eine neue Auflage ward öfters verlangt; auch wär' ich nicht abgeneigt dazu.

9. Anleitung zur gründlichen Erlernung der deutschen Sprache, nach Lhomond's Lehrweise. Bamberg 1837. 8. (95 S.)

* Mitarbeiter: Dr. Joh. Georg v. Müller, Vorstand der k. Edelknaben-Schule, gestorben am 6. März 1857. Obige Schrift ist noch zu haben.

10. Deutsche Predigten des xii. und xiii. Jahrhundertes. Quedlinburg und Leipzig 1839. 8. (xl u. 88 S.)

* Längst vergriffen; wird auch nicht wieder aufgelegt, wenn ich nicht neue Bruchstücke auffinde, was möglich wäre.

11. Denkmähler der deutschen Sprache vom 8. bis zum 14. Jh. In 2 Abtheilungen. München 1840. 8. (xxiv u. 111 S.)

* Bis auf wenige Abdrücke vergriffen; wird auch im Ganzen nicht mehr aufgelegt, wohl aber einzelne Stücke der Sammlung, wenn es nöthig erscheint.

12. Bruchstücke aus der Kaiserchronik und dem jüngern Titurel. Nebst einem Verzeichnisse neuaufgefundener altdeutscher Bruchstücke und einem Anhange. Landshut 1843. 8. (xxxi und 88 S.)

* Ist noch im Buchhandel zu haben.

13. Gedichte. Als Handschrift für Freunde gedruckt. München 1844. 8. (xiv u. 40 S.)

* Vermehrte, aber auch verminderte, Ausgabe der 1. Nr. Ward durchaus auf Schreibpapier gedruckt, und kam niemals in den Buchhandel.

Von neuern Gedichten wurden nur 4 als „fliegende Blätter" gedruckt, und an Freunde und Bekannte vertheilt.

14. **Dichtungen des deutschen Mittelalters. Nebst 2 Anhängen.** Nachrichten von neuaufgefundenen Bruchstücken enthaltend. Stadtamhof 1845. 8. (xxxviii u. 151 S.)

* Noch vorräthig im Buchhandel.

15. **Leben des hl. Anno, Erzbischofes von Köln.** Deutsches Gedicht des 12. Jh. 1. Heft. München 1847. 8. (xxxiv u. 96 S.)

* Ist auch noch vorräthig; das 2 Heft erscheint, sobald sich stärkere Nachfrage nach dem 1. zeigt.

16. **Urkunden der Stadt Obermoschel in der vormaligen Grafschaft Veldenz.** München 1847. 4. (iv u. 116 S.)

* Ganz auf Schreibpapier gedruckt, und nicht im Buchhandel; diese Schrift erschien nämlich zunächst als Beilage einer amtlichen Eingabe der Gemeinde Obermoschel in Rheinbayern, die Wiedererwerbung der verlornen Stadtrechte betr.

17. **Kleine Beiträge zur deutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung, 1.—12. Heft.** München 1850. — 1854. 8.

* Es liegen 2 Bdchen., und vom 3. zwei Hefte vor; die leidigen Kriegseraügnisse [Sebastopol ꝛc.] raubten den Theilnehmern die Kauf- und Leselust, weshalb eine Unterbrechung eintrat. Doch soll nach dem neuen Jahre das 13. Heft in Angriff genommen werden.

18. **Kozroh's, Mönches zu Freising, Renner [d. h. Register] über die ältesten Urkunden des Bisthumes Freising, 1. u. 2. Heft.** München 1854. (8. 108 S.)

* Ist noch im Buchhandel.

19. **Bruchstücke aus Jansen des Eninkels gereimter Weltchronik. Nebst einem Anhange, die Sprüche der Väter und Anderes enthaltend.** München 1854. 8. (48 S.)

* Ist auch noch zu haben; obige Weltchronik ist aber noch ungedruckt.

20. **Verzeichniſs der freisinger Urkunden vom hl. Korbinian bis zum Bischofe Egilbert (724—1039). Nebst einem Anhange, oberpfälzische Ortsnamen und Anderes enthaltend.** München 1855. 8. (100 S.)

* Auch noch zu haben.

21. **Örtlichkeiten des Bisthumes Freising, 1.—3. Drittel (724—1039).** München 1856 und 1857. 8. (xii, xvi, xxxvi und 325 S.)

* Bleibt solange die lauterste Qwelle für die alten freisinger Ortsnamen, bis das Urkundenbuch zu Stande kömmt; Dies ist aber noch lange nicht möglich.

22. **Uolrich's von Türheim Rennewart, deutsches Gedicht des 13. Jh. Nabburger Bruchstücke.** Regensburg 1856. 8. (147 S.)

* Besondrer Abdruck aus dem 17. Bde. der Verhandlungen des regensburger Geschichtsvereines.

** Obige Schriften kann man insgesammt, wenn sie nicht vergriffen sind, durch Finsterlin zu München beziehen.

Nachtrag zur 7. Nummer.

Die Kunst, neudeutsche Hauptwörter richtig zu beugen, entdeckte der Sprachforscher Vollmer im J. 1829 auf dem fränkischen Schlosse Schwarzenberg, wo er damals als Hofmeister weilte. Der erste Abdruck seiner Beugarten geschah aber nicht im J. 1833, sondern bereits im J. 1831, nämlich zu Stadtamhof. Da dieser Umstand nur Wenigen bekannt ist, theil' ich hier nachträglich die Schrift mit, in welcher der Abdruck erfolgte.

„Beiträge zur Übung im Schriftlesen, Schön- und Rechtschreiben, für die Jugend in den Volks- und Sonntagsschulen, und auch für die Schüler der untersten lateinischen Klasse. 4. Auflage. Zweite Abtheilung: Das Nöthigste aus der deutschen Sprachlehre, und vom Briefschreiben. Stadtamhof, 1831. 8., 28.—30. S."

* Verfasser dieser Schrift ist der quiesc. Regierungsrath Franz Xav. Müller, damals Studienrektor zu Landshut. Ich hatte obige Beugmuster am 11. Aug. 1830 hieher von Vollmer zugeschickt erhalten, nahm sie mit nach Landshut, und theilte sie dem Studienrektor mit, welcher sie sofort, ohne mich zu fragen, abdrucken ließ. Auf Bitten meines damaligen Amtsbruders Dr. Burger arbeitete ich sodann die Schrift aus, wie sie unter der 7. Nr. vorliegt, und im J. 1836 erweiterte ich sie zu Regensburg so, wie sie unter der 8. Nr. vorliegt. Der Verlagsort der letztern Schrift war zwar Kempten; doch ward sie zu Stadtamhof gedruckt. Soviel davon!

München, am 20. des Oktobers 1857.

Dr. **Karl Roth**,
Studien- und Schönschreiblehrer
von Landshut.

Karl Ludwig Roth,

der Theol. Dr., Gymnasial-Rektor, Ober-Studienrath, Ritter der würtemb. Krone, in Stuttgart.

Roth K. L., geboren in Stuttgart am 7. Mai 1790. Sein Vater, Christoph Friedrich Roth, Lehrer am dortigen Gymnasium, ein ernster und sehr wirksamer Schulmann, von dessen Charakter als Mensch und als Lehrer die vom ältesten Sohne Friedrich Roth verfasste, 1814 erschienene, Laudatio Chr. Fridr. Rothii Zeugniß gibt,*) erzog diesen seinen jüngsten Sohn für den geistlichen Stand, dessen ruhigere, und dabei nicht minder segensreiche Thätigkeit er jederzeit und vornehmlich in den späteren Jahren als denjenigen Beruf betrachtete, in welchem man am glücklichsten sein könne. Nach einem

*) In der neuesten Schrift des K. L. Roth widmet er seinem Vater aus Pflicht der Pietät und Dankbarkeit ein schönes nachahmungswerthes Erinnerungsblatt. Sieh: Kleine Schriften pädagogischen u. biographischen Inhalts, II. Bd. S. 335 u. f. D. H.

vorbereitenden Unterricht durch Hauslehrer brachte ihn der Vater in die Klasse seines Collegen und Freundes Werner, der durch seine in vielen Auflagen wiederholten lateinischen Schulbücher in Deutschland bekannt geworden ist. Dieser, ein frommer, gewissenhafter, und zum Unterrichte der jüngern Knaben ganz besonders befähigter Lehrer, nahm sich unter den zahlreichen Schülern, mit denen seine Klasse stets besetzt war, des Sohnes seines Freundes um so treulicher an, je mehr derselbe, um ein Ziemliches jünger als die andern Schüler, noch einer Art von mütterlicher Pflege in der Schule selbst bedurfte. Es war eine so glückliche Mischung von Freundlichkeit und Ernst in dem Wesen dieses Lehrers, wie sie nur äußerst selten vorkommt: die Freundlichkeit war das Vorherrschende; und doch war der Schüler von dem Ernste immer gehalten. Diesen Eindruck von Werner haben wohl alle, die während seiner kräftigeren Lebenszeit ihn zum Lehrer hatten, und nachher selbst in den Lehrstand traten, in ihren Beruf mitgenommen: es muß jedem, wenn er es auch nicht vermag oder erreicht, wünschenswerth sein, so, wie Werner in jener Zeit gewinnen und zugleich anspornen zu können. Nachdem der junge Schüler in der Klasse dieses Lehrers zwei Jahre zugebracht hatte, durchlief er der Reihe nach aufwärts alle Klassen des Stuttgarter Gymnasiums. Was er in dieser Zeit für die nachmalige Berufsthätigkeit gewonnen hat, verdankt er vorzugsweise zwei Lehrern, seinem Vater und dem edeln Professor Drück. Beide waren in ihrem Kreise durch die Trefflichkeit ihrer Methode berühmt, und man zweifelte nicht an dem Gelingen bei einem jungen Menschen, dessen sie sich besonders annahmen; weßhalb auch dem Professor Roth gar oft solche Jünglinge zugeführt wurden, die, anderwärts übel geleitet, oder im Hause bis dahin verzogen, nach dem Urheile der Ihrigen auf andere Wege gebracht oder im Lernen mehr gefördert werden sollten, ein Geschäft, dem Drück nach seinem doppelten Berufe als Professor und als Bibliothekar sich nicht in gleicher Ausdehnung widmen konnte. Aber Beider Methode hatte bei einer übrigens verschiedenen Persönlichkeit viel Gemeinschaftliches. Zuerst das, daß die Methode nichts von außen Angenommenes, nicht eine Manier oder ein Kleid, sondern nur der Ausdruck von ihrem innern Wesen war. Man fühlte ihnen gegenüber immerfort die Ueberlegenheit ihres Willens und die vollkommene Aufmerksamkeit, worin sie sich selbst befanden. Diese ihre Aufmerksamkeit, auf den Lehrstoff und auf den Schüler immer mit gleicher Spannung gerichtet, war das Wesen ihrer Methode, deren Technik die einfachste, die natürliche und gewöhnliche war. Denn eben dieselbe Aufmerksamkeit, wodurch ihnen die geistigen Bedürfnisse des Schülers jeden Augenblick gegenwärtig waren, machte, daß sie fast unbewußt vom Bekannten zum Neuen übergingen, und immer das Ansprechende herausfanden, ohne je in das Ueberflüssige oder minder Wichtige abzuschweifen. Und wenn man aus andern Lehrstunden mit jener Gleichgültigkeit kam, in der man Nichts als das

Ende gewünscht hatte, und nun fast nur zu Aeußerungen des jugendlichen Unverstandes aufgelegt war, so verließ man die ihrigen, die eben wegen Anspannung der Aufmerksamkeit am schnellsten vergingen, mit jener Empfindung von geistiger Gesundheit, der die wiederkehrende Arbeit ganz willkommen war. Ferner war ihre Methode darin eine und dieselbe, daß Beide, vorzugsweise mit dem Sprachunterricht beschäftigt, ganz besonders auf ein vollkommenes Verstehen des Gelesenen drangen, und bei den Uebersetzungen die Reinheit und Schönheit der Muttersprache nicht minder im Auge behielten, als das Treffen des Sinnes. Eine durchgängige Methode hatte die mit vielen Lehrern besetzte Anstalt nicht. Es war kein Princip da, welches allen vorgeschwebt hätte, und eben darum kein Zusammenarbeiten. Der eine Theil der Anstalt erschien sich selbst fast erhabener über dem andern, als die Universität über dem Gymnasium ist. Die allgemeine Ordnung ging nicht über die auswendige Disciplin, die Zahl und Art der Lehrstunden, die Prüfungen und andere äußere Dinge hinaus; wodurch denn der eifrige Lehrer allerdings nicht gebunden, aber auch der mittelmäßige und schwache sich selbst überlassen und in seinen Fehlern ganz einheimisch wurde. Es war noch ein Halt da, nicht ein besonderer für diese Anstalt, sondern ein allgemeiner für alle Schulen und gewissermaßen für das ganze Land. Die Wichtigkeit, welche der Vorbildung für das Studium der Theologie beigelegt wurde, brachte in die Schule eine wohlthätige Einheit der Richtung, die zu einer Mehrheit der Richtungen zu machen von den Materialisten und Utilitariern in der Pädagogik heute als ein Lob und ein Verdienst erklärt wird. Die Schulen waren so eingerichtet, daß die in dem ganzen Lande von alter Zeit her besonders wohlgegliederte Vorbereitung auf die theologische Laufbahn ihren vorherrschenden Charakter ausmachte: die Schüler wurden im Allgemeinen so geführt, wie wenn alle Theologen werden sollten, wiewohl nie einer genöthigt wurde, hebräisch zu lernen, ja damals auch nicht griechisch, wenn er andere Studien bezweckte. Daher fanden sich sonst Beamte, Aerzte, auch Gewerbsleute, die noch im Alter lateinische Verse machten und andere Fertigkeiten behielten, die man jetzt etwa nur bei Geistlichen zu suchen pflegt. Aber es war den jungen künftigen Theologen und den andern, welche ihre Vorbereitung in der Schule theilten, schon damals vielerlei Lehrstoff geboten. Man forderte das Eine für das künftige Facultätsstudium, und das Andere bot man an: so daß die besondre Anlage für ein andres Fach — denn die für Sprachen ist die allgemeinste — Gelegenheit genug fand, sich nähren und bilden zu lassen. In der Zeit, da jene theologisch-philologische Richtung noch nicht einmal der Gegenstand eines Zweifels über ihre Zweckmäßigkeit für alle gewesen war, ist T ü b i n g e n der Sitz einer anerkannt strengen und rein wissenschaftlichen mathematischen Schule geworden. Diese allgemeine Richtung machte auch den Charakter des Gymnasiums in Stuttgart aus. Freilich waren die Personen, die jene Richtung vor-

stellten und sie befolgen sollten, wie überall, von sehr verschiedener Art, so daß sie in den einen geehrt, in den andern gleichgültig, in den dritten als ein Gegenstand der Geringschätzung erschien. Man hatte, wie überall, nicht nur gute und mittelmäßige Lehrer, sondern auch solche, die, wenn die Bildung des nachwachsenden Geschlechts in der That als eine der wichtigsten Angelegenheiten der Verwaltung behandelt würde, um jeden Preis hätten entfernt werden sollen. Nicht als ob bei mittelmäßigen und untauglichen Lehrern gar nichts gelernt werden könnte, wenn die Jugend eifrig genug wäre. Denn wenn diese nur den auch auf ungeschickte Weise und ohne Theilnahme gebotenen Stoff mit rechter Lust ergriffe, müßte sie auch so schon durch die Ordnung der öffentlichen Schule mehr gewinnen, als durch Privatstudium, bei dem Mancher unter allen Bedrängnissen und fast von allen Hülfsmitteln entblößt dennoch grundgelehrt geworden ist. Aber wo beim Lehrer die eigene Ergründung des Stoffes, oder bei genugsamen Kenntnissen jene Stärke des Willens und jene stete Aufmerksamkeit fehlt, da wird der ohnedieß trockene Stoff der Jugend immer langweiliger.

Roth hatte auf dem Gymnasium in Stuttgart, außer seinem Vater und Drück, noch mehrere kenntnißreiche und rechtschaffene Lehrer. Einer derselben war der Philosoph Bardili, ein Mann von hohem Geiste, als Lehrer eifrig und gewissenhaft. Aber nur die wenigsten und reifsten Schüler, unter welchen Roth nicht war, gewannen im Wissen Etwas bei Bardili. Er stand für Gymnasialschüler zu hoch; und während er einen Kurs um den andern für sein System reifer und empfänglicher zu finden hoffte, als die früheren, ging sein Leben, selbst auch für die Erfüllung seines Wunsches, eine Schule zu stiften, ohne Frucht dahin. Roth brachte keinerlei Vorkenntnisse zum philosophischen Kurs auf der Universität mit, ungeachtet von Bardili ziemlich ausführliche Paragraphen über alle philosophische Disciplinen dictirt und vier Jahre lang jede Woche mehrere Stunden darauf verwendet worden waren.

Die Eindrücke, welche er von den Mängeln der Personen und der Sache mitnahm, sind für seine nachmalige pädagogische Thätigkeit nicht ohne Frucht geblieben, obgleich diese natürlicherweise ohne Vergleich mehr gewonnen haben würde, wenn er nur gute Eindrücke hätte mitnehmen dürfen. Einer der größten Nachtheile, den die Schüler unbewußt empfangen, und der ihm später lehrreich geworden ist, war die allzufrühzeitige Enttäuschung über die Schwachheiten der Erwachsenen und Gereiften. Jene kindliche Achtung gegen die Lehrer, jener unbedingte Glaube an die Ueberlegenheit ihrer Einsichten und ihres Willens, den der Knabe von Hause aus mitbrachte, wurde durch Ungleichheit des Benehmens, durch Trägheit und eitles Streben einzelner erschüttert, durch andrer Leidenschaftlichkeit, Kleinlichkeitsgeist, Verdrießlichkeit, sinnliche Richtung und Geistesschlaf, oft durch Beweise von Unwissenheit allzusehr geschwächt, als daß der Vater oder die

andern tüchtigen Lehrer den Riß hätten ausfüllen können. Es gab Lehrfächer, welche, Jahr aus Jahr ein in bestimmten Stunden behandelt, nicht die geringste Furcht trugen; es gab Lehrstunden, wo der Lehrer, selbst unvorbereitet, über die mangelhafte Vorbereitung der Schüler heftig schalt, und am Ende, wenn keiner das seltene Wort wußte, selbst an die verwerflichen und verbotenen Hülfsmittel appellirte. In solchen Lehrstunden ist dem Verfasser dieses Abrisses Homer, den er für sich eifrig zu studiren begonnen hatte, Virgil und Terenz auf lange Zeit ungenießbar geworden. Lehrstunden der Art sind Pflanzenschulen aller unlautern Neigungen und Gewohnheiten, nicht blos durch die allerdings höchst gefährliche Langeweile und den eigentlichen Unfug, der hieraus erwächst, sondern auch durch die Unredlichkeit, die von gewissenlosen und schwachen Lehrern fast unmittelbar in dem Schüler erzeugt, oft, was das Aergste in diesem Stücke ist, durch eine stille oder offene Uebereinkunft zwischen den Schülern und einem solchen Lehrer geübt wird. Diese Erscheinungen fanden sich alle damals in jener Anstalt, und wurden durch äußere Einrichtungen, die nur dem oberflächlichen Urtheile gleichgültig erscheinen konnten, noch vermehrt. So bestand die Gewohnheit, die Schüler von der Klasse an, worin man im vierzehnten Jahre trat, mit Herr anzureden. Ein Vorsteher der Anstalt in der frühern Zeit hatte, wie man sagte, das Herr erfunden, um die Jugend durch das Ehrgefühl zu guten Sitten und zahmer Art zu bewegen. Als sie aber nach wie vor sehr tumultuirten, und den höflichen Rektor selbst am wenigsten schonten, soll er ihnen ihre Undankbarkeit mit Wehmuth vorgerückt haben, daß sie, die ihm das Herr von Seiten der Lehrer zu danken hätten, ihm so wenige Ehrerbietung bewiesen. Während die Einbildung, welche jedes moralische Uebel doppelt hartnäckig macht, auf solche Weise anwuchs, wurden eben dadurch die Schüler vom Lehrer entfernt, da es natürlich war, daß man Herren nicht unterrichtete und erzog, sondern ihnen Vorlesungen hielt, und da dieses einzige Wort, dem übrigens noch andere Dinge entsprachen, der Ermahnung und Zurechtweisung, selbst von Seiten der weisen und väterlich gesinnten Lehrer, einen fremdartigen falschen Ton verlieh.

Nach der Universität, als Roth noch in unreifer Jugend schon Lehrer war, und in großem Vertrauen zu sich unbedenklich vielerlei zu lehren übernahm, sowohl das Wenige, was er wußte, als auch das Viele, was er nicht wußte, und, nach der Neigung jenes Alters, mehr der Sinnlichkeit als im Geiste lebend, oft mit mangelhafter Vorbereitung und nur mit halbem Gemüthe die Lehrstunden mehr aushielt, als ausfüllte, haben jene Erinnerungen ihm manchmal zur Mahnung gedient, und ihm gezeigt, was aus ihm selbst und aus der anvertrauten Jugend werden müßte, wenn er sich nicht zur inwendigen und wirklichen Thätigkeit erhöbe.

Wenige Monate, nachdem er siebenzehn Jahre alt geworden war, bezog er die Universität Tübingen, woselbst er zu einem fünfjährigen

Kurs der Philologie, Philosophie und Theologie in das Seminarium aufgenommen wurde. Was er damals am wenigsten ahnte, ist ihm erst während seiner amtlichen Thätigkeit klar geworden, daß er, um die Uebel der Universität mit geringerem Schaden auszuhalten und ihr Gutes besser zu nützen, wenigstens noch ein Jahr hätte gründlich geschult werden sollen. Die äußern, ursprünglichen Formen für das Leben und die Studien der jungen Theologen waren dort vortrefflich. Nach einer zweijährigen Vorbereitung durch klassische und philosophische Collegien und Privatbeschäftigungen sollten alle theologische Disciplinen in einer sehr wohl bemessenen Ordnung drei Jahre lang betrieben, die Jünglinge in ihrem Leben und ihren Studien von Repetenten, die ihnen, wie ältere Brüder, zugegeben waren, beaufsichtigt und berathen, und von ebendenselben durch regelmäßige Repetitionen, welche für die Dogmatik wirklich gut eingerichtet waren, in steter Aufmerksamkeit erhalten werden. Aber während die äußere Ordnung im Einhalten der gesetzten Zeiten, im Besuch der Collegien und selbst in der Kleidung — man mußte damals noch beständig mit dreieckigem Hute, in schwarzem Frack und Unterkleidern, kurzen Beinkleidern und Schuhen, auch mit dem Ueberschlage, selbst auf Spaziergängen und beim Essen, erscheinen, und Uebertreiungen solcher Ordnungen wurden durch Abzüge an der sehr reichlichen Weinportion geahndet — mit strenger Genauigkeit beobachtet wurde, standen die jungen Studenten doch für ihr inneres Leben unberathen da, diejenigen wenigstens, welche eben darum des Rathes am meisten bedurft hätten, weil sie ihre eigene Rathlosigkeit nicht kannten. Man folgte in den Studien und im Lebensgenuß dem, was man bei ältern sah, und was die traditionelle Sitte den neuen Ankömmling mit dem fast durchgängig falschen Schein einer wünschenswerthen Realität entgegenbrachte. Den Reiferen half diese Verweisung auf die Selbsthilfe zu selbstständiger Entwicklung, die Unreifen erfuhren nie oder spät, wie sie es anfangen, wie sie es betreiben sollten, daß sie die Bildung fänden, wozu sie auf dem Platze waren. Die Lehrstühle der Geschichte, der Mathematik, der Philosophie, der Philologie und der orientalischen Sprachen waren von kenntnißreichen, dem Charakter nach achtungswerthen, zum Theil berühmten Männern eingenommen, bei deren jedem der aufgeweckte, nach Wissenschaft begierige Jünger gar viel hätte gewinnen können. Aber es fehlte das compelle intrare, dessen bei weitem der größte Theil bedurfte. Man hätte sich auf der Universität geschämt, eine Methode anzunehmen, die an die Schule erinnern konnte, indem man weniger auf das sah, was die Jugend brauchte, als auf das, was dem Range der höchsten Bildungsanstalt gemäß zu sein schien. Es war damals Sitte im Seminar, während des philosophischen Kurses Kant's Schriften, vorzüglich die Kritik der reinen Vernunft, zu lesen. Manche hielten sich an die verständlicheren Commentatoren Kant's, etliche erhoben sich zu Fichte und Schelling. Es ging aber kein Studium gleich-

mäßig mit den Collegien fort; vielmehr war es Sitte, in den philosophischen Collegien nicht aufzumerken und sich ihrem Besuche, wo immer möglich, zu entziehen. In der Erinnerung an solche Dinge und ihre niemals zu ersetzenden Nachtheile erkennt man wieder von Neuem, wie ungemein wichtig es sei, auf der Schule von Jahr zu Jahr zu gespannterer und ununterbrochener Aufmerksamkeit gewöhnt zu werden, was freilich nur durch ganz tüchtige Lehrer geschehen kann, und niemals erreicht werden wird, wenn auch nur in wenigen Lehrstunden möglich und gebräuchlich ist, zu hören und doch zu überhören. Denn obwohl auch die Anlage zur Aufmerksamkeit ungleich ist, wie die andern, ist diese doch für alle ohne Ausnahme eine Gewöhnung, welche, auf die Universität mitgebracht, kein Collegium gänzlich unfruchtbar bleiben läßt, selbst wenn der Vortrag nicht anziehend, im Einzelnen Manches nicht bedeutend, oder sogar das System mangelhaft wäre.

Für diejenigen, welche selbst später Lehrer werden sollten, war keine Einrichtung vorhanden, wodurch sie Anleitung hätten bekommen können, sich für den Lehrstand auszubilden. Man glaubte insgemein, daß, wer ein Buch in der fremden Sprache lesen könne, auch schon im Stande sei, in dieser Sprache Unterricht zu geben: und ebenso war es in den andern Fächern.

Damals mußte jeder, welcher zum Studium der Theologie übergehen wollte, zuvor Magister werden; und um diese Würde zu erlangen, mußte man eine Prüfung bestehen, welche examen rigorosum hieß, und in welcher keiner durchfiel; ferner zwei Probearbeiten eingeben, und endlich über eine Dissertation disputiren, die ein vom Candidaten selbst erwählter Lehrer der philosophischen Facultät geschrieben hatte. Roth versuchte sich zum ersten Male in zwei Abhandlungen philosophischen Inhalts: Beurtheilung der Kantischen Lehre vom moralischen Uebel, und: über den Polytheismus. Die theologischen Studien, welche Roth mit dem Herbste 1809 begann, waren durchgängig besser bestellt, durch das Herkommen im Seminar, durch die Vertheilung der Kurse, durch die natürliche und nothwendige Bestimmung der Gegenstände, welche den Mittelpunkt der ganzen geistigen Thätigkeit ausmachten, vor Allem aber durch ehrwürdige Lehrer, die in ihrer Wissenschaft lebten, die man mit der Theologie nicht nur ganz beschäftigt, sondern auch der ganzen Gesinnung nach von derselben durchdrungen sah. Die Brüder Flatt, Johann Friedrich und Karl Christian, leuchteten in der Facultät besonders hervor. Die Dogmatik des Letztern, die exegetischen Collegien und die Moral des Erstern, wirkten, wie jeder Unterricht es thun sollte, bildend auf den ganzen Menschen, während diese Collegien eben nur ihren eigenthümlichen Zweck verfolgten. Beide Männer waren in beständigem Fortschreiten und Schaffen begriffen, der eine mehr in synthetischer, der andere mehr in analytischer Weise, obgleich ihr System nicht anders wurde. Von andern Professoren wußte die

Tradition, was an gewissen Stellen der Collegien kommen mußte: eine Ausführung, in der sich der Docent offenbar sonderlich gefiel, oder ein stehender Witz oder eine Ungerechtigkeit. Unter den Händen der beiden Flatt war der Lehrstoff immer neu, ungeachtet ihre Collegien theilweise, und zwar gerade die wichtigsten, alljährlich wiederkehren mußten. Man sah auch da, wie der tüchtige Lehrer unmittelbar die rechte Gewöhnung hervorbringt. Denn ungeachtet Beide Vorsteher des Seminars waren, hätte doch Niemand gefürchtet, unter ihrer Ungunst zu leiden, wenn er säumig in ihren Collegien gewesen wäre; wohl aber hätte man sich geschämt, sie unbesucht zu lassen, während der Unfleiß in andern Collegien fast genial erschien. Die Jugend bezieht doch Alles nur auf sich selbst: und schienen die, welche einer langweiligen Lection sich zu entziehen wußten, ein Uebel von sich mit Klugheit abgewendet zu haben, während jene in der Meinung aller sich selbst nur schadeten, welche den Wein oder einen Spaziergang den lehrreichen Collegien vorzogen. Johann Friedrich Flatt ließ keine Seite der eben vorliegenden Sache unbeachtet, und alle Ansichten und Auslegungen, welche irgend Rücksicht verdienten, wurden beigebracht und gewürdiget; aber er hatte den gelehrten Wust in der Art abgestreift, daß für den oberflächlichen Blick sehr wenig Apparat in seinen Collegien war: man fand oft viel später erst, daß er Alles gelesen hatte und anwandte. Er zeigte in jeder seiner Lehrstunden die Beziehung des eben vorliegenden Stoffes auf den Mittelpunkt der christlichen Wahrheit, und ordnete danach die verschiedenen Meinungen, ohne deswegen die Exegese von der Dogmatik abhängig zu machen. So war jede Lehrstunde zugleich eine Predigt und fruchtbar nicht blos für den Geist; wie denn Roth sich erinnert, zu allermeist von diesem Lehrer einen bleibenden religiösen Eindruck mitgenommen zu haben.

Wie in dem philosophischen Kurs nicht für die Bildung künftiger Lehrer gesorgt war, so bestand auch im theologischen keine Anstalt, wodurch der künftige Seelsorger angeleitet worden wäre, die Jugend zu unterrichten. Man war angehalten, ein einziges Mal im letzten Jahre vor einem Stadtgeistlichen zu katechisiren: was offenbar nur dazu diente, den Namen der Sache fortzuführen. Die allgemeine und mittelbare Grundlage künftiger pädagogischer Wirksamkeit, nämlich die theologische Bildung, so weit diese auf wissenschaftlichem Wege gewonnen werden kann, war allerdings da zu finden. Von äußern Dingen mag das noch hierher gehören, daß der Ephorus des Seminars, der als Prälat vor etlichen Jahren verstorbene Gaab, als ein redlicher, wohlwollender Mann und guter Menschenkenner in der Leitung der jungen Leute verfuhr. Es war ein negatives, aber darum nicht geringes Verdienst, daß die Art, wie er sich gab und sein Amt führte, weder erbitterte, noch zu krummen Wegen einlud.

Indessen war Roth's Vater, obwohl noch nicht hoch in Jahren, von der unausgesetzten, vierzig Jahre lang ertragenen Schularbeit

erschöpft — er hatte noch in seinen letzten Jahren vier und dreißig öffentliche Lehrstunden in der Woche, und daheim noch Mühe genug — schon mehr als einmal erkrankt; und zu derselben Zeit, im Herbste 1812, als Roth die Universität verließ, um nach bestandener Prüfung sofort, wie die gute Sitte des Landes mit sich bringt, der Gehilfe eines Landgeistlichen zu werden, sanken die Kräfte des Vaters in dem Grade, daß er seinen Beruf nicht mehr ausfüllen konnte. Die Mittellosigkeit der Familie führte zu dem Wunsche, daß der Sohn des Vaters Vertreter werden möchte, was auch von der vorgesetzten Behörde zugestanden wurde. Und da der Vater im September 1813 starb, so erhielt Roth wenige Monate später durch die Bemühung wohlwollender Obern, welche das Verdienst des Hingeschiedenen ehrten, eine Lehrstelle am Gymnasium, in der er, neben den alten Sprachen, Religion und etliche Realien zu lehren hatte. Er trat das Lehrgeschäft mit der Zuversicht an, welche der Jugend eigenthümlich ist; und was ihm äußerlich behilflich war, der gute Name seines Vaters als Lehrer, diente innerlich mehr dazu, jene nachtheilige Zuversicht zu mehren, als, wie es hätte eigentlich sein sollen, ihn zur wirklichen Nacheiferung anzuspornen. Nichts hat er an sich und andern Lehrern, abgesehen von dem, was allgemein als schlecht gilt, nachtheiliger für die ganze Richtung, zerstörender für den Lehrberuf gefunden, als die Meinung, welche das Herz so gerne beschleicht, daß man so, wie man einmal ist, in dem rechten Zustande sei, oder das Unvermögen, an sich selbst zu zweifeln. Ist dieser Zustand für jeden jungen Mann gefährlich, so wird er's noch in viel höherem Grade durch die Selbstständigkeit, die das Lehramt gewährt, die sodann ganz in den Dienst jugendlicher Leidenschaftlichkeit überzugehen droht. Die Ordnung der Lehranstalt war im Ganzen dieselbe, welche Roth als Schüler vorgefunden hatte. In dem Personal waren manche, besonders für die höhern Klassen der Anstalt, heilsame Veränderungen vorgegangen. Ein Zusammenarbeiten nach einem Plane war auch jetzt nicht da: man beachtete eigentlich nur die Resultate der Jahresarbeit. Aber hier war es, wo Roth zuerst merkte, daß Einiges anders an ihm sein sollte: ein befreundeter Lehrer höherer Klassen sagte ihm unumwunden, daß ein Kurs von Schülern, die er abgegeben hatte, in einer kläglichen Unwissenheit aufgerückt sei. Für's Erste war es nun der Ehrtrieb allein, der ihn bei sich selbst einzukehren veranlaßte; und er kam auch damals nicht weiter, als zu der Erkenntniß, daß man fleißiger sein müsse, um bei Schülern Etwas auszurichten. Er wollte diesen die nöthigen Kenntnisse beibringen, und zürnte deßwegen, wenn sie nicht aufmerksam waren; fand aber auch bald, daß sie am unaufmerksamsten waren, wenn er selbst zerstreut war, auch wenn er alles Nöthige beibrachte und vortrug. Er mochte die Richtung der eigenen Phantasie auf fremdartige Dinge, wie sie dem jungen Manne im Sinne liegen, noch so sehr verbergen: immer verrieth die gleiche, bei den Schülern hervortretende Wirkung dieselbe Ursache, die ihn zu der Er-

kenntniß brachte, daß er, um andere Schüler zu haben, selbst anders werden müsse. Die Mühe, welche er sich nun gab, in den Lehrstunden ganz bei der Sache zu sein, führte nicht allein zu bessern Erfolgen des Unterrichts, sondern auch zu einer sicheren Schulzucht, während er anfangs mit größerer Heftigkeit doch keinen rechten Gehorsam zuwege gebracht hatte. Das ist ihm ziemlich frühe klar geworden, ohne daß er jedoch überall und immer die Kraft hatte, sich ganz danach zu richten, daß, jemehr der Lehrer sich selbst auferlegt, der gute Wille bei den Schülern desto mehr wächst, und auswendige Schärfe um so weniger nöthig wird: wie ihm oft die Beweise vor Augen lagen, daß solche Lehrer, die nicht gerade zu den schlaffen und gleichgiltigen gehören, in demselben Grade reizbar und scharf gegen die Schüler, werden, in welchem sie es an wirklicher Pflichterfüllung, an gutem Willen fehlen ließen, und daß es diesen immer am wenigsten gelingt, Ordnung und gute Sitten herzustellen, wenn sie auch scheinbar unbeugsam und streng sind.

Unter den Fächern, in denen Roth Unterricht zu geben hatte, zogen ihn die klassischen Sprachen am meisten an. In seiner ersten Lehrstelle, bei Schülern von zwölf bis vierzehn Jahren fand er Chrestomathieen vorgeschrieben, von Lehrern der Anstalt zusammengetragen und ihrer Einrichtung, zum Theile auch dem Inhalte nach sehr unpassend. So verdrießlich es nun war, mehrere Jahre hintereinander dieselben lateinischen Stücke durchzunehmen, so ist ihm doch die lateinische Chrestomathie dadurch sehr nützlich geworden, daß er im Unterrichte eine schöne Reihe livianischer Stücke fast ganz auswendig lernte. Von dem griechischen Buche, das ganz besonders unbrauchbar war, machte er sich auf eigene Faust los, und erfreute sich sammt den Schülern an Jakobs, den er jetzt erst kennen lernte. In der Religion, welche er in drei Klassen zu lehren hatte, mußte er ein Buch von Rosenmüller gebrauchen, das in ihm zuerst die Ueberzeugung erweckte, daß, wenn das Buch dem Schüler das schon fertige Dogma darbietet, welches sodann der Lehrer in der Gestalt von Anmerkungen erläutern soll, die Theilnahme des Schülers meistens fehlt: wogegen diese allerdings erzielt werden kann, wenn der Schüler angeleitet wird, aus dem gegebenen Stoffe die einzelne Lehre oder eine Reihe derselben zu entwickeln.

Es war die Zeit, worin das, was man ihren Geist zu nennen pflegt, auch in Würtemberg gegen das Latein und das Griechische unmuthiger zu werden anfing, und andere Unterrichtsgegenstände immer lauter forderte. Man hatte schon früher, als Roth noch Schüler war, zur Versöhnung jenes Geistes allerlei versucht und wieder aufgegeben, Naturgeschichte, Geometrie u. dgl. auch schon in jüngern Klassen zu lehren. Eine Realschule, damals neben den mittlern Klassen der Anstalt herlaufend, und von gemeinschaftlichen Lehrern besorgt, wollte keinen rechten Fortgang gewinnen. Diesem Unbehagen, das aus der Unzufriedenheit mit dem Alten und dem Nicht-

gelingen des Neuen erwuchs, schien von der Schweiz aus Heilung kommen zu wollen. Manche junge Männer, theils aus dem Stande der Volksschullehrer, theils Geistliche, waren bei Pestalozzi gewesen und hatten nicht nur selbst eine warme Anhänglichkeit für den Mann und seine Sache mitgebracht, sondern auch den durch seine und ähnliche Schriften bereits gemachten Eindruck so befördert und verbreitet, daß ehrenwerthe Männer mit einer Begeisterung, welche sie nicht blos der Neuheit verdankten, jene Lehrweise auf den heimischen Boden zu verpflanzen unternahmen. Es bestand sonach etliche Jahre ein Pestalozzisches Institut in Stuttgart, von den Kindern wohlhabender Aeltern fleißig besucht, und den jüngern Gymnasialklassen durch andere Principien und eben darum durch eine andere Methode gegenüber gestellt, wiewohl die Stellung keine feindselige war. Der damalige Rector des Gymnasiums, Franz, welcher später als Prälat verstorben ist, ärgerte sich einmal sehr und ohne Noth, als der nicht wissenschaftlich gebildete Vorsteher der Pestalozzischen Anstalt während der Ferien zu ihm sagte: Künftigen Montag eröffne ich mein Institut wieder; wann fangen Sie Ihre Schulen wieder an? Es war in den Lehrern, die, zu würtembergischen Schulgehilfen auf die gewöhnliche Weise herangebildet, auf einige Zeit nach Yverdun wanderten, und dann als Pestalozzische Lehrer heimkehrten, eine gewisse Sicherheit der Meinung (über Dinge, welche niemals fertig und in sich abgeschlossen worden sind), ein Glaube an sich selbst, der eine Nöthigung herbeiführte, wie die, welche Horaz Serm. 1, 6, 30 ff. beschreibt. Die Methode, wie sie sich da gab, verhieß Dinge, die bei einiger Einsicht in die Aufgabe unerreichbar erschienen, namentlich lückenlosen Unterricht und einen Bildungsgang, welcher der Natur ganz folgte; und warme Gönner der Methode gaben nicht undeutlich zu verstehen, es müsse dieselbe zu solcher Vollständigkeit und Erfaßbarkeit gelangen, daß selbst der gewöhnlichste Mensch danach mit Erfolg unterrichten könne. Es gab Lehrer, welche vom Zeichnen und vom Turnen das erwarteten, was man sonst nur von dem wissenschaftlichen Unterricht für die Jugendbildung erwarten zu dürfen glaubte; welche auch die völlige Unwissenheit des Lehrers als den eigentlichen Lehrberuf betrachteten, weil er so, ebenfalls der Natur gemäß, ganz gleichen Gang mit den Schülern halten, zugleich mit ihnen lernen werde. Dieß und die mangelhaften Früchte des Unterrichts, zusammen mit der Unlust zum Gehorchen und Aufmerken, an den Schülern wahrgenommen, die aus jener Anstalt in das Gymnasium übertraten, leitete von selbst auf die Prüfung der jenem Streben zu Grunde liegenden Principien. Roth suchte die der alten Unterrichtsweise als die richtigeren gegenüber den neuen zu vertheidigen in der ersten kleinen Schrift, welche er 1818 in den Druck gab: Ueber Zweck und Werth des Lateinlernens, über Unterrichts- und Erziehungsmethoden und über das Recht der Frauen an dem Lehrstuhl. Vom Letztern Etwas

zu sagen, veranlaßte ihn der unangenehme Eindruck, welchen etliche Jahre vorher der Anblick eines sonst achtungswerthen jungen Frauenzimmers auf ihn gemacht hatte, das er in einer Schulstube an einen kleinen Tisch sitzend, den Kopf auf den Ellbogen gestützt, in das Lehrbuch blickend, etwa zwanzig bis dreißig Knaben unterrichten sah. Die Haupttendenz der nur vierundzwanzig Seiten enthaltenden Schrift war, zu zeigen, daß der klassische Unterricht die allgemeinen Anforderungen an Bildungsanstalten besser erfülle, als die Dinge, denen die Pestalozzische Anstalt den Vorzug gab; ferner, daß Principien der Jugendbildung, die neben oder außer der Religion stehen, nothwendigerweise verfehlt seien. Indessen war der Gegensatz jener bald wieder aufgelösten Anstalt zum Gymnasium für dieses nicht ohne Nutzen: die Lehrer fanden Anlaß, ihre eigenen Methoden zu prüfen und von dorther das Bessere sich anzueignen; wie auch jetzt Lehrer in Gelehrtenschulen von Hamilton und Jacotot, deren Methoden sie nicht annehmen werden, doch etwas Wesentliches lernen können.

Ungeachtet Roth einen Anlauf genommen hatte, sein Lehramt mit mehr Aufmerksamkeit auf sich selbst, als anfangs, zu führen und jede Anstrengung dieser Art sich durch bessern Erfolg des Unterrichts belohnte, gab es doch fortwährend gar Manches, was sein Gemüth von der eingeschlagenen bessern Richtung wieder abzog. Er meinte, nach der Weise der Jugend, die immer am wenigsten bei sich selbst einkehrt, für allgemeinere Zwecke außer der Schule, deren Zweck doch die allgemeinste ist, wirksam sein zu können, und war, ohne klare Einsicht in die Sache, für Constitution, altes Recht, politische Selbstständigkeit und Entwicklung begeistert. Ueberdem lockte ihn noch sehr das Leben in und mit der Welt, und er merkte lange nicht, daß in seinen Bestrebungen keine Einheit war, da ihm außer der Schule und der Arbeit für diese sein Sinn nach ganz andern Dingen, als danach stand, ganz seinem Berufe zu leben. Da ihm nun im Unterricht viel gelang, so dauerte es wieder geraume Zeit, bis er zur Erkenntniß kam, daß sein inneres Leben, so wie es eben war, noch nicht das rechte, und seine Treue im Berufe, die, mit der anderer Lehrer einmal in Zweifel gestellt, von der Oberbehörde anerkannt wurde, doch nicht die rechte sei. Es bedurfte, um ihn wieder zu wecken, des ernsten Eindrucks solcher Dinge, welche ihm Anlaß gaben, sich selbst zu demüthigen und seinen Willen nicht nur scheinbar, sondern wirklich unter den göttlichen Willen zu beugen. Eine Zeit der Unzufriedenheit mit sich und der Welt wurde ihm der Uebergang zu einer ernsteren Gesinnung, in der er allmählig einsehen lernte, daß es seine Pflicht sei, seine ganze Lebensweise und sein ganzes Denken dem Berufe unterzuordnen. Das jugendliche Selbstvertrauen machte der Gewißheit Platz, daß man gerade nur so viel wirkliche und wirksame Kraft habe, als uns von Oben geschenkt werde, und daß diese erbeten sein wolle. Es wurde ihm deutlicher, welch eine unerläßliche Pflicht und was für ein schöner Beruf es sei, mit willigem Herzen

und selbstthätigem Forschen zu dienen; auf das Geltendmachen seines Willens und seiner Person nicht nur zu verzichten, sondern mit Aufrichtigkeit gehorsam zu werden. Dieser Fortschritt in der Erkenntniß hatte unmittelbar nützliche Folgen: richtigere Beurtheilung seiner selbst, gleichmüthigere Stimmung, mehr Fleiß im Privatstudium, so wie in den Arbeiten für die Schule, entschiedenern Einfluß auf den Willen seiner Schüler, Sicherheit in der Behauptung der Principien des Lehrgeschäfts. Das Amt macht ihm Freude, was früher nicht immer der Fall gewesen war; und in den äußern Verhältnissen war das Meiste günstig, namentlich der Verkehr mit den Schülern selbst und ihren Aeltern, bei denen Roth sich vieles Zutrauens erfreuen durfte, der Umgang mit gleichgesinnten, meist auch noch im frischeren Alter stehenden Collegen, mit einsichtsvollen Freunden.

Das Jahr 1821 aber veränderte seine ganz äußere Lage und wurde eben damit der Anfang einer neuen Lebensperiode für ihn. Er verlobte sich im Frühling dieses Jahres mit der Tochter eines Nürnberger Hauses. Und kaum war er, von dem nahen Wiederanfang der Berufsarbeit gedrängt, von Nürnberg abgereist, als Niethammer, der damals noch die beinahe alleinige Leitung der bayerischen Schulangelegenheiten hatte, und sie mit eben so vieler Redlichkeit als Consequenz und Einsicht in das, was eigentlich geschehen sollte, führte, auf einer Geschäftsreise nach Nürnberg kam, und auf die Nachricht von jener Verlobung beschloß, Roth als Gymnasialrector dahin zu ziehen. Es wurde eine Reorganisation der Anstalt von mehreren Seiten, insbesondere auch von einsichtsvolleren Berathern der Stadtgemeinde selbst, laut begehrt; und man glaubte wohl, daß ein Fremder darin eine freiere Thätigkeit üben könne, als ein Einheimischer. Ueberdem wollte man in Nürnberg und bei andern protestantischen Lehranstalten Erziehungshäuser für Gymnasialschüler theils wieder herstellen, theils errichten. Am 7. Oktober 1821, da Roth in Nürnberg seine Hochzeit feierte, wurde er in München zum Gymnasialrector und Professor in Nürnberg, so wie zum Director des in dieser Stadt zu errichtenden Alumneums ernannt, worauf er in Stuttgart die förmliche Berufung zu diesen Stellen erhielt. Ungeachtet ihm das Leben in der schönen Heimath niemals reizender vorkam, als in jener Zeit, und außer vielen andern Banden auch die Liebe einer bejahrten Mutter ihm die Trennung sehr schwer machte, erklärte er sich doch bereit, dem ehrenden Rufe zu folgen, weil überwiegende Gründe dafür sprachen. Am 5. Januar 1822 wurde er in das eine seiner Aemter, das Rectorat und das Lehramt, eingeführt. Das andere, die Leitung der Erziehungsanstalt, wurde niemals von ihm angetreten; denn die Anstalt kam nicht zu Stande. Roth legte die Grundsätze, wonach er sein Amt zu führen gedachte, in seiner Antrittsrede dar, welche gedruckt worden ist unter dem Titel: Von der Erziehung im Unterrichte. Nürnberg bei Schrag, 1822. Der Inhalt dieser Rede ist in folgenden, Seite 17 stehenden

Worten zusammengefaßt: „Was die Phantasie bändigt, was den Geist anstrengt und des Träumens entwöhnt, was richtig denken lehrt, was die Gedächtnißkraft stärkt, endlich, was das Herz bessert, zur Nacheiferung und Selbstüberwindung spornt, das sei allein Gegenstand des Lehrens und Lernens.“ Zugleich wird in der Rede die klassische Bildung als diejenige empfohlen, welche am meisten dazu diene, jene Zwecke zu erfüllen. Indem nun Roth begann, für die übernommenen Pflichten zu arbeiten, fand er sich darin durch eine ziemlich freie Stellung, durch das Zutrauen der Regierung und durch wenige schon vor ihm der Anstalt zugetheilte wackere Mitarbeiter unterstützt, dagegen aber große Hindernisse, die, wenn sie alle auf einmal hervorgetreten wären, ihn wohl muthlos hätten machen können. Das erste war der ganz fremde Boden, der gegen Schwaben ganz abstechende Ton des Lebens, die andere Vorstellungsweise, in die er sich nur langsam und niemals ganz finden konnte; das zweite die Ungewißheit darüber, was ihm in manchen Stücken gesetzlich gestattet sei und was nicht; das dritte der Zustand der Anstalt. Denn obgleich die erkannte Nothwendigkeit einer Reform seine Berufung veranlaßt hatte, fand er doch vielfältig in der eigenen Erfahrung, was sich auch wohl sonst oft herausstellt, daß, wo Einer zu reformiren anfängt, gar leicht ihm die Meinung entgegentritt, gerade da wäre nicht anzufangen gewesen, hier stecke nicht der eigentliche Schaden. Unter Hegel, dem ersten bayerischen Rector, hatte sich die Anstalt gehoben und die Wohlthat der Ordnung empfunden. Nach ihm aber waren schlimmere Zeiten gekommen; der Unterricht wurde von den wenigsten Lehrern mit Ernst betrieben, die Elemente nie recht erfaßt, die Zucht so schlaff, daß in den Lehrzimmeru selbst grober Muthwille getrieben, die Autorität der Lehrer nicht geachtet wurde. Wo von einer Anstalt unnütze Schüler fortgeschickt wurden, wanderten sie nach Nürnberg, im guten Vertrauen, daß sie da unbedenklich Aufnahme finden würden: wie mehrere der Art noch in den ersten Monaten von Roth's Amtsführung von Regensburg kamen, deren unheimliche Gesichter schon zeigten, was für einen Geist sie mitbringen. Alle Auswüchse des roheren Studentenlebens fanden sich auch schon unter diesen Gymnasialschülern vor, und machten ihr Leben außer der Schule, oft noch nach Roth's Amtsantritt, zu einem Gegenstand des öffentlichen Aergernisses. Besonders aber schien der Anspruch an das lange ungeschmälert gebliebene Recht des Wirthshausbesuchens zu tief gewurzelt zu sein, als daß Ermahnungen und Strafen sobald bewegen könnten, ihn aufzugeben. Zwölf Jahre lang, auch nachdem der Ton der Mehrheit sich offenbar veredelt hatte, pflanzte sich jenes Geschlecht von Schülern fort, welche im Vorausgenuß der gemeineren Studentensitten ihre Ehre suchten. Man konnte wahrnehmen, wie ältere Eingeweihte, selbst von der Universität, sich bemühten, jüngere, dafür empfängliche Schüler nachzuziehen, und ihnen das Unwesen wie ein theures Vermächtniß zu übergeben. Eine lange und in vielem Betracht sehr

schwere Zeit verging, bis Roth von seinem, mit wenigen tüchtigen Collegen getheilten Bestreben, den Unterricht und die Sitten zu ordnen, eine durch alle zehn Klassen der Anstalt durchgehende Wirkung verspürte. Er hatte die oberste Klasse, von der man zur Universität übertritt, in den klassischen Sprachen und in der Geschichte zu unterrichten, und fand da nach zwei Jahren, als er schon den dritten Kurs von Schülern unter sich hatte, so gar keinen Fortschritt in der Vorbereitung und Gewöhnung, die sie aus jüngern Klassen mitbringen sollten, daß er genöthigt war, seinen Entschluß zu erklären, keine andere als besser gezogene und wenigstens in den Elementen sichere Schüler vorrücken zu lassen. Es fruchtete aber die Drohung und alle Strenge nicht, bevor die meisten Lehrstellen besetzt waren, da die jungen Leute, ein an sich ganz bildsames Geschlecht, sich selbst nicht emporhelfen konnten, so lange sie unwissende und nicht achtungswerthe Lehrer hatten. Was der Vorsteher that, um die Geistesthätigkeit zu steigern, deutete der untaugliche Lehrer dahin, daß den Schülern immer mehr Arbeit auferlegt werden solle, während der Vorsteher eine intensive Steigerung gewünscht hatte: so daß das Uebermaß von Aufgaben ein neues, größeres Uebel wurde, als vorher das Nichtsthun gewesen war. Unwissenheit, Trägheit und Einbildung waren erst nicht die größten Uebel, mit denen ein Theil des Lehrcollegiums behaftet war: die größeren waren Rohheit, Habsucht, Unwahrhaftigkeit. Die allmählige Entdeckung dieser innersten Schäden der Anstalt, zusammen mit dem offenen und geheimen Widerstande, den die neue Ordnung erfuhr, schien oft Roth's Lage ganz rathlos machen zu wollen. Sobald aber neue edlere Kräfte ins Lehrcollegium eintraten, zeigten sich auch an den Schülern unmittelbar bessere Erfolge. Von einem der beschränktesten Lehrer, welcher alle Wochen einmal die verba anomala in Bröder's kleiner Grammatik abhörte, sie selbst aber niemals lernte, und auch nicht im Stande war, aus dem Kopfe ein einfaches Exempel von der Addition der Brüche aufzugeben, wurde die Anstalt nicht eher frei, als bis er einmal in einer öffentlichen Prüfung einen Schüler natus est von nare wollte ableiten lassen. Hier war ein derber Schnitzer einmal zu Etwas gut. Denn darüber entsetzten sich auch solche Personen, denen sonst die Grammatik weder sehr bekannt, noch besonders wichtig war. Roth hatte bei den Besuchen in den Klassen, und besonders in der Klaffe dieses Lehrers, viel Bitteres, wiewohl nicht von seinem Benehmen, verschlucken müssen, wie denn z. B. einmal ein Schüler mea interest gesagt hatte, aber vom Lehrer mit Zurechtweisung zu mei interest genöthigt wurde. Man mußte das schweigend anhören, um das zerstoßene Rohr, das Ansehen eines solchen Lehrers, nicht vollends zu zerbrechen. Denn hier war durch einzelne Berichtigung nicht zu helfen, wo der ganze Mann nichts war und nichts wußte.

Im Jahre 1823 hatte Roth angefangen, einen Versuch zu machen, ob nicht durch einige Jünglinge edler Anlage, die sich eben

in der Oberklasse zusammenfanden, auf die Mehrzahl der Schüler zu wirken wäre, in der Art nämlich, daß die Erholung in bessern Dingen gesucht, und so allmählig der Ton unter der Jugend selbst ein anderer würde. Denn man hatte die rohesten Schüler entfernt und damit andern gezeigt, was sie erwartete, wenn sie sich nicht auf bessere Wege begäben. Dieses nun sollte neben den Verbesserungen im Unterrichte, an denen Roth arbeitete, ein positives Mittel sein, die Anstalt zu heben. Man suchte daher eine freiwillige Verbindung für das Turnen und für den Gesang zu Stande zu bringen, zugleich in der Absicht, die Jugend von den Belustigungsorten der Erwachsenen abzuziehen. Das Turnen reizte damals noch, weil es wie eine Opposition aussah, die man freilich nicht im Geringsten bezweckte; auch wurde im Sommer 1824 schon dem Rectorate unter Androhung einer Geldstrafe befohlen, dasselbe gänzlich einzustellen (wobei es bis zum Regierungsantritte des jetzt regierenden Königs blieb), während zugleich eine geschärfte Weisung in Ansehung des Wirthshausbesuches kam, von welchem eben das Turnen hatte abziehen sollen. Denn das spürte man durchweg, daß man bei dem allgemeinen Drange der Welt nach Belustigung der Jugend entweder etwas gewähren mußte, was denselben Drang in ihr auf eine naturgemäße Weise befriedigte, oder aber ihre Theilnahme an den Vergnügungen der Alten und die verderblichen Folgen derselben nicht hemmen konnte. Jene Vereinigung, durch ein deutsches Programm Roth's von 1823 empfohlen, bestand nicht lange, da mit dem Abgange der ersten Theilnehmer zur Universität auch der Sinn und das Geschick für die Leitung, die ihnen selbst war überlassen worden, die Anstalt verließ; aber es blieb doch für den Vorsteher eine gute Wirkung zurück, eine bessere Stellung in der Meinung der Schüler, welche gesehen hatten, daß ihm noch Etwas mehr am Herzen liege, als Polizei und Fleiß. Damals und später ist ihm deutlich geworden, daß man auf den Ton unter der Jugend nur durch die Jugend selbst wirken könne, und daß man eben darum besonders da, wo alte Gebrechen geheilt werden sollen, einen Vorzug, den man den bessern gibt, zeigen müsse. Es trat allmählig eine Sonderung ein, als Anfang eines neuen Lebens: die, welche Sinn für wissenschaftliche Bildung und für Ordnung hatten, begannen die Herrschaft derer nicht mehr zu fürchten, welche dem Wirthshause und seinen Attributen anhingen, und die Unredlichkeit in Leistungen für die Schule als einen Ehrenpunkt betrachteten. Später kamen diese in Verachtung, obwohl sie sich lange erhielten und fortpflanzten: und dann erst konnte man der Anstalt eine Regeneration zuschreiben.

Als Vorsteher wandte Roth seine vornehmste Aufmerksamkeit den jüngsten Klassen zu, um eine aufmerksame und gesittete Generation nachzubilden. Die Schüler traten mit dem achten oder neunten Jahre in die Anstalt, um, wenn sie studirten, etwa zehn Jahre darin zu bleiben. Für diese ganze Zeit und das ganze Leben erschien es

nun sehr wichtig, welche Sitten und Gewöhnungen sie in die jüngste Klasse schon mitbrachten, da es sich bald zeigte, daß üble Gewöhnungen auch bei acht- oder neunjährigen Schülern kaum oder gar nicht auszurotten waren. Sie kamen in die jüngsten Klassen aus sehr verschiedenen Volksschulen und aus den Händen der verschiedenartigsten Privatlehrer, welche gar oft mit dem angefangen hatten, was zuletzt hätte kommen sollen, so daß Kinder und Eltern nicht selten verdrießlich wurden, wenn man den versäumten, der Meinung nach aber schon weit geführten Schüler zu den Elementen zurückgehen lassen mußte. An besonders vielen vermißte man die erste Angewöhnung, welche die Schule geben soll, Ruhe im Unterricht, das rechte Sitzen, die körperliche Haltung, die Kunst zu hören: lauter Dinge, welche im Elementarunterricht in demselben Verhältniß mehr verschwinden, in dem die Lehrer vornehme Docenten werden. R. erbot sich, wie ein befreundeter Gymnasialrektor ihm darin vorangegangen war, eine Privatklasse für Schüler von sechs bis acht Jahren zu errichten, wenn sich Theilnehmer genug fänden, und wurde durch die Regierung in der Unternehmung unterstützt. Diese Klasse, welche sogleich zu Stande kam, theilte sich später in zwei blos durch die Schulgelder erhaltene Klassen: so daß nunmehr der Knabe vom sechsten Jahre und dem Buchstabiren an seinen ganzen Lauf bis zur Universität in derselben Anstalt und unter gleichen Principien machen kann. War auch, wie natürlich keiner gezwungen, in den Privatunterricht dieser Klassen einzutreten, so bildete sich doch durch dieselben, vermöge der Theilnahme, die sie von Seiten besorgter Aeltern fanden, ein namhafter Stamm von Schülern, an welche sich sodann die aus anderm Unterricht kommenden beim Einrücken in die öffentlichen Klassen leicht anschlossen.

Suchte nun R. in solcher Art Einflüsse auf die Bildung der ihm untergebenen Schüler, denen anders zu begegnen er keinen amtlichen Werth hatte, allmählig abzuwenden, und sich ein von denselben frei gebliebenes Geschlecht nachzuziehen, so konnte er doch die Berührungen mit dem, was eben gerade um ihn her die verbreitetste Meinung über Unterricht und Erziehung war, auf keine Weise vermeiden. Diese Meinung hatte, wenigstens in Hinsicht auf Gelehrtenschulen, eine fast nur negative Natur. R. mußte vielfältig hören und empfinden, was die Meinung nicht wollte, während ihre Propheten nie oder nicht recht aussagten, am wenigsten aber in eigenem Unterricht zeigten, was sie eigentlich wollten. Latein und Griechisch wollte sie zum Theil noch dulden, aber nicht so getrieben wissen; Religion sollte gelehrt werden, aber nicht so; Zucht und Ordnung sollte gehandhabt werden, aber wieder nicht so; wobei natürlicherweise die in gleichem Sinne arbeitenden Lehrer der Anstalt nie behaupteten, daß sie den unfehlbar richtigen Weg eingeschlagen hätten, wohl aber, daß dieser Weg ihnen der rechte scheine, bis man sie eines Bessern belehre, und daß sie nur der eigenen, nicht einer fremden Ueberzeugung

folgen könnten. Die Gegner, worunter ein damals noch an der Anstalt dienender Lehrer, machten ihrem Unmuth durch anonyme Angriffe vornehmlich in der Darmstädter Schulzeitung Luft; und ein Parteihaupt derer, welche, wenn sie aufrichtig sein wollten, gestehen würden, daß sie als ihre Aufgabe in Kirche und Schule die Kultur des Scheins und die Emporhebung ihrer eigenen Personen betrachten, war darin besonders thätig. N., dessen Person eigentlich allein gemeint war, konnte für's Erste ruhig bleiben, da in Wahrheit ihm nichts zur Last gelegt wurde, als die Befolgung seiner Amtsinstruktion, die Jedermann lesen konnte, und deren ganze Strenge er nicht einmal in Anwendung brachte. Aber da er in dem Kreise, mit dessen Urtheilen er vorzugsweise zusammentraf, eine aus unverträglichen Elementen gemischte und eben darum des Princips entbehrende Meinung über das, was die Aufgabe des gesammten Unterrichts sei, wahrzunehmen, und darin auch zum Theil die Quelle äußerst gehässiger Angriffe auf seine Berufsthätigkeit zu erkennen glaubte, nahm er sich vor, eine wissenschaftliche Untersuchung über den Zweck der Schule und ihrer verschiedenen Arten anzustellen, aus dem Zwecke aber ihre Aufgaben und die Mittel zu deren Lösung abzuleiten und darzustellen. So entstand der Versuch über Bildung der Schulen christlicher Staaten, im Sinne der protestantischen Kirche. Nürnberg, Schrag 1825. N. wollte darin beweisen, daß der Begriff der Bildung, die, mit dem Wissen meist verwechselt, zu diesem wie der Zweck zum Mittel sich verhalte, eine Umwandlung des ganzen Menschen zum Bessern erfordre; daß demnach derjenige Lehrstoff der bildendste sei, der vom Menschen in sich aufgenommen, die meiste Anlage habe, diese Umwandlung zu bewirken; daß als ein solcher Stoff die Religion allgemein anerkannt und eben darum das einzige allgemeine Bildungsmittel sei; daß sie in der historischen Form, worin die Offenbarung den Menschen gegeben worden, und in ursprünglicher Gestalt auch der Jugend nahe gebracht werden müsse, daß die verschiedenen Lebenszwecke zwar auch auf den Lehrstoff in der Schule einwirken, und eben dadurch verschiedenartige, wiewohl in dem Zwecke der Bildung immer zusammentreffende Schulen hervorbringen; daß aber diese andern, durch die künftige Berufsart angewiesenen Lehrstoffe erstlich dem Hauptzwecke immer untergeordnet, zweitens unter einander und in Hinsicht auf die Zeittheile, die sie ansprechen, nach dem Maße der in ihnen liegenden bessernden Kraft geschätzt und eingeführt werden müssen; daß demnach theils jene Unterordnung der andern Lehrstoffe unter den religiösen, theils das Wesen derselben, theils die Form, in der sie allein von Lehrern und Schülern erfaßt werden könnten, nämlich die compendiarische, eine Menge von Lehrstoffen, die das neuere Schulwesen der Volksschule aufgedrungen habe, wieder ausstoßen müsse; daß eben darum auch der wissenschaftliche Unterricht in Gelehrtenschulen auf wenige Fächer zu beschränken sei.

Zugleich sucht die Schrift darzuthun, wie der ganze Unterricht nur durch die Gesinnung des Lehrers belebt werde.

Diese Schrift wurde von den Gegnern nicht angegriffen, aber sie wurden auch dadurch nicht friedlich gestimmt oder besänftigt. Eine weitere kurze Erklärung gegen die Meinungen, die auf der andern Seite standen, hat R. in der Darmstädter Schulzeitung 1827 Abthlg. I. Nro. 71 gegeben und die Gegner auf ihrem eigenen Felde, dem des Volksschulwesens, aufgesucht.

Uebrigens waren viele durch die Anforderungen der Anstalt an die Jugend gereizt, denen das Schulwesen an sich gleichgültig war. Es schien ihnen unerträglich, daß dem nachwachsenden Geschlechte Dinge auferlegt wurden, ohne die sie selbst zu reifen Jahren, zu Aemtern und zum Ansehen in der Gesellschaft gekommen waren. Und da sie weder von den Verpflichtungen der Lehrer Notiz nahmen, noch eine Vergleichung mit dem, was anderwärts von künftigen Studirenden gefordert wird, anstellten, sondern blos mit dem, was ihnen selbst gut däuchte, so stieg ihre Mißstimmung gegen den Vorsteher, dessen übermäßiger Strenge und eigenem Willen das alles zugeschrieben wurde. Dazu kam noch ein anderer Umstand. R. hatte erfahren, daß man bei der obersten Behörde Schritte that, die Anstalt, und somit ihn selbst, unter die Respicienz von Personen zu bringen, deren Einfluß abzuwenden er alle Ursache hatte. Während er nun bei dem damaligen Minister des Innern die Gründe vortrug, die geeignet waren, der Oberbehörde die Unstatthaftigkeit jenes Bestrebens darzuthun, versuchte er, auf mittelbare Weise, auch seine Mitbürger davon zu überzeugen. Es war 1825 in München bei Hübschmann eine kleine anonyme Schrift erschienen: Ueber die Nothwendigkeit, bei dem Budget auf Unterstützungen des Staats für polytechnische Schulen Rücksicht zu nehmen. Sie bezog sich ganz auf Nürnberg, wo man damals eine polytechnische Schule errichten wollte, und behauptete unter Anderm, daß die Schule unter Leitung eines aus Kaufleuten und Sachkundigen zusammengesetzten Magistrats und unter Mitwirkung der Industrie-Gesellschaft fruchtbringender gedeihen werde, als wenn ihr ein hochbesoldeter Direktor aus dem Gelehrtenstande vorgesetzt würde. R. schrieb über diese Behauptung in Form eines Briefes an den ungenannten Verfasser: Ein Wunsch für die polytechnische Schule in Nürnberg, bei Bauer und Raspe 1825. Er suchte darzuthun, wie ganz unpassend und nicht fruchtbringend eine solche aller Einheit und der Sachkenntniß selbst entbehrende Leitung sein würde, und wollte damit indirekt zeigen, wie es überhaupt nicht wohlgethan sei, das regieren zu wollen, wovon man die Einzelnheiten nicht verstehe, indem nicht nur die Lehrstoffe der höhern Bildungsanstalten jenen Personen, welchen ihre Leitung zugedacht werde, meist unbekannt seien, sondern mehr noch die Kunst des Unterrichtens selbst, ohne deren Besitz keine Bildungsanstalt geleitet werden könne. Das Uebel,

welches damals die Anstalt bedrohte, zog glücklicherweise ohne fernere Versuche vorüber.

Als aber im Frühling des Jahres 1827 ein etwa neunjähriger Schüler, den R. nicht anders als mit ernsten Worten über eine hartnäckig behauptete Unwahrheit zurechtgewiesen und bedroht hatte, krank wurde, und nach ein paar Wochen starb, und R. noch durch eine unbedachte öffentliche Erklärung mehr gereizt hatte, war eine Gelegenheit da, allen gesammelten Aerger über ihn auszuschütten. Blätter in Nürnberg und München und mehrere außerhalb Bayerns wurden mit Geschrei über seinen Terrorismus angefüllt, und, wie natürlich, seine Zurechtweisung und des Knaben Tod in eine Causalverbindung gebracht, die, mit arglistiger Kunst dargestellt, dem großen Haufen unzweifelhaft war. Zugleich gingen Denunciationen an die ihm unmittelbar vorgesetzte Kreisregierung, welche zwar seine Bitte um genaue Untersuchung seiner Amtsführung und um Vorladung seiner Gegner, deren keiner sich genannt hatte, nicht gewährte, ihm aber alle Zusicherungen gab, die ihn in Ansehung seiner amtlichen Stellung beruhigen konnten. Auch fanden sich anonyme Vertheidiger in auswärtigen Blättern, und zwar solche, deren Kinder die Anstalt besuchten, während dies bei sämmtlichen Gegnern, einen ausgenommen, damals nicht der Fall war. Aber niemals schien ihm so der ganze Boden gleichsam unter den Füßen weggezogen zu sein, als in jener Zeit, wo er, dem allgemeinen Hasse preisgegeben, beinahe fürchten mußte, daß die Schüler selbst nun ihn als einen Mann betrachten würden, mit dessen Regiment es zu Ende sei. Und dennoch, wenn gleich noch schwere Trübsale andrer Art nachkamen, war dieser große Sturm, der seine Existenz als Vorsteher der Anstalt entwurzeln sollte, der Uebergang zu einer ruhigeren, meistens von Außen nicht mehr angefochtenen Führung seines Amtes. Ein alter Geistlicher, den er damals auf dem Krankenlager besuchte, und der ihn tief erschüttert und angegriffen fand, tröstete ihn mit den Worten: „Seien Sie getrost! Wenn Jemands Wege dem Herrn wohlgefallen, so macht er auch seine Feinde mit ihm zufrieden.“ Dies ist wenigstens in so fern eingetroffen, als bald darauf dieselben Verfolger, einer um den andern, ihre Söhne der Anstalt übergaben, in deren Leitung R. von dem frühern Wege nicht im Geringsten abgewichen war, so daß sie in der Wirklichkeit erkennen mochten, wie er nicht derjenige war, als den sie ihn der Welt darzustellen sich so viel Mühe gegeben hatten.

Er konnte seinem Publikum, dessen Stimmung gegen die Anstalt und seine Person ihm nie gleichgültig sein durfte, nicht anders näher kommen, als indem er wieder Etwas schrieb. Daher ließ er ein Manuscript für Aeltern, deren Söhne in der königl. Studienanstalt in Nürnberg unterrichtet werden, Nürnberg, Schrag 1827 — im Drucke ausgehen. Ein mehr oder weniger laut geäußerter und, wie es ihm schien, verbreiteter Tadel seines Amtsführung war der, daß er die Schüler ihrem Willen nach umgewandelt,

daß er sie in der Anstalt erzogen wissen wollte; wornach es allerdings oft vorkam, daß Angewöhnungen und Neigungen, die manchen Erwachsenen, weil es auch die ihrigen waren, natürlich und gut erschienen, getadelt werden mußten als solche, die dem geistigen Gedeihen der Schüler geradezu entgegenständen. Es war von mehrern Seiten zu verstehen gegeben worden, man solle die Schüler so lassen, wie sie seien, und es sei nur der Unterricht die Aufgabe der Schule: eine Anforderung des weltlichen Sinnes, die aus dem gewöhnlichen Wunsche fließt, von den Kindern keine Unbequemlichkeit zu haben. Roth suchte in dem Manuscripte zu zeigen, wie man das Erziehen in der Schule selbst da nicht unterlassen könnte, wo man nur den Unterricht bezweckte, weil vom Unterrichte nichts eingehe ohne Anregung des Willens, an dessen Stelle ein sinnliches und instinktartiges Wohlgefallen am Lehrstoffe niemals treten könne, und daß die Anregung des Willens Sache der Erziehung sei, daß aber kein redlicher Lehrer oder Schulvorsteher ein Kind blos zum Unterrichte, sondern nur zur Erziehung und zum Unterricht aufnehmen könne; daß diese Erziehung eine inwendige, den Willen umwandelnde sei; daß aber überall, wo Etliche beisammen sind, also in einer Schule besonders, gewisse äußere Ordnungen bestehen müssen, ohne deren consequente Einhaltung keine Lehranstalt bestehen könne (denn auch das war vielfältig angegriffen worden, von Solchen die nicht einsahen, daß Ausnahmen, die in ihren Häusern keine Stellung machten, in Klassen von dreißig bis fünfzig Schülern ganz unstatthaft seien); und so noch Mehreres, welches die allgemeinen Grundsätze Roth's in Leistung der Schule darstellte, die in der Anwendung den größten Widerspruch gefunden zu haben schienen. Roth erwartete, daß der eine und der andere seiner Gegner entweder diese Grundsätze als falsch angreifen, oder aber Dinge vorbringen werde, wonach er diese Grundsätze nicht beobachtet oder sie verletzt habe. Es ist aber weder das Eine noch das Andre geschehen. Das Recht und die Verpflichtung des Lehrers, den Schüler zu erziehen, ist von Aeltern und deren Stellvertretern seit jener Zeit unangefochten geblieben, in der Art, daß nach und nach, vielleicht mehr durch die politischen Verirrungen mancher jungen Leute, als auf anderm Wege, eine Mehrzahl von Meinungen für die Erziehungsthätigkeit in der Schule entstanden zu sein scheint.

Schon im Jahre 1823 hatte Roth an den Augen zu leiden begonnen und nachher wiederholte Krankheiten bestanden. Im Frühling 1827 verschlimmerte sich sein Augenleiden so sehr, daß er den größten Theil seines Unterrichts einstellen und längere Zeit auf eigenes Lesen und Schreiben verzichten mußte. Das obenerwähnte Manuscript wurde ganz dictirt. In dieser schweren Zeit, wo theilnehmende Collegen und Schüler durch Vorlesen ihm halfen, aber das anstrengendere Hören und Aufmerken wieder den höchst gereizten Kopfnerven mehr Pein brachte, ist der größere Theil der Sammlung an-

gelegt worden, woraus nachher die Excurse zu Agricola, Nürnberg, Schrag, 1833 — entstanden sind. Um dennoch unterrichten zu können, ohne die Sehkraft viel anstrengen zu müssen, übernahm Roth 1828 den Religionsunterricht, welcher ihn, wie er lange zuvor gewünscht hatte, mit den Schülern aller Klassen in einen bleibenden Verkehr brachte. Denn das hatte er oft empfunden, daß der Vorsteher keine Gelegenheit hat, Glauben an seinen guten Willen zu erwecken, wenn er nur durch Inspection oder bei disciplinarischen Handlungen mit den Schülern der meisten Klassen in Berührung kommt. Als er sich wieder etwas mehr zumuthen konnte, vom Ende 1829 an, nahm er auch wieder am Unterricht der ältesten Schüler dadurch Theil, daß er allgemeine Sprachlehre und Rhetorik lehrte, Quinctilian, Cicero, Tacitus, Sallust oder auch einen Dichter behandelte.

An sich und an Andern, an guten wie an bösen Lehrern, die er in den verschiedensten Gestalten kennen gelernt hat, an Schulplanen und Ordnungen jeder Art, hat er jederzeit nur Eines ganz gewiß und unzweifelhaft gefunden: daß das Princip, welches in der Person oder in der Sache liegt, mag es sich auch noch so künstlich verbergen, und in Mitteln und Wegen noch so erfinderisch und fruchtbar sein, die einen andern Zweck vermuthen lassen, doch das allein befruchtende und zeugende Element in den Schulen ist, und gerade die geistigen Wirkungen hervorbringt, die seinem Wesen entsprechen, z. B. das Princip der Ehre Unwahrhaftigkeit, so zwar, daß, wenn in allgemeinen Ordnungen und Einrichtungen Ehre gesucht wird, diejenigen, welche die Mittel des Unterrichts in Bewegung setzen und anwenden sollen, sich zur Unwahrhaftigkeit gelockt finden, und eben so die Schüler unwahrhaftig werden, wenn der Lehrer seine Ehre sucht. Sofern dieses richtig ist, würde die Erziehung da am besten gedeihen, wo Personen und Einrichtungen, Lehrer und Schulregiment die richtigsten, reinsten Principien haben. Aber gerade hier ist vielleicht keine Zeit feindseliger getheilt gewesen, als die unsrige. Die Erziehung, sagt Herbart, sucht vergebens nach dem Klima, welches ihr zusage.*)

Das zweite Jahrzehend meines amtlichen Lebens in Nürnberg brachte für mich mehr als in einer Hinsicht bessere Zeiten. Einmal war ich im Ganzen gesünder, ungeachtet die Gefahr völligen Erblindens auch da noch, und bis in die jüngste Zeit herein, mich nicht selten zu bedrohen schien, und das zu gewissen Tageszeiten nothwendige Meiden der Arbeit und die Schonung des einzigen brauchbaren Auges mir viele und schwere Entbehrungen auferlegte. Sodann war ich

*) Das Vorstehende ist ein Abdruck desjenigen, was ich im Anfang des J. 1835 nach Diesterwegs Aufforderung für dessen Pädagogisches Deutschland (I, 2. 3) aufgezeichnet habe. Auf wiederholtes Verlangen des Herrn Herausgebers füge ich im nachstehenden nicht sowohl eine Darstellung dessen an, was mir in den letztvergangenen dreiundzwanzig Jahren begegnet ist, als vielmehr eine Uebersicht der während dieser Zeit im amtlichen Leben gemachten wichtigeren Erfahrungen, bei deren Darlegung ich mich nicht durchweg an die Zeitordnung gehalten habe. Dr. C. L. Roth.

von Seiten der städtischen Verwaltung und von unsrem Publikum nicht nur nicht angefochten, sondern von ersterer vielfach unterstützt und gefördert. Der Vorstand einer Lehranstalt, in welcher die Ordnung erst noch zu stiften ist, kann sich der gehäßigen Meinung nicht entziehen, daß es nur sein eigensinniger und pedantischer Wille sei, dem sich Alt und Jung fügen müssen. Ohne das Angeben der Gründe da zu verweigern, wo ein vernünftiges Verlangen nach Gründen sich kundgab, verzichtete ich gleich von vorneherein darauf, denen, welche sich der Ordnung nicht fügen wollten, zu demonstriren, daß sie und ich unter dem gleichen Gesetze stehen, und daß mir nur dessen Verkündigung und Anwendung zugefallen sei. Das Vertrauen, welches wir in der Stadt gewonnen hatten, erleichterte jetzt das Einhalten der Ordnung, so daß deren Principien nicht mehr, wie früher wiederholt geschah, auch nicht mehr durch Angriffe in öffentlichen Blättern, in Frage gestellt wurden. Auch hatten wir jetzt in allen Klassen immer einen zwar kleinen Theil wackerer Schüler, und fast keinen Schweif ganz unbrauchbarer Subjecte. Obwohl mir das vom Anfang an bis auf den heutigen Tag als der Triumph des Unterrichts erschienen ist, wenn eine junge Seele aus den Banden träumerischer Trägheit erlöst wird, wie ich denn als Schulvorsteher viel öfter Anlaß gefunden habe, auf längere Versuche mit unbegabten und nicht willigen Schülern zu dringen, als unbrauchbare Glieder abzuschneiden: so suchte ich dennoch, zwar mit möglichster Schonung, die Anstalt von solchen Schülern frei zu machen, bei welchen man keine Regung der Willenskraft erzielen konnte, namentlich auch von solchen, bei denen die Thorheit des Hauses nichts Besseres aufkommen ließ. Dabei half uns die von Widersachern eifrig gepflegte und verbreitete Meinung über die in der Anstalt herrschende drakonische Strenge: wir wurden von mancher Seite gemieden, ungeachtet unsere Klassen, besonders die jüngsten, immer wohl bevölkert waren.

Die schwierigste Aufgabe für den Schulvorsteher ist ohne Zweifel die, dasselbe Ziel in unverrücktem Gange zu verfolgen, vornehmlich da, wo die Natur des Zieles nach verschiedenen Vorstellungen eine andre, und wo sein Ziel nicht das Ziel seiner Obern und seiner Mitarbeiter ist. Nicht als ob die Schwierigkeit der Aufgabe nur von Außen käme: die innere ist wenigstens eben so groß. Wie wohl jeder bei aufmerksamer Beobachtung seiner selbst finden wird, daß es nur wenige Tage im Jahre sind, an denen er die für Seele und Leib als heilsam erkannte Diät ohne alle und jede Abweichung einhält: so gibt es auch für das Berufsleben innere Störungen in Menge, welche oft in genauem Zusammenhang mit den Abweichungen von der als richtig erkannten Diät der Seele stehen. Weil man aber so viele sieht

Errare atque viam palantes quaerere vitae,

so ist man verschwenderisch mit dem Lobe, daß dieser, jener ganz und ausschließlich seinem Berufe oder seiner Wissenschaft gelebt habe. Ich

wenigstens bekenne, daß persönliche Wünsche und Bestrebungen mir oftmals mein Ziel verdunkelt und meinen Gang gehemmt oder unsicher gemacht haben, so daß Irrungen und Störungen von Außen manchmal dazu dienen mußten, das Bewußtsein über Zwecke und Mittel von neuem zu schärfen. Denn am Streite hat es mir auch in den der Ruhe bedürftigen Jahren niemals gefehlt, und besonders nicht an der Art des Streites, ubi tu pulsas, ego vapulo tantum. Und wer möchte behaupten, daß er im Streiten niemals fehlgegriffen habe? Nur so weit glaube ich meiner selbst gewiß zu sein, daß ich nie anders, als zur Vertheidigung der Sachen, die ich vertrat oder noch vertrete, einen Streit angefangen oder fortgesetzt habe.

Die meisten und größten Schwierigkeiten in Verfolgung meines Zieles als Schulvorsteher sind mir daraus erwachsen, daß zum Theile solche Mitarbeiter neben mir standen, welche entweder gar kein Ziel, oder ein von dem meinigen ganz verschiedenes, ja ein demselben entgegengesetztes Ziel hatten. Es fehlte nicht an wackern und wohldenkenden Männern im Lehrerkollegium, und alle zusammen wollten ihren Schülern nützlich sein. Aber unsre Gedanken bei den Besprechungen über den Unterricht reichten nur selten über das Lehren und Lernen an sich hinaus, so daß wir uns das Wie unsers Lehrens durch klare Erkenntniß des Zweckes deutlich gemacht hätten: gerade der am besten geschulte unter den Professoren, ein rechtschaffener, fleißiger Mann, begriff es am wenigsten, daß die Bildung des ganzen Menschen unser Zweck sein, und daß dieser Zweck das Direktiv für unsre Methode abgeben müsse. Es ist oft Gegenstand meines Nachsinnens gewesen, wie es doch komme, daß derselbe Lehrer, dem noch dazu sein Aeußeres hätte zur Empfehlung dienen, und Eingang bei den Schülern schaffen sollen, die Neigung seiner Schüler nicht gewinne, und durchaus nicht das ausrichte, was von seiner Gelehrsamkeit und seinem guten Willen zu erwarten war, da es ihm außerdem auch an der Klarheit der Vorstellungen und des Vortrags gar nicht fehlte; und ich kann heute noch, wenn ich mir sein angenehmes Bild vergegenwärtige, den Ausfall in seiner Wirksamkeit mir nicht anders erklären, als eben daraus, daß er nur lehren, nicht erziehen, und nicht erziehend lehren wollte. Allerdings sind die trefflichsten und für die wahre Bildung der Jugend wirksamsten Schulvorsteher, welche ich in Bayern kennen gelernt habe, Philologen, wie es jener war. Dennoch habe ich später in Stuttgart, als von Seiten der Landesuniversität darauf gedrungen wurde, daß man Anstalt treffe, einen philologischen Lehrstand heranzubilden, mich diesem Bestreben aufs entschiedenste widersetzt; wozu mich besonders das antrieb, was ich an jenem Nürnberger Lehrer, freilich neben ihm auch noch an vielen andern, wahrgenommen hatte. Denn hier, wie in so manchen Dingen, fragt sichs nicht, was bei vorzüglicher Begabung und entsprechender Willenskraft, sondern was bei intellectuellem und sittlichem Vermögen

mittlerer Art geleistet und erzielt werden könne.*) Die mittlere Begabung selbst der besseren Art wird bei Beschränkung der Studien auf die Philologie sich nicht bis zu Ideen entwickeln, gerade wie bei der Beschränkung auf mathematische Studien; wie in der Kunst ein Benvenuto Cellini unus et ungues exprimet et molles initabitur aere capillos, infelix operis summa, quia ponere totum nesciet.

Wenn ich bei einem Theile meiner Mitarbeiter keine Förderung des Zweckes fand, den ich als Schulvorsteher vor Augen hatte, so traten mir von Seiten anderer Hindernisse und Störungen entgegen, welche mich oft muthlos machten. In der Disciplin ließ man mich gewähren, unterstützte mich wohl auch im Aufrechthalten der Ordnung. Aber in der Behandlung der Seele des Schülers traten die entschiedensten Differenzen hervor. „Warum müssen mir diese Schüler gehorchen?" sagte ein in seinem Fache überaus tüchtiger Lehrer zu mir: „weil ich jeden, der mir Gehorsam verweigert, augenblicklich zu Boden schlagen kann." Das greuliche Wort überraschte mich so, daß ich keine Antwort fand. Ein anderer, zu dem ich sagte, es gelte ganz vornehmlich dem Lehrer: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen" — blickte mich so an, wie wenn ich etwas ganz Albernes gesagt hätte. Eine religiöse Auffassung des Lehrberufes war dem Denken der Einen fremd; andere dagegen waren Feinde des Christenthums, und haben das zum Theile auch in Prosa und Versen bekannt. Als ich bei einer Besprechung davon redete, daß irgendwas unsre Pflicht sei, höhnte mich einer der Mitarbeiter, indem er sagte: „Pflicht? Pflicht? was wollen Sie mit der Pflicht? Ein jeder thut, was er nicht lassen kann." Es ist mir nur ein einziger Fall von bestimmter Verläugnung religiöser Wahrheit im Unterrichte bekannt geworden, und ich zweifle, ob einer meiner Mitarbeiter darauf ausgegangen sei, die Schüler im Glauben irre zu machen. Um so mehr aber widersprach die ganze Behandlung des Unterrichts dem religiösen Sinne. Ich war und bin heute noch weit davon entfernt, zu meinen, es sollte der Lehrer in den profanen Stoff religiöse Gedanken und Ermahnungen mengen, und jede Gelegenheit nützen, um der Jugend die Lehren und die Vorzüge des Christenthums klar zu machen, glaube vielmehr, daß manche wohlgemeinte Versuche der Art mehr geschadet als gefruchtet haben. Meine Bestrebung, dem gesammten Unterricht eine religiöse Gestaltung zu geben, ging überall nur so weit, daß die Schüler von der Kindheit an dazu angehalten werden sollten, ihren Beruf als die von Gott ihnen auferlegte Verpflichtung anzusehen. Denn zu dieser Erkenntniß kommt der Mensch nicht durch eigenen Trieb, und er hat daran zu lernen, so lange er lebt. Darum ist es fast die erste Pflicht des Lehrers, diese Erkenntniß anzupflanzen

*) Die Frage über die Vorbildung der Gymnasiallehrer habe ich Kl. Schr. I, 396 ausführlich behandelt.

und — mehr durch Gewöhnung und Beispiel, als durch Paränese — zu vertiefen. Ich weiß auch kein anderes Mittel, um die erzieherische Thätigkeit vom Scheine der Willkühr frei zu erhalten, welche den Menschen auch schon in der Kindheit abstößt und erbittert; wie ich auch keinen andern Grundsatz kenne, der viele Köpfe unter den einen Hut gemeinsamer Wirksamkeit bringen könnte. Auch darf ich wohl behaupten, daß diejenigen meiner Mitarbeiter in der ganzen Zeit meines Berufslebens, welchen dieser Grundsatz am fernsten stand oder eine Thorheit war, die meiste Willkührlichkeit in Behandlung ihrer Schüler und wahrlich auch des Lehrstoffs an den Tag gelegt haben.

Von allen Zumuthungen, welche ein Mensch an den andern machen kann, empört fast keine unsern natürlichen Stolz so sehr, als die Aufforderung zur Erneuerung des Sinnes und des Lebens. Denn einen Rath, dieses, jenes, was nur Sache des Verstandes oder der äußern Handhabung ist, anders anzugreifen, lassen wir uns, wenn die Sache uns anliegt, schon gefallen. Sobald aber eine Aenderung im Wollen und Leben zugleich angerathen wird, oder wenn jener erste Rath nicht ohne die Anerkennung einer Unrichtigkeit im eigenen Wesen befolgt werden kann, pflegt unsre Eigenliebe den Rath nicht ohne widrige Empfindung gegen den Rathgeber von sich zu weisen. Ich hatte kein Recht, meine Mitarbeiter zur Buße zu rufen, und mied es auch mit gutem Bedacht, mich über das auszusprechen, was am Wesen des einen und des andern der Umwandlung bedurfte; während ich allerdings zu den Schülern insgesammt und einzeln immer so redete, daß ich dabei überall von der Pflicht fortwährender Erneuerung des Sinnes ausging. Aber indem ich in solcher Weise immer aufs neue bekannte, daß mir die religiöse Bildung der Jugend durch den Unterricht einzig und allein am Herzen liege, wandte ich das Gemüth derjenigen Mitarbeiter mehr und mehr von mir ab, welche ohnedies andern Sinnes waren, und eine ohne Zweifel ihnen nicht klar gewordene Vorstellung davon hatten, daß sie, um aus den Schülern andre Menschen zu machen, selbst andre Menschen werden müßten. Es war ein einziger unter denselben, der mir mit Härte und Feindseligkeit entgegentrat. Aber mehr als einmal kam es so, daß fast alle meine Mitarbeiter, und zwar nicht eben vorübergehend, mir theils entfremdet, theils als Widersacher gegenüberstanden, so daß nur der Ort, die Zeit und der Stoff des Unterrichts, die amtlichen Besprechungen und die Klagelieder über die von Oben kommenden Anweisungen unsre Einheit vorstellten. Es kam eine Macht von außen dazu, welche die Einsamkeit meiner Stellung beförderte, die Macht des in Nürnberg noch blühenden, obwohl nicht ohne Anfechtung mehr herrschenden Rationalismus der allergewöhnlichsten Sorte, für welche ein Mann von so grober Unwissenheit und so knabenhafter Eitelkeit, wie Heinrich Stephani, eine Autorität sein konnte. Die Pflege des Religionsunterrichts im Sinne der evangelischen Kirche, wozu ich mich und die Lehrer verbunden erkannte, war in den Augen der

Menge und der Wortführer in der Gesellschaft, ja selbst im Munde von Geistlichen das, was man, sogar mit einem Schnitzer in der Namengebung, Mysticismus nannte: und so mögen die Gegner unter meinen Mitarbeitern sich um so mehr für berechtigt angesehen haben, mir Widerpart zu halten, während andre durch die Furcht vor dem öffentlichen Urtheil und vor den scharfen Zungen meiner Widersacher in jenen schlimmen Zeiten mir ferne gerückt wurden. Das Alles aber ist während der zweiten Hälfte meines Lebens in Nürnberg, freilich nicht ohne mehrfällige Personalveränderungen, so sehr anders geworden, daß ich am 22. Aug. 1843 in der Rede, womit ich vom Rektorat des Gymnasiums in Nürnberg Abschied nahm, mit Grund sagen konnte, „wir hätten miteinander in Einigkeit gesucht, wie wir an der uns anvertrauten Jugend das Werk des erziehenden Unterrichts vollbringen möchten.“ Denn ich hatte gegen jene Uebel, welche tiefer und größer waren, als ich hier darstellen konnte, eine immer zunehmende Hilfe in Karl Friedrich Nägelsbach gefunden: seine jugendliche Kraft, seine Begeisterung für die Sache der Jugendbildung und der humanistischen Studien, seine ernste Religiosität und seine männliche Wahrhaftigkeit und Selbstständigkeit hielt mich selbst und die Sache aufrecht, welche ich zu vertreten hatte, während die Gelehrsamkeit, worin er uns insgesammt gar bald überwuchs, ihm ein Ansehen unter den Lehrern verschaffte, das schwächere Gemüther stärkte und Uebelwollende beschämte. Nach Nägelsbach habe ich die meiste Förderung in meinen Bestrebungen durch die Freundschaft und Berufstreue der Lehrer Joachim Meyer, Endler, Reuter, Zeilinger, Jubitz und Thäter gefunden.

Was mich von der Seite her bedrängte und störte, war in Vergleichung mit demjenigen, was in den Jahren 1833 bis 1841 von Oben her drückte und schreckte, von geringer Bedeutung, aber doch mehr der äußern Erscheinung, als dem Wesen nach. Denn die Verordnungen vom Jahr 1833 drohten nicht blos meinen Bestrebungen, sondern dem Zwecke und Wesen der Gymnasialbildung selbst mit vollständiger Verflüchtigung, vornehmlich dadurch, daß Schüler der technischen Anstalten den Unterricht in Religion und Realien in Gemeinschaft mit den Schülern der lateinischen Schulen und Gymnasien genießen, und diese ihren Unterricht dem Bedürfniß der technischen Schüler anbequemen, d. h. ihren eigenthümlichen Character geradezu aufgeben sollten. Es waren eilf Verordnungen, welche vom Jahre 1833 an in dieser Sache ergingen, alle in einer zwar humanen, aber so dringlichen Fassung, daß es unmöglich erschien, sich der Folgeleistung zu entziehen, da selbst die Einzelheiten als unmittelbarer Ausfluß des königlichen Willens vorgestellt waren. Die Hilfe und Errettung kam aus der Unmöglichkeit der Ausführung, und im Jahre 1836 wurden jene eilf Verordnungen auf einmal zurückgenommen, ungeachtet das damit angestrebte Werk durch mehr als einen Ministerial-Erlaß als vollendet, und, ehe noch ein Anfang der Blüthe erschien,

die Früchte desselben als glorreich und preiswürdig verkündigt worden waren. Auch eine Verordnung vom Jahre 1834 über die Hausaufgaben, wodurch diese für alle Gymnasien und lateinischen Schulen der Art und Zahl nach gleichmäßig bestimmt wurden, ging, so verderblich dieselbe anfangs aussah, ohne Nachtheil für uns vorüber. Wir hatten uns hier, wie in so vielen andern Fällen, die Frage zu beantworten, was unsre dringendere Pflicht sei, ob das Eingehen auf die von Oben beabsichtigte Gleichmäßigkeit der Einrichtung, oder die Beachtung des Bedürfnisses unserer Schüler; und die Antwort konnte keinen Augenblick zweifelhaft bleiben. Dagegen den Verordnungen der Jahre 1840 und 1841 über Religiosität und Religionsunterricht konnte man den Gehorsam darum nicht ganz versagen, weil amtliche Zeugnisse nach dem vorgeschriebenen Schema ausgestellt werden mußten, und das Aufrücken in den Klassen, wie die Aufnahme neu eintretender Schüler, von diesen Religionszeugnissen abhängig gemacht war. Es war ein in der That gräßlicher Gedanke, eine Förderung religiöser Stimmung und Einsicht unter den Schülern davon zu erwarten, daß das Verbot erging, keinen Schüler in eine höhere Klasse vorrücken zu lassen, der nicht in Religionskenntnissen das Zeugniß vollkommen gut, und in Frömmigkeit das Zeugniß vorzüglich oder sehr gut erlangt hätte; was nichts Andres hieß, als Lehrer und Vorsteher der Anstalten, für welche jene Verordnungen ergingen, zur wissentlichen, auch dem Schüler offenbaren Unwahrheit antreiben und nöthigen. Endlich die Einführung gleichmäßiger Schulbücher, begonnen in dem achtbaren Bestreben, den Schülern wohlfeile Ausgaben der Klassiker von gutem Druck und Papier in die Hände zu geben, wurde in kurzer Zeit dadurch zur Plage und großen Beschwerung, daß die Einführung mit Härte, sogar mit Grimm von Oben auch da durchgesetzt wurde, wo schon andre Ausgaben der Klassiker in den Händen der Schüler waren, und daß die Maßregel auch auf Lehr- und Uebungsbücher angewandt, und zum Theile ganz unzweckmäßige Bücher vorgeschrieben wurden. Aus der Sorge für die Augen der Schüler wurde auf einmal eine Finanzmaßregel mit dem nicht verhehlten Zwecke, dem sogenannten Centralschulbücherverlag, der sich in tiefer öconomischer und administrativer Zerrüttung befand, aus seiner verzweifelten Lage herauszuhelfen. Da ich aber diese Dinge in einer eigenen kleinen Schrift ausführlich dargestellt habe, so mag es genügen, hier den unvertilgbaren Eindruck zu bezeichnen, den sie mir hinterlassen haben. Es ist die nothwendige Folge dieser Dinge, die mich so oft und so lange in Unmuth und Beängstigung für mein Amt Tag und Nacht umgetrieben haben, daß ich unter andern Verhältnissen für die gleichen Anfänge die gleichen Ausgänge, und für ähnliche Schäume das gleiche Zergehen erwarte, und meiner Pflicht eingedenk bleibe, dem Individualismus, welcher Sachen und Personen als sein Spielzeug behandelt, nach Kräften den gleichen passiven Widerstand entgegenzuhalten.

Uebrigens ist mir erst lange nach meinem Abschiede von Nürnberg klar geworden, welches das Medium sei, wodurch Maßregeln für den Unterricht möglich wurden, die vor dem Forum jeder Pädagogik, auch der früheren jesuitischen, ja nach dem Urtheil des gewöhnlichen Verstandes verwerflich waren. Sie wurden ermöglicht dadurch, daß die militärische Einrichtung und Unterordnung auf die Verwaltung, und so auch auf das Unterrichtswesen übergetragen worden ist. Nach dem Sinne dieser Einrichtung darf kein Diener des öffentlichen Wohles mehr sein Amt als den von Gott ihm zugewiesenen Beruf betrachten; er darf nicht mehr seinem innern Berufe folgen, wo dieser mit dem äußern in Conflikt geräth; vielmehr soll er sich, wo der äußere ihm etwas auferlegt, das seinem Gewissen widersagt, damit beruhigen, daß er das Anbefohlene ausgerichtet habe. Und doch ist's überall, wo wir mit dem Innern des Menschen zu thun haben, ein ganz anderer Fall, als bei der militärischen Unterordnung, auch wenn man die Sache nur von Seiten der Wirkung nach Außen betrachtet. Der Officier ist freilich nur seinem nächsten Obern verantwortlich; der Lehrer und Schulvorsteher aber auch, und ich glaube noch mehr, den Schülern und deren Eltern, welche mit Recht erwarten, daß nach bestem Wissen und Gewissen gelehrt und erzogen werde. Was da gefehlt oder falsch angegriffen wird, fällt nicht blos dem Scheine nach, sondern in Wirklichkeit dem Lehrer und Schulvorsteher zur Last. Allerdings täuschen wir uns leicht über unsern Beruf, und, was dieser will und begehrt, nach eigener Wahl an die Stelle des äußern zu setzen, ist immer eine bedenkliche Sache. Aber ebendeswegen sollten allgemeine Anweisungen für das Unterrichtswesen wirklich so einfach und allgemein gehalten sein, daß durch ihre Allgemeinheit der Conflikt zwischen äußerm und innerm Berufe ausgeschlossen wäre, und in Hinsicht auf's Einzelne sollte sich jede Aufsichts- und Oberbehörde auf die negative Wirksamkeit beschränken, da gehäufte positive Vorschriften über das Einzelne bei der außerordentlichen Manchfaltigkeit der lokalen und persönlichen Bedürfnisse eine Unzahl jener Conflikte hervorrufen. Den rechten Kanon der Allgemeinheit geben aber nur diejenigen religiösen Vorschriften, welche in allen christlichen Kirchen dieselben sind. Wo ein Lehrer mit solchen Vorschriften in Conflikt geriethe, hätte er das Urtheil über seinen Nichtberuf zum Lehramt selbst gesprochen.

Der Sommer von 1843 beschloß meine Wirksamkeit in Nürnberg. Ich hatte eine gewisse Sehnsucht nach Land und Leuten in der Heimath niemals überwunden, und vom J. 1840 an wurde mir's fast täglich schwerer, die von Oben kommenden Weisungen ohne offenbare Nachtheile für die Anstalt zu befolgen, oder nach meiner Ueberzeugung dahingestellt sein zu lassen. Seitdem Nägelsbach von uns weg zur Universität berufen war, wandelte mich mehr als einmal die trübe Ahnung an, daß ich eben so die innere Abnahme des Gymnasiums zu erleben bestimmt sein könnte, wie ich dessen Blüthe ge-

sehen hatte. Ich kehrte am Ende August's nach Württemberg zurück als Ephorus des niedern theologischen Seminars in Schönthal.

In den vier württembergischen Seminarien, deren Lehrkurs im Ganzen dem der vier bayer'schen Gymnasialklassen oder der Prima und Sekunda norddeutscher Gymnasien entspricht, werden je dreißig für das Studium der evangelischen Theologie bestimmte Jünglinge auf Staatskosten unterrichtet und erzogen. Nach einem vierjährigen Kurse treten eben soviele in das höhere Seminar auf der Universität ein, wobei die Zöglinge des niedern Seminars mit denjenigen Schülern in einer Prüfung concurriren, welche sich auf Gymnasien vorgebildet haben. Die Einrichtung der Sache im Allgemeinen ist der Art, daß mein Heimathland mit Recht darum beneidet wird, und es hat dieselbe nicht nur für unser Land und die evangelische Kirche, sondern auch für die gelehrte Welt schon lange her die besten Früchte getragen.

Ich selbst war nicht Zögling eines niedern Seminars gewesen, sondern im Herbste 1807 vom Stuttgarter Gymnasium aus in's höhere Seminar zu Tübingen eingetreten. Deshalb und weil ich von Nürnberg her an eine freiere Bewegung der Jugend gewöhnt war, machte die Klausur, welche im Seminar bestand, auf mich einen beinahe abstoßenden Eindruck, ungeachtet an den Zöglingen selbst nichts von der dumpfen Einschüchterung wahrgenommen wurde, die ich später wohl in ähnlichen Anstalten der Art gefunden habe. Das Dorment, wie der von den Seminaristen und ihren nächsten Aufsehern, den beiden Repetenten, bewohnte Raum genannt wird, blieb immer geschlossen, die Zeiten ausgenommen, in welchen die Zöglinge Ausgangsfreiheit hatten oder speisten. Wollte einer zu mir oder einem der beiden Professoren gehen, so mußte er seinen Repetenten erst bitten, daß ihm aufgeschlossen werde. So fand ich auch die Zeit zur Bewegung im Freien allzukurz bemessen. In diesem letztern Stücke bedachte ich mich nicht, mehr zuzugeben, als die bestehende Ordnung mir erlaubte. Denn ich mußte z. B. erst verbieten, daß unmittelbar nach dem Mittag- oder Abendessen im Flusse gebadet werde, weil eigentlich keine Zeit hiezu vorhanden war, als die der Rekreation, welche auf die Mahlzeiten folgte; und das Herkommen hatte auch hierin eine solche Macht, daß der Seminararzt den Nachtheil des Badens während der Verdauung gar nicht anerkennen wollte. An der Klausur konnte ich freilich nichts ändern, würde das auch nach kurzer Zeit nicht mehr gethan haben, wenn es in meiner Macht gestanden hätte. Denn ich erkannte darin ein nicht unwürdiges und einfaches Mittel, den Zöglingen die Lockung zu Abweichungen von der nothwendigen Ordnung zu ersparen, was immer eine Wohlthat für die Jugend ist.

Andrerseits blieb mir der Eindruck von der gesammten Seminareinrichtung, daß die Disciplin in der Erziehung zu sehr überwiege, obwohl ich nicht anzugeben wüßte, wie in der Einrichtung selbst zu

helfen sein möchte. Das höhere Seminar rekrutirt sich aus den niedern, und diese aus jenem; insoferne in der Regel keine andern Ephoren, Professoren und Repetenten im niedern Seminar angestellt werden, als solche, welche selbst Zöglinge des höhern und meist auch des niedern Seminars gewesen sind. Hieraus erwächst eine sehr innige Verbindung durch den Kreislauf des Brauches und der Sitte, worin das höhere Seminar maßgebende Gewalt hat; obgleich den Vorstehern wunderlicherweise kein amtlicher Weg offen steht, sich wechselsweise über das zu berathen, was im höhern oder niedern Seminar anders sein sollte. Und im höhern Seminar hat seit unvordenklicher Zeit die Disciplin, die Handhabung äußerer Zucht, so ganz das Uebergewicht gehabt, daß die Seelsorge, wodurch allein erzogen werden kann, so gut als ausgeschlossen war; wie denn auch mehr als einmal die Besetzung des Ephorats bewies, daß die Oberbehörde die Seelsorge als etwas Ueberflüssiges betrachtete. Ich erinnere mich nicht, daß in den fünf Jahren, welche ich im Seminar verlebte, uns jemals die Pflicht vor Augen gestellt worden wäre, das Gemüth durch Gebet und durch Nüchternheit des Lebens zum geistlichen Berufe vorzubereiten; oder wenn eine Ansprache in ähnlichem Sinne vorkam, so geschah sie nach schwereren gemeinsamen Uebertretungen der Disciplinarordnung, und zu allen insgesammt, und eben dadurch ohne Wirkung, weil jeder denken konnte, es sei sein Nebenmann damit gemeint. Und doch hatten wir sittlich ehrwürdige, zum Theile wirklich fromme Vorsteher. Das Herkommen, welches in meiner Heimath besonders mächtig ist, und die bestehende Ordnung wies uns auf den Kollegienbesuch und auf eigene Studien, nicht auf sittliche Vorbereitung für das Amt des Seesorgers hin. Es ist ohne Zweifel, wenn auch nur theilweise, eine Folge dieses Mangels gewesen, daß zu verschiedenen Zeiten, — nicht aber zu meiner Zeit — kleine Gemeinschaften zum Zwecke religiöser Erbauung und zur Forschung in der hl. Schrift zusammentraten, deren selbstständiges Thun und Lassen nicht immer als Emancipation von dem herrschenden Geiste, sondern wohl öfter als Verzichtung auf die Geistesfreiheit angesehen wurde. Wie wenig aber, oder vielmehr wie gar nicht durch bloße Disciplin ohne Seelsorge erzogen und regiert werde, hat ein wilder Ausbruch mit förmlichem Auffagen des Gehorsams hier, wie in vielen andern Kreisen der Gesellschaft, im J. 1848 dargethan.

Denn die Disciplinarordnung war, soweit einer der jetzt Lebenden zurück denken mag, nicht geachtet, konnte auch nicht geachtet sein, da die sittliche Ordnung, anstatt jene zu tragen, in derselben aufging; wie denn für sittliche Verfehlungen dem Grade und der Art nach keine andere Strafen angewandt wurden, als für Vergehungen des Muthwillens oder der Hinlässigkeit.

Eben darum war auch für die leitende und Aufsicht führende Behörde keine Achtung vorhanden, so vielen Respect auch einzelne Glieder derselben durch ihre Gelehrsamkeit und ihre edle Gesinnung

einflößten. Man darf wohl behaupten, daß in dem innern Verhalten der Seminaristen gegen die von ihnen übernommenen Verpflichtungen und gegen ihre Inspektoren jedenfalls schon in einem großen Theile des vergangenen Jahrhunderts die Ironie vorgewaltet und mehr oder weniger den traditionellen Geist des Seminars ausgemacht; daß derselbe Geist der Ironie viele, nicht blos gemeine, sondern auch bessere Naturen in's geistliche Amt begleitet, und sie um den Ernst gebracht habe, den jeder Beruf erfordert; endlich, daß, besonders in der Zeit, wo das Hegel'sche System die Wissenschaft beherrschte, dieselbe Ironie auch die Weise des theologischen Studiums durchdrungen habe. Ich glaube, daß Straußens Leben Jesu, als das bedeutendste Denkmal dieses Geistes der Ironie betrachtet werden dürfe.

Wo ein Vorgesetzter nur die Handhabung der Disciplin, ohne Seelsorge, als seine Aufgabe ansieht, wird in den meisten Fällen, soferne einer gewissenhaft ist, ein Pedant aus ihm werden, wenn aber eine vage Gutmüthigkeit stärker in ihm ist, als das Gewissen, so wird er, was für die Erziehung des Menschen zur Wahrheit ganz besonders verderblich ist, mit denen, welche er zu erziehen hat, unbewußt einen Bund zu möglichster Umgehung der Ordnung abschließen. Unter demjenigen Manne, welcher dem oben genannten Prälaten Gaab im Ephorat des höhern Seminars nachfolgte, scheint der Geist ironischen Verhaltens gegen die Ordnung die größte Macht erlangt haben. Mehrere Bekannte, welche zur selben Zeit Zöglinge des Seminars waren, haben mir erzählt, daß jener Ephorus, wenn ein Zögling über einer Abweichung in der Disciplin sich bei ihm entschuldigte und den wahren Anlaß dazu angab, denselben aufgefordert habe, sich auf einen bessern Vorwand zu besinnen, weil er ihm sonst die Strafe nicht erlassen könnte. Wo schon ein übles Herkommen vorhanden ist, da setzt eine Amtsführung dieser Art demselben immer neue Jahresringe an; der Witz übt sich an der Unwahrheit; die beste Frucht des Universitätslebens, vernünftige Selbstständigkeit, kommt nicht zur Reife. Was ich aber bisher über die im höhern Seminar zu Tübingen herrschende Ironie gesagt, das würde ich ganz unbesprochen gelassen haben, wenn ich nicht gleich hier anfügen könnte, und zur Steuer der Wahrheit hier anfügen müßte, daß durch die vortreffliche Leitung, der sich die Seminare, das höhere, wie die niedern, jetzt erfreuen, der Seelsorge in denselben ihre rechte Stelle, die oberste, zugetheilt sei; ich würde davon geschwiegen haben, ungeachtet die Hinsicht auf jene Besonderheit mich in meinen Bestrebungen als Ephorus vorzugsweise bestimmt und geleitet hat.

Ich fand in Schönthal einen Kurs von Zöglingen, welchem von seinem Gange durch's niedre Seminar noch ein Jahr übrig war, meist wohlunterrichtete und gutgeartete Jünglinge; und die gleiche Erfahrung über die Natur des heimathlichen Stammes habe ich bei dem zweiten Kurse, welchen ich 1844 bis 1848, und bei dem dritten

gemacht, dem ich 1848 bis 1850 vorstand, wie auch seit 1850 im Gymnasium zu Stuttgart. Der Unterricht war meine Freude, wie er's in Nürnberg war und heute noch ist: auch in den trübsten Zeiten, und wenn mir das, was von Außen und von Oben kam, den ganzen übrigen Tag verbitterte, bin ich immer durch diesen Verkehr mit der Jugend zur Heiterkeit gestimmt worden, so daß ich mich von meinen reifen Jahren her keines Falls erinnere, wo ich während des Unterrichts zornig geworden wäre. Doch über die ganze Zeit meines Ephorats in Schönthal hatte ich die Einflüsse jenes vom höhern Seminar ausströmenden, durch die bestehende Ordnung nicht gehemmten Geistes, zunächst an den öfters wechselnden, zum größern Theile achtbaren Repetenten und an den Zöglingen selbst zu empfinden, vorzugsweise bei der Einhaltung der Disciplin, vielfältig aber auch an der Art, wie gearbeitet wurde; wovon das Einzelne hier aufzuzeichnen nicht angemessen wäre.

Den beiden Hauptlehrern, mit denen mich das neue Amt zusammenführte, lag die Seelsorge wie mir am Herzen. Ich vereinigte mich mit ihnen in dem Zwecke, die Disciplin der sittlichen Führung unterzuordnen. Denn seltsamerweise standen in unsern Statuten die Bestimmungen über die Kleidung und andere Aeußerlichkeiten mit den Vorschriften religiöser Art in gleicher Reihe, und nicht einmal ein Asteriskus dabei, wodurch das Wichtige von dem minder Bedeutenden unterschieden gewesen wäre.

Wir bemühten uns, in den einzelnen Fällen, in denen unsre Statuten anzuwenden waren, diese Unterscheidung zu machen. Später entwarf ich in Gemeinschaft mit beiden Kollegen, und wenn ich mich recht erinnere, mit den Vorstehern der drei andern niedern Seminare, nachdem ich eine Cirkularcorrespondenz in Gang zu bringen gesucht hatte, neue Statuten und eine neue Hausordnung, in welche letztere ich alles dasjenige verlegte, was Gegenstand der äußern Disciplin ist. Statuten und Hausordnung sind weiterhin für alle niedern Seminarien angenommen worden, die letztern mit zwei Anfügungen, gegen welche ich vergeblich protestirte.

Mein Amt in Schönthal gewährte mir viel mehr Muße. Es gab in der Regel so wenig amtliche Scripturen, daß das Verzeichniß der Berichte, welche ein Jahr über zu machen waren, bisweilen nicht eine Seite in Folio anfüllte. Durch diese Einfachheit des Geschäftes und durch die Zeit, worüber man verfügen kann, ist das Ephorat im niedern Seminar eine der schönsten Stellen, die dem ältern, zu gelehrter Beschäftigung geneigten Manne zufallen können.

Da von der Oberbehörde nach dem Antrage meines Freundes und Kollegen Bäumlein verfügt worden war, daß vom Herbste 1844 an jedesmal dasjenige Seminar, welches seine Zöglinge an die Universität abgibt, ein Programm ausgehen lasse, so schrieb ich im Sommer desselben Jahres De satirae Romanae indole, ejusdemque de ortu et occasu, zur Fortsetzung und zum Abschlusse meines letzten

in Nürnberg 1843 verfaßten Programms De satirae natura. Was diese beiden Programme enthalten, habe ich später in einer bei Julius Weise in Stuttgart erschienenen kleinen deutschen Schrift zum zweitenmale bearbeitet. Und da mich das Verhältniß der griechischen Weisheit zur christlichen Offenbarung, besonders, seitdem Nägelsbach's Homerische Theologie erschienen war, fortwährend in Gedanken beschäftigte — was auch zu den Untersuchungen über die Satire Anlaß gegeben hatte, so studirte ich längere Zeit die ethischen Schriften des Aristoteles; worauf ich aber für meinen Zweck nothwendig fand, sämmtliche Griechen von Homer an auf's neue durchzunehmen. Meine Versetzung nach Stuttgart in einen geschäftsreicheren Beruf erlaubte mir nicht, diese Studien auch nur der Hälfte nach zu vollenden. Eine halbreife Frucht derselben ist der im zweiten Theile meiner kl. Schriften abgedruckte, zum Schlusse des Schuljahrs 1853 gehaltene Vortrag: Wie die Beschäftigung mit dem klassischen Alterthum der religiösen Jugendbildung förderlich sein könne?

Früher, noch im ersten Jahre nach meinem Ausscheiden aus dem bayerischen Dienste, hatte ich geschrieben:*) Das Gymnasial-Schulwesen in Bayern zwischen den Jahren 1829 u. 1843, Berichte und Betrachtungen. Stuttgart, Verlag von S. G. Liesching 1845.

In jenen Studien und in meiner amtlichen Thätigkeit wurde ich im Sommer 1846 auf längere Zeit unterbrochen, da ich in Folge der Grippe, die mich auch schon in Nürnberg wiederholt befallen hatte, so schwach wurde, daß ich die Feder nicht mehr mit Stetigkeit führen, oft nicht mehr orthographisch schreiben konnte, und mehr als einmal in meinen Lehrstunden bei der Behandlung des Salustius bekennen mußte, es gebe für das und das lateinische Wort einen bessern deutschen Ausdruck, als den ich gewählt hatte, aber ich könne denselben im Augenblicke nicht finden. Der Gesundbrunnen in Teinach, wohin mich der Arzt gehen hieß, stellte meine Kräfte so her, daß ich vom Herbste an wieder wie zuvor arbeiten konnte, und im Frühling 1847 als Mitglied der Kommission zur Bearbeitung eines (nicht zur Ausführung gekommenen) Schulplans die zahlreichen Sitzungen, deren G. Schwab in einem Briefe an Dr. Ullmann dreiundzwanzig in vierundzwanzig Tagen berechnet, und die Arbeiten für meine Referate ohne Beschwerde aushielt.

Als im Frühling 1850 das Rektorat des Gymnasiums in Stuttgart erledigt war, forderte mich mein Freund, G. Schwab, der noch im November desselben Jahres als Oberkonsistorial- und Oberstudienrath verstorben ist, zur Bewerbung um jene Stelle auf. Ich antwortete ihm am Gründonnerstage:

*) Ueber dieser Schrift, welche weder eine Unwahrheit noch eine Schmähung oder Herausforderung enthält, bin ich von einer in A. erscheinenden Zeitung als Sau prädicirt worden; was ich zwar nicht selbst gelesen, wohl aber von Freunden vernommen habe.

„Mit der Frage, welche Du durch einen gestern Abends mir zugekommenen Brief an mich richtest, habe ich mich nicht jetzt erst, sondern schon einmal vor etwa fünf Jahren, und dann wieder vor kurzem beschäftigt, beidemale aus Anlaß Anderer, welche sich um die fragliche Stelle bewerben, und dabei vernehmen wollten, ob ich Mitbewerber sein werde. Ich kann Dir daher eine Antwort geben, welche schon fertig war, bevor Dein Brief kam, der mich übrigens zum herzlichsten Danke verpflichtet.“

„Ungeachtet es hier nicht so mit mir steht, wie in den letzten Jahren zu Nürnberg, daß ich wegen innerer Nothwendigkeit eine Veränderung des Orts und der Stellung um jeden Preis suchen mußte, wäre mir doch ein Wechsel erwünscht, durch den ich für den letzten Akt meines Lebens noch einmal in lebendigere und umfassendere Wirksamkeit versetzt, und mir zugleich die Gelegenheit zu geistigem Verkehre geboten würde, den ich hier oft schmerzlich entbehre. Beides würde ich als Rektor des Stuttgarter Gymnasiums finden. Aber dennoch muß ich Dir offen bekennen: wenn ich mich ernstlich und so zu sagen auf's Gewissen frage, ob ich wünsche, Gymnasial-Rektor in Stuttgart zu werden, so kann ich mir nicht antworten, daß ich die Stelle und Stellung, wie sie seit langer Zeit und wie sie jetzt ist, einzunehmen wünsche. Wollte ich aber etwa die Frage so fassen: ob es nicht Pflicht für mich sei, mich zu diesem Dienste anzubieten, so könnte ich erstens nicht mir selbst einen alleinigen oder überlegenen Beruf zu demselben beilegen; und zweitens würde hier meine längst fest gewordene Ansicht entgegentreten, daß die bisherige und gegenwärtige Stellung des Rektors allzubeengt sei, als daß ich hoffen könnte, in dieser Stelle überhaupt etwas auszurichten, und namentlich diejenige Regeneration der Anstalt zu bewerkstelligen, welche man schon so viele Jahre her mit Recht erwartet. Der leitende Gedanke bei Uebertragung der Stelle an . . . . . ist meines Wissens der gewesen, daß der Anstalt eine strenge Disciplinirung der Schüler vor Allem noth thue. Jetzt hat man ohne Zweifel erkannt, daß die Reduktion der Ansprüche an den Rektor auf polizeiliche Wirksamkeit unrichtig gewesen sei; und daß die wirkliche Aufgabe die von jeher gewesen, und allermeist jetzt sei, in das Ganze und demnach zunächst in das Lehrpersonal einen neuen Geist zu bringen. Von Einrichtungen, neuen Formen, wird freilich hiebei auch die Rede sein, doch aber nicht in dem Grade, wie von der Belebung einer Lehr- und Lernthätigkeit durch alle Klassen hindurch, welche von der bisherigen — wie diese durchschnittlich ist — quantitativ und qualitativ ganz verschieden sein wird. Die zum Theile vorzüglichen, jedenfalls aber sehr gemischten Elemente, welche in eine solche gemeinsame und gewissermaßen gleichmäßige Thätigkeit versetzt werden sollen, werden die bisherigen sein; die Aufgabe wird lauten: mit denselben Lehrern, welche bisher das und das geleistet haben, sollst du intensiv mehr leisten. Nun wäre es freilich etwas Herrliches und Preiswürdiges

um eine solche Macht der Liebe, wie sie eigentlich jeder Vorsteher haben sollte, daß man eben durch die Liebe auch die Bequemen, die Matten und Gleichgültigen und ohne Gott Lebenden erwecken und beleben könnte, damit sie im Geiste wieder grünten und wüchsen; was dann unmittelbar auf die Jugend übergehen würde. Aber obwohl ich mir nachsagen darf, daß mir die religiöse Wärme nicht fehle, muß ich doch offen gestehen, daß eine solche Macht der Liebe in mir nicht wohne, welche das Eis in den Herzen der einen schmelzen, und das Leder in den Gemüthern der Andern weich und gelind machen könnte."

„Es wird die Aufgabe des Rektors vorzugsweise die sein, persönlich zu wirken; die vorhandenen Umstände werden eine außergewöhnlich verstärkte Autorität fordern: und diese Autorität ist in der bisherigen Stellung des Rektors ganz unzulänglich. Ich sage es nicht als Vorwurf, sondern um mich, wie ich Dir schuldig bin, deutlich zu erklären: seit vielen Jahren führt der Studienrath das Rektorat des Gymnasiums in Stuttgart, freilich auch auswärtige Rektorate und Ephorate; aber die örtliche Nähe und die Verwöhnung des Publikums in Stuttgart macht da die Vormundschaft noch genauer. Ich glaube, daß dem Studienrath keine Nachweisungen über dieses Mißverhältniß zukommen; denn wer sollte sie geben? Und es ist die Natur einer jeden Kraft, sich gewissermaßen in infinitum auszubreiten. Auch weiß ich's und erkenne es an, daß der Studienrath durch verkehrte und unfähige Rektoren wie . . . . ., gewissermaßen genöthigt gewesen ist, das Rektorat mehr und mehr an sich zu ziehen. Das Alles ist wahr; aber nicht minder wahr ist, daß mit jedem Eingreifen des Studienraths in die Thätigkeit des Rektors der Boden, auf dem dieser steht, lockerer, und seine Stimme im Gymnasium der des Tithonus ähnlicher geworden ist. Ebenhiedurch wird das Verhältniß zum Stuttgarter Publikum und zu dem Lehrpersonal durchaus schwierig. Der Rektor, welcher nirgends durchgreifen kann, und, wo er's versucht, immer eine Reformation seines Urtheils und ebendamit eine weitere Schwächung seiner Autorität befahren muß, wird da, wo die Nothwendigkeit einer durchgehenden Umwandlung so offen vorliegt, wie hier, sich in vergeblichen Anläufen und im Unmuth aufreiben. Laß mich nur einen Fall anführen, der, und zwar in Mehrheit, nicht ausbleiben kann, ein Fall, dessen Analogen mich hier und in Nürnberg vielfach gepeinigt hat: — — —

Vielleicht ist mir's nicht gelungen, die Sache, welche ich meine, so deutlich darzustellen, wie sie mir vorschwebt; denn die Resultate dessen, was man erfahren hat, lassen sich niemals mit derselben Intensivität darlegen, in welcher sie dem vorschweben, der die Erfahrungen gemacht hat. So lasse mich denn das, was ich hier sagen wollte, kurz zusammenfassen: mit dem Maße von Autorität, welches der Gymn.-Rektor in Stuttgart hat, kann ich, das weiß ich gewiß, dasjenige nicht ausrichten, was jetzt endlich einmal ausgerichtet werden sollte."

„Hieraus ersiehest Du leicht, liebster Freund, daß ich mich weder direkt noch indirekt bewerben kann. Denn was wäre das für eine Bewerbung, wobei der Kandidat sagte: Wenn Ihr das und das anders machet, will ich mich bewerben? Würde man ihm nicht antworten, man suche den Mann für das Amt, nicht das Amt für den Mann? man habe zur Bewerbung, nicht zur Censur eingeladen?"

„Ich hätte noch manches in derselben Richtung zu sagen, namentlich auch über Verschiedenheiten in methodologischen Ansichten, wie sie sich bei unserer Kommission im Jahre 1847, und zwar nur zum Theile, kundgegeben haben. Solche Verschiedenheiten — nur das will ich noch hinzusetzen — ließen sich niemals ausgleichen, wenn ich als Rektor schriftlich berichtete, und der Studienrath schriftlich rescribirte. Und doch taugte es durchaus nicht, solche Differenzen ohne Ausgleichung fortzuführen."

„Nachdem ich diesen Brief angefangen hatte, ist mir die Nachricht zugekommen, daß nach einem Briefe von Stuttgart an einen meiner Kollegen ..... sich angelegentlich um das Rektorat bewerbe. Er war derjenige, der mich vor fünf Jahren durch seinen Sohn fragen ließ, ob ich mich bewürbe, wenn .... abträte. Ich habe damals mit einfachem Nein geantwortet, wie ich auch kürzlich wieder gegen einen Andern, freilich ganz indirekt, gethan habe."

„Und nun empfange meinen wärmsten Dank für die freundschaftliche Meinung und Absicht, aus der Deine Frage an mich hervorgegangen ist, und sei überzeugt, daß ich mich besonders darauf gefreut haben würde, mit Dir und Deiner lieben und guten Frau wieder umgehen zu können, wenn es Gottes Wille gewesen wäre, mich wieder in unsre Vaterstadt zurückzuführen. Mir ist von alledem, was ich in solcher Art gewünscht habe, in meinem ganzen Leben auch nicht ein einzigesmal etwas gelungen: gerade, was ich mit den heißesten Wünschen von Gott erflehen wollte, ist mir wiederholt gezeigt, und nach längerem sehnsüchtigen Zuwarten, jedesmal wieder entrückt worden. Ich bin mit großem innerem Widerstreben Präceptor in Stuttgart, Rektor in Nürnberg und Ephorus in Schönthal geworden. Jetzt ist alle Aussicht vorhanden, daß ich hier auf dieser Stelle absterbe. Es wäre großer Undank, wenn ich darüber murren wollte, da diese Stelle eine schöne und meinen Kräften angemessene Wirksamkeit darbietet, und neben Entbehrungen, die man überall zu ertragen hat, Annehmlichkeiten gewährt, die ich vielleicht in jeder andern Lage schmerzlich vermissen würde. Aber das sei Dir offen bekannt, daß ich nicht ohne Wehmuth darauf verzichte, noch irgendwas Anderes in meiner äußern Stellung zu erreichen."

Ich wurde von dem Vorstand des kgl. Studienraths zu einer Unterredung nach Heilbronn entboten, welche am 10. April 1850 stattfand, und wobei ich die gegen G. Schwab geäußerten Bedenklichkeiten noch entschiedener aussprach. Da derselbe mir dennoch zuredete, mich um die Stelle zu bewerben, so reichte ich meine Meldung

um das Rektorat ein, und bat zugleich um Aufnahme in das Studienrathskollegium; ich hoffte dadurch größere Selbstständigkeit in Führung des Rektorats zu erlangen, eine Hoffnung, welche nicht in Erfüllung gegangen ist. Am 23. Mai trat ich das Rektorat an, und am ersten Juni wurde ich als ao. Mitglied in den Studienrath eingeführt. Meine Bestrebungen und Erfahrungen in diesen letztvergangenen acht Jahren jetzt und hier darzulegen würde unangemessen sein; einen Theil derselben enthalten die zuerst in dem Korrespondenzblatt für die Gelehrten- und Realschulen, Jahrgang 1855 bis 1857 erschienenen zehn Briefe des ältern an den jüngern Schulmann, welche im zweiten Bande meiner von J. Fr. Steinkopf im v. J. verlegten kleinen Schriften wieder abgedruckt wurden. Neben diesen Aufsätzen, zu welchen gewissermaßen auch mein Vortrag in der Philologenversammlung von 1856 gehört, machte ich diese letzten Jahre her die jetzt auch im Druck vollendete Uebersetzung der Werke des Tacitus für die bei Hoffmann in Stuttgart erscheinende Sammlung. Ich wollte damit solche Freunde des Alterthums befriedigen, welche den Autor nicht, oder nur mit Schwierigkeit im Original lesen können; weßhalb nur wenige Anmerkungen, und hinsichtlich der Sprache nur wenige Rechtfertigungen der Uebersetzung beigegeben sind. Um der von mir gedachten Leser willen habe ich auch, ohne mich an Brotier zu halten, Supplemente zu den verlorenen Theilen der Annalen ein- und angefügt, durch welche Supplemente ich die in der Einleitung aufgestellte Behauptung stützen wollte, daß Tacitus der Geschichtschreiber des Verfalls des römischen Staates sei.*)

Geschrieben zu Traunstein in der ersten Hälfte des Monats Julius 1858.

* Ende Septembers 1858 wurde Roth seinem Ansuchen gemäß unter gnädigster Anerkennung seiner ausgezeichneten Dienstleistungen und unter Verleihung des Titels und Ranges eines Prälaten in den Ruhestand versetzt.

Dr. J. Th. Rottels.

Rottels J. Theod. Dr., ein als pädagogischer Schriftsteller verdienter Geistlicher, wurde 1799 den 15. August zu Büttgen bei Neuß im Regierungsbezirk Düsseldorf geboren. Nach einem 5jährigen, theologischen, philologischen und philosophischen Cursus zu Bonn, trat derselbe 1827 als Hilfslehrer an das Gymnasium zu Aachen. Während dieser Zeit schrieb er schon Manches in die pädagogische Zeitschrift, welche ein gewisser Rossel daselbst herausgab. Im Jahre 1829 bot ihm die Stadt Uerdingen die Stelle eines Direktors an ihrem Progymnasium an. Er übernahm dieselbe zugleich mit der Verpflichtung, mit dem Progymnasium eine höhere Bürgerschule zu verbinden. Ungefähr zwei Jahre nachher suchte der damalige Erz-

bischof von Köln, Ferdinand August, die Stelle eines Schulinspektors über die Elementarschulen Kölns zu besetzen, und seine Wahl fiel auf Rottels. Weil diese Stelle aber einen Geistlichen verlangte, und Rottels nicht geistlich war; so gewährte der Erzbischof ihm ausnahmsweise auch noch die Begünstigung, daß er, ohne in's Seminar zu treten, sogleich die hl. Weihen sich geben lassen könnte. Eines war indessen bei den Unterhandlungen hierüber außer Acht gelassen worden. Damals herrschte nämlich auf allen höhern geistlichen Stellen in Köln und Bonn der Hermesianismus. Rottels hatte denselben aber fortwährend auf's Entschiedenste bekämpft. Und als er nun während seiner Anwesenheit in Köln, außer beim Erzbischof, sonst allenthalben deßwegen eine bittere Stimmung bemerkte, bat er den Erzbischof, ihn seiner Zusage wieder zu entbinden. Da er seine Stelle in Uerdingen schon niedergelegt hatte, promovirte er nun in Heidelberg, um einem lange gehegten Wunsche gemäß an einer Universität in der Philosophie zu dociren. Im Anfange des Jahres 1833 wurde er hierauf als Privatdozent der Philosophie an der Universität Freiburg habilitirt. Aeußerlich ohne Ansehen und im Umgange und in Gesellschaft schüchtern und leicht verlegen, trat er an dieser durch allerlei politischen und kirchlichen Liberalismus und Radikalismus damals sehr bewegten Universität mit seinen in kirchlicher wie politischer Beziehung unwandelbar conservativen Grundsätzen als Lehrer auch zu einer Zeit, wo dort noch kein Lehrer es wagte, für Kirche und Staat entschieden einzustehen. Allein bei alledem gehörten seine Vorträge, und namentlich auch die über Pädagogik, bald zu den geachtetsten und beliebtesten der Universität. Außer dem Hörsaal aber hatte er, wie sich auch leicht denken läßt, vieles zu dulden. Müde endlich unsäglicher Mißhandlungen, verließ er am Ende des Jahres 1838 diese Universität. Drei Jahre hatte er als wirklicher Supplent der erledigten philosophischen Lehrstelle gestanden, ohne daß ihm von der Universität das statutenmäßige Honorar gezahlt worden war. Als er im Januar des Jahres 1839 nach Carlsruhe gegangen war, um beim Ministerium dieses Honorar noch zu beanspruchen, übertrug dasselbe ihm, halb gegen seinen Willen, provisorisch die gerade in denselben Tagen durch Tod zur Erledigung gekommene erste Lehrerstelle an dem Lyceum zu Rastatt. Auch hier gewann er bald die Liebe und Achtung seiner Schüler, wenn auch nicht die Gewogenheit mehrerer Oberstudienräthe, denen seine kirchlichen Grundsätze und seine sonstige Unbeugsamkeit sehr zuwider waren. Und als er am Ende des Jahres noch weiter blos provisorisch stehen sollte, und man sich in Carlsruhe über seine Forderung, endlich einmal eine feste und beruhigte Stellung zu erhalten, sich nicht einigen konnte, verließ er am Ende des Jahres 1839 das Land, und ging nach München, schwermüthig, wie man sagt, und tief gekränkt. In den Jahren 1840 und 1841 schrieb er hier in die „historisch-politischen Blätter,“ unter andern eine Reihe von Abhandlungen über

die Revolutionen in unserer civilisirten Welt. Nach seiner Heimath endlich zurückgekehrt, übernahm er mit dem Anfange des Jahres 1845 die Herausgabe einer „katholischen Zeitschrift für Erziehung und Unterricht.“ Dazu gab er im Anfange des Jahres 1846 in Verbindung mit seinem Bruder eine größere publizistische Zeitschrift heraus unter dem Titel: „kritische Blätter zur Beurtheilung der Bewegungen in unserer Zeit auf dem Gebiete des religiösen, politischen und socialen Lebens vom Standpunkte des Christenthums.“ In Folge dieser Zeitschrift übernahm er auf den Wunsch hochgeachteter Katholiken mit dem Jahre 1847 die Redaktion der „Rhein- und Moselzeitung“ zu Coblenz, welche damals die Interessen des katholischen Publikums in Deutschland hauptsächlich vertrat.

In der Mitte des Jahres 1848 und wahrscheinlich wegen der Heftigkeit der allenthalben hervorbrechenden Bewegungen legte er diese Redaktion nieder, und ließ zugleich seine beiden Zeitschriften plötzlich eingehen. Von Coblenz nach seiner Heimath eben zurückgekehrt, wählte ihn der Wahlkreis Neuß zur Deputirtenkammer nach Berlin, wo er anspruchslos, aber durch seine Entschiedenheit mit dazu beitrug, daß die rheinischen und westphälischen Deputirten so fest für Thron und Ordnung standen. Jetzt lebt derselbe auf seinem einfachen Landsitz in tiefer Zurückgezogenheit. — Besondere Schriften wissen wir von Rottels nur wenige zu nennen. Im Jahre 1837 erschien von ihm zu Bonn eine kleine Schrift unter dem Titel: „Philosophische Grundlage zur Erziehung und Bildung der Menschen.“ Wichtiger ist seine Schrift: „Kritik der Bildung in unserer Zeit,“ welche 1843 in Luzern bei Xaver Maier erschien. Eine originelle und streng philosophische Schrift, welche, was Tiefe der Anschauungen und Consequenz betrifft, von keiner andern philosophischen Schrift der neuern Zeit übertroffen werden dürfte. Styl und Sprache aber sind an manchen Stellen etwas zu wenig gefeilt. Die neueste Schrift des Dr. Rottels ist seine „Erziehungs- und Bildungslehre vom Standpunkte christlicher Philosophie.“

Johann Friedrich Wilhelm Nikolaus Rüger,

Lehrer der Marktschule Plech, Gerichtsbezirk Pegnitz in Oberfranken.

Motto: „Verzweifle keiner je, dem in der trübsten Nacht der Hoffnung letzte Sterne schwinden.“

(Autobiographie.)

I.

Meine Geburt und Kinderjahre.

In dem Pfarrkirchdorfe Hallerstein, Landgerichts Münchberg, wurde ich geboren. Mein Vater war Andreas Rüger, Bauer und

Einwohner daselbst; meine Mutter Katharina, eine geborne Blos aus Martinlamitz, Landgerichts Rehau. In tiefer Einsamkeit vergingen mir meine ersten Kinderjahre. Entfernt von jeder Hauptstraße und von jedem größern Orte erblickt man nur da höchst selten einen Fremden. Die Gegend wird von hoher Waldung und Gehölzen, von öden Bergen und Felsen, zwischen welchen einzelne Weiher liegen, begrenzt. In der Nähe findet sich des Fichtelgebirges wildester Höhepunkt — der Kornberg mit dem Eprechtstein. In der Einsamkeit dieser Gegend ermangelt zwar die Seele der Mannigfaltigkeit und des Reichthums der Anschauungen, und es geht daraus leicht Beschränktheit und Armuth der Vorstellungen hervor. Auch kann sich dem Menschen in dieser abgeschiedenen Lage leicht eine gewisse Unbehilflichkeit für den Verkehr des öffentlichen Lebens anbilden, oder auch Selbstüberschätzung, Selbstgenügsamkeit in ihm erzeugt werden, weil der Vergleich mit dem Vollkommneren fehlt. Allein man trifft hier auch nicht jenen überreizten Sinn unter den Menschen an, der gegen die besten und edelsten Eindrücke gleichgiltig ist. Die Bewohner zeichnen sich vielmehr durch ihren empfänglichen Sinn für alles Gute, durch ihre Lernbegierde und tiefsinnige Gemüthlichkeit aus. In ihren Sitten sind sie höflich und bescheiden, auch rührig und lebendig.

Die Einsamkeit meiner ersten Kinderjahre machte mich scheu und zurückhaltend, welcher Fehler mir heute noch anklebt. Die Einsamkeit meiner Kindheit hatte aber das Gute, daß meine Seele nicht zerstreut und durch kein Uebermaß von Reizen ermüdet und erschlafft wurde. Ich faßte um so eher Alles, was mir entgegenkam, mit Aufmerksamkeit und innigem Sinn auf. Das Lernen wurde mir nicht zum Eckel und Verdrusse, sondern ich behielt immer Lust und Liebe zur Erkenntniß. Oft leidet der werdende Mensch durch die Mannigfaltigkeit der Anschauungen in der Innigkeit seiner Vorstellungen, und eine große Quantität der Kenntnisse ist nicht immer mit einer tüchtigen Qualität derselben vorhanden. Die Intensität der Jugendbildung entspricht nicht immer der Extensität derselben. Breite Bäche und Flüsse sind oft um so seichter; schmale um so tiefer.

Meine leibliche und geistige Entwickelung geschah ohne künstliche Dressur, ich wurde nach keinem Buche der Mutter unterrichtet; von Rousseau und Pestalozzi, von Guthsmuths und dessen Freunden wußte man in dem Kreise, in welchem ich geboren und erzogen ward, damals noch nichts und wird man auch jetzt noch wenig wissen. Eben so fand in meiner Erziehung auch keine Verfrühung durch Genüsse statt, wodurch in tausend und aber tausend Kindern das fröhliche Gedeihen gestört und der Keim zu frühem Siechthume gelegt wird. Gegen dieses Uebel war ich durch die ganze äußere und innere Lage meiner Eltern geschützt. Einfach war die Lebensweise, bei welcher ich heranwuchs, einfach und frugal, glaube ich, ist noch jetzt mein Leben in meinen verschiedenen äußern Verhältnissen.

Ein ernster und kräftiger Mann war mein Vater, um so weniger

wirkte er durch Worte als durch die That auf mich ein. Meine Mutter war öfters sehr in und mit sich selbst beschäftiget, kränklich und von mit Sorgen umdüsterten Gemüth's. Sie strafte mehr mit Worten. — Wenige Worte, kräftige That sind für Eltern das beste Mittel, Gehorsam bei den Kindern sich zu verschaffen. Die Mütter sind selten gute Erzieher; denn sie sprechen zu viel und handeln zu wenig; ihnen fehlt die Energie des Willens und die Consequenz des Handelns.

Die größte Freude für meinen Vater war, wenn seine Kinder in der Schule Fortschritte machten, deßwegen hielt er sie auch fleißig zu derselben an. Besonders hoffte er an mir Freude zu erleben und widmete darum meinem geistigen Werden alle Aufmerksamkeit. Bald wurde ich mit einem ersten Lesebuch, das ein mit allerlei Figuren verziertes ABC-Buch war, versehen. In dem genannten Buche lernte ich auf Anweisung meiner Mutter leicht und schnell lesen. Damit habe ich den Beweis an mir selbst, daß nach der Buchstabirmethode das Lesen leicht und schnell gelernt werden könne, wodurch aber den beiden andern Leselehr-Methoden ihre Vorzüge nicht im Geringsten streitig gemacht werden. Die Buchstabir-Methode ist mit gutem Erfolge nur bei jenen Kindern anwendbar, denen ein gutes Gedächtniß und die übrige entsprechende Kraft nicht abgeht. — Wie viele Kinder lernten in frühern Zeiten nicht lesen, weil ihnen obige Eigenschaften, welche die Buchstabir-Methode voraussetzt, abgingen! In gegenwärtiger Zeit kommt solches nicht mehr vor.

Die Nachbarn meiner Eltern, welche zum Theil sehr gutmüthige Leute waren, kamen häufig zu uns auf Besuch, besonders an den Sonn- und Feiertagen und in den Winterabenden, wo sie in Gesprächen sich mit einander unterhielten. Unter denselben waren einige, welche gern Mährchen und Geschichten erzählten. An diesen Erzählungen fand ich große Freude, welche ich durch fleißiges Zuhören bethätigte. Außerhalb des elterlichen Hauses kam ich sehr wenig.

Das Wichtigste, was Eltern bezüglich ihrer Kinder zu beobachten haben, ist die Aufsicht, die sie außerhalb des Hauses über sie führen sollen und die Auswahl guter Spielgenossen für dieselben. Gar häufig fehlen Eltern in dieser Beziehung, indem sie ihren Kindern den Zügel zuweit schießen lassen durch tagelanges Umherlaufen. — Geht uns ein Stück Vieh ab, so rennen und laufen wir, bis wir es wieder gefunden, sollte denn nicht mehr noch daran liegen, Kinder immer vor und um sich zu haben? — Sehr frühe hielten meine Eltern mich zur Arbeit an, und dies ist sehr gut. Ich mußte mich im Winter, wann meine Mutter spann, neben sie hinsetzen und von ihrem Munde ab die Gedächtnißsprüche lernen. Die übrigen freien Tagesstunden mußte ich zur Verrichtung kleiner häuslicher Arbeiten oder Verrichtungen verwenden. Das große Geheimniß ist, sagt Rousseau: „es so einzurichten, daß Leibes- und Geistesübungen einander zur Erholung dienen. Er räth deswegen auch, wie andere Pädagogen, z. B. Locke, die Söhne ein Handwerk lernen zu lassen.“

Ich danke meinen Eltern, daß sie meinen Thätigkeitstrieb sehr früh auf's Gute gerichtet haben; denn sie hielten mich nicht allein zum Lernen, sondern auch bald zu allerlei körperlichen Arbeiten an, und selbst, da ich schon Vieles für die Schule zu arbeiten hatte, mußte ich ihnen nebenbei in ihrem Geschäfte dienen. Ich that dies mit Freuden, weil die Abwechselung der Arbeiten einen besondern Reiz für den Menschen hat.

II.

Meine Schuljahre.

Noch nicht 6 Jahre alt, besuchte ich die Schule meines Geburtsortes Hallerstein. Der alte Lehrer, Cantor Rausch, war noch von altem Korn und Schrot. — Mit Freuden überzeugte sich der gute Mann, daß ich schon alle Gebote und mehrere Psalmen auswendig wußte. Von nun an ging ich täglich in die Schule und da ich schon vorher lesen gelernt hatte, so kam ich vom ABC-Buch sogleich in das Evangelium, dem bald das Testament und die Bibel folgte. Auf diesem Wege des Ruhmes konnte mir kein Mitschüler folgen. Einige Zeit darnach begann ich das Schreiben. In demselben herrschte die Sitte, daß der Lehrer die sämmtlichen Buchstaben, die der Schüler zu machen hatte, mit Bleistift vorzeichnete, wonach dieser sie blos mit Dinte zu überziehen hatte. Locke wollte rothe Buchstaben mit schwarzer Dinte überziehen lassen. Bei mir nahm der Lehrer hievon Umgang und zeichnete den Buchstaben blos am Anfange der Zeile vor; da ich ihn gut nachmachte, so verfuhr er später bei allen Schülern so. Nachdem ich im Schreiben, d. i. Nachahmen vorgezeichneter Buchstaben und Wörter eine Fertigkeit hatte, wurde ich zum Rechnen geführt, worin ich ebenfalls bald die Elemente, d. i. die vier Species mechanisch aufgefaßt hatte. Das waren nun die sämmtlichen Gegenstände, welche in dieser Schule gelehrt wurden. Nur einer, das sogenannte Rathen war noch übrig, welches mit den ältesten Schülern getrieben wurde. Mit diesem charakteristischen Namen bezeichnete man eine Art katechetischen Unterrichtes in der Religionslehre und auch in andern Gegenständen.

Nachdem ich 2 bis 3 Jahre diesen Unterricht des alten Lehrers Rausch genossen, schickten meine Eltern mich zu einem in besonderm Rufe der Gelehrsamkeit stehenden Nebenlehrer, Namens Dengler, in die Nebenstunden. — Der Unterricht desselben war eben so geist- und herzlos, als der des Erstern. — Unter allen damaligen Unterrichtsobjecten wurde Rechnen und Sprache am geistlosesten betrieben, obgleich sie ihrer Natur nach am meisten dazu geeignet sind, die Denkkraft zu bilden. Denkrechnen und Sprachlehre sind demnach förmlich neue Schulunterrichtsgegenstände auf dem Lectionsplane. Weniger an Einsicht und Verstandeswissen zugenommen, als an innerm Wissenstriebe verließ ich meine Mutterschule und wand mich

dem privatimen Unterrichte des damaligen Pfarrvikars, nachherigen Pfarrers Baummann zu. Die Gegenstände des Unterrichts waren lateinische Sprache, Geschichte und Arithmetik. Der Unterricht begann nicht wie gewöhnlich mit Erlernung der Grammatik und mit Erlernung der Deklinationen und Conjugationen, sondern mit Lesen eines Stückes. Eutrop wurde zuerst gelesen und durch das Lesen die Grammatik zu lehren gesucht. Wurden hernach die zerstreuten grammaticalischen Kenntnisse zusammengefaßt, damit wir eine geordnete Kenntniß der lateinischen Grammatik erhielten,*) wie sie in den Sprachlehrbüchern dargestellt ist, so wurde unsere Kenntniß nicht nur gründlicher und sicherer, sondern wir vermochten auch besser vom Deutschen in's Lateinische zu übersetzen.

Die Geschichte wußte unser Lehrer ebenfalls sehr interessant zu behandeln und aus ihr erinnere ich mich noch mancher Vorträge desselben, besonders aus der Geschichte Alexanders des Großen. Herr Pfarrer Baummann hat nicht nur sehr lebendig, sondern auch sehr witzig erzählt. Weil er selbst viel Witz hatte, so hob er auch aus dem Leben berühmter Männer, z. B. Alexander d. Gr., Peter d. Gr., Friedrich d. Gr. und Napoleons gern solche Vorfälle aus, worin der Witz eine Hauptrolle spielt. Er ertheilte übrigens den historischen Unterricht so, daß wir die chronologischen Tabellen selbst anfertigen mußten.

Die meisten Stunden des Tages brachte ich damals im Pfarrhause hin. Zu Hause präparirte und übte ich mich bald im Lateinischen, bald im Deutschen. Ich fand besonders Wohlgefallen am Lesen historischer Schriften; schade nur, daß dieser Neigung meine äußern Verhältnisse nicht rechte Befriedigung gewährten. Wie viele Kenntnisse in der Geschichte, Geographie und Naturkunde hätte ich mir damals sammeln können, wenn mir vom Glück eine passende Lektüre geboten gewesen wäre! In dieser Beziehung möchte ich öfters rufen: O si Jupiter mihi redderet meos praeteritos annos! um so mehr, da Bücher schon damals meine liebsten Freunde waren. Ich habe sie deswegen auch gut gehalten und jedes wurde sogleich wieder an den Platz gebracht, der für dasselbe bestimmt war, wenn ich es für den Augenblick benutzt hatte. Deshalb liegt mir auch heut zu Tage viel daran zu sehen, wie ein Schüler seine Bücher hält, und ich schließe daraus immer auf sein übriges Verhalten als Schüler, und insbesondere auf seinen Fleiß, auf seinen Lerntrieb und auf seinen Ordnungssinn.

III.

Mein Musikunterricht.

1.

Durch die Suspension des alten Lehrers und Cantor Rausch vom Amte kam durch den neuen Verweser, Herrn Andreas Roßner

---

*) Die Söhne des damaligen Revierförsters Bauer und Forstgehilfen Hofmann nahmen gleichzeitig am Unterrichte Theil.

von Ahornberg, ein neues und erwachendes Leben in die Schule. Die bedeutende Schülerzahl brachte er sogleich in zwei Abtheilungen, wovon die eine Vormittags und die andere Nachmittags zur Schule kam. — Die Möglichkeit der bessern Beschäftigung der Schüler und des ununterbrochenen Unterrichts war hiedurch gegeben. Ich nahm kurz nach der Reorganisation der Schule bei ihm sogleich Musikunterricht. In nicht langer Zeit war ich soweit, daß ich die gangbarsten Choräle auf dem Klaviere mit Vor- und Zwischenspielen vortragen konnte. Harmoniekunde blieb mir aber dabei noch fremd; ich griff die Akkorde, ohne zu wissen, wie sie hießen und warum sie so gespielt wurden. Ebenso fehlte mir auch die eigentliche Schule auf dem Klaviere. Die Tänze, Märsche, Allegros 2c. 2c., die ich zuerst spielte, gefielen mir; mein Eifer für das Spielen ward dadurch unterhalten und so erlangte ich bald einige Fertigkeit auf dem Klaviere und auf der Orgel. Ich zweifle, ob ich dieselbe durch eine kunstgerechte Klavierschule sobald erlangt haben würde; denn da diese dem leichten Kindersinn weniger behagt, als Tänze und ähnliche Galanteriesachen, so verliert in ihr gar mancher junge Eleve bald Lust und Liebe zum Spiele. Daher halte ich es für zweckmäßiger, wenn man den Anfang mit jenen Sachen macht, und die strenge kunstgerechte Schule erst später folgen läßt. Etwas später begann ich auch unter der Leitung des Schulverwesers Roßner das Violinspielen, zu welchem Zwecke ich später den Unterricht des Musikus Ungelenk zu Schwarzenbach a/S. benutzte, wohin ich eine Stunde hatte und wöchentlich zweimal ging. — Auf diesem Instrumente ging es aber mit mir nicht nach Wunsch vorwärts, weil mir die rechte Anweisung zum Halten der Violine und zur Bogenführung fehlte. Mein bisheriger Lehrer, Verweser Roßner, ging in das Seminar Altdorf, um sich die normalmäßige Vorbereitung für das Schulfach zu verschaffen. Nach seinem Abgange trat Schulverweser Wunderlich von Hebanz bei Marktleutsen an die Schule dahier. Auch er nahm sich meiner mit besonderer Liebe und Sorgfalt an und setzte den Unterricht im Klavier- und Orgelspiele mit mir fort.

2.

Ich hatte mir in Kopf gesetzt zu studiren, und waren alle Anstalten und Vorbereitungen zur Uebersiedlung nach Hof getroffen, um auf dem Gymnasium daselbst meine Studien zu beginnen; aber in dem Rath des Höchsten war es anders beschlossen. — Bevor ich zur Aufnahmsprüfung schreiten konnte, mußte ich der sichern Aufnahme halber zuvor einige Zeit den Privatunterricht des Rectors der Lateinschule noch genießen, daher ich auch schon am 14. Juli des Jahres 1835 von meiner Heimath absegeln sollte und wollte. Ein großartiges und von den Bauersleuten noch nie gesehenes Wiesenfest, war von dem Jugendfreunde Pfarrer Baummann arrangirt, sollte Montags den 13. Juli 1835 stattfinden, das ich noch vor meiner

Abreise mit meinen Jugendfreunden feiern wollte. Der Vorabend dieses projectirten Festes versammelte eine Menge Menschen, Jung und Alt, in dem Pfarrhofe, zu mancher Anordnung. Eine düstere Stimmung bemächtigte sich der bisher fröhlichen Versammlung, die Niemand sich zu erklären wußte. Mißgestimmt und in sich gekehrt ging diese Versammlung, die noch manche zu treffende Anordnung auf das morgende Fest zusammengeführt, auseinander. Der Geistliche war ebensowenig frei von dieser Ahnung; denn sogerne solcher täglich am Abende nach dem eine halbe Stunde entfernten Schwarzenbach a/S. zur Gesellschaft ginge, blieb er heute zu Hause.

Wer hätte ahnen sollen, was die folgende Nacht in sich berge! Mit dem Glockenschlage 10 Uhr ertönte der Schreckensruf „Feuer, Feuer," zu aller Ohren. Ein fast alle Nerven lähmender Schreck' für die Bewohner des Bergortes. Die Wasserarmuth vermehrte die Angst der Leute nur noch mehr, und ließ dem Wüthen des fürchterlichen Elementes ungehinderte Verwüstung. Wer konnte sich in diesem über 300 Jahre gestandenem Orte einer Feuerbrunst erinnernd denken. Kaum war der wehmüthige Schreckensruf „Feuer!" zu den Ohren der Familien gedrungen, stand auch schon das Schulhaus, in welchem der Brand entstanden, in lichten Flammen. Ob aus Muthwillen oder Fahrlässigkeit solch' Unglück über das Ort gebracht wurde, bleibt dahingestellt. Schrecklich verheerend griff dieses gleichsam wüthende Element um sich, und in wenigen Stunden ward der ganze Ort von 51 Häusern ein Raub der Flammen. Obdachlos irrten die Leute umher und suchten Ruhe und Unterkunft in den Nachbarorten. Der Herr hatte seine Zuchtruthe über das dem Sodoma und Gomorrha ähnlich gewordene Ort ausgestreckt. Der Herr weiß zu strafen, aber auch aufzurichten, die zerschlagenen Herzens sind. Viele der Verunglückten trafen Anstalten zur Beischaffung des erforderlichen Baumaterials, um noch vor Ablauf des Sommers und vor dem Eintritte des Winters den Neubau halb und halb zu vollenden. — Der Herr erhörte das Wehklagen uud Jammern der Obdachlosen und schenkte einen andauernden Herbst. Viele Häuser stiegen schon in diesem Jahre wieder aus dem Schutte empor und bargen manches obdachlose Wesen in ihren Mauern. Verachtest du den Reichthum seiner Gnade, Geduld und Langmüthigkeit? Weist du nicht, daß Gottes Güte dich zur Buße leitet? (Röm. 2, 4.) Der 12. Juli des Jahres 1835 wird Kind und Kindeskind den Bewohnern Hallensteins denkwürdig sein; der Herr hat die Wunden geschlagen zur Besserung der ausartenden Menschheit, aber auch seine erbarmende Hand über sie ausgestreckt. Mit dem Sänger Davids sollte der Mensch täglich im 104. Ps. 24. Vs. rufen: Herr, wie sind deine Werke so groß und viel!

3.

Durch das eingetretene Brandunglück ging das Project meines Studirens zu nichte. — Es hatte mich der Vater im Himmel zu

einem Berufe aufbewahrt, zu welchem und in welchem ich erst durch ein Läuterungsfeuer gehen sollte, um ihn desto mehr verherrlichen zu können. Die Feder und der Katechismus mußte jetzt aus den Händen in das Repositorium zur Ruhe wandern, und dafür Haue und Schaufel nehmen, um Handlangerarbeit für Maurer, Zimmerleute und Schieferdecker zu machen. Bei all' der schweren Arbeit vergaß ich dennoch meine Bücher nicht. An ein Weiterschreiten in meinem Wissen war wohl nicht zu gedenken; desto fester aber prägte ich das bereits Erfaßte dem Gedächtnisse ein. Deine Bücher laß in Ruhe, sagte mein Vater vor mich tretend eines Tags, als ich in einer Ecke des Gartens sitzend, in einem Buche las; meine Umstände geben es nicht zu, dich Grillen machen zu lassen; ich muß Leute haben zur Arbeit. Ganz wider meine Neigung mußte ich mich dem Willen des Vaters fügen. Eph. 6, 1 heißt es: „Ihr Kinder, seid gehorsam euren Eltern in dem Herrn; denn das ist billig." Zeit und Kräfte verwandte ich nun zur Vollendung der mir übertragenen ländlichen Arbeiten. Die mir aufgetragenen Arbeiten vollendete ich vor der dazu mir gegebenen Zeit, um den Ausfall derselben zur Wiederholung des Gelernten zu verwenden. Da meine Neigung und Hingezogenheit zu den Büchern nicht abnahm bei den mir freilich schweren Arbeiten und des mir zugewendeten Spottes, — so gewährte mein Vater mir wenigstens des Tags einige Stunden zu meiner freieigenen Verwendung. Die Wiederholung des bisher Gelernten verlegte ich auf die Nacht im Bette, um die freigegebenen Stunden zur Lektüre, d. h. zum Lesen irgend eines Buches zu verwenden.

Ich erinnere mich recht wohl, mit welcher Begeisterung und Freude ich den dreißigjährigen Krieg von Schiller las. Die naive Erzählung aller Begebenheiten, die einfachen und bündigen Satzperioden desselben, die rein deutsche Sprache gingen nicht fruchtlos an mir vorüber. Von dieser Zeit an suchte und wählte ich immer Werke, welche die Denkkraft in Anspruch nahmen. Je mehr Schwierigkeiten ich zu besiegen hatte, desto aufathmender und freier bewegte ich mich in meinem Gleise. — Man sollte Jünglingen Bücher in die Hand zu geben, obwohl dem Verständnisse noch späterer Zeit aufbewahrt, zur Stärkung und Kräftigung der Denkkraft, nicht versäumen.

4.

Im Herbste des Jahres 1837 meldete ich mich zur Aufnahme als Schullehrling in die erst errichtete Präparandenanstalt für Schullehrlinge zu Münchberg, und wurde nach vorausgegangener Prüfung auch zum Eintritte in dieselbe als befähigt erachtet. Trotz des Widerstrebens meines Vaters, ging ich, um der wohlverdienten Züchtigung zu entgehen, heimlich nach Münchberg. Aller Unterstützung vom älterlichen Hause baar, kam ich auf den Gedanken, mir von den edeldenkendsten Bürgern der Stadt einen Mittagstisch zu erbitten. Wie gedacht, so gethan. Eines Abends trat ich diesen schweren Gang an,

und erhielt durch die naive Erzählung meines sonderlichen Geschickes Mittagstisch auf die ganze Woche für die Dauer meines Aufenthaltes. Durch die Art und Weise, wie ich meine Existenz zu sichern suchte, bewegt, gab mein Vater die Einwilligung zum Präparandenunterrichte — mit der Bemerkung: wenig auf seine Unterstützung mich verlassen zu können. Mit unermüdendem Fleiße arbeitete ich nun, und erwarb mir die Liebe und Achtung aller Lehrer und Vorgesetzte, sowie den Neid und die Mißgunst aller übrigen Commilitonen. Durch das anhaltende Studiren, wobei ich mir wenig Schlaf des Nachts gönnte, wurde mein Nervensystem dermassen geschwächt, daß ein mich 23 Wochen auf das Krankenbett gefesseltes Nervenfieber, dem Tode nahe brachte. Der Herr zeigte mir recht sichtbarlich, daß nur er der rechte Arzt sei, der da hilft, wenn Niemand mehr zu helfen vermag. Der zu Hilfe gerufene Arzt, Dr. Püchner von Kirchenlamitz, verzweifelte an seiner Kunst. Mit Jeremias Kap. 3, 22—23 müssen wir täglich bekennen: „Die Güte des Herrn ist es, daß wir nicht gar aus sind; seine Barmherzigkeit hat noch kein Ende, sondern sie ist alle Morgen neu, und deine Treue ist groß.“ Ein kurzes Gesicht datirt sich von dieser schwer überstandenen Krankheit, das mir anklebt.

5.

Ein unzufriedener Geist bemächtigte sich einiger Zöglinge dieser Anstalt, der gleich einer Epidemie der übrigen sich bemächtigte. Es trat zwischen den Lehrern und einigen Zöglingen ein Mißverständniß ein, welches zur Folge hatte, daß sämmtliche Schüler mit Ausnahme einiger von der Anstalt abzugehen beschlossen. Der Grund dieses Mißverhältnisses fand in der Forderung eines eingehendern gründlichern Unterrichtes seine Nahrung. Die Zöglinge standen ganz in ihrem Rechte; nur von Seite der Lehrer war an eine Annäherung nicht zu denken. Da der Forderung von Seite der Lehrer nicht Rechnung getragen zu werden es den Anschein gewann, traten die abgehenden Präparanden ihre Zeugnisse fordernd vor den Hrn. Dekan Friedrich Meinel. Umsonst stellte er Erledigung ihrer gestellten Forderung in Aussicht; alles blieb bei dem beschlossenen Abgang. Obwohl den Präparandenunterricht ausschließend, verblieb ich längere Zeit noch in Münchberg, den Privatunterricht des Kandidaten der Philologie Dr. Raab und des Kantor Fikentscher zu genießen. Von großem Nutzen war mir der Aufenthalt der letzten Zeit.

Um meine Präparandenzeit an einer zu diesem Zwecke errichteten Anstalt zu vollenden, ging ich nach Rehau. Ein frischer Lebenshauch wehte in diesem Institute sehr wohlthätig auf die Glieder desselben. Der Unterricht wurde von den Männern Strattner und Zeymer ertheilt. In Klavier-, Violinspiel und Generalbaß legte ich dahier zu meiner durch stetige Uebung gewordenen Fertigkeit den Grund. Ein Jahr verweilte ich in der Anstalt. Den Unterhalt sicherte ich

mir abermals durch Freitische und Unterrichtsstunden, Notenschreiben und Kopialien für Hrn. Landrichter Vetter. Im Frühjahre 1840 während der Pfingstferien im elterlichen Hause anwesend, erhielt ich vom Hrn. Dekan Meinel in Münchberg die Weisung, die vakante Stelle als Substitut des alten Nebenlehrers Dümmler zu Oberweisenbach anzunehmen und meinen Präparandenunterricht in Münchberg fortsetzen zu wollen, die ich auch der Eltern halber annahm. — Nicht länger als 7 Monate währte diese Amtsthätigkeit. Mit Beginn der Winterschule berief mich Hr. Dekan an die Nebenschule Laubersreuth, um mich, wie er sagte: näher bei sich zu haben. Der Schule, der ich nun vorstand, entging ein eigenes Schulzimmer. In dem Familienzimmer eines Bauern mußte die Schule abgehalten werden. Mein Wissen war merklich rückwärts gegangen, und stand keine Aussicht in dieser Beziehung mir offen, da eine eigene Wohnung mir abging. — Die Schule wanderte von Haus zu Haus. Lehrer und Nachtwächter standen in einer Kategorie! — Gottlob! daß diese Zeit und Einrichtung verschwunden. — Drei Jahre stand ich dieser Winkelschule vor. Im Jahre 1842 machte ich die Aufnahmsprüfung in das Seminar Altdorf. Der Eintritt war mir jedoch nur unter gewissen Bedingungen gestattet. Nach Beseitigung dieser erhobenen Anstände kam die hohe Weisung mir zu, behufs des Seminareintritts einer außerordentlichen Prüfung zu unterziehen, — von welcher Entschließung ich jedoch keinen Gebrauch machte, weil die Einleitung zur Hospitenz am Seminar bereits allerhöchsten Orts getroffen war. Durch die Gnade Einer hohen k. Regierung wurde mir die ständige Verwesung der Schule Alexandershütte, k. Landgerichts Ludwigsstadt am 28. November 1843 übertragen.

IV.

Meine Dienstzeit als Schulverweser, und zwar in:

1.

Alexandershütte.

Alexandershütte liegt an der Hochstraße, die über Koburg, Sonneberg, Saalfeld und Meiningen führt. Der Ort selbst ist klein; dennoch lebhaft durch den Verkehr, welchen die Glasfabrik hervorruft. Die Agrikultur ist wegen der gebirgigen Beschaffenheit des Landes daselbst unbedeutend. Unter den Bewohnern herrscht großer Luxus und das Laster der Spielsucht und Trunkenheit. Mit dem ernsten Vorsatze: Alles aufzubieten, um sowohl dem mir übertragenen Amte nach Kräften obzuliegen als anderseits meiner Ausbildung Rechnung zu tragen, ordnete ich meine Sachen zur Abreise. Am 1. Dezember 1843, der Tag meines Scheidens aus dem elterlichen Hause, trat ich vor die Eltern, Abschied nehmend. Mit warmen Händedruck erfaßte mich meine Mutter an ihre Brust mich drückend mit den Worten: „Gott segne dich, mein Sohn! Sei guten Muthes, setzte sie nach einer

Pause, wo sie ihr Gefühl bemeistern mußte, hinzu, die Hand des Herrn ist auch dort über dir; denn nähmest du Flügel der Morgenröthe und weiltest am äußersten Meere, so würde dich doch seine Hand daselbst halten und seine Rechte dich führen. Denke stets des Ausspruches des alten Tobiä Kap. 4, 6. Habe Gott vor Augen und im Herzen, daß du in keine Sünde willigest rc. Meine Gebete begleiten dich. Bleibe dem Herrn treu und er wird mit dir sein!" Nach einigen Tagen des Hin- und Herwanderns kam ich endlich wohlbehalten an dem Orte meiner Bestimmung an — am Abend des 3. Dezembers. Es schlossen sich für mich auf immer die heitern Tage der Jugend und ich mußte sein im angehenden Jünglingsalter. Der Distrikts-Schulen-Inspektor Seuß, Pfarrer und Kapitels-Senior zu Langenau, war mein Lokal-Schul-Inspektor, ein Mann in 50ger Jahren. Ich wurde von ihm gut empfangen und versicherte mich seines Beistandes und seiner Unterstützung bei einem würdigen Verhalten. In der Schule fühlte ich erst recht das Ungenügende meiner bisherigen Bildung, und dieses Gefühl war so lebhafter, je mehr mir von meinem Herrn Pfarrer, der früher 7 Jahre als Rektor an den Schulen Schwarzenbach a/S. und Helmbrechts fungirte, eine höhere Idee vom Unterricht beigebracht worden war; aber diese Idee regte mich an, vollkommener zu werden. Man gieße darum allen künftigen Lehrern ein höheres Bild von ihrem Berufe in die Seele, so werden sie von selbst streben, sich für denselben besser zu befähigen.

Ich war bezüglich meiner Ausbildung ganz auf mich selbst verwiesen. Mein derzeitiger Pfarrer gab mir auf Verlangen so manches nützliche Buch zum Lesen und besprach sich dann über den Inhalt desselben mit mir, woran er trefflich Belehrungen aller Art knüpfte. Er wußte aus jedem Abschnitte sogleich ein Thema zu bilden und lehrte mich die Anfertigung guter Dispositionen kennen. In Gesellschaften kam ich äußerst selten; denn eine Unterhaltung im eigentlichen Sinne für Geist und Herz gewinnend, wäre nicht zu finden gewesen bei der in jener Gegend unter den Bewohnern heimisch gewordenen Spielsucht. Ich habe in meinem Leben nie gespielt. Mir ist das Spiel, in welcher Art es auch ist, ein Abscheu und Greuel, weil es die wilden Leidenschaften bis in die Tiefe aufregt, und Habsucht und Begierde hervorruft, deren Gewalt den Menschen nur die Gefühle des Abscheu's und Widerwillens einflößen können.

2.

Kleintettau.

Das Jahr 1845 endete mit dem 14. Februar meine Wirksamkeit in Alexandershütte und verpflanzte solche nach Kleintettau. Die Schülerzahl war nicht unter 60, und nahm daher meine geringen Kräfte ganz in Anspruch. Die Bewohner waren theils Glasmacher, theils Glasschleifer und theils Schiefertafelfabrikanten. Kleiderpracht,

Genußsucht im Essen und Trinken, Spielsucht, Karten= und Lotto=spiel, sind heimische Laster unter den Ortsbewohnern. Bei ihnen findet die Schriftstelle Anwendung, Phil. 3, 19. „Welcher Ende ist die Verdammniß, welchen der Bauch ihr Gott ist, und ihre Ehre zu Schanden wird, derer, die irdisch gesinnt sind.“ Unbedachtsam und unüberlegt begab ich mich in ihren Umgang, und ließ mich geblendet durch ihren gleißnerischen Schein zu mancher verderblichen Richtung hinreißen. Der Herr aber öffnete mir zur rechten Zeit die Augen und ließ mich erkennen meinen Fehltritt. Mit David muß ich bekennen Psalm 84, 12—13. Gott der Herr, ist Sonne und Schild, der Herr gibt Gnade und Ehre; er wird kein Gutes mangeln lassen den Frommen. Herr Zebaoth, wohl dem Menschen, der sich auf dich verläßt. Das Jahr 1845 ist in noch anderer Hinsicht mir denkwürdig geworden. Der Herr nahm mir den edelsten Stein aus meiner Krone durch den Tod, nämlich meine innigst geliebte Mutter. Am 14. Januar verschied sie selig in den Herrn. — Unersetzlich ist und blieb mir dieser Verlust. Nichts konnte meine Pietät an das Vaterhaus mehr fesseln; — denn der Geist der treuesten Mutter und Freundin waltete in den Räumen desselben nicht mehr. Die mir gewordene Wunde schien Anfangs nicht mehr zu vernarben, aller menschliche Trost war gewichen; aber der Herr, der bei der nahenden Abschiedsstunde zu seinen Jüngern sprach: „Ueber ein Kleines, so werdet ihr mich nicht sehen; und abermals über ein Kleines, so werdet ihr mich sehen, denn ich gehe zum Vater,“ (Joh. 16, 16.) richtete mich auf in meiner Schwachheit. — „Ueber ein Kleines!“ Wie richtet an diesem Stabe die söhnende Liebe sich auf, wie durchleuchtet die selige Verheißung auf des Grabes Nacht und überstrahlet unser Leben mit des Himmels Glanz und mit des Himmels Ahnung! Denn ohne Wiederseh'n in jener Heimath, die der Todesüberwinder uns geöffnet hat, was wäre unser Dasein anders als ein Anfang ohne Ende, als ein Laufen ohne Spiel, als eine Frage ohne Antwort? Aber siehe, nun ist das blitzende Sternenzelt nicht ein gesticktes Bahrtuch, über unser großes Grab, die Erde, ausgespannt; ein unermeßliches Weltenheer ist es, das die Geister der Entschlafenen durchziehen, in ihre alte Heimath freundlich herabgrüßend und nach und nach die Lieben Alle um sich sammelnd, die auf Erden ihnen nahe standen.

Ja, alle Guten finden sich wieder an dem Herzen des Besten. Was die Ahnung uns verkündet, was die Schrift verheißt, was die Vernunft bestätiget, es kann nicht trügen! — Wir werden uns wiedersehen; wir werden uns wieder erkennen und auch jenseits mit und durch einander selig sein! Des Herzens Stimme fordert diesen Glauben. Und ob sie auch in dem Geräusche dieser Welt der Leichtsinn überhören, ob sie auch des Zweifels Mißton übertäuben mag; sie kehret wieder, diese Stimme, wenn das Herz dem Grabe zuschlägt oder wenn du, mein Leser, an ein Sterbebett, wenn du an einen frischen Hügel dich stellest, der dein Liebstes umschließt. Da ist's

fürwahr nicht Schwäche und nicht Schwärmerei, wenn sich des Herzens Stimme geltend macht und mit dem schönen Worte des Apostels tröstet: „Die Liebe bleibt!" (1. Kor. 13, 13.)

Der Mensch soll nicht in stillem Hinbrüten seine edle Zeit vergeuden — er soll seine Bestimmung vollkommen in irdischer Beziehung zu erreichen trachten. Auch mir lag mein Ziel noch in weiter Ferne, und suchte solchem mich zu nähern. Dem Schulregulativ von 1839, nach welchem ein jeder im Schulwesen Versorgung findende Lehrer durch geeignete Anstellung als Lehrer oder Organist, Kirchendiener und Cantor, das Seminar absolvirt soll haben, mußte ich entsprechen; — daher ich mich nach Altdorf begab, wovon schon Kap. III. Absatz 5 die Rede gewesen, und ein volles Halbjahr als Hospitant dem Seminarunterrichte beigewohnt, nach welchem Zeitraume ich die Absolutorialprüfung mit der Note „gut" bestand. Kümmerlich und dürftig war meine dasige Lebensweise. Der Hunger ist wie des Menschen Schatten sein treuester Begleiter.

Nach dem Wiederantritte meiner interimistisch verwes'ten Schule erhielt ich vom Königlichen Ministerio die Kenntnißnahme der Inscription als Schuldienstexspectant in die Liste der absolvirten Seminaristen. Mit David muß ich im 119. Psalm 71. Vers bekennen: „Es ist mir lieb, daß Du mich gedemüthiget hast, daß ich Deine Rechte lerne."

Uebereilte Jugendschritte sind selten wieder gut zu machen und wirken höchst verderblich auf Körper und Geist. Darum Vorsicht und Umsicht, Prüfen und Mustern, um alles Extreme zu verpönen, wodurch der Mensch sich eigens geistige Fesseln anlegt. — Durch Vereinigung einander ganz fremder Wesen, wird selten eine Dauer bezielt. — Durch das Band der Ehe wird so häufig Unfrieden, Zwietracht gegründet; wovon die Ursache gemeiniglich in der Diversion der beiden Gemüther zu suchen ist. — Vor allem sollten Lehrer nur ohne vorerwähnte Vorsicht das Band der Ehe schließen; denn es hängt hiervon das ganze Lebensglück derselben ab und zerstört so leicht die amtliche Wirksamkeit. — Wem Fortuna den Rücken gekehrt in Gütern dieser Erde, ist wohl nicht gut daran, wem aber der Gott der Ehe das Gesicht abgewendet, ist nur bedauernswürdig. — Ein starker, nicht leicht von dem einmal sich vorgezeichneten Lebensgange abbringbarer Charakter eines Mannes gehört dazu, wann treu er dem Amte, warm offen der Wissenschaft er zueilet trotz des ihn täglich umgarnenden Unfriedens. Die Liebe zu immer weiterer Durchbildung der dem Manne eigenen Wissensfächer kann am besten und sichersten ihn von manchem so leicht in die Arme eilender Laster aller Art bewahren. Trost, Ruhe, Zerstreuung, Unterhaltung und Erquickung findet in ihr, der, der sie mit Ernst und Ausdauer sucht. Nach allen Seiten mußte ich das Leben mit den durch Armuth verbundenen bittern Seiten schon kosten und manche Täuschung erleiden. — Durch Erfahrung kam ich zur Erkenntniß. Durch meine Verehelichung

ging mir keine Erleichterung meiner äußern Verhältnisse zu; denn das Vermögen, welches mir dadurch zugekommen, ging durch die oftmaligen Translocationen auf — und Armuth und Dürftigkeit blieb mir eigen wie zuvor. Mein bisheriges Leben ist eine Verkettung von Arglist, Täuschung, Zurücksetzung; desto reicher ist dasselbe an erbarmender Gnade Gottes und mein tägliches Gebet ist auch nur um mein bescheiden Theil Speise. —

Das Jahr 1846 nahte seinem Ende und das folgende gab Blicke der nicht heitersten Zukunft. Durch übermäßige Preise aller Lebensbedürfnisse steht das Jahr 1847 als wahres Hungerjahr in den Annalen. — Eine vulkanische Wühlung bereitete sich allmählig vor und bemächtigte sich aller Gemüther. Das Land der Revolution, Frankreich, ging hier abermals voran, um den Zündstoff so leichter in die gährende Volksmasse zu schleudern. Alle Staaten schienen von dem Anprallen dieses wuthentbrannten Volksorkanes zu wanken. Das geschichtlich denkwürdige Jahr 1848 trat ein. — Ich übergehe die Schilderung dieser traurigen Zeit. — Es stellte gar bald sich an den Tag, wie nie die bittere Täuschung mit ihren gewichtigen Folgen als gerechte Nemesis ausbleibt. — Ganz Deutschland war in Gährung übergegangen. Wenn das Jahr 1848 und 49 in politischer Hinsicht als verderblich zu betrachten ist, — so kann es aber anderseits als anregend der schlummernden Kräfte zur Produktivität, als Selbstschätzung u. s. w. in literarischer Hinsicht betrachtet werden. Viele in Schlummer gelegenen Kräfte erwachten; Wissenschaft und Cultur erfreuten sich einer besondern Gunst. Wetteifer stählte manche noch weiche und nicht zur Maturität gekommene Frucht — des Geistes. Zu welchem intellectuellen Leben, zu welchem Verschlingen geistiger Erzeugnisse das Volk griff, ist staunenswerth; nicht weniger aber auch die Verirrungen, die Ueberstürzungen, die sich in trauriger Weise bethätigten. — Kein Stand blieb von dieser Epidemie verschont, in alle Volksklassen schlich dieses verderbliche Laster sich ein. Die Geschichte geht mit Beispielen ähnlichen Ueberstürzes genugsam voran und hat mit Flammenschrift gezeichnet, welche Folgen sie gebährt. — Das Drängen und Treiben der Geister ging in ihrem Gebahren zu weit auseinander, und die Wege zum Ziele zu weit auseinander gehalten — um zu einem gemeinsamen zweckdienlichen Agiren zu vereinen. — Das zu Vielerlei ließ ihnen den rechten Lebenspunkt außer Augen. Und was war am Ende Alles? — ein leerer und doch schwerer Traum.

3.

Grafenreuth.

In dieser sturmbewegten Zeit wurde ich von den brausenden Wogen des wild dahin schäumenden Meeres aus meinem unsicher gewordenen Hafen — Kleintettau — hinaus in das offene Treiben und Toben desselben geworfen — nach Grafenreuth — um unter

den Fluthen des brandenden Weltmeeres begraben zu werden. Anfangs Juli 1848 betrat ich den dampfenden Krater — Grafenreuth, im Landgerichte Wunsiedel. Aber welches Erstaunen ergriff mich, statt von einer Schülerzahl mich mit einer Schaar Männer umgeben zu sehen! „Keinen Lehrer!" hieß es aus aller Mund, „fort mit ihm!" Wir haben einen Mann in unserm Orte, der uns um 40 fl. jährlich die Schule hält, und im Sommer frei gibt." Dies freche ungebändigte Gebahren und Drängen machte Behörden verstummen. Keine Schule, keinen Gehalt, hieß es bei mir. Nur als ein Geduldeter wurde mir einstweilen die Wohnung des Lehrers gegen Entrichtung eines entsprechenden Miethzins überlassen. Welches erbärmliche Leben! Sechs volle Monate währte diese Spannung. Das Jahr 1849 ließ den glühenden Ofen allmählig abkühlen. — Die Regierungen erhoben die gesunkenen Häupter, gestützt auf die Treue dennoch vorhandener gutgesinnter Unterthanen und auf die Kraft der Bajonette. Auch meine Hoffnung lebte wieder auf. Der ausgetretene „Gießbach" wurde in das überfluthete Damm allmählig zurückgedrängt und der Damm verstärkt. — Hier lernte ich für die Gegenwart und Zukunft den Werth des Selbstumganges kennen und schätzen; verlassen von allen Freunden flüchtete ich mich zu den stillen derselben — den Büchern. — Was ich Menschen nicht anvertrauen konnte und durfte, brachte ich zu Papier, und so entstand eine Reihe pädagogischer Abhandlungen, die sowohl in dem Schulboten aus Franken von P. Scheuenstuhl, als in der allgemeinen Schulzeitung von Dr. von Zimmermann abgedruckt sind, worüber in einem eigenen Abschnitt später die Rede sein solle. Drei Jahre war in diesem Orte mein Aufenthalt.

4.

Dechelsdorf.

Im Frühjahre 1851 betrat ich den mir von hoher k. Regierung zugewiesenen Wirkungskreis „Dechelsdorf" bei Bamberg. Wegen Mangel eines Schulhauses war das Hirtenhaus mir gleichzeitig zur Wohnung und Schule zugewiesen. Die Herabwürdigung war zu groß. — Conflikte traten ein, die keineswegs geeignet waren mir das Leben angenehm zu machen, und die Folgen davon nahmen nach meinem Abzuge und Antritt einer anderweitigen Stelle mich erst in Anspruch.

Im Herbste des Jahres 1851, Anfangs Dezember bezog ich unter fürchterlichem Schneegestöber die Schulstelle Dutendorf bei Neustadt an der Aisch.

5.

Dutendorf.

In einem Jahre zwei Versetzungszüge aus eigenen Mitteln zu bestreiten, wer wird da nicht arm! Ich bin, wie es mir zu scheinen

oft vorkommt, bestimmt, den Kelch bitterer Leiden und zugefügte Kränkung bis auf die Hefe zu leeren. — In ähnlichen Stunden der Verzweiflung und des Mißmuthes ist ein stilles Gebet zu dem Lenker aller Schicksale, zu dem Gebieter aller Welten, zu dem Nothhelfer aller Elenden und Verlassenen, der da spricht: „Fürchte dich nicht, ich bin dein Stecken und Stab," das mich aufrichtet durch seine rückwirkende Kraft.

Die Frivolität verbunden mit Immoralität so vieler als Muster dienender Personen in allen Ständen, nicht weniger das ganz beseitigte „Selbstdecken" unter den Lehrern gab mir die Feder in die Hand, und ich ließ während meines Aufenthaltes in „Decheldorf" einen Aufruf zur Begründung eines provinziellen Schulblattes unter Hervorhebung der gewichtigen Vortheile des Denkens in den fränkischen Curier abdrucken. Was war die Folge? Eine Verwarnung des Lehrerpersonals an der etwaigen Betheiligung dieses Unternehmens. Ich schrieb dagegen eine Rechtfertigung und Bestätigung meines motivirten Aufrufes und ließ solche abermals in vorerwähnter Zeitung abdrucken. Eine Untersuchung wurde gegen mich eingeleitet, die mit einer Verwarnung endete. — Ich wurde eine mißliebige Person. Die Lehrer schielten mit Saltis scheuen Blicken nach mir und kamen nur heimlicher Weise zu mir, meine Meinung in so Manchem zu vernehmen; von Niemanden aber ließ ich mich aus der Fassung bringen. Mein Wahlspruch: „Ehre in Brust und That macht den Mann; Ehre ist des Mannes Kraft und Leben," machte fernere Versuche mich als einen gefährlichen Menschen zu fangen, scheitern. Meine Schriftstellerei als Lehrer ist der Dorn in den Augen so mancher Herren. Ein Jahr ging kaum in Ruhe dahin, und schon in dem fernen Horizonte ein Ungewitter herauf, das über meinem Haupte sich fürchterlich entladen sollte. Unter den Papieren eines radicalen Demokraten, der zugleich Gemeindevorsteher war, fand sich bei Vornahme einer amtlichen Handlung ein „Schmierlappe" betitelt: „Die schwarze Partei," vor, als dessen Autor ich in Anspruch genommen zu werden die Ehre hatte. Obgleich der Eigenthümer dieses Lappens nicht auf mich bekennen konnte, so waren es einige Geistliche mit einigen Lehrern, die aus dem Style die Autorschaft vindiciren wollten. Die Sache wurde in criminelle Untersuchung eingeleitet und behandelt. Nach einem oftmaligen Verhör, gepflogener Recherche, wurde ich auf Grund der Akten, da keine Silbe auf mich als den Verfasser verwies, freigesprochen. Von außen entbehrte ich alles Trostes, desto reichlicher fand ich ihn in mir durch Gebete zu Gott.

Die gegen mich mit Unrecht geführten Untersuchungen machten mich zurückhaltend und scheu vor dem geselligen Leben. Ich zog mich ganz auf mich zurück und lebte von nun an nur meiner Schule und Familie. Die mir freigebliebene Zeit verwandt ich zu meiner eigenen Fortbildung. In diesem Zeitraume von 1852 bis 1857 fallen meine meist gemachten Studien bezüglich der Sprache, Pädagogik, Philo-

sophie u. s. w. Ich suchte mir da vor Allem eine bessere Kenntniß der deutschen Klassiker zu verschaffen und studirte vorzüglich Schiller, Herder, Göthe, Wieland, Klopstock und besonders Jean Paul Richter. Die Werke des Ersteren wurden von mir fast mit Heißhunger verschlungen. Die philosophische Tiefe, der psychologische Blick und die Correktheit dieses Schriftstellers blieben mir schon damals nicht unbekannt. — Einige Zeit widmete ich auch den historischen Wissenschaften ausschließungsweise meine Muse. Die bedeutendsten Werke über allgemeine Geschichte wurden studirt, z. B. Rotteck, Becker, Pölitz, Schlosser; über Specialgeschichte z. B. Kohlrausch, Böttiger (Geschichte der Deutschen), Zschokke, Wörlein, Pflug (Geschichte des bayerischen Volkes); einzelner Wissenschaften z. B. der Musik. Um mir eine noch gründlichere Bildung zu gewähren, und mich auf einen höhern allgemeinen pädagogischen Standpunkt zu erheben, ging ich zu den pädagogischen Grundwissenschaften über und studirte längere Zeit Philosophie und zwar besonders Benecke.

Um den Standpunkt der Schule im Staate besser beurtheilen zu können, studirte ich auch Staatswissenschaft und zwar vorzüglich nach Pölitz (die Staatswissenschaft im Lichte unserer Zeit) und Zachariä (die Erziehung des Menschengeschlechts durch den Staat).

In diesen Privatstudien befolgte ich die Regel, daß ein Gegenstand so lange fortgetrieben wurde, bis ich ihn von allen Seiten recht gründlich aufgefaßt hatte. Da es mir an mündlichen Discussionen über wissenschaftliche Gegenstände fehlte, so verlegte ich mich desto mehr auf's Schreiben. Hierdurch gewann ich zwar sehr an Mannigfaltigkeit der Ideen, aber meine Denk- und Sprechweise bildete sich zu beschränkt blos für die schriftliche Darstellung aus. Als Erholung trieb ich Obstbaumzucht und erwarb mir darin eine ziemliche Fertigkeit und Geschicklichkeit. Wann auch persönlicher Umgang und Verkehr mit Lehrern und den Gebildeten unserer Nation mir abginge, dagegen war das Mitarbeiten an kritischen Journalen (Schulzeitung von Dr. Zimmermann, Schulbote aus Franken von P. Scheuenstuhl, Deutsche Lehrerzeitung von Berthelt, Thüringer Schulbote von Ch. E. Rost) meine Unterhaltung und brachte in Verkehr mit Männern, die in der Literatur hochstehen.

Mit Ende September 1851 geht meine Wirkungszeit als Schulverweser einmal zu Ende (nahe an 14 Jahre verblieb ich Schulverweser); denn ich war von hoher k. Regierung von Oberfranken als II. definitiver Lehrer an die Marktschule

Plech

berufen, Landgericht Pegnitz. Am 1. Oktober bezog ich meinen neuen Wirkungskreis. Mit einem gewissen Bangen bezog ich diese meine Stelle; denn es gingen nicht die besten und empfehlendsten Gerüchte von den Schulbehörden im Schwunge. Der Herr Distrikts-Schul-

inspector Leidig in Pegnitz trat die Leitung der Schulen an den Herrn Stadtpfarrer Körte von Betzenstein ab, der ein sehr umsichtsvoller, gelehrter und zugleich liebevoller Herr ist. Ueber die Persönlichkeit des Lokalschulinspectors, Pfarrers Dr. Ewald dahier, will ich mir kein Urtheil zugehen lassen?! — Nur erwähne ich noch, daß ich in verschiedene Conflicte schon gerathen bin sowohl mit Bürgern als mit dem Pfarrer Dr. Ewald bezüglich eines geregelteren Schulbesuches und der parteilosen Behandlung der Schüler, die mir meine Wirksamkeit nicht erleichtern. Rechtthun, Gottfürchten, Niemand scheuen soll mir täglich vor Augen sein, um nicht Blößen meiner Unterdrückung zu geben. — Die Stelle beträgt 250 fl.; davon muß ich noch bestreiten das Holz zur Beheizung meines Zimmers, so daß mir nur reine 230 fl. für eine 6 Kopf starke Familie verbleiben.

Wie sich von selbst versteht, führte mich mein Studium zur Herausgabe mehrerer Schriften, als:

1) Das Wissenswürdigste in der Geographie und Geschichte Bayerns für die deutschen Schulen Bayerns. Preis 4 kr. Commission von Grau in Wunsiedel. 1850.

2) Die Baumschule. Eine gründliche Anleitung zur Anzucht guter Obstsorten. Ein vom Kreis-Landwirthschaftlichen Comitee Oberfrankens geprüftes und empfohlenes Schriftchen. Bis jetzt erschienen I Heft. Preis $1^1/_2$ kr. Bei Eupel in Sondershausen.

3) Trauergesänge für gemischten und Männerchor. Verlag der Schulbuchhandlung. Langensalza. 1858.

Dr. G. J. Saffenreuter,

k. Schullehrer-Seminars-Inspektor zu Würzburg.

Saffenreuter Georg Joseph, Doktor der Theologie, geboren am 8. Juli 1808 zu Bamberg, kam in seinem dritten Lebensjahre nach Würzburg, besuchte die Bildungsanstalten daselbst, ward am 20. August 1831 Priester, war zwei Jahre Kaplan zu Neustadt an der Saale, ein Jahr zu Bischofsheim vor der Rhöne, zwei Jahre im Julius-Hospitale zu Würzburg, siebenzehn Jahre Professor der Religion und seit 1845 auch der Geschichte an dem k. Gymnasium und der lateinischen Schule und ist seit 1. Oktober 1853 Inspektor am kgl. Schullehrer-Seminar daselbst; er gehört den bedeutendsten Kanzelrednern der Gegenwart an.

Seine Schriften sind:

1) Sieben Bände Predigten; die 6 ersten Bände erschienen bei Stahel zu Würzburg, der 7. bei Manz in Regensburg;

2) Drei Programme: 1. Kirche und Schule 1837; 2. Die eilfte Säkularfeier auf der Salzburg bei Neustadt an der Saale 1841; 3. Mahnruf der Vorzeit an die Gegenwart in Betreff der sogenannten allseitigen Bildung 1852;

3) Eichenkränze. Regensburg bei Manz 1851;

4) Aufsätze verschiedenen Inhaltes für die Zeitschriften: Athanasia und Allgemeiner Religions- und Kirchenfreund, dessen Mit- und später alleiniger Redakteur Saffenreuter vom Jahre 1836 — 1847 war; endlich betheiligte sich derselbe

5) an der Umarbeitung und siebenten Auflage des von Dr. Flatz und Hummel ursprünglich herausgegebenen Leitfadens für Schullehrlinge, Schulseminaristen und Schuldienst-Exspektanten. Kempten bei Dannheimer 1855.

Daniel Sanders.

Sanders Daniel wurde am 12. Nov. 1819 in Altstrelitz im Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz geboren. Sein Tod kostete der Mutter das Leben. Der Vater, der ein geachteter Kaufmann war, ein vortrefflicher Mensch und als solcher in weiten Kreisen geliebt und geehrt, gab seinen beiden Kindern keine Stiefmutter, aber er ersetzte ihnen die fehlende Mutter durch doppelte Sorgfalt und Liebe. — Mit dem nur um 2 Jahr ältern Bruder, mit dem er immer in einem selbst unter Geschwister seltnen innigem Verhältnisse lebte, empfing Daniel den ersten Unterricht bei einem Hauslehrer. Im Jahre 1827 aber wurde eine tüchtige öffentliche Schule in Strelitz begründet und der Knabe trat nun als Zögling in die Anstalt, deren Leiter er fünfzehn Jahre später selbst ward. Ostern 1832 verließ er diese Schule und kam nach dem benachbarten Neustrelitz auf's Gymnasium, wo er mit Benno Reinhardt ein inniges Freundschaftsbündniß schloß, das bis zu dessen für die Heilkunde zu früh erfolgtem Tode fortbestand. Beide Jünglinge verließen Michaelis 1838 das Gymnasium mit vorzüglichem Zeugniß der Reife; Sanders ging nach Berlin, wohin ihm schon ein halbes Jahr später Reinhardt folgte. Gemeinsam war ihnen das Studium der Naturwissenschaften; außerdem beschäftigten Sanders hauptsächlich Mathematik und Sprachstudium. Reges Interesse für die Dichtkunst aller Völker lenkte ihn hier auf die Volkspoesie der Neugriechen und das Studium der Sprache brachte ihn bald in engere Beziehung zu vielen in Berlin studirenden Griechen. Hauptsächlich befreundet wurde er mit dem jetzt als Professor der Zoologie in Athen lebenden Iraklis Mitsopulos aus Patras und durch diesen späterhin mit einem leider zu früh verstorbenen Spyridhon Kangelarios aus Athen, der mehrmals längere Zeit bei Sanders in Strelitz sich aufhielt, als dieser dort als Direktor der Schule wirkte. Die nächste Frucht seiner neugriechischen Studien war eine Uebersetzung neugriechischer Volkslieder, deren Urtext er größtentheils erst aus dem Munde seiner griechischen Freunde aufgezeichnet hatte. Einen geringen Theil derselben veröffentlichte er in einer 1842 mit Heinrich Bernh. Oppenheim und Moriz Carriere gemeinsam herausgegebnen Schrift: Neugriechische Volks- und Freiheitslieder (Grüneberg und Leipzig); einen größern in einer 1844 (Mannheim bei Bassermann) erschienenen, seinem Vater und seinem Freunde Iraklis Mitsopulos gewidmeten Schrift: Das Volksleben der Neugriechen rc., die er schon als Oberlehrer in Strelitz herausgab. — Zwei Jahre nach dem Erscheinen

dieser Schrift verlor Sanders seinen trefflichen 76jährigen Vater, der, bis zum letzten Augenblick jugendfrisch und als Menschenfreund thätig, sein Geschäft jedoch in den letzten Jahren schon dem ältern Sohn übergeben hatte. Dem Vater schrieb Sanders auf den Grabstein:

„Stein, wer ruht hier?“ Ein Mensch. — „Was that er im Leben?“ Er lebte. Segnend=gesegnet, so sank er wie die Sonne hinab.

Das in dem letztgenannten Werk von Sanders niedergelegte Urtheil über die Dichtungen von Alexandhros Rsisos Rhangawis (Rangabé) und namentlich über dessen Versuche zur Einführung des Hexameters ins Neugriechische veranlaßte diesen bedeutendsten der heutigen griechischen Dichter, den jetzigen Minister des Innern in Griechenland, mit Sanders in einen Briefwechsel zu treten, in welchem sie namentlich ihre Gedanken über die Metrik der neuern Sprachen, insonderheit der neugriechischen, austauschten. Vielleicht ist dieser Briefwechsel nicht ohne Einfluß darauf gewesen, daß Rhangawis den früher von ihm, wie von den übrigen Dichtern, für das Drama angewandten politischen Vers in seiner aristophanischen Komödie: „Die Hochzeit des Kutrulis“ mit dem Trimeter vertauschte. In seiner im literarhistorischen Taschenbuch von Prutz (1848) erschienenen Skizze: „Die politische Poesie bei den Neugriechen“ spricht Sanders sein Urtheil dahin aus, daß die frühern Schauspiele von Rhangawis an Breite litten, die zumeist durch den für das Drama unpassenden politischen Vers verschuldet sei, welcher mit seiner starren Cäsur und seinem Reimgeklingel an die Zeit ermahne, wo den Deutschen der Alexandriner als dramatischer Vers galt; dieser Fehler aber sei in der „Hochzeit des Kutrules“ gänzlich überwunden, worin er einen unermeßlichen Fortschritt und den Anfang einer neuen Periode für die griechische Poesie erblickt. Daß aber Sanders nicht zu günstig geurtheilt, davon möge man sich durch die Uebersetzung überzeugen, die er von dem Stücke veranstaltete und die 1848 (Berlin Dümmler) erschien: „Alexhandros Rsisos Rhangawis, dem Dichter und Freunde“ gewidmet. Es mag vergönnt sein, aus der Vorrede Arnold Ruge's briefliches Urtheil hier anzuführen: „Die Sache hat,“ schreibt dieser, „ein nicht geringes ethisches und poetisches Interesse. Es ist namentlich beschämend für uns, mit wieviel Verstand der Grieche sogleich seine Verhältnisse zu komödiren weiß, während unsere Dichter unsre Verhältnisse nicht einmal vorzuführen wissen ꝛc.“ — In dem Jahre lang mit vielen Griechen mündlich und schriftlich unterhaltenen Verkehr hat Sanders dann noch eine große Anzahl neugriechischer in Deutschland bisher unbekannter Volkslieder gesammelt und übersetzt, deren Veröffentlichung den Freunden der Volkspoesie und der griechischen Sprache willkommen sein müßte.

Kommen wir nun aber auf die Thätigkeit des Dr. Sanders in andern Fächern zurück, so haben wir zuvörderst seine fast zehn=

jährige Wirksamkeit als Direktor der Strelitzer Schule hervorzuheben, die unter seiner Leitung in schönster Blüthe stand, in Folge äußerer Einflüsse aber im Jahre 1852 einging. Zunächst für diese Schule veröffentlichte Sanders seine „Gespräche, eine Ergänzung zu allen Schul-Lesebüchern für Kinder von 8—14 Jahren“ (Neustrelitz 1845) mit dem Motto:

„Da veniam scriptis, quorum non gloria nobis
Causa, sed utilitas officiumque fuit.“

Außerdem schrieb er in verschiednen Zeitschriften, namentlich in den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik, in den Jahn'schen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, in der höhern Bürgerschule von Vogel, in dem praktischen Schulmanne von Körner, in dem Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Literaturen von Herrig viele Aufsätze, unter denen wir, da die einzelne Aufzählung zu weit führen würde, hier nur auf diejenigen über allgemeine Grammatik, über englische und deutsche Sprache — zumal in der letztgenannten Zeitschrift — hinweisen. Daran knüpfen sich seine Beiträge für „Germaniens Völkerstimmen“ von Firmenich, für die „deutschen Mundarten“ von Frommann ꝛc. Wir erwähnen ferner außer mehrern Gedichten im „Weihnachtsbaum für arme Kinder“ von F. Hofmann die seinem Freunde H. B. Oppenheim gewidmete Uebersetzung des hohen Liedes neben mehrern andern Arbeiten in dem in Wien von J. Busch herausgegebnen „Jahrbuch für Israeliten,“ ferner die Xenien der Gegenwart von Ad. Glaßbrenner und ihm (Hamburg, Campe 1850) und eine von ihm (1848) redigirte Zeitschrift: „Blätter für freies Volksthum.“ — Als besonders bedeutsam haben wir hier noch hervorzuheben die kritische Beleuchtung des deutschen Wörterbuchs von Jakob und Wilhelm Grimm, von der das erste Heft 1852, das zweite 1853 (Hamburg, Campe) erschien. Selbst Leute, die hier seine Polemik eine „unerquickliche“ nannten, mußten — wenn auch widerstrebend — die Bedeutsamkeit seiner Leistungen auf dem Gebiete der deutschen Lexikographie anerkennen. Wir führen hier aus einer Recension von Dr. Sachse im 16. Bande des Herrig'schen Archivs folgende Stelle an: „Wie sehr wir nun auch wünschen müssen, daß Herr Sanders diese Art und Weise der Kritik aufgeben möge, so drängt sich uns doch der Wunsch lebhaft auf, daß er im Interesse der Wissenschaft selbstständig als Lexikograph auftreten möge ꝛc.“ — Von der J. J. Weber'schen Buchhandlung in Leipzig erging dann auch in Folge der gedachten beiden Hefte, die „in weiten Kreisen Beachtung, von vielen Seiten Zustimmung, von andrer Widerspruch, von keiner aber Widerlegung erfahren hatten,“ an Sanders die Aufforderung zur Herausgabe eines deutschen Wörterbuchs. Ziemlich gleichzeitig erhielt er auch von Frankfurt a/M. den ehrenvollen Ruf, die Leitung des dortigen Philanthropins zu übernehmen. Sanders entschied sich für das Wörterbuch. — 1854 erschien sein „Programm eines neuen Wörterbuches

der deutschen Sprache," worin er seinen Plan für das Werk ausführlich entwickelte und begründete, gleichzeitig aber auch schon einige Proben des Werks selbst mittheilte. Ueber diese urtheilt der schon erwähnte Dr. Sachse, ein Anhänger der Grimm u. A.: „Die sichere Erfassung der ursprünglichen Bedeutung, der feine Takt und Scharfsinn bei der Darstellung verwandter oder entgegengesetzter Begriffe sind über alles Lob erhaben, so daß man fast zweifeln kann, soll man den ungeheuren Sammelfleiß, den das schon vorliegende, zusammengetragene Material bekundet, mehr bewundern oder den ordnenden Verstand, die thätige Geisteskraft, die mit Umsicht und Weisheit, Licht, Einsicht und Klarheit in ein so großes Material gebracht hat. Ich glaube, Beides verdient Dank, Anerkennung; Beides wird dieselben bei Mit- und Nachwelt finden &c." (Herrig's Archiv 16, 453.) — Danach dürfen wir das Werk, an dem Sanders rüstig und unverdrossen arbeitet, wohl Allen auf das angelegentlichste empfehlen.*) Möge der von ihm am Schluß seines Programms ausgesprochne tiefe Herzenswunsch in Erfüllung gehen, möge es ihm gelingen, ein Werk zu schaffen, nicht unwerth des deutschen Volkes, dem er es widmen möchte.

Mit dem Wörterbuch einigermaßen in Zusammenhang steht auch der 1856 (Leipzig, Weber) erschienene „Katechismus der deutschen Orthographie," der als ein sehr tüchtiges und bei dem auf diesem Gebiet herrschenden Schwanken höchst zeitgemäßes Werk von bedeutenden Pädagogen anerkannt und willkommen geheißen wurde. S. die Urtheile in Löw's pädag. Monatschrift vom Dez. 1856, in Herrig's Archiv 20, 437—441 u. a. m. — In dem Vorwort bezeichnet Sanders seinen Standpunkt in Behandlung der Orthographie und der Sprache überhaupt als den geschichtlichen, sich dabei jedoch ausdrücklich von der Mißdeutung verwahrend, daß man ihn zu der sogenannten oder doch so sich nennenden historischen Schule zähle, welche die lebendige Fortentwicklung der Sprache verkenne, indem sie die heutige nach der frühern modeln zu können wähne. „Mir erscheint es vielmehr," — so lauten seine Worte — „als wahrhaft geschichtliche Behandlung der Sprache, anzugeben, wie sie sich in der That entwickelt hat, nicht wie nach irgend einem „System" sie sich hätte entwickeln können; Sprach- und Schriftgebrauch gelten mir als das Erzeugniß des rastlos wirkenden Volksgeistes, das der Sprachforscher nicht etwa „machen," sondern anerkennen und soweit er kann, in seinen Gründen erkennen soll, überzeugt, daß der Volksgeist überall das Rechte schafft, das der modelnden und bessernden Hand des Einzelnen nicht bedarf." —

Sanders lebt in seiner Vaterstadt im Kreise seiner Familie — er ist seit 1847 verheirathet — ausschließlich seiner Wissenschaft.

*) Die erste Lieferung hiervon ist vor Kurzem bei O. Wigand in Leipzig erschienen. D. H.

Heinrich Sattler.

Sattler Heinrich, zu Blankenburg a. H., Organist der Stadtkirche, Musiklehrer am Gymnasium der Schullehrer=Präparanden=Anstalt, Gesanglehrer an der höhern Töchterschule, Dirigent des Gesangvereins und der Liedertafel, Ehrenmitglied der Liedertafel zu Halberstadt, Mitarbeiter an der neuen „Zeitschrift für Musik" und der „Urania," geb. zu Quedlinburg den 3. April 1811.

Schriften:

1) Gesangschule für Schulen. Quedlinburg. 1844.
2) Der jugendliche Sängerchor. Blankenburg. 1854.
3) Mozart. Langensalza.
4) Verschiedene Aufsätze in der neuen „Zeitschrift für Musik," „Urania," „Braunschweiger Magazine" und andern Blättern.

Compositionen:

1) Deutsche Liedertafel. Quedlinburg.
2) Sechs 4stimmige Gesänge. Braunschweig.
3) 8 Lieder mit Pianofortebegleitung. Braunschweig.
4) 4 Hefte, mehrstimmige Gesänge für höhere Töchterschulen. Braunschweig.
5) Phantasie für Orgel. Erfurt.
6) Orgelfugen. Erfurt.
7) Mehrstimmige Kinderlieder. Magdeburg.
8) Cantaten für die „Siona." Eisleben.
9) Lieder für Männerstimmen. Eisleben.
10) Harzalbum für Pianoforte. Blankenburg.
11) Sechs Scenen aus dem Leben der Jungfrau, Tondichtungen für Pianoforte. Blankenburg.

Edmund Schäfer.

Schäfer E., Lehrer an dem kgl. Athenäum zu Mastricht, ist geboren 1822, den 1. Juni in Huckingen, Kreis Düsseldorf. Sein Vater ist daselbst Elementarlehrer und hat sich einen guten Namen dadurch verschafft, daß er so viele junge Leute für das Lehrerseminar vorbereitete, die später mit sehr geringen Ausnahmen zu den besten Elementarlehrern gezählt wurden. Im Alter von 11 — 13 Jahren mußte Schäfer an dem Unterrichte für die jüngern Aspiranten Theil nehmen, so daß er mit ziemlichen Elementarkenntnissen ausgerüstet, mit beinahe vollendetem 13. Jahre sich den Gymnasialfächern erfolgreich widmen konnte. Schäfer besuchte zuerst das Progymnasium zu Uerdingen, genoß später eine Privatbildung bei dem jetzigen Schulrathe Lampenscherf in Hohenzollern und war zuletzt auf dem Gymnasium zu Duisburg.

Weil er keinen Beruf zum geistlichen Stande, zu dem man ihn bestimmt glaubte, in sich fühlte, trat er in das Lehrerseminar zu Brühl. Sehr dankbar war er damals für die Strenge, mit welcher

sein Vater ihn während seiner Ferien am Gymnasium, die er regelmäßig zu Hause zubringen mußte, anhielt, unter seiner Anleitung und Aufsicht bald in den untern, bald in den obern Klassen sein Unterrichtstalent (was ja auch für den künftigen Geistlichen durchaus ersprießlich) zu erproben.

Nach zurückgelegtem Seminarcursus und daselbst abgelegtem Examen wurde Schäfer von der königl. Regierung zu Koblenz an die Mädchenschule zu Weiler geschickt, woselbst die Schülerinnen bis zum vollendeten 14. Jahre verweilten und ihm dadurch ein angenehmes und für sein Alter weites Feld eröffnet wurde. Die viele freie Zeit, die ihm blieb, sowie die unmittelbare Nähe des Städtchens Bingen, welche ihn mit den Lehrern der dortigen Realschule in Beziehung brachte, leitete seine Aufmerksamkeit wieder besonders auf den höhern Unterricht. Durch den Umgang mit jenen Herren wurde Lust, Liebe und Leichtigkeit für sein Streben hervorgerufen.

In Folge dessen legte Schäfer später vor der kgl. Prüfungs-Commission zu Düsseldorf das Examen pro schola ab, wodurch ihm die facultas docendi für alle Fächer und den Kreis des Untergymnasiums ertheilt wurde.

Im Herbste 1847 berief man ihn als dritten Ordinarius an das fünfklassige Rectorat (Progymnasium) zu Xanten. Dort wurde ihm der naturwissenschaftliche Unterricht, das kaufmännische Rechnen, die Prinzipien der Buchhaltung u. s. w. für alle Klassen, der deutsche Unterricht für die drei untern und der lateinische für die zwei untern übertragen. Freilich eine überhäufte Arbeit, was leider an Progymnasien so häufig der Fall ist.

Durch den Unterricht in der deutschen und lateinischen Sprache entstand sein:

„Leitfaden beim Unterrichte in der deutschen Sprache für die unteren Klassen höherer Lehranstalten, Köln, M. Du Mont-Schauberg,"

wovon jetzt die dritte Auflage erschienen ist. Derselbe sollte dazu dienen, die alte mit der neuen Methode zu versöhnen oder vielmehr als Brücke von der ersteren zu letzterer. Dort entstand auch sein:

„Leitfaden und Beispielsammlung für das praktische Rechnen für Lehranstalten. Köln und Neuß bei L. Schwann; zwei Theile,"

welche sich weder blos auf Schemata noch ausschließlich auf das Kopfrechnen stützend, beides mit einander vereinigend den Unterricht im Rechnen an Lehranstalten zu einem bildenden und zugleich bürgerlich nützlichen Mittel zu machen sich bestrebt.

Nachdem Schäfer unter Beibehaltung der naturwissenschaftlichen Fächer in den letzten 2 Jahren die Leitung der beiden höhern Töchterschulen (kath. und protest.), welche zu Xanten bestanden und jetzt vereinigt wurden, übernommen, wurde er im Herbst 1854 von der kgl. Niederländischen Regierung an hiesigem Athenäum als Lehrer der deutschen Sprache und sämmtlicher Handelswissenschaften angestellt.

Seit dieser Zeit schrieb **Schäfer** unter Mitwirkung seines Collegen Dr. **Clumper** eine deutsche Sprachlehre nebst Uebungen in holländischer Sprache, unter dem Titel:

„Eerste oefeningen in de Iboog duitsche taal met beknopte toofdregelen dier taal; Amsterdam bei Weytingh en Van der Ibaart.“

Außerdem beschäftigt **Schäfer** sich damit, einzelne Aufsätze, Recensionen für pädagogische Zeitschriften, vorzüglich für die Niederlande zu liefern, und Vorzügliches aus deutschen pädagogischen Schriften (z. B. dem Repertorium) zu übersetzen.

Johann Wilhelm Schäfer

Motto: Lebens Mühe ist Lebens Genuß.

ist geboren den 17. September 1809 zu Seehausen im Gebiete der freien Stadt Bremen; sein Vater war Lehrer, der in ihm frühzeitig die Neigung zu pädagogischer Thätigkeit geweckt hatte. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt **Schäfer** auf der Gymnasialabtheilung der Bremischen Hauptschule, von 1827—31 an der Universität Leipzig; neben philologischen Studien beschäftigte er sich am eifrigsten mit Geschichte. Gottfried **Hermann** und Wilhelm **Wachsmuth** haben auf seine Bildung und Richtung den meisten Einfluß gehabt. Seine erste Anstellung war 1831 als Lehrer an der Brem. Hauptschule (welche aus drei Abtheilungen, Gelehrtenschule, Handels- oder Realschule und Vorschule besteht). Neben philologischen Lectionen unterrichtete er auch vorzugsweise in Geschichte, Geographie, deutschen Stylübungen und deutscher Literaturgeschichte. In diesem Amte rückte er nach und nach zu den ersten Lehrerstellen auf. Neben diesem übernahm er den Unterricht in der Geschichte und Literaturgeschichte in den obersten Klassen eines der ersten weiblichen Bildungsinstitute, sowie einen Antheil an dessen Direktion. Seine pädagogische Thätigkeit war stets eine sehr angestrengte, jedoch gewährte sie ihm die größte Befriedigung und belohnte ihn durch die Anerkennung seiner Mitbürger. Er hat sie niemals seiner wissenschaftlichen Beschäftigung nachgesetzt und die Erfüllung seiner Amtspflichten stets in erste Linie gestellt. —

Seine wissenschaftliche Thätigkeit, anfangs vorzugsweise der classischen Philologie zugewendet, richtete sich in Folge seiner pädagogischen Praxis mehr und mehr auf Geschichte und vaterländische Literatur. Seiner Vorliebe für das griechische Alterthum mag es zuzuschreiben sein, daß ihn die Literatur des 18. Jahrhunderts, insbesondere **Göthe** am meisten anzog. Die wiederholten Auflagen seiner Schriften mögen als Zeugniß dienen, daß sie in und außer Deutschland eine gute Aufnahme und Verbreitung gefunden haben. Sein Leben **Göthe's** ist neuerdings ins Holländische übersetzt. Als

Dichter ist Sch. durch eine kleine Sammlung bekannt; mehrere Gedichte sind in Lesebücher und Sammlungen erlesener Poesien aufgenommen, am bekanntesten die Rügischen Sagen — „der Herthasee." —

Verzeichniß der Schriften — nach der Zeitfolge.

1835. Griechische Schulgrammatik. 2. Aufl. 1840. Daraus einzeln: Uebersicht der Abweichungen des Homerischen Dialekts. 1840. Bremen. Geisler.

1836. Grundriß der Geschichte der deutschen Literatur. Bremen. Geisler. 2. Aufl. 1839. 3. Aufl. 1843. 4. Aufl. 1847. 5. Aufl. 1850. 6. Aufl. 1852. 7. Aufl. 1854. (8. Aufl. unter der Presse.)

1838. Auswahl deutscher Gedichte des 18. u. 19. Jahrh., mit einer literarhistorischen Uebersicht eingeleitet. Bremen. J. G. Heyse. 2. Aufl. 1851.

1840. Historischer Bericht von der Erfindung der Buchdruckerkunst. Bremen. C. Schünemann.
Sallustii Catilina et Jugurtha, recognovit J. Guil. Sch. (Bremen, Geisler.)

1842. 44. Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur. 2 Theile. Bremen. C. Schünemann. 2. Aufl. 1855.

1846. Göthe's Gedichte. Auswahl für Schule und Haus. Stuttgart. Cotta. 2. Aufl. 1850. 3. Aufl. 1853. 4. Aufl. 1856.

1848. Göthe's Prosa. Auswahl für Schule und Haus. 2 Theile, ebendas.

1849. Göthe. Rede zum 100jährigen Geburtsfeste 2c. 2c. Bremen, Heyse.
Propylaea. Lateinisches Lesebuch für Realschulen und mittlere Gymnasialklassen. Bremen, Heyse.

1851. Göthe's Leben. Zwei Bände. (Zweite Aufl. unter der Presse.) Bremen, C. Schünemann.

1852. Liebe und Leben. Gedichte von J. M. Schäfer. Bremen, Geisler.

1853. Schiller. Eine biographische Schilderung. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Tabellen zur Geschichte der deutschen Literatur. Leipzig, G. Mayer.

1855. 56. 57. Geschichte der deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts in übersichtlichen Umrissen und biographischen Schilderungen. (Leipzig, T. O. Weigel.) 3 Bände.

Aufsätze und Recensionen, meist literarhistorischen Inhalts, im Leipziger Repertorium, Prutz literarhistor. Taschenbuch, Deutschem Museum, Triester illustrirten Familienbuch, Literaturblatt zum Berliner Kunstblatt, Bremer Sonntagsblatt und andern Zeitschriften.

Ernst Schaumann,

Direktor der Realschule zu Offenbach.

Schaumann Ernst, geboren am 1. Januar 1802 zu Gießen, wo sein Vater seit 1795 ordentlicher Professor der Philosophie und seit 1804 Pädagogiarch war, besuchte das dasige Pädagogium, bezog im Herbst 1816 die Landesuniversität, wo er sich hauptsächlich der Philologie und Pädagogik widmete, aber auch theologische Vorlesungen hörte, und erhielt, nach seinem am 14. Januar 1820 bestandenen Examen und nach öffentlicher lateinischer Vertheidigung seiner Thesen, am 8. Febr. 1820 die philosophische Doktorwürde. Bis gegen das Ende des Jahres 1821 hielt er nun als Privatdocent an derselben

Universität Vorlesungen, namentlich über alt- und neutestamentliche Schriften und über altclassische Literatur, stiftete dann zu Anfang des Jahres 1822 eine Privaterziehungsanstalt in der oberhessischen Kreisstadt Schotten, verließ aber bald diesen Wirkungskreis wieder, indem er schon am 27. Februar 1822 als vierter ordentlicher Lehrer an das großherzoglich hessische Landesgymnasium in Büdingen berufen wurde. Im November 1822 wurde ihm das Bibliothekariat des Gymnasiums und am 27. Juli 1824 die erledigte zweite ordinäre Lehrerstelle übertragen. Am 13. Februar 1828 verlieh ihm Seine Majestät der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen die goldene Civilverdienst-Medaille und am 2. Nov. 1829 ernannte ihn die Gesellschaft zur Beförderung der Geschichtskunde zu Freiburg im Breisgau zu ihrem correspondirenden Mitgliede. Im April 1841 wurde er zum Director der Realschule in Offenbach am Main befördert. Hier übernahm er zugleich die Leitung sämmtlicher übrigen öffentlichen Lehranstalten und wurde am 5. Mai desselben Jahres zum vorsitzenden Mitgliede des Schulvorstandes, sowie zum Mitgliede der dasigen Kreisschulbehörde ernannt. Das höchst mühevolle Amt, das er noch jetzt verwaltet, hat ihm manche erfreuliche Anerkennung gebracht; besonders theuer war ihm die am 31. Dez. 1844 erfolgte Ueberreichung einer sehr werthvollen Uhr als Ehrengeschenk der hessischen Volksschullehrer mit der Inschrift: „Aus Dankbarkeit von dem hessischen Lehrerstande“ und die Verleihung des Ehrenbürgerrechtes der Stadt Offenbach im Jahr 1852.

Schriften:

1) Observationes in Theocritum. Gießen 1820. 4. — 2) Disciplinae artesque praestantissimae. Das. 1823. 8. — 3) Auctorum antiquitatis illustrium et classicorum vitae. Fasc. I. Büdingen. 1825. 4. — 4) C. J. Cäsar's Werke, übersetzt und mit erläuternden Anmerkungen versehen. Prenzlau. 1827. 8 Bdch. 12. — 5) Deutsche Chrestomathie, aus den Werken neuerer deutscher Prosaiker und Dichter gesammelt. Gießen. 1828. 2 Thle. 8. — 6) Prolegomena ad Demosthenem, sive de vita et orationibus Demosthenis libellus. Prenzlau. 1829. 8. — 7) Homer's Ilias und Odyssee, im Versmaße des Originals übersetzt. Prenzlau. 1829 2c. 2c. 10 Bdch. 12. — 8) Für Geist und Herz. Eine Sammlung deutscher Dichtungen. Büdingen. 1829 2c. 2c. 6 Thlr. 12. — 9) Justinus philippische Geschichte, übersetzt und erläutert. Prenzlau. 1831. 6 Bdch. 12. — 10) Christlicher Katechismus. Büdingen. 1836. 8. — 11) Schulblatt für das Großherzogthum Hessen. Offenbach. 1844—1846. — 12) Lesebuch für die mittleren Klassen deutscher Volksschulen. Offenbach. 1847. 8. — 13) Deutsche Dichtungen für die Jugend. Offenbach. 1847. 2 Thle. 8. — 14) Praktische Anleitung zur Abfassung von Briefen und Geschäftsaufsätzen. 2. Auflage. Gießen. 1852. Außerdem viele Abhandlungen und Recensionen in der Jen. Lit.-Zeitung, der allg. Schulzeitung, Brzoska's Centralbibliothek, Jahn's und Seebode's Jahrbüchern der Philologie und Pädagogik, den Berliner Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik u. s. w.

C. G. Scheibert,

k. Regierungs- und Provinz.-Schulrath in Breslau, Ritter des rothen Adlerordens und des Hohenzoller'schen Hausordens.

Scheibert C. G. ist geboren auf einem Dorfe (Schellin) bei Stargard in Pommern. Der Vater war dort Lehrer. Sein Unterricht bis zum 14. Jahre ist sehr dürftig gewesen. Erst mit 14 Jahren ist er auf das Gymnasium in Stargard gekommen, hat dies sehr rasch absolvirt und in Greifswalde Theologie, Philologie, Mathematik studirt; sodann besuchte er das Gymnasium in Stettin bis 1840. In diesem Jahr ist die Friedrich. Wilh. höhere Bürgerschule eröffnet und die Direktion ihm übertragen worden. Er bekleidete dies Amt bis 1855 mit vorzüglichem Erfolge. Im Jahre 1848 ist er die Stütze der conservativen Partei in Stettin (und Pommern) gewesen. 1849 war er Abgeordneter zu der großen Preußischen Landesschulconferenz; im Jahre 1850 sahen wir ihn als Deputirten der Stadt Stettin beim Erfurter Parlament. Zu Ostern 1855 wurde er zum Regierungs- und Provinzialschulrath in Breslau ernannt. Seine Schriften sind: 1) Gymnasium und höhere Bürgerschule (Berlin bei Reimer); 2) das Wesen und die Stellung der höheren Bürgerschule (Berlin, Reimer 1848); 3) Lehrbuch der Geometrie und Arithmetik. Außerdem besitzen wir von ihm aus der Gymnasiallehrerzeit mehrere Programmabhandlungen, z. B. über das System der Combinationslehre, und seit 1849 die zahlreichen Abhandlungen in der pädagogischen Revue. Seine bedeutendsten Abhandlungen sind: Aus der Schulstube, — die Stellung der Schule im Erziehungsgebiet, — wie bilden sich Lehrercollegien. — Scheibert ist eine durchaus productive Natur. Das Gebiet, welches er in der Wissenschaft der Pädagogik neu angebrochen hat, ist die „Schulpädagogik." Die definitive und die Grenzregulirung gegen die allgemeine Pädagogik finden sich in der pädagog. Revue 1855, 1. Heft. Seit Scheibert im Staatsdienste steht, hat er sich von öffentlicher Schriftstellerei fern gehalten.

Bernard Scheinpflug,

Lehrer an der k. k. deutschen Oberrealschule in Prag.

Motto: Der rechte Mann trachtet weniger sich Ehre zu erwerben, als Gutes zu stiften, dem ja dann wohl ungesucht die Ehre folgt.

Scheinpflug B. ist den 5. Jänner 1811 zu Bruch, einem Dorfe am Fuße des Erzgebirges unweit Teplitz von armen Eltern geboren und hat seinen ersten Unterricht in einer Dorfschule genossen. Die sechs Gymnasialklassen hatte er theils in Brüx, theils in Prag zurückgelegt, wo der in der böhmischen Literatur hochberühmte Dr. Joseph Jungmann sein Lehrer war. Im Oktober 1835 trat Schein-

pflug zu den philosophischen Studien über, denen er fortan zwei Jahre oblag, und im Oktober 1837 begann er das Studium der Rechtswissenschaften, die ihn aber nicht so anzuziehen vermochten, daß er mit voller Seele sich ihnen ergeben hätte. Dagegen betrieb er während seiner ganzen Studienzeit fremde Sprachen mit besonderer Vorliebe, und unterzog sich an der philosophischen Fakultät den Prüfungen aus der italienischen, französischen und englischen Sprache.

Da Scheinpflug bereits seit dem Jahre 1833 keinerlei Unterstützung zu seiner Subsistenz hatte, so begann er schon damals seine ersten Versuche im Fache des Unterrichtes, zu dem er sich in der That hingezogen fühlte. Scheinpflug correpetirte mit Mitschülern und gab sogenannte Privatstunden in der italienischen Sprache, die er sich bis zur Lehrtüchtigkeit eigen zu machen Gelegenheit gehabt hatte. Indem Scheinpflug lehrte, gewann er das Lehren lieb, den Rechtswissenschaften sagte er im Juli 1840 für immer Lebewohl, und das Fach des Unterrichtes und der Erziehung wurde zum Lebensberufe gemacht.

Vor der Hand blieb Scheinpflug blos Privatlehrer, hatte aber keine Ursache, den Abgang einer öffentlichen Lehrkanzel zu beklagen, weil er in den hohen und höchsten Familien der Landeshauptstadt unterrichtete. Erst im Oktober 1846 trat Scheinpflug in öffentliche Anstellung, indem ihm das Lehrfach der italienischen Sprache am k. k. Konvikte zu Prag übertragen wurde. Kurze Zeit nachher, nämlich Anfangs Jänner 1847 wurde er Professor der italienischen und französischen Sprache am hiesigen altberühmten Konservatorium der Musik.

Doch nicht lange blieb es so. Als im Jahre des Heiles 1848 die unheilvolle Verwirrung auch in Prag um sich griff, wurde das k. k. Konvikt auf eine Bitte der Zöglinge aufgehoben; sie erhielten ausgiebige Handstipendien, und das Erziehungs-, Lehr- und Dienstpersonale wurde einfach entlassen. Mittlerweile war aber an unserer Universität Lehrfreiheit eingeführt worden, und Scheinpflug wanderte aus dem Sprachsaale des Konviktes in die Hörsäle des Clementinums, um an der philosophischen Fakultät Vorträge über italienische Sprache und Literatur zu halten. Er hatte Glück; die Vorträge wurden zahlreich besucht, und unter den Zuhörern befanden sich Deutsche und Czechen mit den damals noch üblichen Abzeichen in Schwarzrothgold und Blauweißroth, es befanden sich darunter Männer, die bereits ansehnliche Stellen inne hatten. Nebenbei lehrte er im Konservatorium fort, nur war ihm statt des aufgelassenen Lehrfaches der französischen Sprache das der Aesthetik und Geschichte der Musik übertragen worden.

Indessen hatte Oesterreich ein Ministerium für Unterricht erhalten, und das Schul- und Studienwesen trat daselbst in eine neue Phase. Jedoch für fremde Sprachen geschah nichts, was Scheinpflug eine Aussicht auf eine freundliche Stellung hätte öffnen können.

Sein Entschluß war bald gefaßt. Da in Prag eine Prüfungskommission für das Gymnasiallehramt eingesetzt wurde, meldete er sich sofort an und bestand diese Prüfung und zwar aus der Geschichte und Geographie als Hauptgegenstand, aus der lateinischen und deutschen Sprache, Naturgeschichte und den philosophischen Wissenschaften zum Nachweis der allgemeinen Bildung.

Die Folge dieser Prüfung war seine Anstellung an der damals königlich ständischen, jetzt k. k. deutschen Oberrealschule in Prag, an welcher er vom 20. Mai 1850 provisorisch, vom Jänner 1851 bis heute als wirklicher Lehrer wirkt, und zwar für das Lehrfach der deutschen Sprache, Geschichte und Geographie. Sein Vorgänger im Lehramte war Schulrath Joseph Wenzig, gegenwärtig Direktor der k. k. böhmischen Oberrealschule in Prag.

Fast gleichzeitig mit seinem Eintritte in die Realschule wurde ihm die Auszeichnung zu Theil, zum Lehrer der italienischen Sprache bei Seiner kaiserlichen Hoheit dem damals in Prag weilenden durchlauchtigsten Erzherzoge Joseph ernannt zu werden, in welcher Eigenschaft er neben seinem öffentlichen Lehramte bis Mai 1852 fungirte.

Daß seine Thätigkeit an der Realschule auch die Zufriedenheit seiner vorgesetzten Behörden im Gefolge hatte, darf aus dem Umstande geschlossen werden, daß ihm seit 1852 zu wiederholten Malen während der Abwesenheit des Direktors die interimistische Leitung der Anstalt übertragen wurde.

Schriften:

1. Das Wichtigste aus der Mythologie der Griechen und Römer, zum Gebrauche für Realschulen und Gymnasien. Prag 1853.
2. Deutsches Lesebuch für die oberen Klassen der Mittelschulen. I. Theil, Prag 1853. II. Theil, Prag 1855. III. Theil, Brünn 1856.
3. Erzählungen aus der Geschichte Oesterreichs für den Bildungskreis der Unterrealschule. Prag 1856.
4. Geschichte Böhmens, in einer Reihe zusammenhängender Erzählungen dargestellt. Prag 1857. (Erscheint in Heften, wovon eines erschienen, aber in einer Auflage von 1500 Exemplaren beinahe vergriffen ist.)

Außerdem hat Scheinpflug viele Aufsätze in verschiedenen, zumeist den Kunstinteressen gewidmeten Zeitschriften geliefert, wovon insbesonders jene im „Jahrbuch für Lehrer, Eltern und Erzieher“ vom k. k. Landesschulrathe P. Joh. Maresch in Prag hervorzuheben sind:

1. Ueber Sprachverderb. 1852.
2. Vom Schönen zum Guten. Rhapsodische Gedanken über ästhetische Jugendbildung. 1855.
3. Ueber formale Verstandesbildung. 1856.
4. Winke für die Behandlung der Lesestücke beim Unterrichte in der Muttersprache. 1856.

Vorzügliche Beachtung verdient das von Scheinpflug am Schlusse des Schuljahres 1857 verfaßte Programm, enthaltend: Geschichte der k. k. deutschen Oberrealschule in Prag.

J. Thomas Scherr,

alt Erziehungsraths-Präsident in Emmishofen im Kanton Thurgau.

I.

J. Thomas Scherr*) wurde den 15. Dezember 1801 zu Hohenrechberg im Königreich Württemberg geboren. Sein Vater war Schullehrer, der aber zugleich ein nicht unbedeutendes Fabrikationsgeschäft betrieb, die Messen der ersten Handelsplätze Deutschlands bezog und durch Intelligenz, Erfahrung und Weltkenntniß über die meisten seiner Standesgenossen hervorragte, namentlich im schriftlichen Sprachausdrucke, auch in poetischen Formen, manchen Studirten weit übertraf.

Th. Scherr war vorläufig zum geistlichen Stande bestimmt und erhielt vom neunten Lebensjahre an durch treffliche Lehrer Unterricht, hauptsächlich in alten und neuen Sprachen und in der Musik. Seine Mitschüler, auch die in Jahren und Klassen vorangehenden, erzeigten ihm überall besondere Beachtung und gewährten ihm freiwillig einen dominirenden Einfluß. Durch seine schriftlichen Ausarbeitungen und durch seine Belesenheit zeichnete er sich vor Allen aus. Sein Wesen war vorherrschend still und ernst; oft entzog er sich dem geselligen Umgang und folgte seinem Hang zur Einsamkeit in der freien Natur. So lange er dem elterlichen Hause nahe war, und auch später in Ferienwochen, nahm er gerne an Fabrikationsgeschäften und ländlichen Arbeiten Theil, und setzte sich bei den Werkleuten durch Energie und Gewandtheit in Respekt. Auch einige Reisen in Fabrikationsgeschäften unternahm er in den Ferien, wobei er jedoch Alles in Betracht zog, was zu seiner Belehrung dienen konnte, namentlich die Bildungsinstitute und ihre Einrichtungen.

In's Jünglingsalter eingetreten genoß er zwar den Unterricht auf der Stufe höherer Lehranstalten und hatte sich in vielseitiger und gründlicher Weise wissenschaftliche Bildung angeeignet; aber theils durch ungünstige Verhältnisse, theils durch vorwiegende anderseitige Neigung wurde er von seiner bisherigen Berufsbestimmung abgezogen und entschied sich für den Lehrstand und zunächst speziell für das Fach der Taubstummenbildung, zu welchem Zwecke er während der Jahre 1819 und 1820 die königl. Taubstummenanstalt in Schwäbisch-Gmünd besuchte und als Hilfslehrer sich praktisch in der Lehrkunst übte.

Der damalige Vorsteher der genannten Staatsanstalt, Herr von Allé, beabsichtigte die Anstellung Scherr's an derselben, und als der König, der dieser Anstalt besondere Sorgfalt angedeihen ließ, im Jahre 1821 dieselbe besuchte, erbat sich Allé einen Adjunkten, wobei er speziell auf Scherr hinwies. Im August desselben Jahres wurde dieser, nachdem er neben seinem Freunde, dem später durch seine Schulschriften rühmlich bekannt gewordenen Raimund Wurst

*) Nicht zu verwechseln mit dem Literaten Dr. Johannes Scherr. D. H.

im Wintersemester 1820/21 eine Schulstelle im Frankenlande versehen hatte, auf besondern allerhöchsten Befehl an die königl. Taubstummenanstalt als Lehrer beschieden.

Seine Amtspflichten waren in den ersten Jahren höchst mühevoll und schwierig. Den ganzen Tag hindurch nahmen Unterricht und Aufsicht seine Thätigkeit in Anspruch. Um sein geringes Einkommen zu verbessern, gab er in späten Abendstunden Privatlektionen im Lateinischen, und erst in der Nacht, wenn die Zöglinge zur Ruhe gegangen waren, fand er einige freie Stunden, die er theils zu Repetitionen benutzte mit seinem jüngern Bruder*), der die obern Klassen des Gymnasiums besuchte, theils der eigenen wissenschaftlichen Fortbildung widmete. Er studirte zunächst die Fachwerke von De l'Epée, Siccard, Heinicke, Klein, — dann die allgemeinen pädagogischen und philosophischen von Rousseau, Sailer, Graser, Denzel, — Schwarz, Kant, Fries, Fichte. Schon in jener Zeit erschienen von ihm einzelne schriftstellerische Versuche in Zeitschriften; eine umfassendere Arbeit war die theilweise Uebersetzung aus dem Lateinischen ins Deutsche von Seckendorf's Commentarius historicus et apologeticus bezüglich des Jesuiten Maimbourg's Werk: Histoire de Luthéranisme, und diese Arbeit wirkte bedeutsam auf seine eigenen kirchlichen Ansichten. In seinem 23. Lebensjahre schrieb Scherr sein erstes Buch über den Taubstummenunterricht, das unter dem Titel: Genaue Anleitung, taubstummen Kindern ohne künstliche Mimik Fertigkeit im Verstehen und Anwenden der Schriftsprache beizubringen — bei Stahl in Gmünd 1825 im Druck erschien. Das Buch zeigt deutlich das Streben, den Taubstummenunterricht von dem künstlichen und conventionellen Beiwerke zu entkleiden und auf eine naturgemäße Methode zurückzuführen; hinsichtlich der Entwicklung abstrakter, sittlicher und religiöser Begriffe hat das Buch eine neue Bahn gebrochen und gibt darum dem Verfasser ein bleibendes Verdienst.

Im Jahre 1823 erhielt Herr v. Allé wegen Kränklichkeit längeren Urlaub und die Vorsteherstelle wurde interimistisch Scherr übertragen, der dann im Jahre 1824 als Zeichen der Zufriedenheit ein Stipendium zu einer Reise nach Norddeutschland erhielt und mit seinem Freunde Wurst pädagogische Vorlesungen bei Graser in Bayreuth hörte. Als einige Zeit hierauf Herr v. Allé auf sein wiederholtes Ansuchen und unter ehrenvoller Anerkennung geleisteter Dienste in den Ruhestand versetzt wurde, erwartete Jedermann, daß Scherr, der über seine bisherigen Leistungen ein besonderes Belobungsdekret erhielt, nunmehr definitiv auf die erste Lehrstelle der Anstalt gesetzt würde. Aber nach dem Willen eines hochgestellten Geistlichen und unter dem Vorwande, daß Scherr das gesetzliche

*) August Scherr, der sich als Gymnasiast so auszeichnete, daß er die Aufmerksamkeit und Theilnahme hochstehender Männer auf sich zog. Der frühe Tod desselben war eine der schmerzlichsten Erfahrungen für Th. Scherr. Der jüngste Bruder ist der Schriftsteller Dr. Johannes Scherr.

Alter zur definitiven Anstellung noch nicht erreicht habe, wurde die Stelle einem Andern übertragen, dem nicht das mindeste Verdienst um die Anstalt zukam. Es fiel dies um so mehr auf, da Scherr vor einer besondern Kommission sich noch einer strengen und umfassenden theoretischen und praktischen Prüfung über die Fächer der Taubstummen- und Blindenbildung und zwar mit „sehr gutem Erfolge" unterzogen und bei dem allgemeinen pädagogischen Examen in Stuttgart die seltene Note „vorzüglicher Befähigung" erhalten hatte.

Scherr sollte zwar nach der besondern Verfügung der obersten Behörde auch fortan in der Anstalt bleiben, ja es wurde ihm offiziell aufgetragen, den neuen Hauptlehrer zu seinen Verrichtungen anzuleiten; aber sein Entschluß war gefaßt: nach einer so herben Zurücksetzung wollte er um keinen Preis an der Anstalt bleiben.

Bald bekam er den Antrag, in Philadelphia eine Hofmeisterstelle zu übernehmen. Er erklärte sofort die Annahme und schon war ihm das Reisegeld angewiesen, als er den Ruf an das Zürcherische Blindeninstitut erhielt.

Herr v. Allé hatte nämlich auf seiner Urlaubsreise Zürich besucht und der Vorsteherschaft des Blindeninstituts einen Bericht über die Anstalt in Gmünd zugesagt. Bei seiner Kränklichkeit ersuchte er Scherr, dieser Zusage zu genügen. Der ausführliche Bericht wurde in der Zürcherischen Hülfsgesellschaft vorgelesen, mit Beifall aufgenommen, und Scherr zum Ehrenmitgliede ernannt. Dies war der Anknüpfpunkt seiner Verbindung mit der Schweiz.

Am 16. Oktober 1825 verließ er mit den günstigsten Zeugnissen die Anstalt in Gmünd; eine Anzahl der angesehensten Beamten und Bürger gaben ihm freundschaftlich das Geleite und Viele sahen ihn mit Bedauern scheiden.

Den Weg in die Schweiz legte er zu Fuße zurück, und am 26. Oktober trat er seinen Posten als Oberlehrer, dem die unmittelbare Direktion oblag, am Blindeninstitute in Zürich an.

II.

Ueber sein Leben und Streben in Zürich vom Herbst 1825 bis Frühjahr 1839 hat Scherr ausführlich Bericht gegeben in der Schrift: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich. Vier Hefte, 1840—1841 bei Scheitlin und Zollikofer in St. Gallen. — Indem wir auf diese Schrift, die einen nicht unwichtigen Beitrag zur Geschichte des Kantons Zürich bildet, im Speziellen verweisen, begnügen wir uns mit Andeutungen der wichtigsten Vorkommenheiten.

Scherr's Stellung und Wirkungskreis war Anfangs in Zürich nichts weniger als angenehm und glänzend. Wie an den schweizerischen Waisenhäusern, so auch an der Blindenanstalt, war die Verwaltung höher gestellt, als der Lehrer, und Scherr hatte Mühe, sich

als dirigirender Oberlehrer die rechte Geltung zu verschaffen. Die Zöglinge waren meist ältere Leute, bei welchen eine weitere Fortbildung kaum zu hoffen; die Anzahl verhältnißmäßig klein. Das Lokal war dunkel und beschränkt; Scherr selbst hatte kein eigenes Plätzchen und mußte zu oberst im Brunnenthurm unter den Blinden im gleichen Gemache schlafen, wo es im Winter grimmig kalt war. Die Besoldung betrug 100 Brabthlr. jährlich (= 575 neue Franken); die Kost war eine sehr frugale. Die Leistungen, zu welchen man den Oberlehrer verpflichtete, gingen fast ins Ungemessene: acht Stunden täglich Unterricht und dann Aufsicht Tag und Nacht. Seit Jahrhunderten so zu sagen war Scherr der erste „Fremde," der in Zürich als Lehrer angestellt wurde: er stand nicht nur ganz vereinzelt — ohne Bekannte, ohne Freunde; — er wurde vielseits scheel und mißtrauisch angesehen und beobachtet, und es fiel ihm sogar schwer, im gewöhnlichen Sprachverkehr sich verständlich zu machen, wie er anderseits auch häufig nicht verstanden wurde.

Scherr lebte in unermüdlicher Thätigkeit ganz und gar seiner Stelle. Die Verwaltung, das Direktorium, die zahlreichen Besuchenden der Anstalt merkten bald, daß man keinen gewöhnlichen Lehrer vor sich habe, und so gelangte er bald zu Ansehen und Achtung: man hörte auf seine Vorschläge, man gestattete ihm allmälig einen Einfluß, wie ihn bisher kein Lehrer auch nur im entferntesten zu erstreben gewagt hätte.

Nun konnte sich Scherr's organisatorische Kraft die ersten Bahnen brechen. — In einer Denkschrift stellte er dem Direktorium die Lage der Anstalt dar, und wie es dringlich nothwendig sei, durch Entlassung älterer Zöglinge und durch Aufnahme jüngerer neues Leben und Streben in das Institut zu bringen. Das Direktorium billigte die Anträge, und nun verschaffte sich Scherr durch die bereitwillige Hülfe der Pfarrämter zunächst die Verzeichnisse aller bildungsfähigen Blinden des Kantons. Die Anzahl derselben war gering. Die Aussicht, der Anstalt als Blindeninstitut einen lohnenden und großen Wirkungskreis zu verschaffen, war nimmer vorhanden. Da regte Scherr zuerst leise und vorsichtig den Gedanken an, eine Taubstummenanstalt mit dem Blindeninstitute zu vereinigen. Er fand Anklang bei den einflußreichsten Mitgliedern des Direktoriums und verschaffte der Sache bald größeres Gewicht, indem er ein Verzeichniß der bildungsfähigen Taubstummen des Kantons ermittelte und vorlegte. — Aber nun machten sich von andrer Seite Zweifel geltend gegen das Zusammenleben von Blinden und Taubstummen, und nur mit großer Mühe brachte es Scherr dahin, daß er einen taubstummen Knaben in das Haus aufnehmen und in den Nebenstunden unterrichten durfte. So klein das gewonnene Terrain: Scherr war voll Zuversicht und freudiger Hoffnung. Er trat als Schriftsteller*)

*) Abhandlung über Blinden- und Taubstummenbildung in den Rechenschaftsberichten der Anstalt von 1826—1827 ꝛc.

auf, und gewann bald zahlreiche Freunde für seinen Plan; namentlich ein Werklein in poetischer Form: Zwei Abende unter den Zöglingen der Blindenanstalt in Zürich (1827, Orell Füßli und Comp.) regte das Publikum in weitern Kreisen sehr günstig an, und Scherr's Name bekam einen guten Klang weit über Zürich hinaus. Es wurde eine öffentliche Prüfung über den Unterricht des ersten Taubstummen veranstaltet, und der Erfolg war ein so glänzender, daß aller Widerspruch aufhörte, und im Jahr 1828 war die Reform und Erweiterung der Anstalt erzielt: die ältern Zöglinge wurden entlassen und an deren Stelle eine ganze Klasse blinder Kinder aufgenommen; zugleich aber trat auch eine Klasse von taubstummen Zöglingen ein.

Dies war die erste That Scherr's auf dem Gebiete der Reform und Organisation. Den Ruhm, daß er der eigentliche Gründer der Zürcherischen Taubstummenanstalt sei, soll ihm Niemand nehmen wollen.

In wenigen Jahren erlangte die Zürcherische Taubstummen- und Blindenanstalt einen ruhmvollen Namen im In- und Auslande; um so mehr, als jedes Jahr eine große Anzahl angesehener Fremder dieselbe besuchte. Bald galt sie für eine Musterschule: aus Genf, aus Bern, aus Paris kamen Taubstummenlehrer, um Scherr's Methode kennen und anwenden zu lernen. In Degerando's tertième Circulaire, Paris 1832, erschien eine größere Abhandlung*) von Scherr und wurde mit großem Beifall aufgenommen; die Anstalten in Genua und Prag holten gutachtliche Rathschläge von ihm ein und sein Ruf war weithin verbreitet; von Dr. Neumann, dem Vorsteher der Taubstummenanstalt in Königsberg, wurde der Versuch gemacht, ihn für eine Stelle in Preußen zu gewinnen.

Indessen verbesserte sich seine Stellung in Zürich sehr merkbar. Da ihm keine anständige Wohnung im Institutsgebäude angewiesen werden konnte, erhielt er die Bewilligung, außerhalb desselben eine solche zu nehmen, so daß er ein eigenes Hauswesen gründen und etliche Privatzöglinge annehmen konnte. Hiedurch und durch eine Steigerung seiner Besoldung auf 600 Gulden erlangte er auch eine befriedigende ökonomische Lage. Er kam mit vielen angesehenen Männern der Stadt und der Landschaft in freundliche Beziehung, erhielt Zutritt in häusliche Kreise und gesellige Zirkel, und mehr und mehr durfte er sich der Hoffnung hingeben, in Zürich einen schönen Wirkungskreis und eine neue Heimat gefunden zu haben.

Im Lokale zum Brunnenthurme hatte neben der Taubstummen- und Blindenanstalt auch die Zürcherische Armenschule ihre Lehrzimmer. Ein Gehülfe Scherr's kam als Lehrer an diese Schule und so gewann er Einwirkung auf den Gang des Unterrichts und zwar mit sehr merkbarem Erfolge. Um diesen zu sichern und weiter auszu-

---

*) Mémoire en reponse à la dernière Circulaire de l'institut royal de Sourds muets à Paris par J. Th. Scherr. Diese Schrift wurde auch ins Italienische übersetzt.

breiten, schrieb er seine „Elementarsprachbildungslehre" in vier Heften, drei Lesebüchlein und ein Handbuch für den Lehrer, bei Orell Füßli und Comp. 1831. Dieses Werk erregte Aufsehen. Die pädagogischen Zeitschriften beurtheilten es sehr günstig: Scherr wurde häufig in der Reihe der ersten Schulmänner genannt. Seine Wirksamkeit ging nun über das Fachgebiet der Blinden- und Taubstummenbildung hinaus, und seine Methode des elementarischen Sprachunterrichtes: Sprechen, Schreiben, Lesen — fand in vielen Schulen Eingang. Daß diese Methode eigenthümlich und neu und ganz der naturgemäßen Denk- und Sprachentwicklung konform sei, wurde von Niemand bestritten.

Scherr's Thätigkeit in den Jahren 1830 und 1831 war eine fast alles Maß überschreitende. Acht Stunden hatte er täglich Taubstummen- und Blindenunterricht; zwei Stunden widmete er seinen Privatzöglingen; er vollendete die Elementarsprachbildungslehre; besuchte an seinem wöchentlichen Ferienhalbtag Zürcherische Landschulen, schrieb darüber eine besondere Broschüre und gab in zahlreich besuchten außerordentlichen Lehrerversammlungen theoretischen und praktischen Unterricht. Dabei nahm er an dem regen geselligen Leben lebhaften Antheil; um so mehr, als er mit Ehren „um seiner Verdienste willen" unentgeltlich in das Kantonsbürgerrecht aufgenommen und in Stadel bei Winterthur sich als Ortsbürger eingekauft hatte. Er war wiederholt Referent und Sekretär in der gemeinnützigen und helvetischen Gesellschaft; nahm als Kapellmeister an Nägelis Männergesangverein Theil, erregte durch einige poetische Stücke Aufsehen und redigirte im Stillen für einen kranken Freund den „schweizerischen Beobachter." So hatte sich der „Fremdling," der vor kaum sechs Jahren in eine sehr ungeordnete Stellung einrückte, zu einem Manne von öffentlicher Bedeutung hervorgearbeitet und als in Folge der Julirevolution die großen politischen Reformen in den meisten Kantonen, so auch in Zürich eintraten, wurde er zu den wichtigsten politischen Berathungen beigezogen und ihm nach Paul Usteri's plötzlichem Tode sogar die Redaktion der Neuen Zürcher Zeitung, damals fast das bedeutendste Schweizerblatt, mit zweifellosem Vertrauen übergeben. Im Jahre 1831 wurde Scherr von der obersten Landesbehörde in den Erziehungsrath gewählt, und im Februar 1832 auch zum Direktor des Lehrerseminars in Küsnacht berufen. Seine feierliche Installirung geschah am 7. Mai, an welchem Tage die Eröffnung der Anstalt stattfand.

III.

Jetzt war seinem organisatorischen Talent, seiner pädagogischen Thätigkeit und seiner administrativen Energie ein großes Gebiet angewiesen. Seine erste gesetzgeberische Vorarbeit war der Entwurf eines Seminargesetzes, der sich durch Einfachheit, Präzision und Mäßigung in den Forderungen der Art auszeichnete, daß vorragende

Juristen denselben mit dem größten Beifall aufnahmen und ihm Gesetzeskraft erwirkten. Dann folgten Entwurf und Bericht über die allgemeine Organisation der Primar- und Sekundarschulen, Budget, zudem eine Menge von Verordnungen, Reglemente und Rescripte. Alles dies leistete er in kurzen Fristen, obgleich er wöchentlich vierundzwanzig Stunden Seminarunterricht ertheilte und häufig drei Abende den Sitzungen des Erziehungsrathes beiwohnte. Und es war dies noch nicht Alles; in den Jahren 1832 und 1833 verfaßte er die Lehrmittel der Elementarabtheilung: Tabellenwerk und erstes Lesebuch, 1834 erschien sein „Bildungsfreund," ein Lesebuch für Sekundarschulen, und seine kurzgefaßte Schulgrammatik für gehobene Oberklassen. Dann folgte unmittelbar die für die innere Organisation der Primarschule so höchst bedeutsame Schrift über Bildungsstufen, Klasseneintheilung, Vertheilung von Stoff und Zeit und ferner der allgemeine Lehrplan und die speziellen Lektionspläne. Eine ungeheure Aufgabe war die Constituirung des Standes der Volksschullehrer. Alle bisherigen Schulmeister und Verweser, 450 an der Zahl — wurden speziell geprüft, in Klassen geordnet, mit Wahlbarkeitszeugnissen ausgestattet, oder als unfähig entlassen.

Nicht nur auf die Seminaristen und auf die zu Ergänzungskursen ins Seminar tretenden Schullehrer und Kandidaten wollte er anregend wirken, sondern auf alle Lehrer, auf Eltern, Schulvorsteher und Schulfreunde, und zu diesem Zwecke gab er 1835 eine Wochenschrift, den „pädagogischen Beobachter" heraus.

Wo immer in einem der andern Kantone ein Anlauf zur Verbesserung des Schulwesens genommen wurde, hatte Scherr direkt oder indirekt Einwirkung. Mehrere Erziehungsräthe holten Gutachten von ihm ein; nach St. Gallen kam auf seine Verwendung Wurst als Seminardirektor; für Luzern, wo er sich zu diesem Zwecke 1835 einige Wochen aufhielt, verfaßte er einen vollständigen Organisationsentwurf. Seine Lehrmittel fanden nicht nur in andern Kantonen, sondern auch in Deutschland, sehr zahlreichen Eingang. Die gewichtigsten pädagogischen Stimmführer damaliger Zeit gaben die günstigsten Urtheile über dieselben in öffentlichen Blättern ab.

Wer das politische Leben und Treiben in kleinen Republiken auch nur einigermaßen kennt, dem wird es als eine unausweichliche Nothwendigkeit erscheinen, daß Scherr viele Gegner und Feinde bekommen hatte. Eifersucht, verletzter Ehrgeiz, Neid und neben diesen unlautern Trieben wohl auch die Ueberzeugung, daß andere Mittel und Wege eher und besser zum Ziele führten; all dies waren reichlich fließende Quellen zu Gegenwirkungen. Mit der Uebernahme der Seminardirektorstelle begannen die Angriffe gegen ihn und dauerten fast ununterbrochen fort, selbst lange über seine Vertreibung hinaus. Den ersten Stoß führten Diejenigen, welche sich als die Träger der Pestalozzischen Ideen hervorstellten. Dann folgten die Zeitungs-

schreiber des brutalen Radikalismus, nun ein gelehrter Stimmführer der Geistlichkeit, weiter sogar das Organ der Liberalen und erst später endlich mit der unversöhnlichsten Hartnäckigkeit die Führer und Zeitschriften des sogenannten „Konservatismus.“ Es ist nicht zu läugnen, daß Scherr zuweilen eine große Empfindlichkeit an den Tag legte und mit leidenschaftlicher Heftigkeit entgegnete; ferner, daß er nicht selten durch beißenden Spott beleidigte (z. B. Sylvesterlieder, Bertrand's Abschied u. dgl.); indessen läßt sich seine gereizte Stimmung erklären und entschuldigen: er war sich der gewissenhaftesten Pflichttreue, des reinsten Willens und der unermüdlichsten Anstrengung bewußt und glaubte ein Recht auf Anerkennung zu haben.

Um's Jahr 1835 war es etwas stiller geworden, und Scherr suchte und fand auf einer größern Urlaubsreise: den Rhein hinab über Holland nach England und zurück über Frankreich die nöthige Erholung und Erheiterung.

Bis in's Jahr 1836 hatte die Partei des energischen Liberalismus — wohl zu unterscheiden von einem brutalen Radikalismus — in allen Behörden und Stellungen eine große compakte Majorität, welche der neuen Volksschule entschieden günstig war. Aber in diesem Jahre zeigten sich bereits Spuren einer Trennung, und einflußreiche bisherige Freunde Scherr's liehen seinen Gegnern bereitwillig Gehör. Er hatte ein sicheres Vorgefühl und glaubte der guten Sache und sich selbst am besten zu dienen, wenn er zurücktrete. So entschied er sich zur Eingabe eines Entlassungsgesuches, das jedoch ohne Erfolg blieb, weil seine Freunde in den diesfälligen parlamentarischen Kämpfen siegten, und er von Seite der obersten Landesbehörde gleichsam genöthigt wurde, auf seinem Posten zu bleiben. Eine anderseitige Nöthigung zum Bleiben lag in den Adressen, welche sämmtliche Zürcher Lehrer und sogar auch Lehrervereine anderer Kantone an ihn gerichtet hatten. Aber die Sachen kamen schlimmer und schlimmer: die liberale Partei in Zerbröckelung begriffen; Unfrieden und Parteiung im Erziehungsrathe, Intriguen und Streitigkeiten im Seminar und feindliches Auftreten einiger Seminarlehrer gegen den Direktor Scherr. Und da dieser in eine Fehde mit dem Haupt der conservativen Partei sich verwickelt hatte, so brach eine förmliche Hetzjagd von Angriffen gegen denselben los, die in den Jahren 1837 und 1838 von Woche zu Woche erneuert wurde und zwar mit beispielloser Leidenschaftlichkeit. Scherr wehrte sich kräftig nach allen Seiten und auf alle Weise; wo die Entgegnungen nicht hinreichten, um die Verleumdungen zum Schweigen zu bringen, da rief er den Schutz der Gerichte an, und sie straften die Verläumder. Daß in solchem Kampfgetümmel auch Scherr manchmal über das rechte Maß hinauskam, mag immerhin in der Art der Angriffe entschuldigt werden.

Die Erwählung eines deutschen Theologen zum Professor an die Zürcherische Hochschule zu Anfang des Jahres 1839 gab das Signal zum entscheidenden Kampfe zwischen den politischen Parteien.

Scherr war einer der Rührigsten und Entschlossensten in der Reihe der Liberalen. Seine Flugschriften*) und Zeitungsartikel erregten den bittersten Haß der Conservativen. Er wurde nicht nur in Schrift und Wort auf's grimmigste angegriffen; er wurde persönlich verfolgt und wiederholt waren seine Sicherheit und sein Leben bedroht. Selbst seine Feinde geben zu, daß er sich während der Kämpfe in den Monaten Januar, Februar und März als ein gewandter und muthiger Streiter erprobt habe.

Der Sturm schien beschwichtigt; Scherr verlangte und erhielt einen mehrmonatlichen Urlaub und begab sich mit seiner Familie auf einen Landsitz im Thurgau. In einer Reihe von Jahren voll übermäßiger geistiger Anstrengungen und tief aufregender Gemüthsbewegungen, wozu in den letzten Zeiten nicht nur Kummer und Kränkung, sondern noch der tiefste Schmerz über den Tod von drei lieblich aufblühenden Söhnlein gekommen, — hatten seine körperlichen Kräfte sich merkbar erschöpft und namentlich flößte ein zunehmendes Gehörleiden ernste Besorgnisse ein. Während seines Sommeraufenthaltes auf dem Landgute zur untern Hochstraße erhielt er einen Besuch von 300 Zürcherischen Lehrern, welche in gemeinsamem Zuge durch's Thurgau heraufkamen. Ehe dieser Urlaub gänzlich abgelaufen war, wurde die liberale Partei im Kanton Zürich gestürzt und durch die Revolution vom 6. September kamen die Führer der conservativen Partei zur vollen Gewalt in allen Behörden. Scherr wurde ohne Untersuchung und Urtheil seines Amtes entsetzt, und der Mann, der für jedes Jahr seines lehramtlichen Wirkens im Kanton Zürich aktenmäßige Belobungsdekrete vorweisen konnte, dessen Talenten und Leistungen allgemeine Achtung und Anerkennung gezollt worden, war nunmehr die Zielscheibe des rohesten Spottes und der grausamsten Verhöhnungen.

Leute, die ihn kurze Zeit vorher mit Schmeicheleien und Lobpreisungen überhäuften, sprachen jetzt vom hohen Stuhl herab wegwerfende Urtheile. Einige dieser Charakterlosen zeichnete der Angegriffene, keineswegs entmuthigt, durch besondere Schriften in ihrer ganzen Niedrigkeit.

Er blieb den Winter über in Emmishofen im Thurgau, wo er den ersten Band seines „Handbuches der Schulpädagogik" vollendete und einer Klasse taubstummer Zöglinge Unterricht ertheilte.

IV.

In den ersten Tagen des Monats Mai 1840 bezog Scherr seine Wohnung auf dem Sonnenberg bei Winterthur. Am Abend seiner Ankunft brachte ihm der Sängerverein der Stadt, an den sich viele Theilnehmer der Umgegend anschlossen, einen Fackelzug und ein Ständchen. Seine Privatanstalt wurde von einer ordentlichen Anzahl Zöglinge besucht.

*) Sendschreiben an die XVII. — Beleuchtung der Schrift des Pfarrer B.

Aber sein Wiederauftreten im Kanton Zürich war der herrschenden Partei sehr unangenehm, und in ihren Organen wurde unablässig gegen ihn gearbeitet und gehetzt. Freilich war auch er nicht müßig. Von Woche zu Woche zog er im pädagogischen Beobachter mit den schärfsten Waffen zu Felde. In einer besondern Druckschrift: „Oeffentliche Aktenversendung," stellte er das an ihm geübte Unrecht in's klarste Licht. Bei Scheitlin in St. Gallen erschienen nacheinander vier Hefte: Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale während meines Aufenthalts im Kanton Zürich vom Jahre 1825—1837 und in diesem ziemlich umfassenden Werke verwob er seine Erlebnisse derart mit der Geschichte jener merkwürdigen Jahre, daß unvermerkt der Leser an seiner Sache Interesse nahm. Der Rechtsanwalt Dr. Furrer (der gegenwärtige Bundespräsident) that alle möglichen Schritte, um die Ansprüche Scherr's zu wahren.

Am 30. August 1840 versammelte sich die Schulsynode in Winterthur. Den Abend vorher langten bei 400 Lehrer an und begrüßten Scherr Nachts vor seiner Wohnung mit Gesang und Anrede. Bei der Synode selbst wurden die Abgeordneten des neuen Erziehungsrathes furchtbar mitgenommen, und zum Schluß wurde Scherr zum Präsidenten der Synode für's Jahr 1841 gewählt. Ebenso wählten mehrere Lehrerkapitel ihn zum Conferenzdirektor.

Solche Vorgänge steigerten den Grimm der Septemberpartei auf's höchste: Die Wahl der Schulsynode wurde kassirt, das Gesetz über die Schulsynode aufgehoben; die Conferenzdirektorwahlen nullificirt — kurz ohne Rücksicht auf Verfassung und Gesetz nach bloßer Gewalt verfahren. So wurde das Seminar scheinbar aufgehoben, damit Scherr seine Stelle verliere, und dem lebenslänglich Angestellten sollte willkürlich eine kleine Entschädigungssumme aufgedrungen werden, die er trotz aller Drohung zurückwies.

In Mitte dieser Geist und Körper aufreibenden Kämpfe kam über Scherr noch schweres häusliches Unglück. Seine Gattin starb im Juli 1840 in einer Kuranstalt in Wattwyl und während er dort dem Leichenbegängnisse beiwohnte, erkrankte auf dem Sonnenberg sein jüngstes Kind tödtlich, so daß er heimgekehrt wieder an ein Sterbebett kam und Mutter und Kind innerhalb acht Tagen begraben sah. Und gerade in dieser schmerzvollen Zeit geschah es, daß seine Feinde damit umgingen, ihn in eine Criminaluntersuchung zu verwickeln, weil ein bekannter boshafter Angeber über ihn aussagte, er habe vor Jahren ein Stück Holz von einem zerbrochenen Turnbalken heimlich benutzen wollen. Mit empörtem Herzen gab ihm Furrer Kunde von diesem barbarischen Vorhaben, dessen sich sogar die Feinde schämten und es zurückwiesen.

Wie wenig diese bis zum politischen Fanatismus getriebenen Verleumdungen und persönlichen Verfolgungen dem guten Rufe und der Ehre Scherr's zu schaden vermochten, zeigen deutlich zwei Vor-

kommenheiten im Jahre 1840. Die philosophische Fakultät der Universität Tübingen verlieh ihm unter den ehrenvollsten Ausdrücken die akademische Würde eines Doktors der Philosophie und eines Magisters der freien Künste; 5000 der ehrenwerthesten Bürger des Kantons Zürich überreichten ihm eine Dankadresse und eine große goldene Ehrendenkmünze, ein Kunstwerk des berühmten Bovy zu Genf, eigens zu diesem Zwecke gefertigt.

Häusliches Unglück, Verfolgung einerseits und Anerkennung anderseits, Alles war ihm nur ein neuer Sporn zur unermüdlichen Thätigkeit; er gab zahlreiche Lehrstunden in seinem Institute, verfaßte den zweiten Theil seines Handbuchs der Pädagogik, wodurch er seinem Lehrsystem und seiner Methode neue Stützpunkte gab, verbesserte seine Schulbücher und kämpfte Woche für Woche in seiner Zeitschrift, dem pädagogischen Beobachter, gegen die Reaktionsversuche im Schulwesen.

Es wurde indessen damit gedroht, einen neuen Pöbelaufstand gegen Scherr zu hetzen. Von verschiedenen Seiten verbreitete sich die Nachricht in Winterthur, daß bewaffnete Haufen den Sonnenberg überrumpeln und mit Scherr ein Ende machen würden. Am 17. September Nachts entstand deßhalb Allarm in der Stadt und die Bürger bewaffneten sich. Es war ein blinder Lärm; aber theilweise erreichten die Feinde ihren Zweck: von Vielen, welchen die Ruhe über Alles geht, ward Scherr nicht mehr gerne in der Nähe Winterthurs gesehen und ihm so der Aufenthalt erschwert.

So auch im Jahre 1841 setzte Scherr seine Arbeiten und Kämpfe fort. Einige schneidende Artikel im pädagogischen Beobachter zogen ihm einen von drei Staatsbehörden gleichzeitig eingeleiteten Preßprozeß zu. Seine selbstgeführte Vertheidigung vor den Schranken (gedruckt bei Schmid in Glarus) ist wohl das Stärkste, was die Gegenpartei zu hören bekam. Die Klage auf Verläumdung wurde abgewiesen, aber wegen angeblich beschimpfender Ausdrücke wurde er zu einer ziemlich hohen Geldbuße verurtheilt.

In milderm Tone und von weithin gehender günstiger Wirkung waren sieben Briefe, die er in die Allgemeine Darmstädter Schulzeitung einrücken ließ (Nr. 92, 93, 94, 95*). Ein Rechtsgutachten der Juristenfakultät in Tübingen, zum Druck befördert, wies die an Scherr verübte Ungerechtigkeit hinsichtlich seiner Amtsentsetzung unbestreitbar nach; eine andere Druckschrift (bei Jent in Solothurn herausgekommen) stellte die Urtheile deutscher Pädagogen über Scherr's Leistungen zusammen und zeigte das Gehäßige und Frivole der Urtheile seiner Gegner. In demselben Jahre wurde auch ein Züricher Geistlicher wegen seiner über Scherr verbreiteten Lästerungen gerichtlich gestraft.

*) Jahrgang 1841.

Das Jahr 1842 sollte für Scherr das lang ersehnte Jahr zur Erlangung der Gerechtigkeit sein, es ward aber die Zeit der bittersten Enttäuschung. Der Große Rath wurde neu gewählt, die Mehrzahl desselben bestand wieder aus jenen Männern, die in den dreißiger Jahren die Majorität gebildet hatten. Wiederholt und bestimmt wurde Scherr die Versicherung gegeben, eine der ersten Thaten dieses Großen Rathes müsse die sein, ihm Gerechtigkeit in dem nun seit drei Jahren fortgeführten und immer noch schwebenden Streite zu verschaffen. Wirklich wurde auch eine Motion in diesem Sinne angekündigt, doch nur wie zum Scheine; denn zwei, drei Sitzungen über blieb es bei der Ankündigung, und es trat klar zu Tage, daß sich aus der frühern liberalen Partei heraus eine sogenannte Mittelpartei gebildet hatte, welche bereit war, Scherr zum Opfer zu bringen und auf eine Versöhnung mit der Septemberpartei einzugehen. Die Führer dieser Mittelpartei waren Männer, die Scherr's Sache früher als Hauptwaffe gegen die Septemberpartei gebraucht, Männer, welche die Dankadresse mitunterschrieben und Scherr und die Lehrer zum Kampfe ermuntert hatten. Es hieß zwar, Scherr sollte nur „warten und warten." Wer weiß, wie lang, qualvoll lang, drei Jahre zu duldender Ungerechtigkeit und Schutzlosigkeit sind, der wird fühlen, welche grausame Forderung in diesem Ruf zum weitern „Warten" lag.

Es zeigten aber noch andere Erfahrungen, daß man Scherr keinen öffentlichen Wirkungskreis im Kanton Zürich mehr gewähren wolle. Bei allen Wahlen agitirten Männer der Mittelpartei gegen ihn, nicht aus Uebelwollen, wie sie sagten, sondern nur aus Vorsicht und weil es doch nicht ginge. Ja als eine conservative Behörde in Winterthur zum erstenmal wieder von Scherr ein offizielles Gutachten über die Revision des dortigen Schulwesens verlangte, und er, nach wiederholter Aufforderung und mit Zustimmung einiger seiner nächsten Freunde diesem Verlangen entsprach, sah er plötzlich eine Anzahl Männer, von welchen er glaubte, sie würden seine Mitwirkung in öffentlichen Angelegenheiten freudig fördern, als heftige Gegner erscheinen.

Die drei Leidensjahre von 1839—1842 waren schmerzvoll; aber schmerzlicher als alle jene Erfahrungen war die Erkenntniß, die sich Scherr aufdrängen mußte, die Erkenntniß und das Gefühl, von Männern verlassen und geopfert zu werden, die er bisher für seine Freunde gehalten hatte. Jetzt hatte er nur noch einen Drang, darnach, den Kanton Zürich so schnell als möglich zu verlassen. Kaum hatte er diesen Wunsch einigen Vertrauten mitgetheilt, als sogleich Einleitungen geschahen, seinen schwebenden Rechtshandel mit der Regierung auf dem Wege des Vertrags zu schlichten. Dieser Vertrag, durch welchen einerseits anerkannt wurde, daß Scherr ohne alle Schuld verstoßen worden war, und er andererseits der bindenden Last eines Besitzthums im Kanton Zürich ohne

Verlust enthoben wurde, kam im November 1842 zu Stande. Im Februar 1843 kaufte Scherr das kleine Landgut zur obern Hochstraße im Kanton Thurgau, unweit Konstanz, und schon Mitte März verließ er, ohne Gruß und Geleite, den Kanton Zürich, mit blutendem Herzen, tief verletzt durch die Wunde, die ihm einstige Freunde zuletzt geschlagen. Zu bemerken ist noch, daß Scherr im Jahre 1842 den Wegweiser durch den deutschen Dichterwald (bei Steiner in Winterthur) herausgab, ein Buch, das Gustav Schwab in den Literaturblättern des Morgenblattes als eines der besten dieser Art bezeichnete; ferner erschien von ihm: Die Organisation der vollständigen Volksschule, eine Schrift, welche sein Gegner, Dr. Mager, in der pädagogischen Revue als das Bedeutsamste bezeichnet, was in neuerer Zeit in dieser Richtung erschienen sei (bei Jurany in Leipzig.)

Jetzt folgte für Scherr eine Reihe friedlicher, schöner Jahre. Er hatte sich wieder eine Gattin erwählt und lebte nun still und zurückgezogen seiner Familie, den Zöglingen seiner Erziehungsanstalt und seinen literarischen Studien und Arbeiten. Der zweite und dritte Band der Pädagogik wurden vollendet, mehrere seiner Schulbücher erschienen in neuen umgearbeiteten Ausgaben*). Da seine Gegner fortfuhren, Alles, was er that, sprach und schrieb, schon auf den bloßen Namen hin zu schmähen und herabzusetzen, so wollte er einmal einen literarischen Versuch anonym machen und gab so 1845 heraus: „Der schweizerische Volksredner," Zürich bei Schultheß; und siehe da, die Zeitschriften der Gegner lobten das Buch als ein vortreffliches.

Mit dem Kanton Zürich vermied er soviel möglich alle Berührung. Im Jahre 1848 und 1849 sollten jedoch von dort aus ihm nochmals die allerbittersten Kränkungen zugefügt werden. Die Seminardirektorsstelle war seit einiger Zeit durch Resignation erledigt, die endliche Wiederbesetzung 1848 unvermeidlich. Von Seiten der Lehrer und Schulbehörden kamen Bittschriften an den Erziehungsrath, man möchte durch die Wiederberufung Scherr's endlich einmal ein schweres Unrecht sühnen und die Wünsche der Schullehrer erfüllen. Aber der Erziehungsrath, zumeist aus jüngern, sogenannten liberalen und radikalen Mitgliedern bestehend, beseitigte diese Petitionen und wählte einen Andern; kaum etliche Stimmen waren für Scherr; einige Stimmführer der sogenannten neuliberalen Partei verhöhnten ihn in Zeitungen und Gesellschaften auf's roheste. Indessen scheint man bald darauf gefühlt zu haben, wie wenig förderlich ein solches Verfahren sei, und 1849 gelangte von Seite des Erziehungsrathes und Regierungsrathes der einmüthige Antrag an den großen Rath, die Stelle eines Kantonalschulinspektors zu errichten und Scherr auf diese zu berufen. Aber Mitglieder des Erziehungsrathes und Regie=

*) So die Jahresbüchlein vom ersten bis neunten Schuljahre.

rungsrathes, solche die den Antrag und Vorschlag mitgefördert und scheinbar empfohlen hatten, wirkten zuerst im Stillen und dann ohne Scheu gegen denselben, und der große Rath wies ihn an eine Kommission, wo er für immer zur Ruhe gelegt wurde. Es schien wirklich, als ob sich die neue liberale Partei in Zürich ein besonderes Vergnügen daraus machen wollte, Scherr zu höhnen und zu kränken.

V.

Indessen blieb jene unwürdige Behandlungsweise auf den Kanton Zürich beschränkt: Das thurgauische Volk berief 1849 Scherr in den Verfassungsrath, und 1850 wählte ihn der große Rath zu einem Mitgliede des Erziehungsrathes, welche Stelle er jedoch damals ablehnte. Erst im Jahre 1852, als er wiederum, und zwar als erstes Mitglied, in den Erziehungsrath gewählt wurde, nahm er die Stelle an, und es wurde ihm das Präsidium der Behörde übertragen.

Die Aufgabe war eine so schwierige, daß die Meinung vorherrschte, es werde Scherr nicht gelingen, dieselbe zu lösen. Durch das Veto hatte die Mehrheit des Volkes das neue Schulgesetz verworfen und sich erhitzt gegen die Errichtung einer Kantonsschule ausgesprochen. Die bisherigen Häupter des Kantons grollten der Vetopartei, und wie Scherr zum ersten Mitglied des Erziehungsrathes gewählt wurde, versagten sie ihre fernere amtliche Mitwirkung auf diesem Gebiete und brachten es dahin, daß der Erziehungsrath aus Männern der abweichendsten Meinungen zusammengesetzt wurde, und daß die Schulinspektoren und der Seminardirektor ihre Entlassung verlangten. Aber weder durch feindliche Drohungen, noch durch freundliche Abmahnungen von Seite „guter Freunde“ ließ sich Scherr zurückschrecken, vielmehr steigerten diese Umtriebe seinen Muth und seine Thatkraft.

Das thurgauische Schulwesen stand in gutem Rufe, doch verdankte es diesen zumeist einer günstigen Beurtheilung. Es mag genügen, folgende Notizen zur nähern Erwägung vorzulegen, um jeden Einsichtigen über den wahren Sachverhalt aufzuklären.

1. Im Jahre 1852 waren von den 266 Primarschulstellen noch 103 vikariatsweise besetzt, und das Jahreseinkommen eines Vikars betrug 96—134 Gulden! — Zwanzig Jahre waren seit der Schulorganisation verflossen und noch steckte man so tief in dem ärmlichsten Vikariatswesen; noch standen die meisten Lehrer im „Wochenlohn,“ fast niedriger belohnt, als Dienstknechte und Handwerksgesellen.

Die Schulzeit war meist auf 34 Wochen reducirt, die übrigen 18 Wochen hatte der Lehrer keinen Lohn. Zudem war die Stellung der Lehrer ganz unsicher, von stets wiederkehrenden Dienstprüfungen abhängig; es war nicht einmal ein geordnetes Verzeichniß der Lehrerschaft vorhanden. Der allgemeine Lehrplan stand blos auf dem Pa-

pier; die Lehrmittel waren unvollständig und fehlerhaft, die Schulaufsicht sehr ungenügend.

2. Das Sekundarschulwesen war nie zur geordneten Ausbreitung gelangt und nur die Kreise, in welchen die größten Ortschaften lagen: Frauenfeld, Weinfelden, Bischofszell, Dießenhofen — hatten eigentliche Sekundarschulen. Der Staat that viel zu wenig für diese Institute.

3. Für höhere wissenschaftliche Bildung war bis dahin so zu sagen Nichts geschehen, und 1852 verwarf das Volk durch sein Veto das Gesetz über Errichtung einer Kantonsschule.

So stand es mit dem thurgauischen Schulwesen, als Scherr an die Spitze des Erziehungsrathes trat, gleichsam mit prophetischem Spott und Hohn über die Erfolglosigkeit seines Wirkens begrüßt.

Indessen mußten sich die Gegner und Spötter bald überzeugen, daß der „Schulkarren"*) nicht stecken bleibe. Nach allen Seiten hin entwickelte der neue Erziehungsrath eine große Thätigkeit. Das Lehrseminar, bisher nur auf periodischen Kreditbewilligungen fußend, erhielt nun eine feste Stellung durch ein eigenes Gesetz. Der bisherige Direktor, obgleich er sich offen und officiell als ein Gegner des neuen Erziehungsrathes aussprach, wurde mit der zuvorkommensten Achtung behandelt**), und da er dennoch auf seinem Rücktritt beharrte, ehrend entlassen. Das Seminar wurde nun organisirt und erweitert; ebenso die landwirthschaftliche Schule ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß eingerichtet.

Alsbald aber griff der neue Erziehungsrath den Plan einer vollständigen neuen Organisation des gesammten Schulwesens wieder auf, indem er das vom Volke verworfene Schulgesetz gründlich revidirte und mit umfassender Berichterstattung wiederum vor den großen Rath brachte. Der Erfolg war äußerst günstig, und so erhielt der Kanton Thurgau das Schulgesetz vom Jahre 1853, durch welches die Primarschule in höchst bedeutsamem Grade gehoben, die Sekundarschule vermehrt und erweitert und die Kantonsschule gegründet wurde.

Ein Etat der Primarschullehrer wurde angefertigt; die meisten derselben wurden neu geprüft und erhielten je nach Befund ein Wählbarkeitszeugniß. Das unselige Vikariatswesen wurde mit einem Schlage beseitigt; das Einkommen der Primarlehrer zumeist aus neuen Staatsbeiträgen sehr spürbar erhöht. Mehrere Sekundarschulen wurden neu eröffnet und schon im November 1853 fand unter allseitiger Freude und großer Theilnahme die Eröffnung der neuen Kantonsschule in Frauenfeld statt. Ueber diese außerordentliche Thätigkeit und die trefflichen Erfolge in den Jahren 1852 und 1853 gibt der Rechenschaftsbericht des thurgauischen Erziehungsrathes, verfaßt von Scherr (gedruckt bei Beyel in Frauenfeld 1854), nähere Aufschlüsse und es ist diese Druckschrift ein höchst wichtiger Beitrag zur Geschichte des

*) Wörtlicher Ausdruck der Gegner.

**) Die Angabe, daß Scherr gegen denselben intriguirt habe, entbehrt jeder Wahrheit.

thurgauischen Schulwesens. Auch im Jahre 1854 und im ersten Semester 1855 arbeitete Scherr mit gleichem Eifer fort, und es geschah Bedeutendes in Hinsicht auf Schulaufsicht, Lehrmittel und der innern Organisation überhaupt.

Drei Jahre, vom Frühjahr 1852 bis dahin 1855, hatte Scherr seine Zeit und Kraft den Geschäften des thurgauischen Erziehungsrathes gewidmet und zwar bei einer jährlichen Besoldung von zwei hundert Franken. Man hätte nun glauben mögen, daß eine solche Anstrengung und Hingebung, namentlich in Betracht der günstigen Erfolge, auch dankbare Anerkennung finden würde. Es war dies aber keineswegs der Fall. Die Gegner und Spötter mußten zwar vor dem Zeugnisse der Thatsachen verstummen; aber ihr Groll wuchs, und gewissen Notabilitäten war es ganz und gar unerträglich, daß ein „Fremder" — eine so vorragende Stellung einnehme. Diese Notabilitäten vergaßen sich soweit, daß sie zu den kleinlichsten Klatschereien uud Intriguen, sowie zu den rohesten Kneipenschimpfereien herabstiegen, und je näher die Wahlwoche 1855 rückte, desto eifriger wurde ihr neidisches und gemeines Treiben.

Scherr hatte zwar das Bewußtsein, in treuer Pflichterfüllung Tüchtiges geleistet zu haben; aber jenes Treiben verletzte ihn tief, und er entschloß sich zum Rücktritte; jedoch wollte er diesen nicht nehmen vor den Erneuerungswahlen, damit man ihm nicht den Vorwurf eines furchtsamen Rückzuges machen könne.

Er trat im Mai 1855 eine Reise nach den Niederlanden und Frankreich an, ließ aber eine versiegelte Zuschrift an den Präsidenten des großen Rathes zurück, die demselben in dem Augenblicke übergeben wurde, da Scherr's Wiedererwählung in den Erziehungsrath stattgefunden hatte. Die Zuschrift enthielt die Ablehnung und dies wurde angenommen. So trat Scherr wieder in's Privatleben zurück.

In dieser Zeit gab er pseudonym heraus: „Pädagogisches Bilderbuch;" aber nicht für Kinder, sondern für andere Leute; unter dem Namen Christian Frymann. Orell Füßli und Comp. 1855 — ein Buch, das mit großem Beifall aufgenommen wurde.

Im thurgauischen Schulwesen fühlte man bald, welche Kluft durch Scherr's Rücktritt entstanden war; auf wiederholtes und dringliches Ansuchen übernahm er die Geschäfte eines Inspektors der Sekundarschulen und verfaßte den allgemeinen Lehrplan für die Primarschulen. Nebenbei war er mit neuen Auflagen seiner Schulbücher, die seit fast 30 Jahren in hunderttausenden von Exemplaren verbreitet sind, und schrieb das zweite Bändchen des pädagogischen Bilderbuches: Der Schullehrer zu Tobelhausen.

Seine Gesundheit, im Jahre 1856 ziemlich erschüttert, hat sich wieder mehr befestigt und im Sommer 1857 machte er eine größere Reise über Wien, Pesth *), Prag, Dresden, Leipzig, Berlin, Ham-

*) Nicht nur in's Französische, Englische und Italienische sind einige seiner Schriften übersetzt, sondern auch in's Ungarische.

burg ꝛc., auf welcher er ein besonderes Augenmerk auf die Taubstummen- und Blindenanstalten richtete.

Im Jahre 1855 verheirathete sich seine Tochter Cäcilie und 1856 die jüngere Elise; diese an den Lyzealprofessor Frühe in Konstanz, jene an den Direktor Römer an der landwirthschaftlichen Schule in Kreuzlingen. Er hatte sein Privatinstitut aufgegeben und schrieb 1856 viel in die „schweizerischen Schulstimmen,“ auch arbeitete er an Lehrmitteln für die thurgauischen und bündnerischen Volksschulen *); nebenbei aber fand er nunmehr Muße für eigene wissenschaftliche Studien, und wie er seit einigen Jahren zumeist mit französischer und englischer Literatur sich beschäftigt hatte, so kam er namentlich auf die lateinische zurück.

Schriften von Dr. Th. Scherr, im Drucke erschienen von 1825 bis 1857.

I. Ueber Taubstummen- und Blindenbildung.

1) Genaue Anleitung, taubstummen Kindern ohne künstliche Mimik Fertigkeit im Verstehen und Anwenden der Schriftsprache beizubringen. Schwäbisch-Gmünd bei Stahl 1825.

2) Zwei Abende unter den Zöglingen der Blindenanstalt in Zürich. Ein poetischer Versuch zur Beantwortung der Frage, welches von Beiden, die Taubstummheit oder Blindheit, ein größeres Uebel sei. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1826.

3) Mehrere Abhandlungen, abgedruckt in den Jahresberichten der Zürcherischen Blinden- und Taubstummenanstalt 1827—1832.

4) Mémoire en réponse à la dernière Circulaire de l'institut royal de sourds-muets à Paris. Abgedruckt im III. Circulaire von Degerando. Paris 1832. (Auch in's Italienische übersetzt.)

II. Ueber Organisation und Administration der Volksschulen, Lehrerseminarien u. s. w.

1) Gesetzentwürfe, Verordnungen, Reglements, Lehr- und Lektionspläne u. s. w. zur Organisation der allgemeinen und höhern Volksschulen des Kantons Zürich 1831—1839.

2) Organisationsentwurf der Schulen des Kantons Luzern. Luzern bei Weber 1835.

3) Organisationsplan der Stadtschulen Winterthur; bei Steiner 1841.

4) Allgemeiner Lehrplan und spezielle Lektionspläne für die thurgauischen Schulen. Frauenfeld, Beyel 1857.

Eine große Anzahl gedruckter Gutachten, Jahresberichte u. s. w. Oeffentliche Reden, Vorträge u. s. w.

5) Ueber Ordnung und Zucht in den Volksschulen. Zürich 1835.

6) Organisation der vollständigen Volksschule. Leipzig bei Jurany 1842. (Zur Beurtheilung von Scherr's Organisationsideen sehr wichtig.)

III. Für Lehrer und Schüler.

1) Elementarsprachbildungslehre; drei Hefte für den Schüler eines für den Lehrer. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1831. Die Schulbüchlein in mehrfacher Auflage.

*) Sechs Jahresschulbüchlein für die thurgauischen, vier für die bündnerischen (1854—1856).

2) Tabellenwerk für den elementarischen Sprachunterricht nebst Gebrauchsanleitung. 1833. 1. und 2. Auflage.

3) Ueber Bildungsstufen, Lehrkurse, Klasseneintheilung, gleichzeitige Klassenbeschäftigungen. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1833.

4) Erstes Lesebüchlein. Orell Füßli und Comp. 1834, in mehrern starken Auflagen.

5) Kurzgefaßte Schulgrammatik. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1834 u. s. f. in vielen Auflagen.

6) Der Bildungsfreund, Lesebuch für Mittelschulen. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1835; mehrere Auflagen, letzte 1856.

7) Poetische und realistische Sprachübungen, 1856; mehrere Auflagen, Zürich, Orell Füßli und Comp.

8) Handbuch der Volksschulpädagogik, 3 Bände. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1839—1848. 1. und 2. Auflage.*)

9) Jahresschulbücher nach dem Handbuche. 9 Hefte. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1842—1858 in vielfachen, ungemein starken Auflagen.

10) Wegweiser durch den deutschen Dichterwald. Steiner, Winterthur 1842. (Für Mittelschulen.)

11) Schweizerisches Schulbuch in 3 Heften. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1852 u. s. f. 1. und 2. Auflage.

12) Schulbüchlein für den Kanton Thurgau. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1853—1856. Sechs Hefte.

13) Schulbüchlein für den Kanton Bünden. Drei Hefte, 1856.

14) Vorträge über die Methodik des Elementarunterrichts im Seminar Kreuzlingen. 1854, Frauenfeld, Beyel.

IV. Allgemeine pädagogische und auf Scherr's Wirken bezügliche Schriften.

1) Meine Beobachtungen, Bestrebungen und Schicksale, während meines Aufenthaltes im Kanton Zürich 1825—1839. St. Gallen, bei Scheitlin und Zollikofer 1840—1844. Vier starke Hefte; zeitgeschichtlich beachtenswerth.

2) Der schweizerische Volksredner. Zürich bei Schultheß 1845 (anonym).

3) Mehrere Streitschriften im Kampfe um die Zürcherische Schule. Sämmtlich bei Orell Füßli und Comp. in Zürich 1836—1845.

4) Pädagogisches Bilderbuch, aber nicht für Kinder, sondern für andere Leute. (Pseud. Christian Frymann.) I. Bändchen. Zürich, Orell Füßli und Comp. 1856. (Französisch bei Marchand in Freiburg.)

5) II. Bändchen. Der Schullehrer zu Tobelhausen. Ebendaselbst 1857.

6) III. Bändchen. „Neue Rettungshäuser".

V. Pädagogische Zeitschriften.

1) Der pädagogische Beobachter, acht Jahrgänge, 1835—1842, redigirt von Scherr und die Leitartikel fast alle von ihm verfaßt. Zürich und Winterthur.

2) Schweizerische Schulstimmen, 1856. Die Hauptartikel von Scherr. Horgen bei Weiß.

3) In die Allgemeine Schulzeitung zu Darmstadt lieferte er mehrere Beiträge. Besonders bemerkenswerth und wichtig sind die Briefe 1841. Nr. 92, 93, 94, 95.

---

*) Dieses populär gehaltene Handbuch enthält einen Reichthum von anregenden Nachrichten, welche die Lehrer zu eigenem Nachdenken über einzelne Theile ihres Berufes nur mit Nutzen gebrauchen können.

Einige Hauptpunkte aus Scherr's organisatorischen und pädagogischen Werken und Ideen.

1) Scherr's Organisation der vollständigen Volksschule, wie er sie in der dießfälligen Schrift dargestellt hat (Leipzig bei Jurany), setzt drei Stufen:

1. Die Schule der Kindheit,
2. die Schule der mittlern Jugend,
3. die Schule des bürgerlichen Alters.

Die erste Stufe, Schule der Kindheit — theilt Scherr:

a) in die Elementarabtheilung:
siebentes, achtes, neuntes Altersjahr;
b) in die Realabtheilung:
zehntes, elftes, zwölftes Altersjahr;
c) in die Ergänzungsabtheilung:
dreizehntes, vierzehntes, fünfzehntes Altersjahr.

Die beiden ersten Abtheilungen haben wöchentlich 27 Schulstunden, die letztere 6 Schulstunden.

Diese Stufe ist im Züricher Schulgesetz realisirt; die beiden andern Stufen sind noch nirgend zur Ausführung gekommen.

Scherr's Idee der vollständigen Volksschule ist jedenfalls originell. Er möchte also der Schule eine bildende Einwirkung auf das ganze Volksleben gewähren, während diese jetzt auf das Kindesalter beschränkt ist.

2) Durch den allgemeinen Lehrplan, durch die speziellen Lektionspläne und durch die gleichmäßigen obligatorischen Lehrmittel, unter gutächtlicher Mitwirkung der Lehrerschaft von der obersten Behörde festgestellt, soll Uebereinstimmung in's ganze Volksschulwesen gebracht werden.

3) Neben der religiös-sittlichen Bildung als Hauptzweck, ist sowohl in intellektueller als praktischer Richtung die Sprachbildung: sprechen, lesen, schreiben — das wichtigste Fach der Primarschule. Rechnen und Messen sollen mehr praktisch als formalistisch betrieben werden. Zeichnen, Schönschreiben und Singen bloß auf elementarischer Stufe; realistischer Unterricht zumeist nur als Stoff zur Sprachübung.

4) Scherr nennt seine Methode des Sprachunterrichts die naturgemäße; indem er an die Sprachfertigkeit anknüpft, welche das kleine Kind mitbringt, sucht er den Schulgang ebenso einzurichten, wie das Kind im geselligen Leben an Sprachstoff, Sprachfertigkeit und Spracheinsicht gewinnt. Uebung im Aufmerken, Denken, Sprechen, Schreiben und Lesen.

5) Scherr's Sprachgang verbindet den sogenannten Anschauungsunterricht mit dem Sprachunterrichte.

6) In den obern Klassen sollen die Sprachübungen grammatisch begründet werden. Scherr hat in seine Schulgrammatik Einiges von Becker aufgenommen, aber selbstständig verarbeitet.

7) Die Schule hat nach besonderer Vorschrift auf den kirchlichen Religionsunterricht vorzubereiten; hierüber steht die Aufsicht der kirchlichen Behörde zu; im Uebrigen aber steht die Schule unter Aufsicht der Gemeinds-, Bezirks- und Staatsbehörde.

8) Unabläßig und mit aller Kraft kämpfte er für eine würdige amtliche Stellung und für ein genügendes Einkommen der Schullehrer. Dieses Einkommen soll bestritten werden: 2/4 von der Schulgemeinde, 1/4 vom Staate, 1/4 von den Familien. Für die arme Familie tritt wiederum die Gemeinde, für die arme Gemeinde der Staat in außerordentlichen Beiträgen ein. Dieses Prinzip ist in mehreren Schweizerkantonen durchgeführt.

9) Der Lehrer soll durch Gesetz und Verordnung aus der persönlichen Abhängigkeit des Geistlichen befreit sein; innerhalb der Schranken des Ge-

setzes jedoch soll der Ortsgeistliche das erste Mitglied und der Präsident der Schulvorsteherschaft sein. Die Wahl der Lehrer, aus der Anzahl der durch die Prüfung von der Oberbehörde fähig erklärten Kandidaten, steht der Schulgemeinde zu.

Gustav Scheve.

Scheve G., geboren 1810 in Heidelberg und dort als Lehrer an der Universität thätig. Gegenwärtig wohl der bedeutendste Phrenolog Deutschlands, der seine Wissenschaft gegen Angriffe von allen Seiten durch Schrift und Rede rüstig vertheidigt und sie durch öffentliche Vorträge volksthümlich zu machen bemüht ist.

Schriften:

1. Katechismus der Phrenologie. Leipzig, J. J. Weber.
2. Die Naturgesetze der Erziehung und des Unterrichts. Praktische Menschenkunde für Eltern und Lehrer. Stettin bei Müller.

Gustav Schilling.

Schilling G., Hofrath, Dr. phil. und musikalischer Schriftsteller; geboren 1805 im Hannöverischen. Ob seine viele Schriften compilatorischer Natur sind oder nicht, worüber die Urtheile sehr getheilt, so haben dieselben, z. B. sein „Polyphonomos“ (Harmonielehre) 1839, „die Generalbaßlehre“ (1839), sein „Tonkünstler-Lexikon“ (1836), seine „Allgemeine Volksmusiklehre“ (1852) u. s. w. doch große Verdienste und werden namentlich den Dilettanten, Autodidakten nützliche Hilfsquellen bleiben. S. lebte lange in Stuttgart, zog Anfang 1857 nach New-York, und hat dort ein Conservatorium errichtet.

Hans Michel Schletterer,

Capellmeister an den protestantischen Kirchen in Augsburg.

Motto: Durch!

Schletterer H. M., tüchtiger Dirigent und gewandter Violin-, Clavier- und Orgelspieler, ist am 29. Mai 1824 zu Ansbach, (Mittelfranken) geboren; er erhielt seinen ersten musikalischen Unterricht von dem auch in weitern Kreisen bekannten damaligen Musikdirektor und Stadtcantor J. Dürrner (jetzt in Edinburg) und dem vortrefflichen Stadtorganisten Th. Maier. Dem Willen seines Vaters gemäß mußte Schletterer mehr um einer gründlichen tüchtigen Schulbildung willen, als um in dem Stande zu bleiben, sich dem Schulfache widmen und war deßhalb auch in den Jahren 1840 und 1841 Zögling des Seminars zu Kaiserslautern und nach seiner Entlassung ein Jahr lang Unterlehrer in derselben Stadt. Im Herbst

1842 ging Schletterer denn auch seiner weitern Ausbildung wegen nach Kassel, wo L. Spohr sein Lehrer im Violinspiel, O. Kraushaar sein Lehrer im Contrapunkt und der Composition wurde; zu Ende 1843 ging er zu seiner ferneren Ausbildung nach Leipzig; hier waren F. David und F. Richter seine Lehrer, und namentlich waren es die Concerte des Gewandhauses, die unter Mendelssohn's und Gade's Leitung damals in höchster Blüthe standen, die er besuchen durfte und die mit an den übrigen reichen musikalischen Hilfsquellen Leipzig's anregend und fördernd auf ihn wirkten. Im Frühjahr 1844 besuchte Schletterer noch Dresden, Dessau und Berlin auf längere Zeit und kam dann als Musiklehrer an die Musterschule zu Fenestrange (Dep. de la Meurthe), wo er fast drei Jahre blieb. Im Herbst 1847 übernahm Schletterer die musikalische Direktion des Theaters zu Zweibrücken (Pfalz), und als mitten im Sturm und Drang des Jahres 1848 die dortige Liedertafel und später der Cäcilienverein in's Leben gerufen waren, die Leitung der beiden Vereine. Im Jahre 1851 verheirathete Schletterer sich mit der als Violinvirtuosin weithin bekannten Künstlerin Hortensia Zirges, geboren zu Leipzig 1829, und siedelte zu Neujahr 1854 nach Heidelberg über, wo er als akademischer Musikdirektor, Lehrer des Gesanges am theologischen Seminar und Lyceum, und Organist an der Peterskirche bis zum Jahre 1857 wirkte; von da an sehen wir ihn nun als Capellmeister der protestantischen Kirchen in Augsburg.

Von seinen Compositionen ist zunächst als gedruckt zu erwähnen: eine „Gesangschule für Schulen," 2. Aufl., und eine aus mehreren Heften bestehende „Violinschule;" 10—12 Hefte „Gesänge für eine Stimme," „Chorgesänge für gemischten und Männerchor," instructive und brillante „Clavier- und Violin-Compositionen" u. dgl.

Raimund Schlecht,

k. Schullehrer-Seminars-Inspektor in Eichstätt.

Motto: „Lebendiger Glaube — gründliches Wissen!"

Schlecht R. ist geboren zu Eichstätt den 11. März 1811, sein Vater war Kammerdiener. Er besuchte die damals dort bestehenden zwei lateinischen Vorbereitungsschulen und die zwei Classen des Progymnasiums. Von hier zog er nach Neuburg an's Gymnasium, welches er im Jahre 1829 absolvirte, und trat an das Lyceum in Regensburg, wo er sich mit Vorliebe der Mathematik zuwendete, die er jedoch später mit der Theologie vertauschte. Nachdem Schlecht das Lyceum absolvirt hatte, erhielt er Aufnahme in's Clerikalseminar in Eichstätt und wurde am 28. August 1834 zum Priester geweiht. Am 31. feierte Schlecht seine Primiz mit einer stillen Messe. Bald darnach versetzte man ihn als Hilfspriester nach Pollenfeld, wo da-

mals der gegenwärtige geistliche Rath, Dekan und Distriktsschulinspector Baader zu Dollnstein Pfarrer war.

Von da wurde Schlecht unter'm 30. Januar 1836 als Präfekt und erster Lehrer und unter'm 13. November 1838 als Inspektor am Schullehrerseminar zu Eichstätt angestellt.

Außer mehreren Aufsätzen in pädagogischen Zeitschriften erschienen von ihm folgende Werke:

1. Abschiedsworte an die Abiturienten. 1840.
2. Jesus meine Zukunft. Katholisches Gebetbüchlein. Augsburg bei Schlosser. 1847.
3. Officium in nativitate Domini et hebdomadae sanctae. Bei Beck in Nördlingen. 3. Auflage.
4. Sammlung von Kirchengesängen. 4 Hefte. Bei Beck in Nördlingen.
5. Eine Uebersetzung von Bellarmin's „Erklärung der christlichen Lehre," aus dem Italienischen. Kathol. Bücherverein.
6. Vesperae Breviarii Romani. Nördlingen bei Beck. 1852.
7. Denk- und Sprachlehre. Nördlingen bei Beck. 1856.

O. Schlomilch,

Professor der höheren Mathematik an der K. S. polytechnischen Schule in Dresden.

Schlomilch O. ist geboren am 13. April 1823 zu Weimar, wo sein Vater als Kammermusikus in der dortigen Hofkapelle fungirt. Seine Vorbildung erhielt er auf dem Weimarisch. Gymnasium, studirte dann Mathematik, Physik und Chemie auf den Universitäten zu Jena, Berlin und Wien, und begann seine Lehrercarriere als Privatdocent an der Universität Jena, wo er am 4. Mai 1844 durch Vertheidigung der Inaugural-Dissertation „Theorema Taylorianum" die venia legendi erwarb. Zwei Jahre nachher avancirte Schlomilch zum Professor extraordin. in der philos. Facultät. Glänzende Anerbietungen von hier bestimmten ihn zum Verlassen der akademischen Laufbahn, und so wirkt er seit Michaeli 1849 als Professor der höheren Mathematik und höheren Mechanik an der K. S. polytechnischen Schule zu Dresden. Anderweitige Rufe nach Dorpat und Kiel hat Schlomilch ausgeschlagen. Die K. S. Gesellschaft der Wissenschaften in Leipzig erzeigte ihm im Jahre 1853 die Ehre, ihn zu ihrem ordentlichen Mitgliede zu ernennen; ungefähr um dieselbe Zeit wurde Schlomilch von der sächsischen Regierung zum fachwissenschaftlichen Mitgliede der Commission für die Staatsprüfungen der Ingenieure und Architekten bestimmt.

Seine Schriften:

1. Handbuch der algebraischen Analysis. 2. Aufl. Jena 1851.
2. Analytische Studien (das Beste, was er geschrieben hat, auch außerhalb Deutschland sehr bekannt). Leipzig, 1848.
3. Grundzüge einer wissenschaftlichen Darstellung der Geometrie des Maßes; 2. Aufl. Eisenach 1854.

4. Analytische Geometrie des Raumes. Leipzig, 1855.

5. Circa 200 einzelne Abhandlungen, theils in den Sitzungsberichten der Leipziger Gesellschaft der Wissenschaften, theils in verschiedenen Zeitschriften, nämlich: „Crelle's Journal für Mathematik;" „Grunert's Archiv der Mathematik;" Zeuner's „Civilingenieur;" „Ciouville, journal de mathematiques;" „Tortolini, Annali di science mathematiche e fisiche," „Zeitschrift für Mathematik und Physik," von ihm im Jahre 1856 gegründet und gemeinschaftlich mit Dr. Witzschel herausgegeben.

6. Einige Recensionen in Mager's pädagogischer Revue, Klotz und Jahn's Jahrbüchern, und der früheren Jenaer Literaturzeitung, bei welcher er in ihrem letzten Lebensjahre (1847) Specialredakteur für Mathematik war.

Dr. Eduard Schmalz,

Medicinalrath, Gehör- und Spracharzt in Dresden*), Ritter des k. russischen St. Stanislaus-Ordens; Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften in und außer Deutschland.

Schmalz E. Dr. ist zu Lommatzsch (einer kleinen Stadt im Königreich Sachsen) am 18. Mai 1801 geboren. Im Jahre 1807 wanderte Sch. mit seinen Eltern nach Königsbruck. 1814 besuchte er das Gymnasium in Bautzen, 1819 die medizinische Akademie in Dresden. Hier gab Sch. 1822 die Tabellar-Uebersicht der Gattungen der in Dresden wild wachsenden und häufig gebauten Pflanzen (deutsch und lateinisch) heraus, welche Professor Ficinus als Anhang zu seiner Flora von Dresden annahm.

1821 bezog Sch. die Universität Leipzig, wo er sich den classischen Studien, der Mathematik, dann vorzüglich der botanischen und der vergleichend anatomischen, später besonders den medizinischen widmete. Ostern 1823 wurde Sch. durch Examen Dr. Philosophiae, und las seitdem einige Collegien über vergleichende Anatomie.

Michaeli 1824 mußte Sch., da er durch das viele Studiren sehr angegriffen war, Leipzig auf einige Zeit verlassen, welche Zeit er dazu benützte, um sich von seinem Vater (in Königsbruck) in die praktische Medizin einführen zu lassen. Später besuchte Sch. Karlsbad.

Neu gestärkt kehrte er 1825 zurück und widmete sich nun vorzugsweise der praktischen Medizin, Chirurgie und Geburtshilfe.

1827 promovirte Sch. in Leipzig, Diss. inauguralis: De Entozoorum systemate nervoso, (ohne Assistenten), und gab bald nachher zwei Arten Schriften heraus:

Prospectus: Fungorum species, novis iconibus novisque descriptionibus illustatae. Pars 1. Fungi carnosi. Lipsiae 1827. Acced. Tab. II. colorat.

Diese Abbildungen sind leider nicht erschienen, weil die Kosten

---

*) Nicht zu verwechseln mit seinem Vater Dr. Karl Gustav Schmalz, früher in Lommatzsch, dann in Königsbruck als Physikus, zuletzt in Dresden lebend, geb. 13. Sept. 1775 in Wildenborn bei Zeitz, † 7. Februar 1849 in Dresden; berühmt als Verfasser der medicinisch-chirurgischen Diagnostik in Tabellen (180), einer gerichtsärztlichen Diagnostik und mehrerer andern Schriften, besonders über Lebensversicherung, desgleichen mit Dr. Heinrich (?) Gotthold Schmalz in Pirna lebend (ziemlich in gleichem Alter mit seinem Vater) bekannt als sehr geschätzter Augenarzt.

einer guten Illumination zu bedeutend sind, als daß es ein Buchhändler hätte unternehmen wollen, sie zu verlegen. Daher hat Sch. seine Sammlung von mehr als 100 Original-Abbildungen und Beschreibung der kgl. öffentlichen Bibliothek in Dresden zum Geschenke gemacht.

Commentatio botanica, sistens descriptionem Fistulinae hepaticae Bull. et Agarici volemi, Fr. c. tab. illust. Lipsiae 1829.

In Folge der empfangenen I. Censur, in der Empfehlung der med. Fakultät in Leipzig, erhielte Sch. ein Reisestipendium auf zwei Jahr, welches er dazu benützte, um Deutschland, die Schweiz, Italien, Frankreich, Belgien und Holland zu besuchen.

Ende 1828 kehrte Sch. zurück, und ließ sich als prakt. Arzt in Dresden nieder.

Hier gab er zuerst das schon auf der Universität verbreitete Werk: XIX Tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes, congestae nec non explicatione praeditae heraus. — Dann veranlaßte er eine nochmalige Ausgabe einer Diss. inaug., unter dem Titel: Diss. de Entozoorum systematae nervoso. Lipsiae 1831.

Sch. widmete sich nun vorzugsweise der Gehör- und Sprach-Heilkunde, weil er in diesem bisher sehr wenig angebauten Zweige der Med. mit der Zeit Etwas leisten zu können hoffen durfte, und gewann darum allmählig Ruf, so daß er von 1836 an fast ausschließlich sich damit beschäftigen konnte. Durch vielfache auswärtige Rufe veranlaßt, besuchte Sch. behufs der Behandlung von Gehör- und Sprachkranken im Laufe der Jahre nicht nur fast alle Staaten Deutschlands, sondern auch Oesterreich, Rußland, Polen, die Moldau, Serbien, die Schweiz, Italien, Frankreich, Belgien, Holland, Schweden, Norwegen und Dänemark. Fast in allen diesen Staaten, selbst in Oesterreich und Preußen, welche es damit sehr streng nehmen, wußte er von den hohen Regierungen, durch seinen Ruf und seine literarischen Leistungen unterstützt, die Erlaubniß zur selbstständigen Behandlung der fraglichen Krankheiten zu erlangen, und wurde auch von mehreren Monarchen durch besondere Beweise ihres Vertrauens und ihrer Huld ausgezeichnet. Auf der andern Seite wurde Sch. auch durch das Publikum aller Stände fast überall so zahlreich zu Rathe gezogen, daß er durchschnittlich in diesen 30 Jahren jährlich von 2000 Kranken consultirt worden ist.

Hierdurch wurde es ihm möglich, seine Fächer, besonders aber die Gehör-Heilkunde wesentlich zu fördern, und die Schriften zu verfassen.

Seine Schriften:

1) Kurze Geschichte und Statistik der Taubstummen-Anstalten und des Taubstummen-Unterrichtes, nebst vorausgeschickten ärztlichen Bemerkungen über die Taubstummheit. Mit 1 Tabelle. Kl. 8. Dresden, 1830. 1 Thlr.

2) Erfahrungen über die Krankheiten des Gehöres und ihre Heilung. Mit 4 Tafeln in Folio. 8. Leipzig, 1846. 2¼ Thlr.

3) Beiträge zur Gehör- und Sprach-Heilkunde. 3 Hefte. Jedes mit 3 Tafeln. 1846—1848. 8. 3 Thlr.

4) Ueber Untersuchung und Behandlung der Krankheiten des Ohres und Gehöres. Ein Vortrag gehalten in den Landessprachen Deutschlands, Italiens und Belgiens. 2. verbesserte Auflage. Dresden, 1854.

5) Entgegnung auf Kramers Schrift: Ueber den Werth ohrenärztlicher Erfahrungen &c. Kl. 8. Dresden, 1847. $^1/_{10}$ Thlr.

6) Ueber die Erhaltung des Gehöres, oder das Wichtigste über den Bau und die Verrichtung des Gehör-Organes, über die Krankheiten des Ohres und Gehöres, über die Verhütung derselben, über das dabei zu beobachtende Verhalten und über den Ersatz und die Erleichterung des Gehöres. Nebst den bei schriftlichem Verkehre zu beantwortenden Fragen. Für Gebildete bearbeitet. Mit 3 Kupfertafeln. 5. verm. Aufl. Leipzig, 1853. Gr. 8. $^1/_2$ Thlr.

7) Traité de la conservation de l'ouïe, contenant des reseignements sur la conformation et la fonction de l'organe auditif, sur les maladies de l'oreille et de l'audition, sur la préservation de ces maladies, et le regime à suivre quand on en est atteint, ainsi que sur les principaux instruments propres à faciliter l'ouïe. Avec trois planches gravées. 2. éd. Grand in 8. Paris, Londres, Dresde et Leipsic, 1839. $^1/_2$ Thlr.

8) Das Absehen des Gesprochenen, als Mittel bei Schwerhörigen und Tauben das Gehör möglichst zu ersetzen. Nebst einer Sammlung von Wörtern aller in der deutschen Sprache vorkommenden Laute und ihrer verschiedenen Verbindungen unter einander, als Uebung im Absehen der Worte für Schwerhörige, Taube und Taubstumme, so wie im richtigen Sprechen, für Alle, deren Aussprache unvollkommen ist. Kl. 8. 3. Aufl. Dresden, 1851. $^4/_{15}$ Thlr.

9) Traité sur l'art de saisir par la vue les mots parles, comme moyen de suppléer autant que possible à l'ouïe des personnes sourdes ou dures d'oreille. 2. éd. Petit-in-8. Leipsic, 1844. $^1/_3$ Thlr.

10) Faßliche Anleitung die Taubstummheit in den ersten Lebensjahren zu erkennen und möglichst zu verhüten, so wie auch die taubstummen Kinder in dem elterlichen Hause zweckmäßig zu erziehen. 2. verb. Aufl. Kl. 8. Dresden, 1840. $^2/_{15}$ Thlr.

11) Instruction précise et claire, pour reconnaître dés les premières années de la vie qu'un enfant est sourd-muet, etc. Troisième édition. Petit-in-8. Paris, Dresde et Leipsic, 1847. $^1/_4$ Thlr.

12) Ueber die Taubstummen und ihre Bildung, in ärztlicher, statistischer, pädagogischer und geschichtlicher Hinsicht; nebst einer Anleitung zur zweckmäßigen Erziehung der taubstummen Kinder im elterlichen Hause. Mit vielen Tabellen. 2. verb. Ausgabe. Dresden und Leipzig. Gr. 8. 2 Thlr.

13) Ueber die Benutzung der Stimmgabel zur Unterscheidung einer nervösen Schwerhörigkeit. — Weiterer Beweis des Nutzens der Stimmgabel zur Erkenntniß und Behandlung der Gehörkrankheiten. Med. Zeitung des Vereines für Heilkunde in Preußen, 1848. Nr. 6 u. 19.

14) Mémoire sur l'emploi de la fourchette tonique, ou du diapason, pour distinguer une dureté d'ouïe nerveuse de celle qui est causée par une obstruction (ou inflammation). Bruxelles, 1849. $^1/_4$ Thlr.

15) Allgemeine Pathologie des Gehör-Organes. Rust's Magazin für die gesammte Heilkunde. LXIII. Band.

16) Statistik von 280 Gehörkranken (aus Hannover und Bremen). Sprecher (Zeitschr. für Reform der Med.) Hannover, 1843. Nr. 43 u. 44.

17) Statistik von 700 Gehörkranken aus dem nordwestl. Deutschland, mit daran geknüpften praktischen Bemerkungen. Oppenheim's Zeitschr. für die ges. Med. 1850. Aprilheft.

18) Beschreibung eines einfachen Lichtleiters. Mit einer Abbildung. Oppenheim's Zeitschr. für die ges. Med. 1849. Band LX. 1.

19) Ueber die Behandlung der Cholera im allgem. Krankenhause zu Wien, im Sept. 1836. Nach eigenen Beobachtungen. Pabst's (vorher Pierers) Allgem. med. Zeitung. Nov. 1836. 4.

20) Beitrag zur neueren med. Literatur Italiens. (Anzeige von 150 italien. Schriften.) Oppenheim's Zeitschr. Märzheft 1848.

21) Med., topograph. u. a. Bemerkungen über Jassy und der Moldau im Allgem. — Göschens, Deutsche Klinik, Aug. 1852. Nr. 35.

22) Bemerk. über die Seebäder von Ostende. Allgemeine med. Central-Zeitung. 1853. Nr. 96.

23) Dissertatio anatomica, de Entozoorum systemate nervoso. 8. ed nova. Lipsiae, 1831.

24) XIX tabulae Anatomiam Entozoorum illustrantes. Folio. Dresdae et Lipsiae, 1831. $2^1/_2$ Thlr.

25) Dispositio synoptica generum plantarum in agro Dresdensi crescentium et frequentius cultarum. —

26) Prospectus. Fungorum species novis iconibus novisque descriptionibus illustratae. Pars I. Fungi carnosi. 4. Lipsiae, 1827.

27) Commentatio botanica, sistens descriptionem Fistulinae hepaticae, Bull., et Agarici volemi, Fries. Acc. tab. II colorat. 4. Lipsiae, 1829.

Dr. Karl Schmidt,

Oberlehrer an dem herzogl. Gymnasium in Köthen.

(Autobiographie.)

Motto: Wahrheit und Freiheit, Liebe und Schönheit. So heißt das Ideal der Menschheit wie des Einzelmenschen, weil also das Wesen der Gottheit heißt.

Am 7. Juli 1819 bin ich zu Ostermünburg, einem Anhaltischen Dorfe, von nur gering begüterten Eltern, geboren. In den ersten Lebensjahren schon regte sich in mir die von der Mutter ererbte lebendige geistige Natur, so daß ich, allen Bemühungen meines Vaters, mir für die Landwirthschaft Interesse abzugewinnen, spottend, mein wahres Element in Büchern fand und, da diese Bücher fast nur in der Bibel bestanden, mich als Kind so fest und innig mit ihr zusammenlas und aus ihr so begeisterte Liebe zum Erlöser sog, daß diese tief in mein Herz gegrabenen religiösen Keime in den verschiedensten Lebensstationen, die unzerreißbaren Wurzeln blieben, die selbst da nicht ausgerottet, sondern nur überschüttet werden konnten, als ich zu Berlin auf einige Zeit von dem skeptischen Verstande Bruno Bauer's fortgerissen ward. Da ich meinen Vater, trotz meiner heißesten Wünsche, nicht dahin zu bringen vermochte, mich auf eine wissenschaftliche Vorbereitungsschule zu bringen, indem er fort und fort meinte, daß auf diesem Felde doch einmal nicht recht etwas Ordentliches aus mir werden würde; so mußte ich bis zu meiner Confirmation die Dorfschule meines Vaterortes besuchen, wo mir die nothdürftigsten allgemeinsten Kenntnisse im Lesen und Schreiben, im Rechnen und in der Katechismuslehre mehr eingebläut wurden, als

daß sie auf organische Weise aus mir heraus- und in mich hinein-entwickelt wären. $14^3/_4$ Jahre alt, Ostern 1834, hatte ich endlich alle äußeren Hindernisse besiegt und von meinem Vater die Erlaubniß erlangt, die höhere Schule zu Köthen beziehen zu dürfen. Mit meinen wenigen Kenntnissen ward ich natürlich nur nach der Quinta des Gymnasiums gesetzt und dadurch nicht wenig dem Gespött meiner Mitschüler ausgesetzt, die nicht nur meine Naivetät und körperliche wie geistige Unbeholfenheit verlachten, sondern es als außerordentlich lächerlich bezeichneten, daß ich, bei solcher Körpergröße und in so niederer Klasse, nicht das geringste Bedenken trüge, einstmals „studiren" zu wollen. Durch diese erste Begegnung in dem neuen Lebens- und Thätigkeitskreise ward ich anfangs so eingeschüchtert, daß ich mit dem ernsthaften Vorsatze umging, die Schule zu Köthen wieder zu verlassen, wenn mich nicht die gefürchteten Vorwürfe meiner Eltern von der Ausführung zurückgehalten hätte. Doch kaum ein Jahr und — das Gelächter und Gespött meiner Mitschüler war verstummt. Durch angestrengtesten Fleiß und musterhafte Führung erwarb ich mir bald die einstimmige Liebe meiner Lehrer und stieg ich von einer Klasse zur anderen empor, so daß ich nach Verlauf von 7 Jahren, nach zweijährigem Aufenthalte in Prima, Ostern 1841 die Universität beziehen konnte.

In Vielem war ich zu dieser Zeit bereits längst über das Gymnasium hinausgehoben. Goethe war neben Jean Paul bereits mein Lieblingsschriftsteller; Klopstock und Schiller hatte ich zum Theil durch- und verarbeitet; Homer und Sophokles waren stete und treue Begleiter geworden; nur die Mathematik vermochte mich nicht zu fesseln und die neuen Sprachen wurden nur mit größter Mühe angeeignet und trotz dieser Mühe doch nicht — weil bei dem zu späten Beginn derselben die Sprachorgane bereits so weit verknöchert waren, daß sie nur mit Schwierigkeit zur fremden Aussprache biegsam genug wurden — gewandt gesprochen. Naturwissenschaften wurden auf dem Gymnasium so gut wie gar nicht gelehrt. Doch lebte in mir eine so innige Liebe zur Natur und eine so heiße Begierde, das Leben derselben und ihre Gesetze kennen zu lernen, daß es schon auf der Schule mein festester Vorsatz war, auf der Universität kein Semester vorübergehen zu lassen, in dem ich nicht ein naturwissenschaftliches Colleg gehört hätte.

Am 6. Mai 1841 ward ich auf der Universität Halle immatrikulirt. Meine Studien begannen mit der Hegel'schen Philosophie. Mit großer aber ausdauernder Mühe arbeitete ich mich in die Logik und Psychologie hinein. Im zweiten Semester jedoch, wo ich Religionsphilosophie bei Schaller, aber auch Dogmatik bei Müller und Moral bei Tholuck hörte, begannen zum ersten Male die inneren religiösen Kämpfe. Die ererbte Glaubenssubstanz stritt mit der Hegel'schen Philosophie und — die jugendliche Lust des Denkens (— das, erwachend, im Rausche auftrat und nichts neben sich gelten ließ —)

siegte, obschon nach harten Kämpfen nur. Nächte wurden durchwacht, durchängstet und durchweint, weil ich es immer von Neuem für Sünde hielt, wenn ich wiederum den Glauben an einen dogmatischen Satz aufgeben sollte. Und doch forderte die Hegel'sche Philosophie dieses „Aufgeben" mit gebieterischer Nothwendigkeit. Endlich war das Gefühl vom Denken besiegt und die Hegel'sche Philosophie auf einige Zeit meine Religion geworden. Einige Tagebuchblätter aus den Jahren 1842 und 1843 versetzen in die damalige innere Stimmung. Es heißt in ihnen, Sommersemester 1842: „Ich habe nun die zwei dickleibigen Bände von Bretschneiders Dogmatik in Vergleich mit der Wegscheider'schen durchgearbeitet und weiß jetzt, nachdem ich das Studium vollendet, daß da für mich nichts zu holen ist. Ach, dieses leere Räsonnement, dieser gesunde Menschenverstand, dieses abstracte Deduciren des Dogma's auf Null, d. i. auf den Verstand Bretschneiders und Wegscheiders: nein, ich kann darin keine Befriedigung finden. Auf dem Felde dürrer Haide ist mir unwohl. Gibt's denn keine Oase?" — Wintersemester: „Julius Müller's dogmatische Vorlesungen sind eine Erquickung für den, der beim Rationalismus durstig geworden ist. Sie stehen auf der Vergangenheit und sehen die Dogmengeschichte nicht für Unsinn an, wie der Rationalismus, der darin, nur consequent, eine Gallerie von wahnsinnigen Ansichten erblicken kann. Aber Julius Müller muß seine Dogmen mit der neuesten Philosophie beweisen. Das Dogma muß für ihn doch nicht mehr in sich selbst kräftig sein, daß es so fremder Stützen bedarf. In Wahrheit ist bei ihm das Dogma nur noch das Getragene, nicht mehr das Tragende. Also Ruhe für Dich, Du armer, suchender Geist auch hier nicht." — 1842—43: „Mein Lieber. Ich habe gefunden, wonach sich mein Geist sehnte. Opfere den Göttern eine Hekatombe, hundert Ochsen und d'rüber. Opfere und stimme Jubellieder mit mir an. Weßhalb? — fragst Du kalt und ruhig, um für mich Schwärmer in Deiner Kaltblütigkeit eine Kaltwasserkur bereit zu halten. Darum, antworte ich Dir, weil ich jetzt endlich einen Quell entdeckt habe, durch den der Durst meines Geistes gestillt wird. Du weißt, wie ich mich stets schon zur Philosophie hingewandt habe. Aber bei aller Freude über die neuen großen Gedanken, die mir in ihr entgegen traten, quälte mich im Innern doch ein tiefer Schmerz. Ich glaubte, daß ich zu dumm wäre, um je selbstständig in der Philosophie zu werden, und wenn ich auch äußerlich noch so sehr mit philosophischen Floskeln um mich warf, verzweifelte ich doch innerlich am Verständniß und an mir selber. Nur mit heiliger Scheu trat ich an Hegel selbst heran, und seine Sätze waren und blieben mir oft böhmische Dörfer. Endlich, — ich ging an Hegel mit dem festen Entschlusse, mich nie wieder um Philosophie zu kümmern, wenn ich nun nicht in ihre Tiefen zu steigen vermöchte. Fast Tag und Nacht habe ich seit einem halben Jahre Hegel studirt und — ich glaube jetzt einen Schritt in's Heiligthum gethan zu haben.

Hatte ich mich früher an einzelnen großen Gedanken erfreut, so ist es jetzt ein Wald von himmelhohen Gedankenbäumen, in den ich eingetreten bin. Nicht das Einzelne, sondern das Ganze, nicht ein kühner Blick, sondern das System erhält jetzt meine Bewunderung. Hegels Dialektik ist an Hegel selbst und überhaupt das Größte, was es in der Philosophie gibt. Ich bin von nun ab Philosoph, und nichts, nichts soll mich wieder von der Philosophie scheiden. Mag man den Philosophen belächeln und bespötteln, — freilich findet er die Lust des Lebens nicht in dem, worin sie die Menschen suchen. Aber einen Freudenquell findet er in sich, der höhere Freuden bringt, als die Welt gibt, — den Quell der Wahrheit, der aus der Gottheit und in sie fließt. Philosophie soll fortan die Führerin meines Lebens und der Kampf gegen Satzung und Formelwesen die Aufgabe meines Daseins sein."

War somit einmal der Verstand und das Denken als Gott proklamirt, mußte es auch unaufhaltsam weiter gehen. „Wenn Hegel die Religion in die Philosophie übergehen läßt — heißt es in meinem Tagebuche von 1844 — und meint, daß beide ein und denselben Inhalt hätten, die Religion aber noch in einer unvollständigen Form, in der Form der Verstellung, hat dann Strauß nicht Recht, wenn er die Identität des Inhaltes mit der Form leugnet und aus Hegels Logik nachweist, daß sich mit der Form auch der Inhalt ändere, da die Form nur der in die Aeußerlichkeit dringende Inhalt sei?" — Von Strauß geht's zu Feuerbach, aber nur, um auch in ihm keine Ruhe zu finden. Wintersemester 1844: „Feuerbach analysirt die Dogmen und ihre Analyse zeigt ihm, daß die Religion nur in dem Herzenswunsche des Menschen bestehe und Gott selbst nichts anderes sei, als der Wunsch, daß der Mensch ewig, unendlich, unsterblich sei, der Wunsch der Wünsche, den die Phantasie realisire. Die Religion muß deßhalb, sagt er, menschlich gemacht werden, denn das wahre Wesen des Menschen — Denken, Wille, Herz — sind für den Menschen sein Alles und sein All." — Doch in dem Tagebuche von demselben Jahre heißt es dann noch: „Feuerbach wird aber doch im Wesen des Christenthums nur das Wesen seines Christenthums haben darstellen wollen. Sonst hätte er doch wohl nicht bloß die katholischen und protestantischen Mystiker, sondern die ganze historische Entwicklung des Christenthums analysiren müssen. Denn das Wesen einer Sache ist nur seine Geschichte, das Wesen des Christenthums ist die Geschichte des Christenthums. Das Christenthum ist nur ganz in der Totalität aller seiner Erscheinungen. Aber auch die Totalität der Erscheinungen ist noch nicht der ganze Inhalt des Christenthums, weil sie bloße Verstandesreflexionen und Anschauungen über das Christenthum sind, während die Religion als solche und also auch das Christenthum im Gemüth wurzelt." — Der Boden der Religion war hierdurch wiederum gerettet; aber das abstracte Denken sollte erst noch bis zu seinen letzten Consequenzen getrieben werden.

Ostern 1844 war ich nach der Universität Berlin gegangen und lernte dort im Wintersemester 1844—45 Bruno Bauer kennen. Meine Aufgabe war sehr bald, mich mit seinen Anschauungen auseinanderzusetzen. Es geschieht. Mein Tagebuch von 1845 sagt darüber: „Bruno Bauer — ein knorriger Charakter mit ungeheurer Geistesenergie. Für ihn ist die Religion eine abgemachte Sache, seitdem er seine Synoptiker geschrieben und in ihnen die christliche Urgeschichte in das menschliche Selbstbewußtsein aufgelöst hat. Aber auch die Philosophie, Hegel'sche und Feuerbach'sche, ist für ihn nichtig, da sie feste, dogmatische Categorien aufstellt, während die Wahrheit nur in der Flüssigkeit des Werdens besteht, und die Kritik, welche jeden Gegenstand in sich selber betrachtet und ihm seine eigenen Widersprüche nachweist, die alleinige Wahrheit ist. Ja Bruno Bauer hat Hegel und Feuerbach gegenüber Recht. Wenn es keine absolute offenbarte Wahrheit gibt, wo wollen Hegel und Feuerbach dann ihre absoluten Wahrheiten herhaben? Sie haben den Grund für die Wahrheit ihrer Ansichten nur in sich, in ihrem Bewußtsein. Warum glauben sie aber, daß das, was ihnen Wahrheit ist, für alle Menschen die Wahrheit sein müsse?" — „Nun aber der Kritiker, Bruno Bauer, — hat denn nicht er selbst auch Unrecht, wenn er die Kritik als die allgemeine Wahrheit hinstellt? Wenn einmal jedes Dogma bezweifelt und vernichtet werden soll, warum läßt der Kritiker das Dogma von der allein seligmachenden Kritik stehen? Der Kritiker mit seiner Kritik ist also selbst noch ein Gedankenscheemen für das Individuum, das der Inhaber der Kritik und der Dogmatik ist." Mit diesem Resultate war die letzte Gedankenconsequenz gezogen. Des Verstandes Gott ist allein der Verstand. Der Verstand ist geborner Atheist. Und bestände der Menschengeist wesentlich und allein aus Verstand, so wäre die Welt für ihn gottlos. „Gibt's denn aber — so sprach in mir 1846 die Opposition des Gefühls gegen den abstracten, sich zum alleinigen Herrn proclamirenden Verstand — gibt's denn aber weiter nichts als Denken? Erhalte ich durch's Denken allein die Wahrheit? Hat der Mensch neben dem Kopfe nicht auch noch ein Herz, neben dem Gedanken nicht auch noch Gefühl? Warum soll das Gefühl nicht eben so viel gelten, als der Gedanke? Gibt's einen Gedanken ohne Gefühl und ist das Gefühl nicht das absolute Prius des Gedankens? Das Denken gibt Bewußtsein über die Endlichkeit, über Raum und Zeit; das Gefühl gibt Wissen vom Unendlichen, von Gott und Ewigkeit. Das Gefühl ist der letzte Beweis für alle Wahrheit, d. i. für alle geistige, göttliche Wahrheit, indeß die empirische Welt dem Verstande gehört. Man führt gegen das Gefühl an, daß es jeden Grund für sich selbst verschmähe und jedem Grunde, den ein Anderer gegen seine Wahrheit anführt, die unmittelbare Gewißheit des Innern unerschütterlich entgegenhalte. Aber hat es hierin nicht Recht und thut es damit etwas Anderes, als was du, Verstandesmensch, auf Deinem Boden gleichfalls thust? Nimmt denn

Dein Auge einen anderen Grund und Beweis für seinen Gegenstand an, als den, daß es ihn sieht? So kann naturgemäß das Gefühl für seine Wahrheiten nur in sich selber haben, oder nur wenn Du selbst Gefühl hast, verstehst Du das Gefühl, wie nur der, welcher scharf schließen kann, scharfe Schlüsse versteht."

Dieser Schluß einer Entwicklungszeit, die mit vielfachen und furchtbaren innern Kämpfen durchwoben war, war einestheils das Resultat des in mir stets wachen und gegen den Verstand und seine Consequenzen ankämpfenden Gefühls, anderntheils aber eine Errungenschaft meiner weiteren Studien. Auf der Universität Halle nämlich waren neben den philosophischen Studien besonders dogmengeschichtliche und neutestamentlichexegetische gemacht; und auf der Universität Berlin wurden vor Allem griechische Sprache und Literatur vorgenommen und die früheren naturwissenschaftlichen Beschäftigungen eifrigst fortgesetzt. Diese positiven Studien retteten mich aus dem blassen Reich abstracter Verstandesconsequenzen.

Und das praktische Leben drückte das Siegel darauf. Nachdem ich bereits von meinem Studium zu Berlin, im Sommer 1844, zu Köthen das Examen eines Kandidaten der Theologie absolvirt und nachdem ich sodann von Michaelis 1845 bis Michaelis 1846 in den oberen Klassen des Gymnasiums zu Köthen in Geschichte und alten Sprachen Unterricht ertheilt hatte; ward ich Michaelis 1846 nach Edderitz, einem Anhaltischen Dorfe, als Pfarradjunkt berufen. Drei Jahre hindurch ward hier nicht nur das geistliche Pfarramt verwaltet und eine „Sonntagsschule" errichtet, in der ich junge Leute vom 15. bis 25. Jahre im Deutschen, namentlich im Briefschreiben, im Rechnen und in den Naturwissenschaften unterrichtete; es wurden hier auch die biblischen und dogmengeschichtlichen Studien wieder aufgenommen und vorzüglich Schleiermacher und Aristoteles einer genauen Durcharbeitung unterworfen. Diese letzteren Studien machten den Abschluß in meinen „Lehr- und Wanderjahren," deren flüssige Resultate in dem Werke: „Eine Weltanschauung. Wahrheiten und Irrthümer." Dessau bei Fritsche. — niedergelegt wurden, das bereits im Jahre 1847 zum großen Theil fertig gedruckt war, aber widriger Zeitverhältnisse wegen erst im Jahre 1850 herausgegeben werden konnte und das, ohne weiteren und tiefen wissenschaftlichen Werth, Schlaglichter auf meine eben dargestellte Entwicklung wirft. Es gliedert sich in drei Theile, von denen der erste „Meine Philosophie" darstellt und als solche die Analyse des Ich — a) „Ich." b) „Bin." c) „Ich bin." — gibt, indeß der zweite „Meine Theosophie" enthält, und darunter die „Kunst," den „Staat" und die „Religion" behandelt, der dritte aber „Fragmente meines Lebens" und darin Skizzen aus den Jahren 1842—1850 bringt.

Diese letzteren Skizzen lassen zugleich Blicke auf die Art und Weise thun, wie ich mich in das praktische Leben hineinzuleben suchte.

Auch hier mußte ich mir meine Stellung erst durch Kampf erobern. Im Jahre 1847 war in meinem spezielleren Vaterlande der Uhlich- und Lichtfreundenthusiasmus zu seiner höchsten Höhe gestiegen. Uhlich war der Gott des Tages, und dieser Gott ward unbesehens verehrt, und wehe denen, die an dieser Verehrung zu rütteln wagten — — wüthend trat ihnen der Philister mit seinem „Quos ego“ entgegen! Meiner Natur war jedoch dieser Rausch von Betrunkenheit im höchsten Grade zuwider, und um mich mit dem todten und noch dazu inconsequenten rationalistischen Verstande auseinanderzusetzen, schrieb ich eine „Kritik“: „Uhlich und die Kirche,“ Potsdam, Horvath'sche Buchhandlung, als deren Resultat sich mir ergab: „Das (— daß die protestantische Kirche Uhlich von sich weist —) ist ein dramatisches Ende und sein Schluß der Schluß einer Tragödie. Uhlich mit seiner gemüthlichen Natur, mit seiner gottfreudigen Persönlichkeit, mit seinem offenen Wesen, in dem kein Falsch ist, mit seinem rechtlichen und redlichen Bewußtsein, das nie heucheln will und kann, mit seiner natürlichen Einfalt, die von keinem Dünkel und keinem Hochmuth weiß, mit seiner ehrenfesten Gesinnung und mit seiner echt christlichen Liebe — geht unter an der Kirche, als der objectiven Macht, die er nicht erkennt und an der er zerschellt, weil, wenn er bliebe, sie vernichtet würde, wie der ideale Tasso sich am realistischen Antonio bricht. Wir bedauern ihn, weil wir uns als Menschen in ihm wiederfühlen und wir möchten ihn gern als Geistlichen in der Kirche wissen, weil's nicht viele Uhlich's gibt; aber es ist das Recht der Geschichte, das er verletzt und das sich deshalb rächend gegen ihn kehrt. Die Geschichte geht unaufhörlich ihres Wegs und wirft seitwärts, was ihr entgegentritt. Und wir spielen dabei die Entsagenden, und, die objective Vernünftigkeit anerkennend, sprechen wir auch hier: Es ist ihm sein Recht geschehen! — Durch dieses Gericht, das ich über Uhlich gehalten, war ich natürlich vor den „Rationalisten“ gerichtet, resp. verurtheilt, und, da diese nichts anderes als „Rationalisten“ und „Orthodoxen“ kannten und kennen, ein „Orthodoxer“ geworden und weil natur- und instinktgemäß die „Buchstaben-Orthodoxen“ wohl wußten, daß sie mich nicht zu den Ihren zählen durften, demnach von Rationalisten und Orthodoxen im Verein als Feind betrachtet. Gleiches ereignete sich 1848 und 1849 auch auf dem Felde der Politik, da ich als Landtagsabgeordneter, sehr bald mehr in das Centrum gestellt, jeder extremen Partei das audiatur et altera pars zurufen mußte, und die „Demokraten“ mich deßhalb zu den „Reactionären“ rechneten, die „Reactionäre“ aber in mir einen gefährlichen Demokraten sahen Die provinziale Klatschliteratur hatte daher in den Jahren 1848 und 1849 an meiner Natur einen nicht gemeinen Fund; indeß ich ruhig und selbstgewiß auf meinem Wege vorwärts ging, da ich bereits durch das Studium Schleiermachers das Fundament meiner religiösen Ueberzeugungen unerschütterlich fest gelegt, sowie durch Aristoteles und die Naturwissenschaften angeleitet

im Studium der Menschennatur die Basis aller Philosophie und Wissenschaft gefunden hatte.

Die Anthropologie war fortan mein eifrigstes und unablässigstes Studium geworden, und wissenschaftliche Untersuchungen und praktische Beobachtungen wurden am Studirtisch wie von dem Mikroscop, in der Schule wie im Leben meine ununterbrochene Beschäftigung. Die Resultate dieser Untersuchungen und Beobachtungen wurden sodann 1852 in meinem anthropologischen Werke niedergelegt. „Anthropologische Briefe. Die Wissenschaft vom Menschen in seinem Leben und in seinen Thaten. Allen Gebildeten, vorzüglich allen Lehrern und Erziehern gewidmet von Dr. K. Sch. Dessau bei Gebrüder Katz" — so ist der Titel eines Buches, das den Menschen und seine Natur als ein organisches Ganze mitten in eine Welt von und voll Leben einzugliedern sucht und das sich mit folgenden Worten einführte: „Die deutsche Philosophie hat in ihren neuesten Gestaltungen und in ihren Ausläufen nach Hegel auf Null geführt. Sie hat mit dem Stoicismus von David Strauß, mit dem Epicuräismus von Ludwig Feuerbach und mit dem Scepticismus von Bruno Bauer einen weltgeschichtlichen Kreislauf beschlossen, wie sie es zu Anfang der römischen Kaiserherrschaft gethan. Die Wirklichkeit der letztverflossenen Jahre hat der Philosophie ihre Kritik gegeben. Sie hat gezeigt, daß nicht der ausspeculirte, sondern der wirkliche Mensch der Träger der Weltgeschichte ist. Der menschliche Geist, müde der grauen Theorie, sehnt sich nach den frischen Quellen des Lebens und sucht in den Naturwissenschaften den Trank, der den Durst des Wissens stillt. Naturgemäß wird bei diesem Streben die phantastische Philosophie zu einer realen Anthropologie, zu einer Wissenschaft vom Menschen, die nicht aus einseitiger Speculation, sondern aus geistdurchdrungener Erfahrung, aus Menschen- und Selbstbeobachtung geschöpft ist, und die den Menschen nicht aus der Natur herausreißt, sondern mitten in die Natur hineinstellt." Indem die „anthropologischen Briefe" eine solche Wissenschaft vom Menschen zu geben suchen, bestimmen sie, weil sich der Mensch mitten in einer Welt voll Leben befindet, die ihn umgibt und in und mit der er lebt, zuerst das Verhältniß des Menschen zu dieser Welt und sprechen daselbst als ihr Resultat aus: „Der Mensch ist ein Stück der Natur — ein System, das Punktum der Erde. Wenn Du ihn aus dem allgemeinen Erdleben herausreißt, hast Du ihn nicht mehr." Der erste Haupttheil hat sodann die einzelnen Systeme des menschlichen Organismus zu seinem Vorwurf — die Embryologie und praktische Winke zur Erziehung des Kindes im Mutterleibe, — das Assimilations-, Blut- und Athemsystem, nebst der Lehre von den Nahrungsmitteln und der Kultur dieser Systeme, — die äußeren Sinnesorgane und ihre Erziehung, — das Knochen- und Muskelsystem und deren praktische Ausbildung, — das Nervensystem, sein Leben und die Diätetik desselben, — das Hirn als Organismus des Geistes, sowie die

Systeme und Organe dieses Organismus, nebst der praktischen Bedeutsamkeit solcher Geistesauffassung für Moral, Politik, Criminalgesetzgebung, Kunst, Religion und Erziehung, — das kosmische Leben im Menschenleben, Wachen und Schlaf, Traum, Ahnung, thierischer Magnetismus, Gesundheit, Leibes- und Geisteskrankheit, Tod. Der zweite Haupttheil schildert den Menschen in seiner Besonderung, die Menschheit in ihren Spezies und behandelt demgemäß die Abhängigkeit des Menschen vom Raum und damit die Specialisirung der Menschen in Racen, Völker und Familien, sowie die Abhängigkeit des Menschen von der Zeit, sowohl von der Zeit der Menschheit, also von der Weltgeschichte, als auch von der Zeit, wie sie sich in jedem Menschen als sein Lebensalter verkörpert hat, und nimmt bei letzterer Charakteristik speziell auf die Erziehung Rücksicht, indem beim jedesmal betreffenden Alter die Volksschule, die Bürgerschule, die polytechnische Schule, das Gymnasium und die Universität mit ihren verschiedenen Aufgaben geschildert werden. Der dritte Haupttheil stellt die Menschheit in ihrer Individualisirung dar und handelt von den Temperamenten, von der tausendfachen Individualisirung der Geister, je nachdem die einzelnen Systeme und Organe den Mittelpunkt im Geistesorganismus bilden, und von der Kranioskopie und Physiognomik. Der Schluß des Werkes endlich bringt die Geschichte der Anthropologie bei den verschiedensten Völkern und von den frühesten geschichtlichen Zeiten bis in die Gegenwart.

Da die „anthropologischen Briefe“ auf dem Satze ruhen: „Wer die Natur verstehen will, muß den Menschen verstehen; wer den Menschen verstehen will, muß die Natur im Menschen und den Menschen in der Natur verstehen:“ — so konnte ihre Abfassung nur erst dann und da stattfinden, als ich mir ein allgemeines Verständniß der Natur erworben hatte. Diese allgemeine Erkenntniß der Natur war bereits vor Bearbeitung der „anthropologischen Briefe“ im Manuscripte niedergeschrieben, erschien jedoch erst 1853, Leipzig, Geibel, unter dem Titel: „Harmonie der Welten.“ Ich wagte in diesem Werke den Versuch, die Welt als ein einziges großes Kunstwerk aufzufassen, als einen Organismus, wo alles und jedes Einzelne als Glied in's Ganze gehört und in das Ganze hineingreift. Alle Glieder des Kosmos stehen in harmonischer Wechselwirkung: sie sind Organe Eines Organismus und gliedern sich zu-, in- und aneinander, wie die Organe des Menschenorganismus. Es gibt kein mechanisches Leben, und es gibt keinen Mechanismus im Allorganismus: Alles ist innere Thätigkeit — das Größte und Kleinste und jedes Kleinste im Kleinsten. Die Welt ist lebendig — ist nur, weil sie lebt: ein ewiger unaufhörlicher Lebensproceß. Was wir Tod heißen, ist nur das Uebergehen einer Lebensform in die andere, denn außer dem Leben ist nichts, sondern was ist, ist im Leben und mit ihm. Von der mathematischen Formensprache des Krystalls bis zu den heißen Farbentönen der Blume, von der 1/2000 Linie großen Däm-

merungsmonade bis zu dem Himmel des Herschel'schen Riesenteleskops, von dem Eise der Pole bis zum Firn der höchsten Gebirge, von dem Tiger der Wüste, der in seiner Farbe seinen Wohnort, das gelblich-heiße, oasenbesäete Wüstengesicht abbildet, bis zu dem Eisvogel, der in seinen Federn den Norden abzeichnet und mit sich trägt, oder bis zu dem Menschen, dem daseienden, in die Erscheinung brechenden Geiste: überall Liebe und Leidenschaft, Ton und Farbe, Gottharmonie und Schöpfungssynfonie des zeitlichewigen Lebens. Auch der scheinbare Gegensatz von Geist und Materie, von Leib und Seele verschwindet in der Harmonie des Ganzen. Gottthat und Gottgedanke ist der Geist, der in seinen einzelnen Thaten, in seinen Selbstbethätigungen, als Leib erscheint: Leib ist die Erscheinungsform seines Daseins. Die sichtbare Welt ist nur der Reflex der sich beschränkenden Gottthaten. Gott aber ist Alles in Allem. Er ist die Einheit, aus der alle Mannigfaltigkeit hervorgeht. Er ist die absolute Macht, lauter That, ewige, lebendige Wirksamkeit. Er ist der Freie, der in allem Bestimmen der Sichselbstbestimmende ist. Er ist die sich selbst anschauende Vernunft, wissendes Sein und seiendes Wissen. Er ist die Liebe, die schaffen muß, weil sie liebt, weil sie in sich Qual und Pein empfinden würde, wenn sie sich nicht selbst bestimmte und selbst anschaute in ihrem Andern. Er ist die absolute Person, die weiß, was sie will, und will, was sie weiß, und kann, was sie thut, und thut, was sie ist. Er ist der Schlußpunkt in der Harmonie der Welten und ihr Quellpunkt zugleich. — Auf dieser Anschauung vom Leben Gottes, die sich jedoch nicht als absolut und als erschöpfend hinstellt, weil der Unendliche für den endlichen Geist immer etwas Unbegreifliches, nur zu Ahnendes behält, basirt die Anschauung von der „Harmonie der Welten," in der das All gottfreudig und gotterfüllt lebt. Dieses gottvolle und gottselige Leben des Kosmos aber ahnet der Mensch nur und stückweis allein tritt es ihm in den Organismen entgegen. Schattenhaft offenbart es sich ihm im Fixsternhimmel; klarer im Planetenorganismus; offener noch im Erdleben, und in diesem am anschaubarsten im Menschensein.

Die „Harmonie der Welten" versucht zugleich auch auf die Harmonie der Wissenschaften hinzuweisen. „Wissenschaft und Religion, — sagt sie — Naturwissenschaft nebst Philosophie einerseits und Religionswissenschaft andrerseits ergänzen sich gegenseitig, indem jede von beiden die eine Hälfte des menschlichen Wesens — sein Abhängigsein und sein Ichsein — repräsentirt, von ihm ausfließt und es befriedigt. Die Naturwissenschaft, welche bei ihren Beobachtungen das der Beobachtung unzugängliche Geisterreich vergißt, wird Materialismus. Die Philosophie, welche von den Gefühlen nicht die ewigen Ideen erhält, ist Atheismus. Die Religionswissenschaft, welche bei der Analyse der Abhängigkeitsgefühle Beobachtung und Denken in's Gesicht schlägt, wird Aberglaube und Schwärmerei. Nur wenn die Religionswissenschaft ihre Offenbarungen analysirt und in ihnen

centrirt, in ihrer Peripherie aber die Resultate der Beobachtung und des Denkens liegen hat, nur wenn die Naturwissenschaften in ihrer Beobachtung des Einzelnen das Allgemeine nicht vergessen, und nur wenn die Philosophie die Schranken des menschlichen Denkens erkennt und auf dem Meere des Wissens im Glauben Anker schlägt, — wird die ganze volle Menschennatur befriedigt und fällt die fanatische Verketzerung, welche Naturwissenschaft und Philosophie gegen Religionswissenschaft, und Religionswissenschaft gegen Naturwissenschaft und Philosophie exerciren.

Eine genauere Auseinandersetzung erhielten die zuletzt aus der „Harmonie der Welten" citirten Gedanken in der von der allgemeinen Köthenschen Predigerversammlung gehaltenen „Einleitungsrede," die in den „Theologischen Zeitfragen," Köthen, P. Schettler 1853, erschien. Die Rede wirft die Frage auf: „Was ist's gegenwärtig und was wird's mit der protestantischen Theologie?" und antwortet darauf: „Krieg ist's und Friede muß es werden." Die wesentlichsten Gedanken derselben liegen in folgenden Aussprüchen: „Die Anthropologie hat mittelst Beobachtung gefunden, daß der menschliche Geist ein Organismus ist, der sich wesentlich in drei Systeme, in das centripetale — das Denksystem — in das centrifugale — das Willenssystem — und in das centrale — das Gefühlssystem — gliedert, von denen sich, analog den leiblichen Systemen, jedes wiederum in Organe trennt, so daß das Denksystem in Beobachtungs- und Denkorgane, das Willenssystem in Organe zur Erhaltung des Ich und der Gattung, des Gefühlssystem in die Organe der Moral — Gewissen und Liebe — und in die Organe der Religion — Ehrfurcht, Glaube und Hoffnung — zerfällt. Die Ansichten, Gedanken, Gesinnungen, Gefühle und Handlungen des Menschen sind das Resultat dieser geistigen Organe, die sämmtlich jedem Menschen eignen. In gewissem Grade sind sie jedoch unabhängig von einander und die relative Stärke, resp. Thätigkeit derselben kann bei den verschiedenen Individuen verschieden sein, ja es bestimmen bestimmt vorragende oder ein vorragendes Geistesorgan den individuell-menschlichen Charakter. Der eine Mensch zeichnet sich schon in seiner Kindheit durch Neigung zur Naturkunde oder zu mechanischen Wissenschaften und Künsten aus; der Andere sucht Alles, was er sieht, unter das Gesetz von Ursache und Wirkung zu bringen. Der Eine treibt sich unaufhörlich auf dem Thatenschauplatze herum; der Andere hat seine Lust in der engen Zelle des Denkers rc. rc. Je nachdem beim Einzelnen verschiedene Geistesvermögen verschieden groß sind, wird er für verschiedene Objekte verschiedene Empfänglichkeit besitzen und sie verschieden beurtheilen. Je nach den dem Menschen von Gott verliehenen Anlagen leuchtet daher auch die ewige Sonne der Christusreligion aus dem Menschen in verschiedenen Strahlen heraus. So lange das nicht erkannt ist, daß die religiöse Auffassung von den Anlagen und von der Individualität des Einzelnen bedingt ist, hält Jeder seine Ansicht

mit absoluter Wahrheit für gleichbedeutend. Sobald aber gewußt wird, daß der Eine göttliche Geist mancherlei Gaben verliehen hat und die große Welt des Lebens nicht nach Einem absoluten Normalmaße gemessen haben wollte, weiß der Mensch, daß man jeden Geist, dem man eine seiner Organisation nicht entsprechende Ansicht octroyiren will, zum Heuchler und gleichgiltig gegen die Religion macht, und hat man nicht allein die göttliche Toleranz begründet, welche Jedem auf seine Weise und auf seinem Wege gewähren läßt, wenn er den Andern nur dasselbe thut, sondern auch den kämpfenden theologischen Parteien einen andern Standpunkt und eine neue Wendung gegeben." —

In dieser Zeit, wo meine Forschungen und Beobachtungen über die Natur des Menschen in den bezeichneten Werken niedergelegt wurden, war bereits mein praktisches Leben nach einer etwas andern Seite hingewendet. Im Frühjahr 1850 ward ich zum Lehrer am herzogl. Gymnasium zu Köthen ernannt und wirke seitdem — seit 1856 als Oberlehrer — an dieser Anstalt als Religionslehrer in den obersten Gymnasialklassen, sowie als Lehrer des Hebräischen und Ordinarius der Quarta. Viel früher schon — 12. August 1847 — hatte ich mir an der Universität Halle das Diplom eines Doctors der Philosophie erworben und dabei „De ratione, quae intersit inter religionem et philosophiam" geschrieben.

Seit Ostern 1850 bin ich verheirathet und lebe seitdem im glücklichen Familienleben, — an meinen beiden kleinen Mädchen zugleich die Kindesnatur und die Gesetze ihrer Entwicklung studirend.

Das Studium dieser Natur und dieser Gesetze war bereits, seitdem ich als Lehrer am Gymnasium auftrat, meine vorzüglichste Aufgabe geworden, da ich dafürhielt, daß man nicht Lehrer und Erzieher sein könne, ohne den Menschen und seine Entwicklung, sowie die Gesetze derselben zu kennen. In den „anthropologischen Briefen" liefen deshalb schon die Auseinandersetzungen der einzelnen leiblichen und geistigen Systeme und Organe des Menschen in Andeutungen über die Erziehung und gesunde Ausbildung derselben aus. Was aber in den „anthropologischen Briefen" als Folgerung aus den Entwicklungsgesetzen des menschlichen Organismus nur angedeutet werden konnte, das ist im „Buch der Erziehung." — „Buch der Erziehung. Die Gesetze der Erziehung und des Unterrichts, gegründet auf die Naturgesetze des menschlichen Leibes und Geistes. Briefe an Eltern, Lehrer und Erzieher. Köthen 1854, Schettler" —) auseinandergelegt und auf alle Seiten des menschlichen Leibes oder Geistes, auf alle Sphären des Menschenlebens angewandt, so daß auf alle wichtigen Fragen, welche Eltern und Erzieher aufwerfen können, in allgemein verständlicher Sprache Antwort ertheilt ist. Und da die im „Buch der Erziehung" niedergelegten Gesetze besondere Berücksichtigung des Kindes nicht allein in der gewöhnlichen Schulzeit, sondern vor Allem in den ersten Kindheitsjahren, wo das Kind allein

noch der Mutter gehört, verlangen; so suchte ich in den „Briefen an eine Mutter über Leibes- und Geisteserziehung ihrer Kinder, Köthen 1856, Schettler“ — diese Gesetze in die Familie hineinzupflanzen. „Die Gymnasial-Pädagogik“ (Gymnasial-Pädagogik. Die Untergesetze der Erziehung und des Unterrichts in humanistischer und realistischen gelehrten Schulen. Köthen 1857, Schettler –) endlich legt die aus der Natur des Menschen herausgezogenen Gesetze des Unterrichts und der Erziehung an die Idee des humanistischen und realistischen Gymnasiums an und versucht dadurch einen Beitrag zur naturgemäßen Erziehung in Gymnasien zu geben.

Die in vorstehenden pädagogischen Werken niedergelegten Gesetze lassen sich in Folgendes zusammen fassen:

1) Entwicklung. Alles, was lebt, ist Organismus. Was Organismus ist, entwickelt sich, d. h. setzt sich aus der Unbestimmtheit in Bestimmtheit, aus der Einheit in Vielheit. Entwicklung aber ist, weil Setzen, ein Nacheinander, Zeit. Nur in der Zeit und als Zeit geht die Entwicklung vor sich. Entwicklung fordert Allmähligkeit. Entwickeln muß daher der Lehrer: beim Einzelnen anfangen und zum Allgemeinen fortgehen: den Geist des Zöglings nach und nach aus der Unbestimmtheit zur Bestimmtheit herausarbeiten; das Werden des Organismus der Natur ablauschen und demgemäß zuerst Milch und später erst Brod und Fleisch als Reiz zur Entwicklung reichen. Denn immer muß der Reiz in einem angemessenen Verhältniß zur Energie der Organe stehen, welche er reizen soll, und nur wenn sich Reiz und Reizfähigkeit entsprechen, geht die Entwickelung naturgemäß vor sich.

2) Wie das Leben und Wesen und darum das Endziel aller Natur und Creatur Gott ist, und jegliches Ding also seine Lebensuhr himmelwärts stellt: so besteht auch der Mensch nur in Gott, durch Gott, mit Gott. Er ist göttlichen Geschlechts, — das Ebenbild Gottes, der alle Wahrheit, alle Freiheit und alle Liebe ist. Wenn aber des Menschen Wesen Ebenbildlichkeit, Aehnlichkeit mit Gott ist, so ist auch Zweck und Ziel des Menschen Verähnlichung mit Gott und Zweck und Ziel der Erziehung demnach, die Geisteskräfte des Menschen in harmonischer Vereinigung nach der Idee der Wahrheit, Freiheit und Liebe auswachsen zu lassen.

3) Individualität und Individualisirung. Jeder Mensch ist ein ganz besonderer Mensch. Und so wenig die Sonne aus ihrem Kreise treten kann, eben so wenig vermag der Mensch aus dem durch seine Organisation vorgeschriebenen Kreise seiner Gedanken, Gefühle und Wallungen zu treten. Die Erziehung soll demnach den allgemeinen Erziehungsbegriff und die allgemeinen Erziehungsgesetze auf das bestimmte Individuum anwenden. Wer dem Menschen seine Eigenthümlichkeit nimmt, der nimmt ihm sein eigenstes Eigenthum.

4) Selbstthätigkeit. Alles Leben wird erst durch Selbstthat zum Leben. Der Athlet erstarkt nicht durch Worte, sondern durch Muskel-

übung. Der Clavierspieler wird nicht durch Worte unterrichtet, sondern durch oft wiederholtes Spiel. Der Maler lernt nicht durch Worte malen, sondern durch Versuche im Malen. Durch Selbstthat allein auch entwickelt sich der Geist zur Selbstständigkeit, in der der Mensch das Gute thut, das Wahre fühlt und die Freiheit denkt und liebt.

5) Körper und Geist bedingen und durchdringen sich so innig, daß die Thätigkeit des einen von der des anderen abhängt und die Arbeit des einen zugleich eine Arbeit des andern ist. Wer den Menschen erziehen will, muß also Leib und Geist erziehen. Er darf den Leib nicht vernachlässigen, denn ohne ihn kann der Geist im Erdenleben nicht wirken. Noch weniger aber darf er die Leibeserziehung auf Kosten der Geistesentwicklung betonen. Der Geist ist der Mittelpunkt im Menschenleben, der Mensch im Menschen: wo er unentwickelt und unthätig ist, da erstarrt und verholzt der Leib, erstarrt und verholzt das Leben selbst.

6) Der Geist ist ein Organismus. Es sind in ihm nicht nur die einzelnen Denkvermögen, es sind auch mit dem Denksystem das Gefühls- und Wollenssystem organisch verwachsen, so daß einerseits ein Organ und ein System nicht ohne das andere gebildet werden kann, weil eins das andere stützt und stärkt, läutert und erleuchtet, andrerseits aber auch jedes wiederum seine ihm eigenthümliche Thätigkeit übt, die von keinem anderen versehen werden, aber auch selbst keine andere versehen kann. Niemand ist wohlwollend, gerecht, furchtsam, stolz &c. im Verhältniß zu seinem Gefühl, Scharfsinn und Verstand. Jedes will, soll und muß auf seine Weise, in und mit seiner Welt erzogen werden: man wird nicht ehrgeizig, gerecht, wohwollend &c., wenn man rechnen, schließen oder Sprachen sprechen kann.

7) Der Weg zur Erkenntniß geht durch Vorstellungen zum Begriffe, Urtheil und Schluß. Die Unterrichtsstufen sind demnach: a) Bilden von Anschauungen und Vorstellungen. b) Entwickeln der Begriffe, Urtheile und Schlüsse.

8) Die Anschauungsstufe nimmt die ersten sieben Lebensjahre des Menschenlebens ein. Diese Zeit eignet vor Allem der Ausbildung des Leibeslebens; seine Geistesarbeit soll hier noch ein Spiel sein. Darum gehört das Kind in diesem Zeitraume auch noch nicht der eigentlichen Lehr- und Erziehungsanstalt. Das Elternhaus ist sein Schulhaus und ergänzend oder vielmehr vertretend kommen die Fröbel'schen Kindergärten dem Kinde und seiner Entwicklung entgegen.

9) Im zweiten Kindheitsalter, vom 7. bis 14. Lebensjahre gehört das Kind der Vorstellungsschule, weil die Bildung von Vorstellungen der Mittelpunkt in seinem Geistesleben zu dieser Zeit ist. Im zweiten Kindheitsalter müssen alle Kenntnisse angeeignet werden, die dem Menschen als Menschen absolut nothwendig sind — die Kenntniß seiner selbst, die Kenntniß der ihn umgebenden Natur und die Gotteserkenntniß. Diese Aneignung von Kenntnissen ist aber in

Quantität verschieden, je nachdem der Zögling im Ackerbau und niederen Handwerk, oder im Gewerbe-, Fabrikanten- und Handelsstande seinen künftigen Beruf sucht. Der Erstere erhält in der Volksschule nie bloß begriffsmäßiges, sondern immer nur lebendiges, sich auf das Leben beziehendes Wissen, überhaupt nur so viel, als nothwendig ist, um in der Welt mit sich und mit Andern fortzukommen und die Natur und Gott zu erkennen und zu lieben, — indeß der Letztere in der Bürgerschule bewußte Einsicht in die Lehren der Religion, wie in die Geschichte des Vaterlandes und in die Entwicklung der geschichtlichen Völker der Gegenwart, auch theoretische und praktische Kenntniß der Naturgesetze und Naturgebilde erlangt.

10) Das erste Jünglingsalter verbringt derjenige Mensch im Gymnasium, der durch Kenntniß und Handhabung der Menschheitsgesetze wortführend und leitend in die Entwicklung des Staates, oder durch Kenntniß und Handhabung der Naturgesetze in die Weiterentwicklung des praktischen Lebens eingreifen will. Nach der Individualität des Gymnasiasten, wie gemäß den Forderungen des Zeitgeistes und der gegenwärtigen Wissenschaft gliedert sich das Gymnasium in ein humanistisches, in dem vorzugsweise die höheren Denk- und Gefühlsvermögen Nahrung erhalten, da es die Gegenwart als Resultat der Vergangenheit erkennen und die verschiedenen Lebenserscheinungen mit dem idealen Lichte der Ewigkeit beleuchten und von hier aus anschauen lehren soll, in dem also die Gesetzeskenntniß der Weltgeschichte und besonders die der altklassischen, weil in sich vollendeten Völker mit ihren Sprachen über die Naturwissenschaften überwiegt, — und in ein realistisches, in dem neben den Gefühlen die Beobachtungsvermögen besondere Beachtung erhalten, weil es unmittelbar in das moderne Leben einführen und seine Zöglinge befähigen will, als wirkende Intelligenzen den Ackerbau-, Gewerbe- und Handelsstand zu leiten und zu heben, indem also die Naturwissenschaften und modernen Sprachen die Geschichts- und Sprachwissenschaft des antiken Lebens überragen. —

Ferdinand Schmidt,

Lehrer und Jugendschriftsteller in Berlin.

Hören wir zunächst ein Urtheil Diesterweg's über Ferdinand Schmidt. „Die Zahl der Jugendschriften, sagt derselbe, vermehrt sich in solchem Grade, daß es auch dem fleißigsten Redacteur nicht mehr möglich ist, alle zu beurtheilen; denn es ist nicht möglich alle zu lesen. Unter solchen Umständen freut man sich, Jugendschriftsteller zu kennen, deren Schriften man unbedingt empfehlen kann. Ein solcher Jugendschriftsteller ist Ferd. Schmidt. Er ist Lehrer in Berlin, Kommunallehrer, d. h. Lehrer an einer Stadtschule, in welche arme Kinder zu gehen pflegen, für welche die Kommune das Schulgeld bezahlt. Als solcher kennt er die Lage der in gedrückten Ver-

hältnissen aufwachsenden Kinder, die Noth des armen Mannes, die Verhältnisse der untern Klassen. Er mag sie wohl auch selbst erfahren haben. Er liebt die Kinder, den Umgang mit ihnen, ihre Erziehung und Bildung. Er hat ein Herz für die Leiden der Menschheit, und es schlägt lebendig und warm bei dem Gedanken, zu ihrer Linderung beitragen zu können. Für seine Aufgabe als Lehrer und Erzieher hält er es, diese Aufgabe auch andern Menschen recht wichtig und heilig zu machen, und Schriften zu schreiben, welche den jungen Leser auch geistig unterhalten, belehren und zugleich veredeln. Als Kinderkenner und Kinderfreund weiß er, wie man zu Kindern, groß und klein, zu sprechen hat. Man fühlt sich durch Inhalt und Form angesprochen und erwärmt. Seine neuesten Schriften haben ganz besonders die Tendenz, die heranwachsende Jugend mit den Erzeugnissen edler Geister oder mit diesen selbst, besonders aus dem Vaterlande, bekannt zu machen. Ich weise hin auf seine: „Herman und Thusnelda," — „Nibelungen," — „Gudrun" 2c., auf seine für die Jugend geschriebenen Biographieen Herder's und Fichte's. An seiner neuesten Schrift: „Homer's Odyssee," deren Composition ihm unendliche Mühe verursacht haben muß, erkennt man das beifallswürdige Streben, die deutsche Jugend, die nicht Griechisch und Latein lernt, mit den edelsten Erzeugnissen fremder Völker bekannt zu machen. Es ist zu verwundern, wie sicher er den Geist des unvergleichlichen Originals, der mustergültigsten Robinsonade der Welt, festzuhalten gewußt hat."

So weit Diesterweg. Auch andere Urtheile ausgezeichneter Männer liegen vor, und wir können es uns nicht versagen, auf einige derselben kurz hinzudeuten. Ludwig Tieck sagt: „Alle diese Geschichten sind lieblich und in einem herzlichen Sinne geschrieben;" Prof. Friedrich v. Raumer hebt „ihre einfache und klare Darstellung, ihren Reichthum an Lehrstoff" hervor; Prof. Ad. Stahr sagt, „daß in ihnen der substantielle Goldgehalt der Geschichte großer Thaten der Jugend zugänglich gemacht sei;" Schulrath Bormann würdigt „die sinnige Erfindung, die gewandte Ausführung und die fesselnde Darstellung;" Varnhagen v. Ense findet in Fichte's Jugendleben „den wahren Sinn und Geist des Mannes, wie er sich im Knaben als schon vorhanden denken läßt, so gut getroffen und bewahrt, daß ihm, der den herrlichen Mann genau gekannt und innig verehrt und geliebt hat, kein Zug darin erscheint, der nicht echt sein könnte;" Ernst Moriz Arndt sagt: „Der Verfasser hat den Ton getroffen, wie man mit und zu Kindern sprechen und ihnen von guten und großen Menschen und Dingen erzählen soll, daß es hafte;" Prof. Historiograph Preuß sagt: „Die Auswahl der biographischen Charaktere ist zweckmäßig und der Vortrag so harmlos und so auf sittliche Bildung der Jugend gerichtet, daß die Eltern diese Schriften gern zu Geschenken wählen werden;" Prof. Dr. Gotthelf Heinrich v. Schubert nennt Ferd. Schmidt's „Herder" — „eine der lieb-

lichsten Jugendschriften, die er kennen gelernt hat;“ Prof. Dr. E. Böckh hegt die Ueberzeugung, „daß sie einen wohlthätigen Einfluß auf das Gemüth des heranwachsenden Geschlechtes ausüben müssen;“ Will. Alexis spricht den Wunsch aus, „daß diese Schriften in Schulen und Häusern eingeführt würden.“

Ferd. Schmidt, geb. den 2. Okt. 1816, besuchte die Seminarschule in Neuzelle und trat 1834 in das dortige Seminar, um sich für das Lehrfach vorzubereiten. Nach Beendigung des dreijährigen Cursus ging er nach Berlin, um sich theils durch Selbststudium, theils durch den Besuch akademischer Vorlesungen, theils durch den Umgang mit gediegenen Schulmännern und Schriftstellern weiter auszubilden. Bald wurde er an einer der 14 Armenschulen Berlins angestellt, und lernte als solcher die Noth der armen Leute und die Verhältnisse der unteren Volksklassen aus eigener Anschauung kennen. Bei dem warmen Herzen, womit er — wie aus allen seinen Schriften hervorgeht — die Leiden der Menschheit fühlt und umfaßt, beschränkte er sich nicht blos auf die menschliche Erziehung der Armenkinder, sondern veranlaßte auch die Bildung eines Vereins für das Wohl der arbeitenden Klassen, und legte den Grund zu den überaus segensreich wirkenden Schul- und Volksbibliotheken, die jetzt fast über ganz Berlin verbreitet sind. So ist F. Schmidt nicht bloß ein Mann der Feder und des Wortes, sondern auch ein Mann der That. Aber die liebgewordene Schriftstellerei will er sich doch nicht verkümmern lassen. Denn als ihm vor Jahren ein Schulvorsteheramt angetragen wurde, lehnte er dasselbe ab, um sich wenigstens die freien Nachmittage für seine fleißige Feder zu sichern.

Die erste Anregung zu dieser schriftstellerischen Thätigkeit gab der nun verstorbene Buchhändler Simion. F. Schmidt hatte mit großer Mühe eine Schulbibliothek ins Leben gerufen und forderte in einem öffentlichen Blatte zu milden Beiträgen auf. Um Herzen und Hände zu öffnen, zeigte er in einzelnen Bildern aus dem Volksleben die Nothwendigkeit, sich der geistigen und sittlichen Hebung des Proletariats anzunehmen. Da erhielt er eines Tages von Simion die freundliche Aufforderung, an einer in dessen Verlag erscheinenden Zeitschrift Mitarbeiter zu werden. Mit Ueberraschung und Freude vernahm er die Nachricht, daß ihm jeder Druckbogen mit 5 Thalern honorirt werden solle, und schrieb alsbald die Volks- und Familiengemälde, die später unter dem Titel „Kalendergeschichten“ zu einem Buche gesammelt worden sind. Auch veranlaßte ihn Simion in den bei ihm erscheinenden Kalender Beiträge zu liefern und für die Nieritz'sche Jugendbibliothek thätig zu sein. Da wagte er sich an seine erste Jugendschrift („die glückliche Tafel“), welche in dieser Bibliothek veröffentlicht wurde. Darauf betheiligte er sich an der gleichfalls bei Simion erscheinenden „allgemeinen deutschen Volks-Bibliothek“ und schrieb für dieselbe zwei Bändchen.

Nun ward ihm der Antrag zur Herausgabe einer selbstständigen

Bibliothek gemacht, dem er mit Freuden nachkam. Diese Bibliothek hat seinen Ruhm als Jugendschriftsteller gesichert. Sie ist bereits zu 26 Bändchen angewachsen.

Ehe wir die einzelnen Schriften des Verfassers nennen, müssen wir noch mit einem Worte seiner Bearbeitung der griechischen Heldensagen gedenken. Es liegen aus diesem Gebiete mehrere Schriften vor: „Die Odyssee," „die Iliade," „Götter und Helden" ꝛc. Auf diesem Gebiete hat Schmidt eine fast unübertroffene Meisterschaft bewährt. Die competentesten Richter sind hierüber einer Meinung. So der große Kenner des Alterthums Prof. E. Böckle, der Literarhistoriker Prof. C. Rosenkranz, der berühmte Uebersetzer des Euripides, Geh. Rath R. Fritze, Prof. Geppert, Varnhagen van Ense, Alex. v. Humboldt u. A.

Die Jugendbibliothek enthält folgende Schriften:

1) Kriegsruhm und Vaterlandsliebe. (3. Aufl.) 2) Janko, der Maler. (2. Aufl.) 3) Richards Fahrt nach dem heiligen Lande. (2. Aufl.) 4) Herman und Thusnelda. (2. Aufl.) 5) Die Nibelungen. (2. Aufl.). 6) Herder als Knabe und Jüngling. (3. Aufl.) 7) Die Türken vor Wien. (3. Aufl.) 8) Oswin. (2. Aufl.) 9) Jazzo. (2. Aufl.) 10) Der Christbaum. (2. Aufl.) 11) Der Köhler und die Prinzen. (2. Aufl.) 12) Mozart. (2. Aufl.) 13) Fichte's Jugendleben. (2. Aufl.) 14) Epheuranken. Kleinere Erzählungen und Mährchen. (2. Aufl.) 15) Gudrun. (2. Aufl.) 16) Defore's Robinson. (2. Aufl.) 17) Wilhelm Tell. 18) Maiblumen. Kleinere Erzählungen und Mährchen. 19) Friedrich der Große. 20) Götter und Helden. 21) Heroen-Geschichten. 22) Goldregen. Kleinere Erzählungen und Mährchen. 23) Nal und Damajante. 24) Oedipus. 25) Aus der Jugendzeit des großen Churfürsten. 26) Oranienburg und Fehrbellin. Ein geschichtliches Gemälde aus der Regierungszeit des großen Churfürsten. (Jedes Bändchen dieser bei Mohr in Berlin erschienenen Jugendbibliothek kostet 10 Sgr.)

Ferner führen wir noch folgende Schriften von Ferd. Schmidt an:

Bei Mohr in Berlin: Homer's Odyssee. Mit 52 Bildern. 2. Aufl. 25 Sgr. — Homer's Iliade. Der trojanische Krieg. Mit 3 Bildern. 15 Sgr. — Reinecke Fuchs. Mit 64 Bildern. 1 Thlr. 5 Sgr. — Oberon. Mit 3 Bildern. 10 Sgr.

Bei Voigt und Günther in Leipzig: Die glückliche Insel. 10 Sgr. Der Schiffscapitän. 10 Sgr.

Bei Springer in Berlin: Bilder aus dem Volksleben. 5 Sgr. Ein höheres Gericht. 5 Sgr.

Bei Winkelmann in Berlin: Grauvöglein. Ein Mährchenkranz. Mit 7 Bildern. 20 Sgr.

Bei Barthol in Berlin: Ernste und heitere Geschichten. (Ein Sammelwerk.) 10 Sgr. — Das Buch der Mährchen. (Ein Sammelwerk.) 10 Sgr.

Bei Otto Wigand in Leipzig: Das Mährchenbuch für Kinder. (Ein Sammelwerk.) Mit Holzschnitten. 10 Sgr.

Bei Falcke u. Rößler in Leipzig: Torquato Tasso's befreites Jerusalem. Der Jugend erzählt. Prachtausgabe mit vielen Bildern. 1 Thlr. 15 Sgr. — Neues Wunderhorn für die Jugend. Müttern und Erziehern gewidmet. (Ein Sammelwerk.) 1 Thlr. 10 Sgr.

Möge Ferdinand Schmidt — mit diesem herzlichen Wunsche schließen wir unsern Bericht — noch recht lange in ungeschwächter

Rüstigkeit auf dem betretenen Pfade fortschreiten und immer und überall die freundliche Anerkennung finden, die wir ihm aus voller Ueberzeugung zollen.

Friedrich Schmitt.

So lange deutsche Stimmen zur Ausbildung nach Italien wandern, so lange Italiener in Deutschland Deutsche unterrichten, so lange deutsche Sänger von Ausländern verdunkelt und von ihnen in der Aussprache des Deutschen übertroffen werden, so lange kann von einer deutschen selbstständigen Gesangmethode nicht die Rede sein. Diese zu beschaffen hat sich Friedrich Schmitt, der Verfasser der „großen Gesangschule für Deutschland" zur Aufgabe gestellt. Er ist am 18. September 1812 zu Frankfurt a. M. geboren. Sein Vater, Kapellmeister daselbst (Guhr's Vorgänger) starb schon im J. 1818. Friedrich kam nun nebst zwei älteren Brüdern in ein Erziehungsinstitut nach Mainz und erhielt dort den ersten Klavier- und Gesangunterricht nach Nägeli's Methode. Später kam er nach Frankfurt zurück und betrieb hier, halb geheim, das Klavierspiel unter dem berühmten Aloys Schmitt und Harmonielehre unter Oesterreich, einem damals in Frankfurt lebenden, sehr geachteten Compositeur. Im berühmten Cäcilienverein unter Schelble's Leitung sang Schmitt. Er erhielt Privatunterricht von Schelble und hatte Gelegenheit, in allen Gattungen der Musik viel zu hören, unter Andern alle berühmten Sänger und Virtuosen, die nach Frankfurt kamen, die Catalani, die Milder-Hauptmann, Spohr, Paganini, Wild, Haizinger, Hummel, Moscheles und Mendelssohn. Friedrich kam nun in die Lehre in ein Engros-Geschäft und blieb in demselben bis 1833; er widmete sich jedoch dann ganz dem Gesange und wurde zuerst von Küstner als Concertsänger nach Darmstadt engagirt, kam darauf nach München (wohin ihn der Drang trieb, etwas Tüchtiges zu lernen), wurde durch den damaligen Intendanten Küstner Eleve des königlichen Hoftheaters und erhielt den berühmten Stunz als Lehrer. Hierauf zog er nach Magdeburg und erwarb sich neben der damals dort gastirenden Schröder-Devrient als Othello, Tebaldo, Sever, Florestan keine geringe Anerkennung, so daß viele Bühnen sich um ihn bewarben, wie auch die Schröder-Devrient ihm einen Kontrakt nach Dresden verschafft hatte. Mittlerweile hatte aber Schmitt im April 1835 mit vielem Glück in Leipzig gastirt und ward daselbst auf zwei Jahre engagirt. Leider sollte Leipzig das Grab seiner, wie sich Viele erinnern werden, selten schönen Tenorstimme sein. Schmitt war sehr fleißig, sogar zu fleißig, wollte sich eine noch erhöhte Virtuosität aneignen, trillerte und solfeggirte circa 8—10 Stunden täglich und in wenig Wochen war die Stimme dahin; ohne der Warnung seines Freundes Richard Wagner Gehör zu geben, auf einige Zeit die Bühne zu verlassen, wollte Schmitt als Nachfolger Eich-

berger's seiner Pflicht Genüge leisten und verschlimmerte das Uebel immer mehr, ja machte es unheilbar. Wenn nun auf einer Seite zu bedauern ist, daß der junge Künstler durch den Verlust seiner Stimme der Sängerlaufbahn allzufrüh entrissen wurde (denn die später erfolgten kurzen Engagements in Dresden, Amsterdam, Bamberg, Bremen, Düsseldorf, Königsberg sind nur Bruchstücke und mühselig errungene Erfolge, die den Ruin der Stimme vollständig machten), so ist doch vielleicht gerade diesem Umstande die Entstehung der Gesangschule zuzuschreiben.

Jahre lang forschte und rang Schmitt unablässig auf dem theoretischen Wege neuer Gesangstudien (da alle ärztliche Mittel fruchtlos blieben) seine eigne Stimme wieder herzustellen und an die Stelle der seitherigen besten Unterrichtsmethode, in der er die Grundursache des Verfalls aller Stimmen und viele sonstige Mängel erkannte, ein reformirendes Unterrichtssystem herzustellen, welches Garantien böte für die Dauerhaftigkeit, für die Veredlung und Kräftigung der Stimmen durch die Methode, so daß förder nicht die Kunstfertigkeit auf Kosten des Naturmaterials erlangt würde, sondern umgekehrt das letztere noch stärke und kräftige. Material war genug in seinem Kopfe, und so zog Schmitt nach München und arbeitete hier sein ausgezeichnetes Werk aus, im Geheimen, ohne Hülfe, ohne Bücher, ohne Freunde, ohne Schreiber. Das Manuscript wurde fertig, aber wo den Verleger, wo Abnehmer für ein so theures Werk (Preis 12 Gulden) hernehmen? Schmitt erkannte diese Hindernisse und ließ im September 1853 eine kleine Broschüre unter dem Titel „Einleitung zur großen Gesangschule für Deutschland" drucken und in 2000 Exemplaren verbreiten, worin er mit scharfer Polemik die Mängel der Gesanglehren in Theorie und Praxis, die Abnahme der Kunst und der Künstler geißelte und seine eigenen Grundsätze aufstellte. Die kleine Schrift machte großes Aufsehen, hatte aber nicht den gehofften Erfolg. Schmitt erwartete einen Verleger oder eine gute Subscription, Mitarbeiter, Entgegenkommen der Ehrlichen in der Kunst. Nichts von alle Dem! Das Werk erschien im Selbstverlag nach vorausgegangener Subscription im April 1854, und wurde von Jenny Lind-Goldschmidt und Roger, erstem Tenor an der großen Oper zu Paris, in öffentlichen Blättern („Deutsche allgemeine Zeitung," „Schwäbischer Merkur," „Königsberger Zeitung" rc.) glänzend anerkannt und sehr warm empfohlen. Er wird Sänger und Gesanglehrer bilden und wird der deutschen Nation eine natürliche, bisher nicht gehabte Tonbildung hinterlassen, wie sie Italien hat. Wenn auch noch nicht für die Oeffentlichkeit reif, so hört man doch in Schmitt's Zimmer die reizendsten Stimmen und in solchen Lagen, wie man sie zuvor nicht hörte. Auch Lehrer haben sich ihm anvertraut, z. B. in Passau und Ulm; selbst ganze Institute, unter Andern steht Leipzig im Begriff es zu thun, so daß gegründete Hoffnung auf baldige große Resultate vorhanden. In Arbeit hat Schmitt eine Abhandlung über

den Anfang des Unterrichts in der höhern Gesangskunst, die er bald veröffentlichen möge! Ferner eine Schrift über Behandlung der Kinderstimmen, so wie ein größeres Werk: „Zustände der deutschen Oper und Opernsänger."

Xaver Schmid,

Docent der Philosophie an der kgl. Universität Erlangen.

Xaver Schmid ist geboren am 22. Okt. 1819 in dem kleinen Dorfe Schwarzenberg in Oberösterreich. Sein Leben ist merkwürdig für Diejenigen, welche über die Beziehungen zwischen Naturnothwendigkeit, menschlicher Freiheit und göttlicher Vatersorge nachdenken mögen. Armselige Dorfschulen gaben ihm den ersten Unterricht; dann die Stadtschule in Wels; er zeichnete sich so aus, daß er mit 11 Jahren entlassen werden konnte. Auf einem Schlosse auf der Haide erwarb er sich (noch nicht 12 Jahre alt) durch Schreiben und Unterricht der herrschaftlichen Kinder sein Brod. Die angeborne Liebe zu einsamem Nachdenken wuchs auf der Haide; (ein tiefes reiches Gemüth ist Erbtheil der Mutter) auch sein Kummer, wegen der Mittellosigkeit der Eltern vom Studium entfernt zu sein. Ein Menschenfreund brachte ihn auf das Benediktiner-Gymnasium zu Kremsmünster. Er entbehrte, studirte und errang sogleich den ersten Platz. Schon keimte das Schriftstellertalent; er schrieb ein Tagebuch. Seine Studien setzte er in Salzburg fort; zumeist Mathematik und Philosophie, die ihn für immer fesselte. Seine Prüfung wurde für eine ausgezeichnete akademische Vorlesung erklärt. Auf dem Schlosse eines schottischen Grafen (bei Salzburg) war er einige Zeit Erzieher. Der alte Graf, ein Philosoph aus der Schule Lockez, wirkte mächtig auf seinen Geist. Er widmete sich der Theologie; sie schien ihm der idealste Beruf zu sein; auch dachte er damals schon daran, Theologie und Philosophie harmonisch zu verbinden. In mehreren Familien gab er Unterricht und die ersten pädagogischen Schriften wurden aufgesetzt (Buch der Religion für Jungfrauen); noch als theolog. Candidat schrieb er sieben philosophische Nachtwachen: Die Grundfesten der Erkenntniß, die später (1850) erschienen, Aufsehen machten. Durch mehrere Jahre wirkte er in Gebirgsdörfern praktisch, zumeist als Kanzelredner und Pädagog. Hier studirte er Natur und Menschen, und übte seine Feder in treuen Naturschilderungen und psychologischen Darstellungen. Die meisten pädagogischen Schriften haben ihre Wurzeln in einsamen Thälern oder auf Bergen; so das Brod für alle Kinder, des Lebens Licht und Schatten, Fleißbilder, Gebetbüchlein für Kinder u. dgl. Dann lebte er abwechselnd in Städten, auf dem Lande, auf Reisen, setzte seine Studien fort, promovirte als Doktor der Philosophie in Freiburg im Breisgau, und widmete sich vorzüglich schriftstellerischer Thätigkeit. Er schrieb eine

speculative Dogmatik. Als Kanzelredner wurde er bewundert; er bildete sich nach den Kirchenvätern und schrieb zwei Bände Grundgedanken des Kirchenlebens (Kanzelreden) und endlich Geist der Messe (2 Bände.) Innere Vorgänge drängten ihn in andere Lebenskreise, von der Theologie zur Philosophie, der er sich nun ganz widmet und die er auf der Hochschule zu Erlangen mit großem Erfolge lehrt. Sein Streben geht darauf, einmal die Philosophie mit dem Christenthume in Harmonie zu bringen, dann die erstere für das Leben fruchtbar zu machen. Er schrieb daher: Christliche Religionsphilosophie (1856) und Philosophische Pädagogik (1858), durch welch letztere er Erfahrung und Philosophie, Dorfschule und Hochschule in höhere Einheit zu bringen strebt. Er arbeitet an Gründung eines neuen Systems des organischen Dualismus. In seinem Wesen ist tiefer Lebensernst mit kindlicher Einfalt vereinigt. Dieser Geist weht in seinen Schriften. Diese sind (kurz aufgezählt) folgende:

Buch der Religion für Jungfrauen. Steyer 1850.
Grundfesten der Erkenntniß. Sieben philosoph. Nachtwachen. Linz 1850.
(Aus Frieddorf.) Brod für alle Kinder. 12 Hefte. Einsiedeln 1852.
(3 Hefte sind ins Französische übersetzt. Salzburg 1856.)
Grundgedanken des Kirchenlebens. 2 Bde. Schaffhausen 1854.
Dogmatik. 2 Bde. Schaffhausen 1852. 1854.
Des Lebens Licht und Schatten. Salzburg 1855.
Fleißbillete für Kinder. Salzburg 1855.
Geheiliget werde Dein Name. Gebetbuch für Kinder. Salzburg 1855.
Auszug für kleinere Kinder. Salzburg 1855.
Geist der Messe. 2 Bände. Schaffhausen 1855.
Briefe über Erziehung. Salzburg 1855.
Studien zu einem neuen Faust. Salzburg 1856.
De inventione veritatis. Erlangae 1856.
Christliche Religionsphilosophie. Nördlingen 1857.
Philosophische Pädagogik. Erlangen 1858.

H. K. Schneider,

Lehrer der Naturwissenschaft an der Realschule in Oppenheim.

H. K. Schneider wurde zu Trais-Horloff in der Provinz Oberhessen am 25. März 1823 geboren und besuchte bis zu seiner Confirmation die dortige Volksschule. Von seinem 14. Jahre an mußte er seiner väterlichen Landwirthschaft mitvorstehen, besuchte aber nebenbei, namentlich in den Wintermonaten, das damals blühende Privatinstitut des evangelischen Pfarrers Möbius in Trais-Horloff, um seine Vorbereitung für eine höhere Bildung zu erlangen.

Schon in früher Jugend zeigten sich in dem bäuerlichen Knaben auf die Bildung des Volkes hingerichtete Regungen. So war es z. B. vom 16. Jahre an sein fester Entschluß, Missionär zu werden, ein Streben, dem von Seite seiner Eltern kaum vorgebeugt werden konnte. Sein erster, mit Begeisterung dem späteren Berufe

geweihter Entschluß war zernichtet und er trat daher mit unverkennbarer Gleichgiltigkeit im April 1840 als Zögling in das großherzogl. Schullehrerseminar zu Friedberg ein, welches er jedoch, sich der Nothwendigkeit fügend, bis zum Frühlinge 1848 mit großem Fleiße neben lobenswerthem Betragen frequentirte. Schon als Seminarist war er schriftstellernd thätig, indem er dem Friedberger Intelligenzblatt eine Reihe Artikel über die überhandnehmende Trunksucht lieferte und zur Gründung von Mäßigkeitsvereinen aufforderte, wie er sich selbst mit einem Theile seiner Seminarfreunde zu einem solchen verband.

Unmittelbar nach seiner Entlassung aus dem Seminar wurde ihm die Verwaltung der evangel. Schulstelle zu Niederstoll, eines nur 200 Seelen zählenden Dorfes bei Schlitz im Kreise Lauterbach, übertragen, wo er sich neben seinem Berufe der Landwirthschaft und seiner Fortbildung mit Fleiß unterzog. Zugleich war er als Mitarbeiter an der hessischen Lehrer- und der allgemeinen Schulzeitung thätig und gehörte schon im ersten Jahre seiner Lehrerthätigkeit zu den eifrigsten Mitgliedern der damals weithin bekannt gewordenen „Schlitzerländer Conferenz," in welcher er, wie es auch in seinen journalistischen Abhandlungen geschah, der Berücksichtigung der elementaren Landwirthschaftslehre im Unterrichtskreise der Dorfschule vorzugsweise das Wort redete, über welchen Gegenstand er im Jahre 1849 in der Lehrerzeitung auch mit dem in Deutschland allbekannten greisen Dr. Dürre zu Weinheim offene Briefe wechselte, an die sich die Bearbeitung der landwirthschaftlichen Unterrichtsfrage von Seiten der Lehrerconferenzen und Schulzeitungen vorzüglich anlehnte. Er selbst betrieb in seiner Oberklasse den naturkundlichen und Rechenunterricht mit besonderer Rücksicht auf die Landwirthschaft, und errang dadurch den von der großherzogl. Centralstelle für die Landwirthschaft im Jahre 1849 für einen solchen Unterricht ausgesetzten Preis. —

Im Januar 1850, damals noch nicht 22 Jahre alt, verehelichte er sich mit Caroline Josephine Meister, einer Waise, und war im April desselben Jahres der erste seiner früheren Mitseminaristen, der sich dem großh. Schullehrer-Definitorialexamen unterzog, in welchem er den Beweis ablegte, daß er nicht, wie es leider sehr vielen jungen Lehrern geht, in seiner Bildung rückwärts, sondern vorwärts, gekommen war. Im Herbste desselben Jahres wagte er es, sich zum Examen für das großherzogl. Reallehramt zu melden, zu dem er aber wegen Mangels der erforderlichen akademischen Bildung nicht zugelassen wurde. Dagegen wurde ihm gestattet, in Schlitz naturwissenschaftliche Vorträge halten zu dürfen, zu welchen er sich auf dem Wege des Privatstudiums der besten damaligen Werke, namentlich derjenigen von Liebig, A. Stöckhardt, Roßmäßler, Pouillet-Müller u. A. vorbereitet hatte. Diese Vorträge des jugendlichen Lehrers erfreuten sich sowohl von Herren wie von Damen einer erstaunlichen Frequenz und erschienen unter dem Titel: Des Volkes

seitherige Naturgeheimnisse" 1851 in 2 Bänden im Buchhandel. —

1852 legte er sein Schulamt nieder und besuchte, obwohl er verehelicht und Vater war, zum Zwecke seiner Ausbildung in den Naturwissenschaften die Universität Gießen, wo er bei Will, Kopp, Buff, Knapp, Leukhard und Ettling Chemie, Mineralogie, Physik, Botanik, Zoologie, bei Leopold Schmid spec. Philosophie und bei Umpfenbach und Zammeiner Mathematik studirte. 1854 machte er sein Facexamen. Obwohl er nach demselben eine ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtigende Note erhielt, wurde ihm doch aufgegeben, wie es von den hess. Candidaten des höheren Lehramts verlangt wird, ein Examen im Lateinischen, Französischen und Englischen zu bestehen. Er kehrte nun wieder nach Niederstoll zurück, übernahm auch die ihm früher lieb gewordene kleine Schule wieder, wurde aber bald nachher an die Rectoratsschule nach Echzell versetzt, wo er neben seinem Amte und neben seinen weiteren sprachlichen Studien eine jetzt noch blühende landwirthschaftliche Schule ins Leben rief, die ihm die landwirthschaftliche Verdienstmedaille einbrachte. In demselben Jahre wurde er von einem sehr schweren Schicksale betroffen. Seine erst 24 Jahre alte Frau, die ihm auf's bereitwilligste ihr Vermögen zum Zwecke seiner Studien überließ und sich bescheidete, während seiner Studien entfernt von ihm in stiller Zurückgezogenheit bei seinen Eltern zu leben, und die er schon ihrer Aufopferungsfähigkeit wegen innigst liebte, wurde im Wochenbette in Folge einer durch heftigen Schrecken eingetretenen Milchzersetzung geisteskrank und befindet sich seit jener Zeit unheilbar im Irrenhause Hofheim. War Schneider schon früher, wie wenig Andere, fleißig gewesen, so war er es nach dem Eintritte dieses Unglückes noch mehr. In der Arbeit vergaß er, wie es heute noch ist und wie es bei ihm immer sein wird, seine Leiden. Sein Fleiß machte es ihm möglich, schon im Jahre 1855 den an ihn gestellten Anforderungen im Lateinischen, Französischen und Englischen zu genügen. Er wurde darauf hin den höheren Lehramtscandidaten beigeschrieben, an die Stadtschule in Worms befördert und zum gesetzlichen Accesse am großh. Gymnasium dort zugelassen. Neben dieser Amtsthätigkeit gründete er im Winter 1855/56 zu Osthofen bei Worms einen Bildungscursus für erwachsene Landwirthe, die Grundlage zu dem in Osthofen blühenden und weithin bekannt gewordenen „landwirthschaftl. Bildungs- und Versuchs-Verein," wozu die Idee in den im Jahre 1856 bei D. Schmid zu Worms erschienenen „Vorschlägen zur Verallgemeinerung landwirthschaftl. Berufsbildung, eine Denkschrift an die hohen Staatsregierungen &c. &c." von ihm mitgetheilt und die Einrichtung in dem im Jahre 1857 ebendaselbst erschienenen „ersten Jahresberichte" des genannten Vereins angegeben wurde. Im Jahre 1856/57 wurden die landwirthschaftl. Vorlesungen abermals in Osthofen gehalten. Der

Erfolg war wiederum günstig, was den Ausschuß des rhein. landwirthschaftl. Vereins veranlaßte, Schneider für die Abhaltung solcher Vorlesungen für die ganze Provinz zu gewinnen. Schneider entsprach dieser Aufforderung, indem er im Herbst 1857 seine Schulstelle in Worms niederlegte (sein Acceß am Gymnasium war bereits beendigt) und in Alzei, Monsheim, Alsheim und Guntersblum Vorlesungen einrichtete, welche im Ganzen von 260 Erwachsenen (worunter 62 Lehrer waren) aus nahezu 40 Ortschaften je wöchentlich zweimal dreistündig von Anfang November 1857 bis Ende März 1858 besucht wurden. Die ausführlichen Berichte über dieses in seiner Art einzig dastehende und wirklich großartige Unternehmen finden sich in dem bei J. D. Sauerländer in Frankfurt 1858 erschienenen „zweiten Osthofener Jahresbericht.“ Diese Vorlesungen sollen nun durch die ganze Provinz fortgesetzt werden, und sind bereits für den Winter 1858/59 Undenheim, Niederolm und Bodenheim mit den Ortschaften ihrer Umgebung in Aussicht genommen.

Nach Beendigung der 1857/58er Vorlesungen wurde Schneider, nachdem er eine mehrwöchentliche Reise in Branntweinbrennerei-Angelegenheiten durch Norddeutschland beendigt hatte, zum Lehrer der Naturwissenschaften an das großh. Gymnasium zu Worms befördert und im Monat August in gleicher Eigenschaft an die Realschule zu Oppenheim versetzt, von wo aus er an den amtsfreien Nachmittagen in den obengenannten Orten im Innern der Provinz seine landwirthschaftlichen Vorlesungen halten wird.

Außer den erwähnten kleineren Schriften Schneiders muß hier noch seines Hauptwerkes gedacht werden, welches in drei, 80 Bogen starken Bänden unter dem Titel: Die Landwirthschaft in ihrem ganzen Umfange. In populären Briefen nach dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft dargestellt für Lehrer, Landwirthe und Gemeindevorsteher“ bei J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M. erschienen ist und sich bereits einer Uebersetzung in's Französische und Englische zu erfreuen gehabt hat. Sodann ist eben von ihm erschienen: „Lehr- und Lesebuch für die Oberklassen der Dorfschulen mit Rücksicht auf die von der allg. deutschen Lehrerversammlung zu Weimar angenommenen These: „Die Volksschule hat namentlich beim Unterrichte in den Realien, im Rechnen und im Schreiben die nöthige Vorbildung für den landwirthschaftl. Unterricht zu geben, und hierzu auch das Lesebuch den erforderlichen Stoff zu liefern,“ ein Werk, zu dessen Herausgabe Schneider, als Hauptkämpfer für die landwirthschaftliche Unterrichtsfrage berufen und verpfichtet war. Ferner befindet sich eben unter der Presse: „Landwirthschaftlicher Reisebericht durch Norddeutschland, namentlich durch Sachsen.“

Schneider lebt nach allem dem ganz für die Bildung des

Bauernstandes. Sein Grundsatz ist: Immer und überall Theorie und Praxis Hand in Hand. Dem Bauernstande, das ist seine Ansicht, muß man die besseren Berufserkenntnisse apostolisch-predigend ins Haus bringen. Dies thut er mit großer Aufopferung, entfernt von Ehr- und Geldsucht, daher man ihn in Rheinhessen den Apostel nennt, ihn allseits liebt und achtet.

Schneider ist zwar erst 30 Jahre alt, aber er hat in Wort und Schrift viel gearbeitet und — viel geduldet. In der Strebsamkeit, namentlich in der auf die eigene Vervollkommnung gerichteten, möge er recht vielen jungen Lehrern ein Vorbild sein, und diejenigen welche in schweren Bedrängnissen leben, mögen von ihm lernen, wie eine rege Thätigkeit das einzig wahre Mittel ist, sich neben Erduldung der schwersten Schicksalsschläge aufrecht zu erhalten.

Johann Julius Schneider,

Musikdirektor und Lehrer am kgl. Kirchenmusik-Institute in Berlin,

geboren zu Berlin den 6. Juli 1805, Sohn des akademischen Künstlers und Pianoforte-Fabrikanten Johann Schneider, begann schon im siebenten Jahre seine Studien auf dem Piano unter A. W. Bach, jedoch mit Unlust und daher bis zum zehnten Jahre mit dem geringsten Erfolge. In den nächsten drei Jahren steigerte sich indeß unter Thürrschmidt's Unterricht sein Eifer für die Musik in solchem Maße, daß sein Vater, der den Wunsch hegte, der Sohn möge einst seine Fortepiano-Fabrik fortsetzen, doch darin willigte, daß er sich der Musik widme, wozu er dadurch befähigt erschien, daß er ohne Kenntniß des Generalbasses Mehreres, u. A. ein Streichquartett und eine Operette mit Quintett-Begleitung componirt hatte. Zur Erreichung seiner allgemeinen Schulbildung hatte er bis dahin mehrere Schulen und das Joachimsthalsche Gymnasium besucht, welches er 1819 verließ. Jetzt wurde L. Berger sein Lehrer für's Piano, B. Klein für die Composition, Kammermusikus Hansmann für das Violoncell, Organist Hansmann für die Orgel, und noch Andere für Violine, Horn, Gesang und italienische Sprache. Einige Jahre eifrigen Studiums brachten ihn dahin, daß er mehrfach öffentlich Dussek's, Field's, Hummel's und Kalkbrenner's Concerte auf dem Piano ausführte, auch neben vielem Andern zwei Gelegenheits-Opern von ziemlichem Umfange componirte. Im Hansmann'schen Gesanginstitut, dem er 1818 beitrat, erhielt er Gelegenheit sich im Accompagniren, Partiturspielen und Dirigiren auszubilden, da er von 1822 bis 1836 den Dirigenten in der Direktion unterstützte und 1829 zum 25jährigen Bestehen besagten Vereins die Cantate: „die Würde der Töne" componirte, welche mit vollem Orchester in der Garnisonskirche zur Aufführung gelangte.

Der Beifall, welcher dieser Composition wurde, bestimmte ihn, sich von der früher vorgesteckten Karrière eines Piano-Virtuosen zurückzuziehen und sich ausschließlich als Gesangscomponist auszubilden. Als Mitstifter und Dirigent des 1829 errichteten Liedervereins wurde ihm Gelegenheit mehr denn 150 Gesänge für den Männerchor zu componiren. (20 Hefte gestoch.) 1830 wurde er Organist der Werder'schen Kirche und verfaßte zu deren Einweihung und andern kirchlichen Festen 16 Cantaten, Motetten, Psalme, auch 10 liturg. Psalme (gestoch.) 1831 erhielt er vom König Friedrich Wilhelm III. die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Die Auflösung des Hansmann'schen Gesanginstituts veranlaßte ihn 1836 ein ähnliches unter seiner Direktion in's Leben zu rufen, mit dessen Unterstützung er alljährlich einige großartig besetzte Aufführungen vorzugsweise in der Garnisonskirche bewirkte und den Armen mehr denn 25,000 Thaler erzielte. 1837 wurde ihm Seitens des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten das Prädicat: „Musikdirektor," so wie einige Jahre später die Mitgliedschaft des musikal. Sachverständigenvereins verliehen. 1840 componirte er „Deutschlands Befreiung" und eine Cantate zur Huldigung Sr. Majestät Friedrich Wilhelm IV. Beide Partituren nahm der König huldvoll an und ließen ihm eine goldene Tabatière zustellen, und 1845 die Insignien des rothen Adlerorden 4. Klasse ertheilen. Von 1844—47 dirigirte er den Verein für klassische Musik in Potsdam, so wie er seit 1836 musikal. Dirigent der Gr. Loge Royal-York ist. 1846 errichtete er ein Institut für Operngesang. 1847 componirte er die dreiactige romantisch-komische Oper: Orlando (1848 in Schwerin mit Beifall aufgeführt). 1849 wurde er zum ordentlichen Mitglied der Akademie der Künste ernannt. 1852 errichtete er einen liturgischen Chor für die Werder'sche Kirche. 1854 componirte er das Oratorium: „Luther," welches vielfach mit Erfolg aufgeführt wurde. In demselben Jahre wurde er vom Ministerium zum Lehrer des k. Kirchenmusikinstituts berufen. 1856 wurde er Ehrenmitglied des norddeutschen Gesangvereins und der Marienburger Liedertafel. 1857 zum Dirigenten der Provinzial-Liedertafel (Barby, Berlin, Cöthen, Dessau, Halle, Magdeburg, Zerbst) erwählt. Außer den bereits angeführten Compositionen sind von ihm componirt worden: Psalme für Männerstimmen, Balladen, Scenen, ein- und mehrstimmige Lieder, Maurerlieder, vier große Cantaten mit Orchester für die Loge, die Operette „Jery und Bätely," ein Concert für Piano, ein Quintett mit Blase-Instrumenten, mehrere Sonaten, Rondo's, Variationen ꝛc. theils für Piano allein, theils mit Begleitung, Orgelstücke, 44 Pedalübungen, auch variirte Choräle für Orgel und Posaune u. s. w., von denen Manches im Druck erschienen ist.

Karl Ferdinand Schnell,

Lehrer und Cantor an der Johannisschule in Prenzlau.

(Aus einem Schreiben an den Herausgeber der „Galerie ꝛc.")

Von sich selber zu sprechen ist ein ganz eigenes Ding. Man sagt da selten das Rechte und vielleicht noch seltener, was Anderen gerade recht ist. Und so geh ich mit diesem und jenem Bedenken an die Sache, in jedem Falle mit dem Bewußtsein, kaum ein nennenswerther, geschweige denn ein namhafter Pädagoge zu sein, und mit dem erneuten Entschlusse, ein tüchtiger Schulmann zu werden und im Kleinen Großes zu leisten. Denn das Letztere ist unser Loos und von Verdiensten darf bei uns keine Rede sein.

Wenn mir Jemand in meinem Knabenalter gesagt hätte, daß ich Lehrer werden soll oder werden würde, so hätte er mich mindestens sehr erschreckt: Schule und Lehrer sind die ersten Quäler meines sonst so glücklichen Knabenlebens gewesen. — Meine gute Mutter nahm mich eines Tages an ihre treue Hand und führte mich in die dunkle Stube einer alten Frau, wo wir eine Schaar kleiner Jungen versammelt fanden. Nach dem Weggange der Mutter schenkte mir die Frau Schulmeisterin einige Zuckerbrode und prüfte meine bereits erworbene Buchstabenkenntniß — mit der Ruthe in der Hand. Das Abc wurde uns dann täglich mit derselben Ruthe applicirt, wofür wir die Frau Schulmeisterin mit dem heiligen Namen „Mutter" beehren durften oder mußten, was ich nicht mehr gewiß weiß und was ich für mein Theil nicht that: ich nannte die Frau Schulmeisterin lieber „Muhme." — In die Knabenschule aufgerückt, wurde mir die höhere Ehre zu Theil, täglich mit einem Kantschuh traktirt zu werden, der in der Oberklasse die entsprechende Dicke hatte. Auch waren in dieser Klasse „Schaf," „Schafkopf" und „Esel" meine speziellen Titel nicht bloß in deutscher, sondern auch in französischer, lateinischer und polnischer Sprache, als worin uns unser Lehrer die trockenen Regeln der Grammatik einpauckte und einbläute. Gegen diesen Mechanismus mit reiner todten und tödtender Gedächtniß-Dressur und gegen diese Esel- und Hunde-Pädagogik bot zu meinem Heile das elterliche Haus ein wirksames Gegengewicht. Mein Vater — ein Freund und Kenner der Natur — lehrte mich in freundlicher Gegend auf häufigen Spaziergängen und kleinen Wanderungen Wald und Menschen in unmittelbarer Anschauung kennen, und der Gartenbau, den er zu seinem Vergnügen trieb, ward auch meine erste und liebste Beschäftigung.

Meine an Gemüth und Bildung gleich ausgezeichnete Mutter pflegte hingegen die jungen Triebe des Glaubens und der Liebe in meinem regen, zur Religion und Poesie geneigten Gemüthe. Unterricht in der Musik, den ich früh und vielseitig empfing, und der Umgang mit lieben Jugendgenossen, worunter einer, der zur Zeit als Bischof der katholischen Kirche eine ausgezeichnete Lebensstellung einnimmt, entschädigten mich nicht minder für die Drangsale des ersten Schullebens.

In meinem späteren Bildungsleben hat es freilich auch nicht an einzelnen bitteren Erfahrungen gefehlt. Aufsätze gern ausarbeitend, erhielt ich von einem meiner Lehrer darauf in der Regel eine Nro 1 mit — zwei bis drei Fragezeichen, und die Aufsätze wurden mir nicht zurückgegeben, sondern verächtlich zugeworfen. Dies unverdiente Mißtrauen bestimmte mich nur, um so fleißiger zu sein und mich mit dem Spruche des inneren Richters zufrieden zu geben. Eine ganz andere Folge hatte dagegen eine ähnliche Erfahrung in Bezug auf meine Ausbildung in der Musik. Diese sollte wegen guter Anlagen dazu mein Studium und mein Lebensberuf werden. Auch betrieb ich die Sache auf dem Pädagogium bei Züllichau — der Schule nach ein Gymnasium — mit Ernst und Erfolg, und erfreute mich darin des Unterrichts und der Zufriedenheit eines tüchtigen Mannes, eines als Componist auch in weiteren Kreisen bekannt gewordenen Meisters, des k. Musikdirektors Moritz Köhler. Allein als ich ihm einst die erste Arbeit — einige Piecen für's Pianoforte — allerdings mit Schüchternheit, zugleich aber auch mit der Hoffnung überreichte, ihm vielleicht eine kleine Freude zu machen, durchlas er sie genau, spielte auch einige Sätze daraus und gab sie mir alsbald im vorwurfsvollen Tone mit dem heftigen Worte zurück: „Das haben Sie nicht gearbeitet!" Der verehrte Meister ward roth vor Entrüstung ob meiner vermeintlichen Unverschämtheit, ich vor Scham und Schmerz ob solches Mißtrauens und solcher Behandlung. Denn die Arbeit war ganz und gar mein eigen: im Nu war nun aber auch der Keim des Talents und die keusche, heilige Liebe zur schönen Kunst ertödtet.

Das schönste Glück meines eigenen Bildungslebens und Studiums habe ich erst in den reiferen und freieren Jünglingsjahren zu Berlin und Leipzig und in Selbststudien genossen. — Als Examinand ist es mir übrigens auch einmal herzlich schlecht ergangen: ich fiel in einem Examen glänzend durch, bestand indeß einige Monate später dasselbe Examen vor einer anderen Prüfungskommission dergestalt, daß mir die Ehre zu Theil wurde, an die Spitze der Geprüften gestellt zu werden. Das gehört zu den Geheimnissen des Seelenlebens und auch — der Prüfungscommissionen. Die circa 50 Meilen weite Raumentfernung des zweiten vom ersten Prüfungsorte hat es doch gewiß nicht gemacht.

Daß es mir in meinem praktischen Erziehungs- und Lehrerleben nicht viel besser ergangen, daß ich hier erst recht Gutes und Schlimmes erfahren, bedarf wohl für erfahrene Schulmänner keiner Versicherung. Aus diesem meinem werkthätigen Leben sei nur kurz bemerkt, daß ich während meiner bereits 25jährigen Thätigkeit in verschiedenen Stellungen gearbeitet, daß ich auch Hauslehrer gewesen bin, als solcher mich verlassener Waisen angenommen und diesen mit Hülfe wohlwollender Männer und Frauen zu Rokitten bei Schwerin a. W. eine feste Stätte gewonnen habe, indem ein reicher Grundbesitzer, der daselbst verstorbene kgl. Oberamtmann Viebig, ein großer Menschen-

freund, dazu die ersten ländlichen Grundstücke hergab und ein zu dem Zwecke gebildeter Verein unter dem Protectorate Sr. königl. Hoheit des Prinzen von Preußen die Sache zu der Seinigen machte. Auch hat der vortreffliche Mann, bei dem ich als Hauslehrer höchst glückliche Tage verlebt habe, ein Freiherr v. Kottwitz im Posenschen, durch letztwillige Bestimmung 80,000 Thlr. für Waisenpflege ausgesetzt, wovon jener Rokittner Waisenkolonie zur Zeit 500 Thlr. an Zinsen jährlich zufließen.

Eine dauernde Amtsstellung habe ich hier zu Prenzlau in der Hauptstadt der Uckermark gefunden, indem ich der hiesigen Johannis-Schule — der combinirten Knabenschule der französisch- und deutsch-reformirten Gemeinde und einer damit verbundenen Anstalt für Schulamts-Präparanden vorstehe, und nebenbei das Cantorat an der deutsch-reformirten Johannisgemeinde verwalte. Bei einer gesunden und kräftigen Leibeskonstitution habe ich mich stets einer vorzüglichen Gesundheit zu erfreuen gehabt und die Harmonie des Seelenlebens als einen Hauptzielpunkt meines persönlichen Lebens verfolgt. Ohne kräftige Gesundheit wäre ich hier auch wahrscheinlich schon den Weg alles Fleisches gegangen, wie einige meiner Vorgänger in kurzer Zeit hintereinander. Denn die Schullokalitäten sind sehr mangelhaft, im Winter kaum heizbar, im Sommer zu dunstig, zu jeder Zeit zu eng und niedrig. Die heißen Tage des vergangenen Sommers hatten mir es denn auch in solchen Räumen endlich einmal angethan. Ich verfiel im vorigen Herbste in ein Nervenfieber, von dem ich indeß wie neugeboren aufgestanden bin mit neuer Lieb und Kraft zu neuer freudiger That und Arbeit, die als einzeln stehender Mann mein schönster und fast einziger Genuß ist. —

Meine kleinen schriftstellerischen Arbeiten kennen Sie*). Ein geringfügiger Umstand hat mich dazu geführt. Ich hatte in den vierziger Jahren in dem damaligen hiesigen freiwilligen Lehrerverein mir die Aufgabe gestellt, die Schuldisciplin und die organische Vereinfachung des Unterrichts zu bearbeiten, weil ich diese Punkte als pädagogische Hauptpunkte der Zeit erachtete. Einige Aufsätze darüber an einige Redactionen von pädagog. Zeitschriften gesandt (Dr. Diesterweg und Otto Schulz), wurden von diesen zurückgewiesen. Das diente nur als Veranlassung, die Fragen umfassender zu beantworten. Einige andere günstige Umstände traten hinzu, und so fing ich 1849 an, meine kleine Arbeiten selbstständig erscheinen zu lassen, nachdem sie einige Jahre hindurch im Pulte gelegen hatten. — Wünschen Sie nun noch zu wissen, wer meine guten Eltern gewesen sind und welchen würdigen Männern ich meine Liebe zum Berufe verdanke, so gestatten Sie mir noch kurz das Folgende.

Mein Vater, Gottfried Schnell, früher Gutsbesitzer zu Marienfelde bei Berlin, siedelte zu Ende des vorigen Jahrhunderts nach

---

*) Folgen am Schlusse der Biographie. D. H.

Polen über, ließ sich später zu Karge bei Züllichau nieder, von wo aus er einen Handel mit landwirthschaftlichen Produkten trieb, und wo ich als jüngstes Kind der Familie 1809 am 22. Juni geboren wurde. Meine vortreffliche Mutter, eine geb. Mohr aus Berlin, hat nebst meinem rechtschaffenen Vater — ein Mann voll Thatkraft und Charakter — auf meine erste Bildung einen noch jetzt fortwirkenden Einfluß ausgeübt. — Auf dem Pädagogium bei Züllichau waren mir meine sämmtlichen Lehrer gleich lieb und werth. Durch Pestalozzi's Schriften wurde ich dort für die Angelegenheit der Erziehung und Elementarbildung begeistert. Meine praktische Vorbildung zum Lehrer habe ich auf dem kgl. Hauptseminar zu Bromberg von vorzüglichen Lehrern erhalten, von denen ich nur den jetzt greisen Direktor Grötzmacher — ein durch und durch richtiger und tüchtiger Schulmeister und Pädagoge — und den Rector Reiter — ein an Geist, Gemüth und Bildung edler Mann — nenne.

Der Trieb zu tieferer wissenschaftlicher Bildung führte mich später nach Berlin, wo mich namentlich Steffens und Marx, und nach Leipzig, wo mich Lindner und Heinroth besonders ansprachen. Auch lernte ich in Berlin von Dr. Diesterweg durch den Besuch seiner Vorträge über Pädagogik und Methodik, die er für Lehrer und Candidaten hielt, und mehr noch von seiner ausgezeichneten praktischen Wirksamkeit in seinem Seminar und in der von ihm vortrefflich eingerichteten Seminarschule. Dagegen vermochte ich mich bei allem guten Willen dazu nicht mit dem Systeme der Psychologie von Beneke zu befreunden, obwohl dessen Vorträge ebenso klar als lebendig waren. Später habe ich mich in dieser Beziehung entschieden Prof. Schultz-Schultzenstein angeschlossen, dessen „Neues System der Psychologie“ die Beachtung besonders auch der Erzieher und Lehrer verdienen dürfte. Ohne ein richtiges System der Seelenkunde sind wir als Lehrer und Erzieher Pfuscher, höchstens geübte Handwerker, weil ohne Kenntniß der Natur und Entwickelung des Menschen blind, dumm und ohne Freude an der Sache. Was solche Leute leisten; wie sie den Menschen mißhandeln und zu Grunde richten, und wie unglückselig sie in sich und in ihrem Amte sind: das habe ich schon zur Genüge als Knabe, später aber auch anderweitig zu beobachten Gelegenheit gehabt. —

Unter meinen verstorbenen Gönnern und Freunden nenne ich nur den edlen Menschen- und Waisenfreund v. Türk, der mir sein Vertrauen und sein Wohlwollen bis zu seinem Hingange stets gleich treu bewahrt hat.

Ueber meine Schulinspicienten mich zu beklagen, habe ich nie Ursache gehabt; sie sind mir Freunde gewesen. Meine Collegen und Freunde haben mir ihre Achtung und ihr Vertrauen, und meine zahlreichen Zöglinge und Schüler ihre Dankbarkeit und dauernde Anhänglichkeit vielfach bewiesen. Nicht minder ist dies von Seiten der Eltern meiner Schüler stets der Fall gewesen. Nach meinen Er-

fahrungen gehört überhaupt nicht viel Freundlichkeit und Tüchtigkeit dazu, um sich die Achtung und Liebe derer zu erwerben, mit denen man in persönliche und amtliche Berührung kommt. Daß ich nebenbei auch den Schmerz der Erde und der Seele kennen gelernt habe, versteht sich von selber. Was wäre ein Menschenleben ohne Schmerz und Leid? Wie der Mensch einmal ist, so gedeiht er nur unter dem Wechsel von Tag und Nacht, von Sonnenschein und Regen, von Freud und Leid. —

Meine Bestrebungen in Bezug auf eine organische Vereinfachung des Unterrichts — von der handwerksmäßig mechanischen rc. wohl zu unterscheiden! — um dem Unterrichte mehr Einheit und Zusammenhang zu geben und ihm damit mehr Erfolg zu sichern, sowie in Anschauung einer tiefer gehenden und wirksameren Schuldisciplin gedenke ich mit Gottes Hülfe getreulich fortzusetzen, zumal ich mich in meinem Wirkungskreise davon guter Früchte zu erfreuen habe. Die so höchst vernachläßigte Willens- und Charakterbildung muß mit der des Wissens je länger je mehr zu gleicher Berechtigung gelangen durch die gesammte Disciplin sowohl, als auch durch eine bessere Einrichtung unseres Schulunterrichts. Viele, vielleicht die meisten Menschen leiden am meisten selbst und verleiden und verbittern Andern das Dasein, nicht weil sie zu wenig wissen oder denken, sondern weil es ihnen an einem tüchtigen Willen und an einem zuverlässigen veredelten Charakter gebricht.

Die von mir angestrebte Vereinfachung des allgemeinen Schulunterrichts, um hier schließlich noch ein gedrängtes Wort darüber zu sagen, nenne ich „organisch," um damit den Gegensatz zu bezeichnen, in welchem sie unmittelbar mit der üblichen „mechanischen" Einrichtung des Unterrichts steht, insbesondere aber, weil ihr Wesen hauptsächlich in der organischen Einrichtung der menschlichen Natur begründet ist. Daß die Schule zur Zeit an einer zu großen Vielheit der Unterrichtsgegenstände leidet, und daß die vielen Gegenstände auf den Stundenplänen mechanisch zerstückelt durcheinander stehen, wird Niemand in Abrede stellen, der die Sache kennt und die Nachtheile davon für Schüler und Lehrer erfahren und psychologisch ermessen hat. Gegen diese namhaften Mängel des Unterrichts sind meine Vorschläge zunächst gerichtet. Positiv gehen sie dahin, den Unterricht erziehlich wirksamer zu gestalten. Die Begründung meiner Sache liegt sehr nahe und ist sehr einfach, wenn man sie aus dem rechten Gesichtspunkte, d. i. aus dem Gesichtspunkte der Thätigkeits- und Entwicklungsweise der menschlichen Natur auffaßt. Zur gesunden Entwickelung des menschlichen Seelenlebens gehört nämlich eben so, wie zur Bethätigung und Entwickelung des leiblichen Lebens, einerseits „die Ernährung," andererseits „die Uebung der Kraft und Thätigkeit." Dem gemäß theilt man die Unterrichtsgegenstände ganz richtig in überwiegend materiale und in überwiegend formale. Zu den Ersteren gehört nun a) die Gotteskunde, der ideellen Seite der

menschlichen Seele Nahrung und Richtung gebend, und b) die Weltkunde (Realien), die reelle Seite der Menschenseele ernährend und bethätigend. Bei diesen Gegenständen herrscht im Unterrichte „die Lehre," d. i. die Mittheilung des Bildungsstoffes, vor und ich nenne sie daher vorzugsweise „Lehrgegenstände." Zu den vorwiegend formal bildenden Unterrichtsgegenständen, welche den verschiedenen Bildungsfunctionen der Seele entsprechen und dienen, gehören: a) Denken und Sprechen, b) Schreiben (Recht-, Schön- und Aufsatzschreiben), c) Lesen, d) Singen, e) Zeichnen und f) Rechnen. Bei diesen Gegenständen herrscht „die Uebung" vor, und ich nenne sie darum vorzugsweise „Uebungsgegenstände." Um nun die Unterrichtsgegenstände der Zahl nach zu vereinfachen, um insbesondere der mechanischen Zerstückelung der Unterrichtsfächer zu wehren und in den täglichen Unterricht mehr inneren (organisch-lebendigen) Zusammenhang zu bringen, um überhaupt organisches Maß und die richtige Aufeinanderfolge der Uebungen zu erzielen, verbinde ich die überwiegenden Lehrgegenstände mit den vorwiegenden Uebungsfächern, so weit dies mir füglich angeht, also sowohl mit der Gottes- als mit der Weltkunde namentlich Sprechen, Schreiben, Lesen und Singen in der Art, daß für je zwei bis drei Tagesstunden der Stoff entweder aus der Gottes- oder aus der Weltkunde genommen wird und jene Uebungen daran angeschlossen, damit verbunden werden. Damit erreiche ich zeitweise eine größere Einheit des Unterrichts, zugleich auch eine natürliche und gehörige Verarbeitung des betreffenden Bildungsstoffes; ferner lernen die Schüler so ihre Gedanken zeitweise länger in einer Hauptrichtung und in einem Mittelpunkte zusammenfassen (concentriren), was für die Kräftigung des Bewußtseins und Stärkung des gesammten Seelenlebens von Belang und Erfolg ist, und indem so in den Unterricht innerer Zusammenhang kommt, resultirt daraus eben der größere und gewissere Erfolg desselben. Daß durch jene länger als gewöhnlich andauernde Geistesrichtung nicht Ermüdung und Abspannung der Geistesthätigkeit entstehe, dafür ist durch den Wechsel der Uebungen im Sprechen, Schreiben, Lesen und Singen gesorgt, der stündlich oder halbstündlich — je nach der Altersstufe der Kinder — erfolgt. Zeichnen und Rechnen wird in besonderen Stunden geübt.

Außer dieser innigen Durchdringung und Verbindung der Lehr- und Uebungsgegenstände bezweckt meine Einrichtungsweise des Unterrichts auf Grund der organischen Verbindung der Gedanken und des Stoffes gleichzeitig ein engeres Aneinanderschließen und Aufeinanderbeziehen des sachlich Verwandten und Zusammengehörigen sowohl in der Religion, als in den Realien, als wodurch der Unterricht ebenfalls, weil an Zusammenhang und Kraft, so natürlich auch an Leben und Fruchtbarkeit im gleichen Maße gewinnt, wie man leicht zu erproben vermag und wie dies in meinen desfallsigen Schriften näher begründet und dargelegt ist. —

Ich habe diese Einrichtung des Lehr- und Uebungsplanes bereits länger denn durch ein Decennium erprobt und ausgebildet und, was wirklich der Fall ist, sie hat sich ohne Unterstützung und Aufmunterung Seitens meiner hohen Behörden, ja sogar unter höchst ungünstigen äußeren Umständen für Lehrer und Schüler gleich sehr bewährt. Auch haben andere einsichtsvolle und erfahrene Schulmänner dasselbe gefunden und sich dafür entschieden erklärt; und so darf ich wohl hoffen, in diesem Betracht nicht vergeblich gedacht, gesonnen und gearbeitet zu haben, kurz, daß in dieser Sache ein wirklicher Fortschritt des Unterrichts liege. In jedem Falle wünsche ich es so angelegentlich als entschieden, um so mehr, da man als Schulmann Lohn und Anerkennung in der Arbeit und Sache selbst suchen und finden und freiwillig oder unfreiwillig ein Philosoph oder Humorist werden muß, um nicht zu Grunde zu gehen oder sich in einer gewissen Höhe zu verlieren, d. h. übermüthig zu werden. In allem Ernste: Wann wird der Schule zum allgemeinen Besten ihr gutes Recht werden? — Wahrscheinlich, wenn die Lehrer alle gesund und Humoristen, ich meine damit eigentlich Dichter oder — Denker geworden sein werden. Gewiß ist: ich weiß es nicht und sehe es noch nicht kommen, und hoffe es doch, weil ich es wünsche und weil ich überzeugt bin, daß ohne Erfüllung dieser Bedingung die heilsame Wirksamkeit der Schule und Lehrer zweifelhaft ist. —

Die vom Verfasser selbstständig herausgegebenen Arbeiten sind folgende:

1) Die Verbindung des Unterrichts in den Realien mit den übrigen Gegenständen. Eine gekrönte Preisfrage. Berlin. K. Wiegandt 1849.

2) Vorschläge zur Verbesserung der Arbeiterverhältnisse, namentlich auf dem Lande. Eine vom Mecklenburgischen Verein für Ackerbau, Industrie und sittliche Kultur gekrönte Preisschrift. Berlin. K. Wiegandt 1849.

3) Die Einrichtung des Unterrichts in einklassigen Schulen. Eine gekrönte Preisfrage. Berlin. H. Schultze 1849.

4) Die Centralisation (Concentration) des allgemeinen Schulunterrichts. Ein vereinfachtes Lehr- und Uebungssystem für Elementar- und Gemeindeschulen. Berlin. E. David 1850.

5) Die Methodik und Organisation des Elementar- und Volksschul-Unterrichts. Berlin. E. David 1852.

6) Wie sind muthwillige Schulversäumnisse zu verhüten, unvermeidliche aber möglichst unschädlich zu machen? Eine gekrönte Preisfrage. Berlin. K. Wiegandt.

7) Die Schuldisciplin. Eine Einführung in die Schulerziehung. Berlin. Wiegandt und Grieben 1854.

8) Die organische Erziehungspflege. Aus dem Gesichtspunkte der Gesundheit dargestellt. Leipzig. G. Mayer 1856.

9) Der organische Unterricht. Erstes Bändchen. G. Reimer 1857.

Ch. Schnyder.

Schnyder Ch. (geb. 1826) von Sursee, Kanton Luzern, besuchte in Luzern das Gymnasium, in Solothurn das Lyceum; widmete sich 1847 ausschließlich der Musik und suchte seine weitere Fortbildung am Conservatorium der Musik in München. Seit 1849 Lehrer des Gesangs, Violin- und Orgelspiels am Seminar zu Rathhausen (Kanton Luzern) und seit 1855 Direktor des luzerner'schen Kantonalsängervereins, hat er in seiner jetzigen Stellung sein Augenmerk vorzugsweise auf Hebung des Volksgesanges, Veredlung des Kirchengesanges und Heranbildung junger Organisten gerichtet.

Werke:

4 Lieder für eine Singstimme mit Clavierbegleitung. — Gesangbüchlein für die Gemeindeschulen des Kantons Luzern. — Alte und neue Volkslieder für 4 Männerstimmen. — 6 Lieder für 4 Männerstimmen. — Dreistimmige kathol. Gesänge für den öffentlichen Gottesdienst. 1. und 2. Heft. — Katholisches Gesangbuch. 1. und 2. Aufl.

Xaver Schnyder von Wartensee.

Dieser ausgezeichnete Contrapunktist und Musikgelehrte, wie auch in Aesthetik, Philosophie u. s. w. erfahrne Mann, im Schooße einer der ersten Patrizierfamilien in Luzern 1786 geboren, gehört jenen Autoren an, denen ein innewohnender Trieb die Richtung für das Leben mit Bestimmtheit anzeigt. Begreiflicher Weise wollte der Vater (Lieutenant unter den Schweizertruppen in Corsika), den Sohn dem Staatsdienste widmen, die Natur aber hatte ihm die Weihe zur Kunst verliehen und der väterliche Wille unterlag in dem ungleichen Kampfe. In der Heimath und in Zürich musikalisch vorgebildet, ging Schnyder 1811 nach Wien, wo Beethoven seinen Genius erkannte. Mit gehobener Begeisterung kehrte er auf den Familiensitz, Schloß Wartensee am Sempachsee, zurück. Eine glückliche Zeit der Liebe, der Poesie, der Musik, der wissenschaftlichen Beschäftigung begann und dauerte bis zum Jahre 1815, wo die Rückkehr Napoleon's von Elba ihn dem schönen Kreise entriß, um als Hauptmann im vaterländischen Kriegsdienst die Grenze zu hüten.

Wir wissen nicht, welche widrige Umstände es waren, die ihn nöthigten, im folgenden Jahre eine Lehrerstelle im Pestalozzi'schen Institute zu Yverdun anzunehmen. Doch auch hier war seines Bleibens nicht. Zwischen seinen Freunden Niederer und Pestalozzi erhob sich eine wissenschaftliche Polemik, die Schnyder nebst mehreren anderen Lehrern vertrieb. Er wählte im Herbst 1817 Frankfurt a. M. zu seinem Wohnsitz, und hier, in freundschaftlicher Verbindung mit den ersten künstlerischen und wissenschaftlichen Berühmtheiten Deutschlands, ging ihm wieder ein reiches, schönes Leben auf.

Hier gründete er Vereine für Gesang und Instrumental-Musik, hier schuf er die vorzüglichsten Compositionen, unter denen die Cantate: „der Friede," und eine große zu Ehren Pestalozzi's, das Oratorium: „Zeit und Ewigkeit" für das Frankfurter Sängerfest 1838, die Ouverture c-moll, Sinfonie 1. a-dur, Erinnerung an Haydn, und 2 Militaria (1848), die Opern: „Fortunat" und „Heimweh und Heimkehr," als melodisch, klar, correct und voll origineller Ideen am meisten bekannt sind. Seinen Familiensitz verkaufte er und erbaute sich ein Landhaus bei Luzern, wo er von 1844 an fünf Jahre ununterbrochen, dann aber wechselnd dort und in Frankfurt lebte, geliebt, geachtet, als das ausgezeichnetste musikalische Talent der Schweiz verehrt.

Chr. G. Scholz's Erlebnisse.

(Auszug aus dem Manuscript: „Meine Erlebnisse als Schulmann.")

Motto: Wer thut, was er kann, ist werth, daß er lebt.

1) So bedenklich es manchem großen und berühmten Manne erschienen ist, seine eigene Lebensgeschichte zu schreiben, wie z. B. dem Ernesti, der da sagt: „man müsse sich hüten, von sich zu schreiben" ꝛc., und dem Klopstock, der den Plan, sein Leben zu beschreiben, nicht zur Ausführung gebracht und erklärt hat: „er kenne wenig Sachen, die schwerer sind, als sein Leben zu schreiben," so will ich doch, eingedenk der Worte Goethe's: „es ist gar nicht nöthig, daß Einer untadelhaft sei, oder das Vortrefflichste und Tadelloseste thue, sondern es kommt darauf an, daß etwas geschehe, was dem Andern nützen oder ihn freuen kann," der wiederholten Aufforderung des geehrten Herausgebers dieser Blätter folgen und ihm eine „Skizze meiner Bildungs- und Lebensgeschichte" entwerfen, wobei ich bemerke, daß diese Mittheilungen nur ein Auszug aus einer größeren Schrift: „Meine Erlebnisse als Schulmann" zu betrachten sind.

2) Meine Wiege stand in dem Schulhause zu Groß-Neudorf, einem Dorfe eine halbe Meile östlich von Brieg a. d. Oder. Hier war mein Vater Lehrer und Organist. Am 19. Juli des Jahres 1791 erhielt ich die Wiege als erste Lagerstätte meines irdischen Daseins, und erhielt drei Tage später bei der Taufe die Namen: „Christian Gottlieb." Was mit dem kleinen Wiegling und Windelling vorgenommen, weiß ich natürlich nicht. Vermuthlich genoß ich einer Säuglingspflege, wie meine später gebornen Geschwister oder wie die Mutter selbst gepflegt worden war, oder wie sie andere Neugeborne hatte pflegen sehen, nämlich nicht nach bestimmten, wohlerwogenen Grundsätzen, sondern rein nach dem vererbten Erziehungs-Instinkte.

Mein Vater, einer der tüchtigsten Elementar-Landschullehrer, gehörte keineswegs in jene Kategorie von Schulleuten, welche aus dem

Bedienten=, oder Handwerker=, oder Soldatenstande von dem Patronatsherrn zum Schullehrer erhoben worden waren, obgleich es damals noch Ueberreste solcher „Schulmeister" gab — war doch mein Vater aus der Schule eines solchen Mannes hervorgegangen. Er hatte nur einen kurzen Seminarkursus in Breslau durchgemacht, zu einer Zeit, wo man die Lehrer zum Unterschiede der Bauern, denen das „Ihr" zukam, mit der Höflichkeitsformel „Er" anschnauzte. Mein Vater war ein Freund einer strengen Haus=, Kinder= und Schulzucht, der bei der redlichen Sorge für das Wohl seiner Kinder von dem Bibelworte: „Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es," treulich Anwendung machte. Die praktische Ausführung dieser Lehre wurde an mir, dem erstgebornen Sohne, mit einem Uebermaß von Strenge vollzogen, daß ich wahrlich nicht mit Freude und Wonne an diese meine Kinderjahre zurückdenken kann, und am allerwenigsten eine Sehnsucht, jene Zeit der Jugend noch einmal zu durchleben, fühle. Die häuslichen Verhältnisse — mein Vater hatte inzwischen Tschöplowitz mit Groß=Neudorf vertauscht — waren von der Art, daß neben der Bildung des Geistes durch Schulunterricht die physische Erziehung des Sohnes nicht verabsäumt werden durfte. Ich besuchte die Schule des Vaters, half bei den Arbeiten im Garten, auf dem Felde und auf der Wiese, sammelte in den nahen Wäldern wilde Obstbäumchen und veredelte sie (denn mein Vater war auch ein Pomologe), beobachtete die Schwärme der Bienen u. s. w. Der landwirthschaftliche Geist, den mein Vater besaß, trieb ihn zu allerlei dahin einschlagenden Unternehmungen. — Schon als Knabe zeigte ich eine große Vorliebe für Bücher, Feder, Dinte und Papier; ich wurde deshalb von meinen Geschwistern nicht selten geneckt und ausgescholten. Lesen, Schreiben und Zeichnen gehörte zu meinen Lieblingsbeschäftigungen, durfte mich aber doch nicht vom Holzhacken, Holztragen, Heuen, Ernten, Kartoffelausgraben, Getreidedreschen ꝛc. zurückziehen, wenn ich nicht in unliebsamer Weise zugezogen werden wollte. Die Bücher rissen mich zur Bewunderung der Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit ihrer Verfasser hin, und schon damals regte sich in mir der Wunsch, dereinst etwas Aehnliches zu leisten. Auch in der Musik wurde ich, soweit es die musikalische Bildungsstufe meines Vaters gestattete, unterrichtet; ich lernte auf einem elenden Klavier klimpern, geigte auf einer veralteten Vogtländerin (aus Vogtland bezogen wir die Geigen) und spielte auf der verstimmten Orgel in der Kirche nach dem Vorbilde meines Vaters und unter dessen ochsenziemerlicher Zucht. Da mein Vater auch Gerichtsschreiber war, so wurde ich früh als Gehülfe acquirirt, wobei ich schmerzhaftes Lehrgeld zahlen mußte. Im Kurrendo=Abschreiben und im Kalligraphiren von Gevatterbriefen hatte ich mir keine geringe Fertigkeiten erworben. So groß mein Fleiß und meine Anstrengungen auch waren, die Zufriedenheit des Vaters vermochte ich mir doch nicht zu erwerben; ein Wort des Lobes ist niemals aus des Vaters Munde zu meinen Ohren ge=

drungen, kein Wunder, wenn auch nicht die geringste Spur von Selbstvertrauen in mir anzutreffen war.

3) Nach vollzogener Konfirmation wurde ich zur weitern Ausbildung auf das damals durch den Rector Dr. Scheller berühmt gewordene Gymnasium nach Brieg gebracht und wohnte hier eine Zeit lang bei einem katholischen Organisten, der mich in der Musik fördern sollte, was jedoch nicht in befriedigender Weise geschah. Die Erlernung der fremden Sprachen fiel mir anfänglich schwer; doch hielt ich mit den bessern Köpfen meiner Mitschüler gleichen Schritt und rückte ziemlich schnell aus einer Klasse in die andere. In diese Zeit fällt auch der Krieg Preußens mit Napoleon. Die Belagerung der Festung Brieg führte uns Bayern und Würtemberger zu. Die Katastrophe erzeugte eine große Aufregung bei Alt und Jung. Ich sollte nach ursprünglichem Plane meines Vaters mich der Kanzel widmen; aber die drückenden Verhältnisse — die Kostspieligkeit der Universität (Schlesien besaß damals noch keine Universität) und manches Andere, gaben dem Vater eine andere Richtung seiner Gesinnung. Man rieth ihm, mich Kupferstecher werden zu lassen (weil ich eine besondere Fertigkeit im Schraffiren schwerer Kupferstiche besaß); aber der Rath einsichtsvoller Freunde und der Mangel an eigner Lust, hielt ihn davon zurück. Ich zog es vor, mich dem Lehrstande zu widmen, was meinem Vater sehr lieb war, denn ich kam dadurch in kürzester Zeit zum Ziele und dem Vater am zeitigsten aus der Tasche.

4) Im Jahre 1810 verließ ich das Gymnasium, lebte ein Jahr lang als Privatlehrer in Brieg und begab mich zu Anfang des Jahres 1811 nach Breslau, wo ich mich unter Fischer (Consistorialrath), Rahn (Probst bei St. Bernhardini), Hoffmann (Prediger am Hospital zu Allerheiligen), Stäubler (Professor am Elisabetan), Richter (Lehrer) und Neugebauer und Berner (Organisten) für das Schulfach zu tüchtigen suchte. Hier war die Reorganisation des Seminars, die Ueberweisung des Gebäudes des Klosters der Franziskaner, die Anstellung von Lehrern aus der Pestalozzischen Schule im Werke, die denn noch vor Ablauf des Jahres begann.

5) Mir wurde inzwischen die Hülfslehrer-Stelle an der Stadtschule zu Princkenau, einem Städtchen zwischen Sprottau und Groß-Glogau angetragen, die ich annahm und im August meine Wirksamkeit antrat. Die mir anvertraute Klasse zählte 120—130 Kinder im Alter von 5 bis 10 Jahren. Ein Vortrag eines aus Brünn nach Breslau zurückgekehrten Schulmannes, Namens Vog, über die „Lautirmethode," für die er eine „Stab-Maschine" erfunden hatte, regte mich so an, daß ich der Quelle nachging, mir die Stephanischen Schriften anschaffte und meinen ersten Lehrunterricht darnach ertheilte, und zwar mit einem Erfolge, daß mein Revisor, Pastor Engwitz, mich veranlaßte, die Methode seinen Parochial-Lehrern in einer Konferenz vorzuführen. Im Rechnen überließ ich mich der

Leitung der Pöhlmann'schen Schrift, aus welcher ich die „entwickelnde Methode" lernte. Bei den Verstandesübungen folgte ich der Anleitung von Dolz, v. Rochow, Junker. Um mich im Katechisiren zu üben — und auf diese Kunst legte man damals den Werth — ging ich in die Schule eines Beyer, Kunowky, Dinter und Dolz, d. h. ich studirte bald in dieser bald in jener Schrift. Jede pädagogische studirte ich mit der Feder in der Hand, um mich zu nöthigen, mit rechtem Nachdenken zu lesen. In Princkenau hatte ich auch die beste Gelegenheit Generalbaß zu treiben. Der Pastor war ein Freund „der Kunst des reinen Satzes," Türk in Halle war sein Lehrer gewesen, und der Kantor Geisler war ein treues Abbild seines Vorbildes. Beide Männer hatten für ihre Kirche ein Choralbuch nach jener Kunst geschrieben, und Geisler unterrichtete mit pedantischer Strenge nach Türk's Lehrbuch; auch fielen Brocken zu, die von dem musikalischen Tisch dieser reichen Herren fielen. — Meine Wirksamkeit in Princkenau war von kurzer Dauer. Die Kriege 1812/13 brachten große Störungen in die dortigen Schulverhältnisse. Die französischen Heereszüge nach Rußland, die Rückkehr der Jammergestalten aus den Ueberresten der französischen Heere, welche uns ein typhöses Nervenfieber hinterließen, die Rüstungen Deutschlands zum deutschen Freiheitskriege, der Aufruf des Königs Friedr. Wilhelm III.: „An mein Volk!" der Wiederausbruch des Krieges, die Schlacht bei Bautzen, der Waffenstillstand vom 5. Juni bis 17. August 1813, alles das machte eine erfolgreiche Wirksamkeit in der Schule unmöglich. In der Zeit des Waffenstillstandes wurde Princkenau mit so viel feindlichen Truppen belegt, daß auch die Schulräume bis auf mein Schlafkämmerlein von denselben eingenommen wurden. Mit Genehmigung meiner Vorgesetzten wagte ich es, nachdem ich mir einen französischen Paß verschafft hatte, Princkenau zu verlassen und durch die Truppen aller Art, die ich auf der Reise über Liegnitz, Neumarkt, Breslau, Ohlau und Brieg antraf, nach Tschöplowitz in das Elternhaus zurückzukehren, wo man mich mit Freuden, wie einen verlornen Sohn aufnahm. Daß ich von dieser Retirade viel erzählen könnte, versteht sich von selbst; aber dazu ist mir weder Raum noch Zeit gestattet.

6) Ich wollte wieder nach Princkenau zurückkehren, aber in Gottes Rath war ein Anderes beschlossen. Die große Wasserfluth im Jahre 1813 brachte mein Leben in Gefahr. Ein aus Brieg kommender Kahn nahm mich auf und sorgte für meine Rettung. Inzwischen war die Stelle des Lehrers und Erziehers am kgl. Landarmenhause zu Creuzburg zu besetzen. Der Superintendent dieses Kreises, Herr Holenz zu Tschöplowitz, fand mich für jene Stelle geeignet, und schlug mich der Regierung in Breslau vor. Diese rief mich zur Ablegung einer Prüfung in Breslau ein, die Harnisch und Gaß abnahmen. Diese Prüfung führte mich amtlich zu der für mich folgereichen Bekanntschaft des Direktor Harnisch. Dieser Mann

war 1812 aus Berlin hieher berufen, um das Seminar neu zu organisiren. Durch seine erste Schrift: „Die deutsche Volksschule," hat er mir eine gewaltige Furcht vor ihm eingejagt; bekanntlich zieht Harnisch in seinem damaligen Feuereifer gegen die Schulmänner jener Zeit mit scharfem Schwerte zu Felde. Es half nicht viel, daß mir mein Bruder, der in's Seminar unter Harnisch eingetreten war, aber den Feldzug unter Blücher an der Katzbach mitgemacht hatte, von der Liebenswürdigkeit ihres Direktors eine Schilderung machte. — Harnisch empfing mich mit großer Freundlichkeit, die er nie geändert hat. Er ließ mich in seinem Zimmer eine kurze schriftliche Arbeit fertigen und trug mir dann auf, in der Seminarschule mit Kindern die mir aufgegebene „Fabel" unterrichtlich zu behandeln. Gegen das Ende tritt Gaß, der Gefürchtete, ein und verlangt die Fortsetzung oder Wiederholung der Lektion. Nichts Schlimmeres konnte einem Lehranfänger widerfahren. Die Herren besprachen sich und das Ergebniß dieser Unterredung war, daß mir die Stelle unter der Bedingung zugesichert wurde, eine Zeit lang in Breslau zu verbleiben und hier fleißig in dem neuorganisirten Seminar und vorzüglich in Harnisch's Lehrstunden zu hospitiren. Dieser Aufforderung folgte ich mit der größten Bereitwilligkeit. Hier ging meinem jungen „Lehrverstande" ein neues Licht auf. Harnisch's ganzes Leben und Wesen fesselte mich an seine Person. Damals war noch kein Lehrgang über irgend einen Gegenstand vorhanden; ich begnügte mich mit den Heften seiner Schüler, und bedauerte, daß die sechswöchentliche Frist so schnell abgelaufen sei. Harnisch forderte mich auf, mit ihm in schriftlichen Verkehr zu treten.

7) In Creuzburg, wo ich den 1. Oktober mein Amt antrat, fand ich ein gar schönes Feld der Wirksamkeit. Nicht nur Lehrer, sondern auch Erzieher sollte ich der männlichen und weiblichen Jugend des kgl. Landarmenhauses sein. Der Prediger der Anstalt, ein ehemaliger Herrnhuter und später Gymnasiallehrer, Herr W. unterstützte mich mit Rath und That. Er übernahm selbst an zwei Nachmittagen den Unterricht in der Schule und zwar in der Kalligraphie und in der Orthographie, das erstere deshalb, weil mein Vorgänger in der Kalligraphie nicht Genügendes zu leisten vermochte, der Prediger aber im Schreiben ausgezeichnet war. Ich befand mich unter meinen Zöglingen recht glücklich, und auch sie hatten ihren neuen Lehrer lieb gewonnen. Meine schriftlichen Vorbereitungen setzte ich hier fort, die bessernde Hand wurde unabläßig an dieselben gelegt, die Zahl der Hefte wuchs. Der Revisor war nicht mit Allem, was ich aus Breslau mitgebracht und in der Schule angebracht, einverstanden, namentlich konnte er sich mit der „Rechenmethode" nicht befreunden und rieth mir, den pestalozzischen Weg nicht weiter, sondern einen einfacheren Weg zu betreten, diesen vorher auszuarbeiten und ihm vorzulegen. Das war für den begeisterten jungen Lehrer eine schwere Aufgabe; aber an Gehorsam von Kindheit an gewohnt, willfahrte ich

seinem Wunsch, suchte aber auch meinem Lehrergewissen zu genügen. Eine Abtheilung der Rechner wurde nach dem neuen Lehrgange, die beiden andern nach der alten Weise unterrichtet. Als ich jene gefördert genug fand, führte ich sie dem Prediger bei der öffentlichen Prüfung vor, und er war darüber so erfreut, daß er mir erklärte, mir nunmehr ganz freie Hand zu lassen. Er kontrollirte mich übrigens mit hellen Blicken und verhielt sich während der Lehrstunden ganz passiv; aber wenn ihm etwas nicht zusagte, wenn er über etwas im Zweifel war, so zeigte er mir dies durch ein kleines Billet an, gestattete aber auch, daß ich ihn mit meinen Gründen bekannt machte. So peinlich mir eine solche Revisorei damals erschien, so sah ich doch ein, wie heilsam es für den jungen strebsamen Mann war, daß ihm die Zügel angelegt wurden. Erschwerte mir der wohlmeinende Prediger auch meine wohlgemeinten Bestrebungen, so vermochte er doch nicht, sie zu verhindern. Mit der äußern Verwaltung — dem Direktorat der Anstalt — hatten Prediger und Lehrer schwere Kämpfe zu bestehen, weil stets Etatsüberschreitungen vorkamen, die beim besten Willen nicht zu vermeiden waren. Während meines Wirkens in Creuzburg machte ich die Bekanntschaft eines äußerst gelehrten Mannes, Dr. Koch, Predigers in Berlin, der für die Lüderlichkeit in seinem Lebenswandel im Creuzburger Armenhause Buße thun sollte. Von diesem Manne, der mich täglich besuchte, habe ich viel, sehr viel gelernt. Was er mir nicht mündlich sagen konnte, das brachte er zu Papier und überschickte es mir, namentlich verdanke ich ihm in religiöser und sprachlicher Beziehung viel. — Der Prediger W. wurde inzwischen nach Strehlen als Pastor berufen, und ich erhielt durch den Superintendenten und Pastor Handel einen Ruf nach Neiße als Rektor der dasigen evangel. Stadtschule. Ueber mein Wirken in Neiße berichtete ich brieflich an Harnisch, der meine Mittheilungen des Abdruckes in seinem „Schulrath a. d. Oder" würdigte, was mich sehr ermunterte.

8) In Neiße, wohin ich Ostern 1818 folgte, fand ich ein großes Feld zu bearbeiten. Unter und durch Handel war es nämlich bewirkt worden, daß die dortige Garnisonsschule mit der evangel. Stadtschule vereinigt wurde. Das Elementar-Schulwesen des Ortes lag ziemlich im Argen, während das der katholischen Gemeinde in Blüthe stand. Die zu lösende Aufgabe war daher nicht gering, zumal es hier an den entsprechenden Lehrkräften mangelte; denn die beiden anderen Lehrer, die noch an der Schule angestellt waren, mußten erst auf den Standpunkt gebracht werden, von welchem aus eine durchgreifende Umschaffung und Neugestaltung möglich war. Handel korrespondirte darüber mit mir schon viel vor meiner Ankunft. Nach einem von mir entworfenen Lehrplane hatte er bereits die allernothwendigsten Einrichtungen getroffen. Als meine amtliche Einführung geschehen war, wurden allwöchentliche Conferenzen unter der Leitung Handels anberaumt, und mehrere Jahre fast unausgesetzt

gehalten. Mir lag die Hauptarbeit ob, und diese war so groß, daß ich Jahre hindurch aus Mangel an Zeit auf jeglichen geselligen Verkehr Verzicht leisten mußte. Man sah mich wenig oder gar nicht, aber man verspürte mein Wirken. Die Lehrer unterrichteten zwar nach den von mir entworfenen Lehrgängen und empfohlenen Büchern, aber ohne Lust und Liebe. Der eine quittirte sein Lehramt, der andere blieb mit dem Alkohol in engem Bunde. Das war ein schweres Wirken; dennoch war es ein gesegnetes. Die Schule wuchs und ward stark. Handel und ich genossen die Freude, eine Schule erstehen zu sehen, die in vieler Hinsicht wohl nicht ihres Gleichen hatte. Zu ihren Vorzügen gehörten, daß sie 1) der Kastengeist-Erziehung keinen Vorschub leistete, denn sie enthielt Kinder aller Stände, von den Söhnen des Fürstenthums-Gerichtspräsidenten bis zum Sohne des Besenbinders herab; daß sie 2) die modische, aber unpädagogische Trennung der Geschlechter durchaus nicht begünstigte, und Mädchen aller Stände in sich begriff; daß man sich in derselben 3) einer, die Entwickelung der Selbstthätigkeit und Selbstständigkeit des Schülers fördernden Lehrweise bediente; daß 4) in den Kindern durch patriotische Kinderfeste, in militärischer Form veranstaltet, die Vaterlandsliebe erweckt und genährt wurde. Der Superintendent Handel betrachtete die Schule als Musterschule und lud Geistliche und Lehrer auswärtiger Schulen zur Theilnahme an den öffentlichen Prüfungen ein. Mein Verhältniß zum Superintendenten war ausgezeichnet schön, ein selten vorkommendes; wir lebten und wirkten wie Freunde. In seinen Superintendantur-Arbeiten unterstützte ich ihn, wenn sich dieselben ungewöhnlich angehäuft hatten, und er stand mir bei meinen schriftstellerischen Arbeiten mit Rath und That bei. Eine Vergnügungsreise in das schlesische Gebirge in Gesellschaft von Superintendent Handel, Professor Dr. Eiselen, Dr. W. Harnisch und Seminar-Oberlehrer Rendschmidt im Jahre 1822 war Veranlassung, daß ich Schriftsteller wurde. Harnisch war nämlich um einen Bearbeiter seiner „Anweisung zum Rechnen“ in Sorge. Handel weist ihn — zu meinem Erstaunen — an mich. Harnisch hielt mich fest, ging auf keine Gründe der Ablehnung ein, besprach mit mir die ganze Angelegenheit auf dem Wege nach der Riesenkapp und ermunterte mich, meine Vorarbeiten, von denen er Kenntniß hatte, zu überarbeiten und so fortzuarbeiten. Während dieser Arbeit wurde Harnisch nach Weißenfels als Direktor an das dortige Seminar versetzt*). — In meinem 40. Jahre machte ich mich noch einmal zum Schüler, und zwar der französischen Sprache, indem er sich durch einen wissenschaftlich gebildeten Franzosen, dem Lieutenant M. an der Divisionsschule, in dieser Sprache nach Jacotots Methode unterrichten ließ. Jacotot war damals der pädagog. Löwe

*) Die schlesischen Lehrer gaben der Verehrung des theuern Mannes dadurch einen Ausdruck, daß sie ihm ein paar kostbare silberne Armleuchter nach Weißenfels übersandten; eine Angelegenheit, die ich zu betreiben die Ehre hatte.

des Tages. Handel schwärmte für diese Methode und unterrichtete selbst einen seiner Söhne in der Geschichte darnach. Ich wollte diese so gepriesene Methode an mir selbst kennen lernen und dann davon bei seinen Privatschülern Anwendung machen. Handel, selbst der französischen Sprache mächtig (er stammt aus Saarbrück), war darüber hocherfreut. — Die unerwartet beifällige Aufnahme der oben erwähnten Bearbeitung der „Anweisung zum Rechnen," die sich dadurch zu einem ganz neuen Werke gestaltet hatte, und damals besonders durch das Vorwort von Dr. Harnisch Epoche in der Rechenbuchliteratur machte, ermuthigte mich zur Herausgabe meiner andern für meine Schule gearbeiteten Lehrschriften. Mein Verleger, der brave Anton in Halle, ließ es an Gesuchen um anderweitiges Manuscript nicht fehlen. Ich lieferte folgende Schriften: Der deutsche Sprachschüler in drei Lehrgängen; die Stylschule in zwei Lehrgängen; der Wort- und Gedankenstyl in einem Bande; der Schreibleselehrer mit dem Schreibleseschüler und der Fibel für Leseschüler; sämmtlich in Neiße verfaßt. Die Idee, eine „pädagogische Hand- und Taschen-Bibliothek" nach einem eigenthümlichen Plane in vier sachlich geschiedenen Abtheilungen herauszugeben, ging von mir aus, die ich 1831 in Verbindung mit C. F. Handel realisirte, welches Unternehmen großen Beifall fand und bis 1842 fortbestand.

Im Jahre 1833 unternahm ich pädagogischer Zwecke halber auf eigene Kosten eine Reise, auf welcher namentlich die Städte Dresden, Leipzig, Weißenfels, Merseburg, Halle, Magdeburg, Burg, Potsdam, Berlin, Frankfurt a. d. O. und Bunzlau mit ihren Schulanstalten, Seminarien und Taubstummeninstituten besuchte, und viele interessante persönliche Bekanntschaften schloß. Wie viel könnte ich hier nicht mittheilen, wenn Raum und Zeit mich nicht behinderten. Nur erwähnen will ich, daß Weißenfels durch den lieben Harnisch und Hentschel, Merseburg durch den trefflichen Schulrath Weiß, Magdeburg durch Zerrenner, Krause u. A., Burg durch Lange, Potsdam durch Strieg und Schön, Frankfurt durch Scheinert, Bunzlau durch Kamerau und Stubbe zu meinen schönsten Reise-Erinnerungen gehören. Berlin führte mich dem lieben, verehrten Diesterweg zu, mit dem ich literarisch schon lange befreundet war. Hier wie überall hospitirte ich mit lehrbegierigem Ohre, und nahm viel, viel mit fort. Noch muß ich erwähnen, daß die persönliche Vorstellung beim damaligen Kultusminister v. Altenstein für meine Zukunft von Wichtigkeit war. Die liebenswürdige Herablassung dieses ehrwürdigen, hochgestellten Herrn bleibt mir ewig unvergeßlich. Ich mußte ihm, so viel ich wollte und konnte, von meinen Reise-Erlebnissen erzählen; er reichte mir die Hand beim Scheiden. Auch der ernste Kortüm gestattete mir Zutritt und ließ sich mit mir in's Spezielle ein. Den meisten geistigen Genuß fand ich bei Diesterweg, der es versteht, „Einem ein Loch in den Leib zu fragen." — Leiblich gestärkt und geistig bereichert kehrte ich in mein liebes Neisse

zurück und setzte hier meine Wirksamkeit mit neubelebtem Eifer fort, bis ich den 1. Oktober 1834 dem Rufe als Oberlehrer an das kgl. evangelische Schullehrer-Seminar zu Breslau folgte. Meine Empfindungen, mit denen ich aus einem so lieben Wirkungskreise trat, habe ich, so weit es Worte im Stande sind, in dem „Abschiedsworte,“ gesprochen am 30. September nach beendigter Schulprüfung zu Neiße, gedruckt niedergelegt, und die ergreifenden Worte, welche Handel am letzten Sonntage meiner Amtirung von der Kanzel herab in ganz unerwarteter Weise in Bezug auf den scheidenden Rektor an die Gemeinde richtete, haben sich tief in meine Seele eingegraben. Noch heute bekenne ich mit Gefühlen des Dankes, daß ich keinen schöneren Wirkungskreis als Lehrer zu rühmen im Stande bin, als jenen in Neiße unter dem unvergeßlichen und unvergleichlichen Handel. Blicke ich auf jenes 16½jähriges Leben in Neiße, so muß ich gestehen, daß es eine recht arbeitsvolle Zeit war, in der viel gethan, gelehrt und gelernt worden ist. Als lebendige Zeugen jenes Lebens nenne ich nur meine Schüler aus jener Zeit, den gelehrten Dr. Paur (jetzt in Görlitz), den sinnigen Seminar-Hauptlehrer Sobolewsky in Steinau und den praktischen Realschullehrer Auras in Breslau, die ich als meine „Zöglinge“ betrachten kann, die durch das pädag. Leben in Neiße für das Schulfach gewonnen wurden, und auf deren Gedeihen ich stolz zu sein Ursache habe. Auch der jetzige Superintendent Mehwald stand mir damals als Gymnasiast, Student und Candidat sehr nahe.

9) Mit einer 24jährigen Lehrer-Erfahrung und einem männlich ausgebildeten „Lehrverstande“ trat ich in meinen neuen Beruf als Seminar-Oberlehrer in Breslau. „Gütig hüllt in Finsternissen Gott die Zukunft ein.“ Bei meiner Trennung begleiteten mich Thränen von liebenden Schülern, Eltern und Freunden, und diese Thränen thaten meinem Herzen wohl; in Breslau legte ich mit nassen Augen mich zu Bette und verließ am frühen Morgen das mit Thränen benetzte Lager. So groß war der Abstand. Zwar gaben mir hier eine große Anzahl von Lehrern der Stadt durch ein Begrüßungs-Festmahl ihre Theilnahme zu erkennen, aber daß ich dabei auch nicht einen einzigen von denen fand, die mir amtlich so nahe standen: das machte mich stutzig. An der Spitze des Seminars stand ein von mir hochgeachteter Mann, in dessen Hause ich als Gymnasiast zu Brieg viel aus- und einging, Herr Direktor Schärf, eine anziehende Persönlichkeit, ein Meister in der Katechisirkunst und in der Beherrschung der Gemüther. Aber was war aus dem Manne in der Zeit von 24 Jahren, seit wir uns nicht mehr gesehen, geworden? — ein Hypochonder, der zu Zeiten die Liebe, Güte, das Wohlwollen und die Freundlichkeit selbst, zu andern Zeiten aber unzufrieden mit Allen und Jedem, verdrießlich bei jeder Kleinigkeit, abstoßend, unglücklich in seinen amtlichen Verhältnissen war. Der zweite Kollege, Herr Oberlehrer Sauermann, ein ehemaliger Zögling der Anstalt, unter

Harnisch gebildet und von diesem für die Anstalt gewonnen, litt an einem unheilbaren Lungenübel, das ihn sechs Wochen nach meinem Antritt fortnahm. Meine Anstellung am Seminar war ihm keineswegs willkommen. Das wußte ich, aber ich schonte seiner und trat ihm nie in den Weg. Mit meinen übrigen Kollegen, den Herrn Richter und Friedr. Scholz II., auch ehemalige Zöglinge der Anstalt, lebte ich in Frieden; sie standen in einem bedeutend jüngeren Alter als ich und waren das, was sie waren, im Seminar und durch das Seminar geworden, — glücklich wirkende Seminarlehrer, jeder in seinen Fächern. Mit meiner Stellung — als dem ersten Lehrer hinter dem Direktor — war außer den Gegenständen, die ich im Seminar zu lehren hatte, nämlich Zahllehre, Sprachlehre und Geometrie, die specielle Leitung der beiden Uebungsschulen — einer Freischule und Zahlschule (d. h. Schulgeld zahlende Schüler enthaltend) jede zu zwei Klassen, in denen die Seminaristen des ältesten (3.) Kursus sich im Lehren übten, die Verwaltung der Seminar-Bibliothek, die Führung der Manuale bei der Kassenverwaltung und die Berichterstattung über die Uebungsschulen verbunden. Das Seminar zählte damals über 120 Zöglinge im Alter von 18—22 Jahre in drei Kursus getheilt, von denen die wenigsten in der Stadt bei ihren Eltern wohnten. Alle Morgen um 5 Uhr und jeden Abend um 9½ Uhr versammelten sie sich zum Gebet, das von einem Seminaristen abwechselnd in Gegenwart des Direktors oder des Oberlehrers gehalten wurde. Auch in den Arbeitsstunden standen sie unter Aufsicht, wenn auch nicht ausschließlich. Daß die Behandlung solcher jungen Leute erst erlernt werden muß, hat mir der Direktor Schärf oft bemerklich gemacht, der als ehemaliger Gymnasiallehrer reich an Erfahrungen war. Ich habe in dieser Beziehung, wie viele andere, eine harte Schule durchmachen müssen; und erst, als die älteren Zöglinge die Anstalt verlassen hatten, ging die schönere Zeit für mich an, die je länger je angenehmer sich gestaltete. Die Zutraulichkeit und Anhänglichkeit wuchs von Jahr zu Jahr. — Während meines zwölfjährigen Wirkens hat das Direktorat einen dreimaligen Wechsel der Personen erlitten. Schärf wurde im Jahre 1838 als Direktor an das Waisenhaus und Schullehrer-Seminar zu Bunzlau berufen. Mir wurde bis zur Anstellung des neuen Direktors ein halbes Jahr lang die Gesammtverwaltung übertragen und zwar gerade in der arbeitreichsten Zeit. Pastor Binner aus Münsterberg wurde von der hohen Behörde zum Direktor bestellt — ein an Geist und Herz ausgezeichneter Mann, umsichtig und gewandt, freundlich gegen jeden seiner Mitarbeiter, aber nicht frei von Mißgriffen in der Behandlung der jungen Leute. Er führte gegen den entschiedenen Widerwillen seiner Kollegen das „Duzen" der Seminaristen ein, was ihm großen Verdruß bereitet hat, anderer sonderbarer Maßnahmen nicht zu gedenken. Eine gegen ihn von der hohen Staatsbehörde in Sachen der „Kassenverwaltung" verfügte Untersuchung bewog ihn, sein

Amt und seine Familie plötzlich und heimlich zu verlassen, was — da Binner das größte Vertrauen gewonnen hatte — hierorts wie in der ganzen Provinz und über dieselbe hinaus das größte Aufsehen erregte. Binner meldete sich von Dresden aus als Schuldigen und wurde zunächst an das hiesige Inquisitoriat und nach gefälltem richterlichen Urtheil nach Glatz als Festungsgefangener auf drei Jahre abgeführt, wo mit seinem Innern eine Umkehr vorging, wo er literarisch thätig war und zwei Schriften in Druck gab, die nicht seinen Namen tragen, eine „Katechetik" und ein „Andachtsbuch für Seminare." — Meine Stellung wurde nun durch das lange Interimistikum (1¼ Jahr) eine äußerst schwierige. Es lagen mir neben meinen eigenen, amtlichen Stunden die Funktionen des Direktors in einer Zeit der größten Aufregung von 130 Seminaristen ob. Aber Gott hat mir gnädig beigestanden. Die Seminaristen legten eine lobenswerthe Gesinnung an den Tag, waren musterhaft, gehorsam und gaben mir keine Veranlassung zu Beschwerden. Der verstorbene Consistorialrath Michaelis, ein rüstiger Greis, nahm sich der Anstalt in katechetischer Beziehung durch Unterricht an, und meine Collegen, Richter, Scholz II. und Löschke, halfen mir nach Möglichkeit die schwere Bürde tragen. Es wurden zur Wahl Proben ausgeschrieben; zwei Pastoren legten sie in Katechesen mit den Seminaristen ab, was mir damals schon als ein Mißgriff der Behörden erschien. Das hohe Ministerium wählte (ob ganz im Einverständniß mit der Provinzial-Schulbehörde?) den Pastor Gerlach in Lorenzberg bei Strehlen, höchst wahrscheinlich seiner entschiedenen theologischen Richtung wegen. Ich habe seine Probe-Katechese nicht gehört; aber indirekt waren mir absonderliche Urtheile, durch die Zöglinge verbreitet, zugegangen. Die Zeit kam heran, daß das interimistisch geführte Direktorat in die Hände des neuen Direktors gelegt werden sollte; es geschah feierlichst unter belobigender Anerkennung meiner Verwaltung. Gerlach sprach wiederholentlich sein Wohlgefallen über den guten Geist der Zöglinge aus; sein erstes Auftreten war auch geeignet, sich die Herzen der jungen Leute zu erwerben. Kaum waren jedoch sechs Wochen vergangen, als ein Mißmuth sich seiner bemächtigte, Unzufriedenheit in den Konferenzen laut und Bestrafungen verhängt wurden. Gerlach mußte dieselbe Schule der Erfahrung durchmachen, die seine Mitlehrer bereits überwunden hatten; aber Gerlach hatte als Direktor größere Rechte über die jungen Leute und ging darin wohl über das rechte Maß hinaus. Er „duzte" zwar die Seminaristen nicht, wie Binner, aber belegte sie im Zorneseifer, wozu er nach seinem Temperamente sehr geneigt war, mit allerlei unschicklichen Namen, welche die Feder darzustellen sich sträubt, und die ihm die Herzen der meisten entzogen. Hätte Gerlach den Grund der widerlichen Erscheinungen bei seinen Zöglingen in sich, in seinem Wesen gesucht und sein gehässiges Gefühl zu beherrschen vermocht, er würde sich großen Verdruß erspart

und die Anstalt nicht in den Abgrund gestürzt haben. Aber Gerlach war argwöhnischer Natur; er glaubte an fremdartigen Einfluß auf die Seminaristen, suchte nicht den Umgang seiner Kollegen, sondern sah lieber Männer seines Standes und seiner Richtung um sich und bei sich, die der Anstalt fern standen. Mein Verhältniß zu ihm war stets das freundlichste. Meine Offenheit gegen ihn ist bitter getäuscht worden. — Zwei Seminaristen, die sich gegen den Lehrer der polnischen Sprache, der übrigens erst kurze Zeit an der Anstalt thätig war, vergangen hatten und bei dem Direktor verklagt worden waren, wurden auf strictes Verlangen des Direktors durch Konferenzbeschluß aus der Anstalt entlassen. Wir baten ihn davon abzustehen. Die Kursus-Seminaristen reichten eine Bittschrift für ihre Mitgenossen ein, aber ohne Erfolg. Im Geheimen wurde von den abschläglich beschiedenen Seminaristen eine „Beschwerdeschrift" gegen den Direktor entworfen und an das „Provinzial-Schulcollegium" abgeschickt. Die jungen Leute verlangten die Zurücknahme der Verurtheilung der beiden Mitzöglinge oder — die Entlassung der Petenten. Welche Unbesonnenheit! Der damalige Oberpräsident v. Wedell war mit den Zuständen des Seminars wenig oder gar nicht vertraut; sein Vorgänger, Excellenz v. Merkel, würde der Sache auf den Grund gegangen sein. — Es wurde die Entlassung der Renitenten verfügt, jedoch mit dem Vorbehalt, daß denjenigen, welche ihr Unrecht einsehen, Gnade für Recht gewährt werden würde, wozu ihnen eine bestimmte Frist gegeben wurde. Die Aufregung stieg bis zur Verblendung, das Bemühen der Lehrer, sich zu fügen, war bei mehreren ganz vergeblich. So wurden denn an 22 ganz verwiesen und vom Schullehrerberuf ausgeschlossen. Die Sache machte in der Stadt ein enormes Aufsehen. Der Seminarunterricht wurde mit den Zurückgebliebenen in aller Ruhe und Ordnung fortgesetzt. Nach diesem Sturme war wohlthuende Windstille eingetreten. — Da erschien der Ministerialrath Stiehl aus Berlin, um die Zustände der Anstalt einer Revision zu unterwerfen. Es ging die Revision mit der größten Humanität vor sich. Die Lehrstunden wurden besucht, Fragen an die jungen Leute gerichtet, Aufgaben gestellt, die Arbeitszimmer der Zöglinge besucht und Einblicke in die Arbeitshefte und Diarien gethan, bezügliche und anzügliche Bemerkungen der Seminaristen in Freundlichkeit gerügt, das Konferenzbuch von der Zeit der neuen Organisation durch Harnisch an durchgelesen und daraus Notizen zum „Bericht" entnommen, mit jedem Lehrer dann einzeln und unter vier Augen konferirt und protokollirt, auch mit einzelnen Seminaristen verhandelt u. s. w. — Die an mich gerichteten Fragen des Herrn Commissarius ließen mich nichts Arges vermuthen. Gottlob, ich konnte die verfänglichsten Fragen mit der größten Unbefangenheit beantworten, namentlich die auf den Direktor, auf meine Stellung und mein Verhältniß zu den Seminaristen, auf das Verhältniß zu den Lehrern in der Provinz, auf die von mir redigirte Schullehrer-Zeitung

bezüglichen. Er tadelte einzelne Aufsätze in derselben, die aber nicht aus meiner Feder geflossen waren, mißbilligte die Verbreitung derselben durch die Seminaristen, was jedoch ein Irrthum war, den die Zöglinge selbst widerlegen konnten, und hielt es nicht für räthlich, daß ich das „Andachtsbuch für Seminaristen," als von Binner herrührend, was übrigens damals der ganzen Welt unbekannt war, — man hielt den Rector Morgenbesser für den Verfasser — in Gebrauch genommen hatte, so trefflich der Inhalt auch sei. Der Herr Rath entließ mich, mir die Hand reichend, mit der größten Freundlichkeit. Ich ahnte nichts von dem Gewitter, das an dem Seminar-Himmel sich zusammenzog und wie ein Schlag aus heiterem Himmel am 29. Januar 1846 (am 5. Dezember 1845 war die Vernehmung) über die Anstalt ausbrach und sie total vernichtete. Es erschien an gedachtem Tage der Ober-Regierungsrath v. d. Heyden mit dem Rescript vom Minister v. Eichhorn und der Kabinetsordre des Königs, die gänzliche Auflösung des Seminars befehlend. Wie vom Donner erschüttert standen die unschuldigen Zöglinge vor dem liebenswürdigen Commissarius, der sichtlich ergriffen sich seines Auftrages entledigte. Hierauf wurde jedem Einzelnen der Lehrer unter vier Augen die weitere Verfügung der hohen Staatsbehörde eröffnet, aber keine Abschrift, selbst auf wiederholtes Bitten, eingehändigt, für mich dahin lautend, daß man mir bei einer anderweitigen Anstellung nicht hinderlich sein werde, ausgenommen an einem Seminar. Nach den Gründen fragend, erhielt ich die Antwort: „man wisse es nicht." Dasselbe Loos traf meinen Kollegen, den jetzigen Pastor Löschke. Der Direktor selbst hatte auf keine Förderung zu hoffen. Wir alle blieben in Gehalt und Wohnung, bis anderweitige Verfügungen über das schöne neue Seminargebäude getroffen wurde. — Die unerhörte Maßregel machte ein ungewöhnliches Aufsehen in der Stadt wie in der ganzen Provinz. Von allen Seiten beeiferte man sich, Lehrern und Zöglingen Theilnahme an den Tag zu legen. Dem Magistrat, dem ich seit 12 Jahren durch die Uebungsschule, namentlich durch die Freischule, so nahe stand, schien mich unter seine Fittige nehmen zu wollen. Aus der Stadtverordneten-Versammlung erhielt ich ein Schreiben, das mir die Aussicht zu einer Anstellung bei einer der hiesigen Schulen eröffnete; der Magistrat befragte mich um meinen Gehalt und sonstige Emolumente und wollte erfahren, ob die Ministerial-Verfügung mich darin verkürze und auf wie lange*). Die kgl. Gewaltmaßregel hat mich über alle Beschreibung erschüttert, noch mehr aber die lügenhaften Artikel aus bestellten und unbestellten Federn in den öffentlichen Blättern, die mich nicht ruhig ließen. „Wer sich vertheidigt, fühlt sich getroffen, und wer sich getroffen fühlt, ist schuldig." Diesem nicht zutreffenden Sprichwort

*) Der Magistrat in Breslau und die Stadtverordneten-Versammlung haben nicht mehr der Erfüllung ihrer Verheißungen gedacht, obgleich es Gelegenheit gab, mich der Stadtbehörde in freundliche Erinnerung zu bringen.

setzte ich aus Pflichtgefühl und der Wahrheit wegen Verachtung entgegen, und that, was ich nicht lassen konnte. Es entwickelte sich ein Kampf auf Tod und Leben. Wer sich dafür interessirt, der lese die unten unter Nr. 63 namhaft gemachten Schriften*). —

10) Mein gutes Gewissen erhielt meinen Muth aufrecht. „Recht muß doch Recht bleiben," selbst da, wo man der äußern „Gewalt" erliegt. Da Lehren und Leben bei mir Eins waren; da zu meinem Leben das Lehren ein eben so nothwendiges Element ist, als dem Vogel die Luft, dem Fische das Wasser: so nahm ich freudig die Gelegenheit wahr, bei einer der hiesigen höheren Töchterschulen einen kleinen Wirkungskreis zu finden. Nach fast zweijähriger Pause veranlaßte das Ministerium Eichhorn eine Vernehmung, in der ich mich erklären sollte, ob mir eine Anstellung als Bureau-Beamtete mit meinem bisherigen Gehalte genehm sei, widrigenfalls ich mit Rücksicht auf meine Dienstzeit „pensionirt" werden würde. Ein wohlwollender Gönner im Magistrat rieth mir vom Bureau-Dienst ab und verhieß mir eine meinen Kräften und Leistungen entsprechendere Anstellung bei der Stadt. Dies war vor dem Ausbruch der Revolution 1848, ein Ereigniß, das die Entfernung des Ministers v. Eichhorn zur Folge hatte. Meine Angelegenheit wurde vertagt. Das neue Ministerium Schwerin verhieß auf den Antrag der hiesigen „Provinzial-Lehrerkonferenz," die einen amtlichen Charakter hatte, meine Wiederberufung als Seminarlehrer, wozu aber noch keine Gelegenheit war. Im Januar 1849 begab ich mich im „Auftrag einer großen Anzahl von Lehrern" mit einer Dankadresse an den König, die ich im Verein mit dem Seminar-Oberlehrer Rendschmidt, der zur Seminar-Konferenz einberufen war, Sr. Majestät persönlich überreichen sollte — eine denkwürdige, mir unvergeßliche Audienz, in der sich der König in seiner ganzen Liebenswürdigkeit zeigte. Gleichzeitig erbat ich mir Audienz bei dem Kultusminister v. Ladenberg, ein Mann von seltner Güte und Herablassung. Meine unterthänige Bitte, mir sagen zu wollen, was gegen mich vorliege, und was die hohe Staatsbehörde mit mir vorhabe, beantwortete er huldvoll dahin, „daß nichts gegen mich vorliege, und daß ich meine Wünsche gegen ihn aussprechen möge." Diese beschränkten sich denn darauf, mich in Breslau zu lassen, mein Einkommen nicht zu schmälern und meiner gnädigst bei den zu errichtenden „Schulinspektor-Stellen" zu berücksichtigen. Er genehmigte huldvoll diese Wünsche, und ermunterte mich der Berufung in Geduld zu harren. Mit nicht geringem Erstaunen fand ich bei meiner Heimkehr ein Schreiben vom „Provinzial-Schulkollegium" mit der Bestimmung, als „Oberlehrer an das neue Seminar in Steinau" zu gehen. Auf Grund der mir

*) Wer aufgeklärt über die damaligen Seminar-Zustände werden will, der lese: „Die Keime des königl. evangel. Schullehrer-Seminars zu Breslau. Oder die erste halbjährige Wirksamkeit des Seminar-Direktors Herrn Friedr. Gerlach. Aus Rückerinnerungen und schriftlichen Aufzeichnungen dargestellt von einem ehemaligen Zögling der Anstalt. Leipzig bei Hartknoch.

vom Kultusminister v. Ladenberg gegebenen Hoffnung entspann sich eine langwierige Unterhandlung, Rückfragen rc., deren Ergebniß war, daß ich unter der Bedingung, — bei den Schulinspektorstellen berücksichtigt zu werden, — auf jene Wirksamkeit am Seminar zu Steinau verzichte. Gewaltige Täuschung! Die Errichtung von Schul-Inspektorstellen, das Lieblingswerk v. Ladenberg's, wurde von den Kammern vertagt; v. Ladenberg trat zurück, der Personenwechsel des Ministeriums machte meine Pläne zu einer Seifenblase. Man denke sich meine Lage, meine zerronnenen Aussichten. Es wurde mir zugemuthet, zu erklären, ob ich auf „Wartegeld" gesetzt sein oder „pensionirt" werden wolle. Eigentlich wollte ich keines von beiden, aber bei der Alternative, die mir gestellt wurde, zog ich es vor „auf Wartegeld gesetzt zu sein," weil ich mich noch nicht für dienstunfähig hielt. Ich büßte dadurch von meinem Gehalte jährlich 230 Thlr. ein. Dasselbe Loos traf gleichzeitig Diesterweg in Berlin, der sich jedoch „pensioniren" ließ *).

11) Nun schritt ich an die Ausführung eines Planes, der längere Zeit in meinem Kopfe gelebt hatte, und der seiner Zeit harrte. Diese Zeit war erfüllt. Ich beschloß nämlich „Lehrerinnen" auszubilden, wendete mich noch rechtzeitig, d. h. noch an das Ministerium v. Ladenberg, das beim hiesigen Provinzial-Schulkollegium nähere Erkundigungen einzog und mir auf Grund des Gegenberichtes die Genehmigung zu diesem Unternehmen unter der Bedingung ertheilt, daß ich auf eine Geldunterstützung Verzicht leiste und die Anstalt mit einer schon bestehenden Töchterschule zu verbinden suchte.

12) Das geschah. Auf eine Bekanntmachung mit meinem Plane meldeten sich neunzehn junge Damen im Alter von 18—30 Jahren aus verschiedenen Gegenden der Provinz; ich bewarb mich um die tüchtigsten Lehrkräfte mit dem besten Erfolge. Nach einem einjährigen Wirken wurde in einer Prüfung öffentlich dargethan, was geleistet worden. Die Prüfung zog die Aufmerksamkeit der Regierung und der städtischen Behörde auf sich. Der Kursus war auf zwei Jahre berechnet. Vierzehn der jungen Damen unterwarfen sich dann der amtlichen Prüfung in Steinau, von denen zwölf „gut" und „recht gut," zwei genügend bestanden, sämmtlich aber als Lehrerinnen zu wirken berechtigt waren. Die Anstalt erfreute sich des

*) In Körner's Pädagogik wird meiner Wenigkeit auch mit einigen Worten gedacht, leider enthalten diese nicht volle Wahrheit. Der Verfasser läßt mich als Oberlehrer am Bunzlauer Seminar wirken, berichtet, „daß ich gegenwärtig von meinem Amte entfernt sei," während doch das Amt von mir entfernt worden ist, und behauptet, „daß von mir bei den Lehrern Schlesiens der Rationalismus vertreten gewesen sei, wozu ich um so weniger berufen war, da ich kein Theologe bin." Diese Beschuldigung trifft mich nicht, denn ich habe in dem „Schulboten" nicht den religiösen Theil zu vertreten gehabt, das war Sache meines Freundes Handel; auch ist von mir am Seminar kein Religionsunterricht ertheilt, noch eine Abhandlung aus diesem Gebiete weder in dem „Schulboten," noch in der „Schullehrer-Zeitung," welche übrigens dieser Verfasser einer Pädagogik nicht zu kennen scheint, obgleich elf Jahrgänge vorliegen, geliefert worden. Was der Verfasser an einer andern Stelle von meinen Grundsätzen über den Anschauungsunterricht sagt, ist auch irrthümlich. Körner weiß das, denn ich habe mich gegen ihn darüber offen und frei ausgesprochen, bin aber ohne Bescheid geblieben. —

Segens Gottes, die Zahl der Seminaristinnen wuchs mit jedem Jahr, zählt gegenwärtig 40 Schülerinnen und hat seit ihrem noch nicht achtjährigen Bestehen bereits 118 Gouvernanten ausgebildet, die mit Glück und Segen wirken. Leider erfreute sich die Anstalt über vier Jahre keiner Selbstständigkeit, sondern war in unbequemster Weise an eine Töchterschule gebunden, ein Verhältniß, das manche Verdrießlichkeiten für mich in sich barg. Wiederholte Gesuche bei der Regierung und bei dem Magistrate um die Concession zu selbstständiger Etablirung des Seminars wurden abschlägig beschieden und sogar dahin gearbeitet, daß ich nicht mit meinem Namen vor die Front des Institutes treten sollte. Das beugte mich nicht, sondern erhöhte meinen Eifer und das Goethe'sche Wort: „Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen, das Uebrige wird sich von selber machen," sowie das Bibelwort: „Denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum besten dienen," versagten mir die wirkende Kraft nicht. Der Zeitpunkt der Erlösung war gekommen. Durch die Versetzung des Vorstehers eines kleinen Töchterinstitutes ward mir eine neue Aussicht zur selbstständigen Hinstellung meines Lehrerinnen-Seminars eröffnet. Die nachgesuchte Concession erfolgte. Glück auf, Freiheit! Dank dem Himmel! Wenn die Noth am größten, ist die Hülfe Gottes am nächsten. Kaum hatte ich ein Jahr die neue Schule verwaltet, so bot sich mir durch den Tod des Prediger Knüttell die Gelegenheit dar, seine in der Blüthe stehende Anstalt zu übernehmen, zwar mit entsetzlich schweren Geldopfern, ein sehr gewagtes Unternehmen.

Aber der Himmel schüttete das Füllhorn seines Segens über meine Bestrebungen aus. Ich nahm die liebsten Schülerinnen meiner kleinen Schule in die neue, und der Zutritt neuer Schülerinnen war ein so bedeutender, daß ich die Klassen, deren ich fünf vorfand, bis auf sieben vermehren konnte. Das Lehrerinnen-Seminar aber bildet mit seinen 40 jungen Damen die Spitze der Anstalt und steht selbstständig neben derselben, wohl organisirt und von den besten Lehrkräften Breslau geistig gehegt und gepflegt. Es unterrichten an meinen Anstalten 17 Lehrer und 11 Lehrerinnen. Ich selbst gebe am Seminar wöchentlich 12 Stunden und habe eine Kinderschule von 195 Schülerinnen zu leiten, wobei mich eine junge Gattin liebevoll unterstützt. Gottes Gnade ist sichtlich mit mir; im Alter von 67 Jahren erfreue ich mich der besten Gesundheit, ungeschwächter Arbeitslust und Arbeitskraft.

So hat die Gnade des Herrn das Werk meiner Hände gefördert, ja das Werk meiner Hände hat Er gefördert, der Name des Herrn sei gelobt und gepriesen. Lobe den Herrn, meine Seele und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan!

Meine Schriften:

(Die mit einem * bezeichneten Schriften sind vergriffen.)

1) Faßliche Anweisung zum gründlichen Kopf- und Zifferrechnen. Nach bewährten Grundsätzen und in method. Stufenfolge für Schullehrer-Bildungsanstalten, Gymnasien, Bürger- und Volksschulen. Mit einem Vorwort von Dr. W. Harnisch. Halle, 1824/25. In der 5. und 6. Auflage unter dem Titel: Praktische Rechenlehre oder method. Anweisung zum Unterricht im Rechnen ꝛc. 3 Theile. I. Theil 20 Sgr., II. 10 Sgr., III. 10 Sgr. 1839. 66¼ Bogen. 8.

2) Aufgaben zum Kopfrechnen. In geordneter Stufenfolge für zahlreiche Knaben- und Mädchenschulen. Drei Hefte, à 8 Bogen, 5 Sgr. Halle. 3 Auflagen.

3) Aufgaben zum Zifferrechnen. In geordneter Stufenfolge für zahlr. Schulen und einzelne Schüler entworfen. Ein Hilfsmittel, den Unterricht im Rechnen zu erleichtern, und das Diktiren der Aufgaben oder Vorlegen sogenannter Rechentafeln zu vermeiden. 3 Hefte, à 8 Bog., jedes Heft 5 Sgr. 5 Auflagen. Halle 1825—39.

4) Beantwortungen der Kopfrechen-Aufgaben. 3 Hefte. 1. Heft 2½ Sgr., 2. Heft 3¾ Sgr., 3. Heft 2½ Sgr. 5 Auflagen. Halle.

5) Auflösungen der Aufgaben zum Zifferrechnen ꝛc. 3 Hefte. 1. Heft 2½ Sgr., 2. Heft 3¾ Sgr., 3. Heft 2½ Sgr. 4—5 Auflagen. Halle, 1825—1839.

*6) Materialien zur Bildung des Zahlenverstandes der Jugend. 1. Sammlung: 100 Aufgaben aus dem Gebiete der Gleichungen in Nachbildungen und mit elementarischen Berechnungen. 36 Seiten. 2 Sgr. 2. Sammlung: 100 Aufgaben aus dem Gebiet der Gleichungen ꝛc. 32 S. 2 Sgr. Breslau 1848.

*7) Die Zahldenkübungen in elementarischer Allseitigkeit mit den Zahlgrößen von Eins bis Hundert angestellt und als ein Beitrag zur Vereinfachung des Rechenunterrichts herausgegeben. XVI. 124 Seiten. gr. 8. Breslau 1848. 10 Sgr.

*8) Die Anfänge der Bruchrechnung als Zahldenkübung in elementarischer Allseitigkeit mit den Zahlgrößen von Eins bis Hundert angestellt und als ein Beitrag zur Vereinfachung des Rechenunterrichts herausgegeben. VII. 64 S. Breslau 1848. 5 Sgr.

*9) Die Dreisatzrechnung im weitesten Umfange oder die bürgerlichen Rechnungsarten in Bruchform dargestellt und als ein Beitrag zur Vereinfachung des Rechenunterrichts für Lehrer und Schüler herausgegeben. II. 108 S. 5 Sgr. Breslau 1850.

*10) Facitbüchlein zur Dreisatzrechnung. Enthaltend über 3000 Facite zu 600 Aufgaben. Mit erläuternden Bemerkungen. 48 S. Breslau. 5 Sgr.

11) 400 Rechen-Aufgaben aus dem Gebiet von Eins bis Hundert in ungewöhnlichen Formen als Zahl-Denkübungen bearbeitet. 64 Seiten. Breslau. 3 Sgr.

12) Die Facite der 400 Rechenaufgaben theilweis mit Auflösungen. Der Ertrag zu einem wohlthätigen Zweck. IV. 32 S. Breslau. 2 Sgr.

13) Neue Rechenschule oder Zahldenkübungen. I. u. II. Halle, 1857. 2½ Sgr. (Die folgenden Hefte sollen noch erscheinen.)

14) Wandtafeln zur Veranschaulichung der ersten Uebungen im Rechnen. Ein Hilfsmittel für zahlr. Schulen. Als Anhang zum 1. Theil meiner faßlichen Anweisung zum Kopf- und Zifferrechnen. 1 Heft. 1829. Halle. 6½ Bogen. Folio. 2. Aufl. 1840. 7½ Sgr.

15) Deutscher Sprachschüler, oder stufenweis geordneter Stoff zu mündlichen und schriftlichen deutschen Sprach- und Verstandesübungen. Ein

Leitfaden für Lehrer und ein Uebungs- und Wiederholungsbuch für Schüler in Land- und Stadtschulen. Halle. 3 Lehrgänge. — 1. Lehrgang. 80 S. In 12 Aufl. 2½ Sgr. — 2. Lehrgang. 102 S. In 5 Aufl. 5 Sgr. — 3. Lehrgang. 7 Bogen. In 4 Aufl. 5 Sgr. — Wegen eines Nachdruckes ganz umgearbeitet 1840.

16) Praktischer deutscher Sprachlehrer, oder method. Anleitung zu geistbildenden Sprach- und Denkübungen. Nach bewährten Grundsätzen für deutsche Elementar- und Volksschulen verfaßt. 1 Thl. Halle, 1837. XX. 498 S. 22½ Sgr.

17) Die Stylschule oder Stoff und Angaben zu Uebungen im schriftl. Gedankendarstellen. Ein Leitfaden zur method. Behandlung der Denklehre in Schullehrer-Seminaren und höheren Volksschulen. 2 Kursus. 1. Kurs. in 2 Aufl. 1839. X. 142 S. 8. 5 Sgr. 2. Kurs. 1836. X. 136 S. 8. 5 Sgr. Halle.

18) Wort- und Gedankenstyl, oder Stoff und Anleitung zum mündlichen und schriftlichen Gedankenausdruck. Ein praktisches Lehr- und Handbuch für Lehrer an Schullehrer-Bildungsanstalten, Gymnasien und Volksschulen bearbeitet. 1. Thl. Die Vorstellungen und Begriffe. Halle, 1830. XLII. 416 eng gedr. S. 8. 1 Thlr.

19) Der Sprech-, Schreib- und Leselehrer, oder Anweisung zum Sprechen-, Schreiben- und Lesen-Lernen, in Verbindung der Lautirmethode mit der Buchstabirmethode und der Lesemethode von Harnisch. Halle, 1827. 7¹³⁄₁₆ Bg. mit 1 Kupf. 8 Sgr.

20) Kleiner Schreib-Leseschüler, oder erste Uebungen im Schreiben und Lesen. Halle, 1827. 4. Aufl. 1838. gr. 8. 3¾ Sgr.

21) Der Leseschüler oder Uebungen im Lesen der Fraktur- und Cursivschrift für Volksschulen. Halle, 1827. 78 S. Später unter dem Titel: Fibel für Leseschüler oder Uebungen im Lesen der Fraktur- und Cursivschrift. Halle. 5 Bg. gr. 8. 3¾ Sgr. 6 Aufl.

22) Der Leseschüler, oder Uebungen im Lesen der Druckschrift in sachgemäßer Stufenfolge für Volksschulen. Halle. 1. Th. 13. Aufl. 1858. 2½ Sgr.; 2. Theil (mit der Bestimmung): Uebungen im Schön- und Denklesen, verbunden mit mündl. und schriftl. Sprachlehrübungen für Schüler von 7—10 Jahren. Halle, 1833. XII. 308 S. 8. 7½ Sgr.

23) Wandfibel zum Lesenlernen der Druckschrift. Halle, 1828. 15 Bg. gr. Fol. 12½ Sgr.

24) Wandtafeln zum Schreiben- und Lesenlernen der Currentschr. Ein Hülfsmittel beim Unterricht nach der Schreib-Lesemethode. Halle, 1830. 12 lith. Folio-Bl. u. gedr. 15 Sgr.

*25) Elementar-Lese- und Sprachbüchlein, nach pädagogischen Grundsätzen für den vereinten Sprech-, Schreib-, Lese- und Sprachlehr-Unterricht, bearbeitet von Dr. Ernst Fibel. Breslau. Kl. 8. Theil 1: Das Laut- und Silbenbüchlein. 1831. 21 S. 2. Aufl. 1836. 16 S. Kl. 8. 1½ Sgr. Th. 2: Das Wörterbüchlein. VI. 56 S. 2. Aufl. 1836. 48 S. 2 Sgr. Th. 3: Das Sätzebüchlein; 1. Abth.: der einfache Satz. 1833. XVII. 136 S. Kl. 8. 5 Sgr.

26) Kurze Anleitung zum Lesenlehren, verbunden mit Sprech-, Denk-, Schreib-, Gedächtniß- und Sprachübungen nach der analytisch-jacotot'schen Lehrmethode. Von Dr. Ernst Fibel. 32 S. 8. Breslau. 2¾ Sgr.

*27) Erstes Lesebüchlein für Kinder von 6—9 Jahren, welchen man nach der analytisch-jacotot'schen Lehrmethode das Lesen lehren will. 3. Aufl. 96 S. Breslau, 1850. 2½ Sgr.

*28) Sechs Tabellen zum Lesenlehren nach der analytisch-jacotot'schen Lehrmethode. Breslau, 1841. 3¾ Sgr.

*29) Laut- und Buchstabenlehre der deutschen Sprache, zur Be-

gründung des Lese- und Rechtschreibeunterrichts für Volksschulen bearbeitet. Neisse, 1833. VII. 135 S. (Zugl. Bdch 7. der II. Abth. des „Schulboten.")

30) Methodik des Muttersprachunterrichts in deutschen Volksschulen. Neisse, 1835/36. S. 368. (Zugl. Bd. 7—10 der II. Abth. des „Schulboten.") 20 Sgr.

31) Praktische Anleitung zu den Uebungen im Anschauen, Denken, Reden und Aufschreiben, als Vorschule der Weltkunde und der Sprach- und Größenlehre. Für zwei auf verschiedenen Stufen stehende Schülerabthlg. eingerichtet und unterrichtlich dargestellt. Neisse. Zweite umgearbeitete und erweiterte Aufl. 24 Bog. 1 Thlr.

*32) Uebungen in der Anwendung der Satzzeichen. Breslau. 1853. Lex.-Form. 22 S. (Zugl. Schullehrer-Ztg. Nr. 7, 9, 15.)

33) Grundlage zu den deutschen Dichtungsarten. Ein Lehr-, Lern- und Uebungsbuch für mittlere Klassen höherer Töchterschulen. 1. Heft. Enthaltend: das Gnomen, Epigramm, Sonett und die Elegie. Breslau und Halle, 1856. IV. 44 S. gr. 8. 5 Sgr.

*34) Lesebuch für Kinder im Alter von 9—11 Jahren. Eine Sammlung von Lesestücken zu Denk-, Sprach-, Schreib- und Gedächtnißübungen und zur Bildung des Geistes und Herzens. Zugl. als 2. Theil: 1) des Lesebüchleins für Kinder von 6—9 Jahren, 2) des Leseschülers erster Theil und der Fibel für Leseschulen. Breslau, 1845. 284 S 8. 8 Sgr.

35) Deutsches Lesebuch für die Jugend im Alter von 11—14 Jhr. Eine Sammlung größtentheils neuer Lesestücke aus dem Natur- und Menschenleben zur Bildung des Geistes und Herzens. Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Breslau, 1851. S. 576. 8. 12 Sgr.

36) Kurze Anleitung zur Fragebildung. Ein Beitrag zur Förderung der Fragekunst für Lehranfänger. Breslau, 1852. Lex.-Form 56 S. 6 Sgr.

37) Unterrichts-Plan für eine vier- bis achtklassige Schule beziehentlich höhere Töchterschule in Verbindung mit einer Bildungsanstalt für Lehrerinnen und Erzieherinnen oder auch für eine Knaben-Mittelschule. Breslau, 1853. Queer-Folio. 3 Bog. eng gedr. 5 Sgr.

*38) Das Lehrerinnen-Seminar zu Breslau. Bericht über den ersten zweijährigen Bildungskursus dieser Anstalt von Michaelis 1850 bis dahin 1852. Breslau, 1852. 16 S. Lex.-Format.

*39) Bericht über die Schülerinnen, welche sich in der Seminarklasse der Jäger'schen Töchterschule vom J. 1850—1853 zu Lehrerinnen und Erzieherinnen ausgebildet haben. Breslau, 1853. Lex.-Form. 14 S.

*40) Die Feier der tausendsten Versammlung des ältern Lehrervereins in Breslau, den 29. September 1842. Breslau, 1843. 108 S. gr. 8. (Zugl. in der Schullehrer-Ztg., Jahrg. 1843.)

*41) Ueber die Zurückführung des dreijährigen Seminar-Kurses auf den zweijährigen. Breslau, 1843. 30 S. gr. 8. (Zugl. in der Schullehrer-Ztg., Jahrg. 1843.)

*42) Die Michaelis-Stiftung, oder die 50jährige Amts-Jubelfeier des kgl. Consistorial- und Schulrathes Michaelis zu Breslau, am 21. Sept. 1843. Breslau. 26 S. gr. 8. (S. Schullehrer-Ztg., J. 1843.)

*43) Die am 14. Juli 1828 zu Landeshut in Schlesien abgehaltene General-Schullehrer-Conferenz in einem Briefe dargestellt und mit praktischen Bemerkungen versehen. Neisse, 1829. 78 S. kl. 8. (Besonderer Abdruck aus Dr. Gräfe's Archiv. 3. B. 2. Heft.)

*44) Kurze Nachricht über das evangel. Schullehrer-Seminar zu Breslau. Breslau 1838. 1 Bogen gr. 8.

*45) Mittheilungen aus dem Jahre 1841—1842, das kgl. evang. Schullehrer-Seminar betreffend. Breslau 1842. 1 Bog. gr. 8.

*46) Der preuß. Staat. Ein Büchlein für preuß. Volksschulen, zunächst in Beziehung auf die in Breslau erschienene Krümmer'sche Wandkarte vom preuß. Staate oder auf K. Hälsig's Wandkarte von Deutschland. Breslau, 1828. VI. 106 S. 8. 5 Sgr.

*47) 150 Tafeln, enthaltend über tausend Fragen aus der Geographie und Geschichte des preuß. Staats; zur Wiederholung und schriftl. Ausarbeitung entworfen. Neisse und Breslau, 1828. 4 Bog. (Zum Aufziehen und Zerschneiden.)

*48) Handbuch zur Kunde von Deutschland und Preußen. Ein Hilfsmittel zur zweckmäßigen Behandlung dieser Länder; für Schule und Haus in besonderer Beziehung auf Hälsig's Wandkarte von Deutschland. Breslau, 1827. 392 S. 8.

*49) Schlesien. Ein Büchlein für Elementarschüler. Breslau, 1834. 15 S. 12. 2 Sgr.

*50) Wandkarte vom Neisser Kreise für Schulen desselben. In 9 Folio-Bl. Breslau, 1826.

51) Schlesien in acht kleinen Karten für schlesische Volksschulen. 1. Grenzzug, Eintheilung und Größe. 2. Gewässerkarte. 3. Gebirgskarte. 4. Karte der Hauptgeb. 5. Kreise vertreten durch die Kreisstädte. 6. Andere Ortschaften 7. Gesammtbild von Schlesien. 8. Schlesien a) im 30jährigen Kriege, b) vom J. 1355—1500. Quer-Oktav. Breslau.

*52) 72 Vorschriften. Zur Uebung in der lateinischen oder englischen Schrift in method. Stufenfolge. 2. Aufl. 1835. gr. 8.

*53) 72 ein- und zweizeilige Vorschriften, enthaltend Sitten- und Denksprüche zur Uebung im Schönschreiben der latein. Schrift. Breslau, 1832. Quer-gr. 8. (25 lithogr. Bl.)

*54) 69 zweizeilige Vorschriften, enthaltend Sitten- und Denksprüche zur Uebung im Schönschreiben der Kurrentschrift. Breslau, 1832. 2. Aufl. (24 lith. Bl. Quer-gr. 8.)

*55) 32 Vorschriften zur Uebung im Schönschreiben, enthaltend Aufsätze aus dem niedern Geschäftsstyl. Breslau, 1829 (24 Bl. quer-4.)

*56) Denkschrift über die Wünsche und Anträge der Volksschullehrer Schlesiens, betreffend die Reorganisation des Volksschulwesens — den hohen Nationalversammlungen zu Frankfurt a. M. und Berlin ehrerbietigst überreicht von 2250 schles. Volksschullehrern. Breslau, 1848. 64 S. gr. 8.

*57) Berichte über die Verhandlungen in der pädagog. Section der schles. Gesellschaft für vaterländ. Kultur. Breslau, 1841—1858. (17 Hefte.)

58) Der Schulbote, oder: Pädagog. Hand- und Taschenbibliothek für Eltern, Lehrer und Erzieher. In 4 getrennten Abtheilungen. I. Allgemeine Grundsätze der Erziehung und des Unterrichts. II. Unterrichtswege. III. Pädagog. Allerlei. IV. Bücherschau. — In Verbindung mit Superint. Handel in Neisse. Neisse 1831—1842.

59) Schlesische Schullehrer-Zeitung. Ein Konferenz- und Correspondenzblatt der Volksschullehrer Schlesiens. Breslau, 1843 — 1851. (11 Jahrg. gr. 8. à 424 S.)

*60) Portrait, gez. vom Maler K. Beyer und lithogr. von Santer. 2 Auflagen. 1840 u. 1846. Breslau.

*61) Lieder zu der von dem ältern Breslauer Lehrerverein veranstalteten Feier des 29. Septbr. 1842. Als Manuscript gedruckt.

*62) Geschichte und Statuten des ältern Breslauer Lehrervereins. Breslau, 184(?).

*63) Zur Geschichte des aufgelösten königl. evangel. Schullehrer-Seminars zu Breslau. Eine nothgedrungene Abwehr der in einigen Zeitschriften gegen die Anstalt erhobenen Anklagen und Beschuldigungen. 1. Theil VII. 48 S. gr. 8. 2. Theil in 2 Lieferungen 56 S. 1846.

*64) Reaction auf dem Gebiete des Unterrichts, oder Diesterweg und Scholz. Mit besonderer Beziehung auf die „Dreisatzrechnung" von Scholz. (Schullehrer-Ztg. 1850.)

Außerdem: Aufsätze in dem schlesischen Provinzial-Bl.; — Recensionen in dem Literaturblatt des schles. Provinzial-Bl.; — Aufsätze in der Rossel'schen Monatsschrift, in dem Rossel'schen Element.-Wochenbl., in der Allgem. Schulzeitung in Darmstadt und in dem Gräfe'schen Archiv; — Recensionen in der krit. Bibl. von Gräfe, im schles. Schulboten und in der schles. Schullehrer-Ztg.

Unter der Feder sind:

1) Meine Erlebnisse als Schulmann.

2) Pädagog. Briefe über verschiedene Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts mit Bezug auf die preuß. Regulative.

3) Sammlungen von neuen Rechenaufgaben.

Wenn ich jetzt am Anfange meines 68. Lebensjahres und auf mein 47jähriges Lehrerleben zurückblicke; wenn ich die vorstehenden Titel der schriftlichen Zeugen von dem, was mir Gottes Gnade verliehen und wie ich mit dem Pfunde, das ich aus Seiner überreichen Hand empfangen, hausgehalten; wenn ich der schweren Kämpfe gedenke, in die mich die Lebensverhältnisse gezogen und denen ich doch nicht erlegen; wenn ich mir vergegenwärtige, wie freundlich sich der Abendhimmel meines Lebens noch zeigt, wie viel mir noch im Weinberge des Herrn mit Kraft, Lust und Freude zu arbeiten vergönnt ist: so sinke ich in seliger Demuth auf die Knie, flehe meinen Gott um fernere Kraft an und singe mit Gellert:

Wenn ich o Schöpfer Deine Macht,
Die Weisheit Deiner Wege,
Die Liebe, die für mich gewacht,
Anbetend überlege:
So weiß ich von Bewund'rung voll
Nicht, wie ich Dich erheben soll,
Mein Gott, mein Herr und Vater.

Mit Lamperte's Gedicke schließe ich:

„Wie Gott mich führt, so will ich geh'n,
Es geh' durch Dorn und Hecken;
Von Vornen läßt sich Gott nicht seh'n;
Zuletzt wird er's aufdecken,
Wie er nach seinem Vaterrath
Mich treu und wohl geführet hat:
Dies sei mein Glaubensanker." —

Nachtrag.

Mein häusliches Leben dürfte vielleicht die Theilnahme der Leser dieser Blätter erregen. Ich berichte daher nur kurz Folgendes:

Vom Jahre 1815 bis 1853 lebte ich in der Ehe mit einer durch vielfache Leiden schwer heimgesuchten Gattin, die in treuester Weise den Pflichten einer liebenden Gattin, sparsamen Hausfrau und zärtlichen Mutter nachkam und die über dem Unglück, das unseren

einzigen Sohn betroffen, gebrochenen Herzens in die Wohnungen des Friedens überging. Aus unserer Ehe gingen fünf Kinder hervor, aber nur eines, ein Sohn, blieb uns am Leben, der uns als ein wohlgebildeter und herrlich gedeihender Knabe zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Weil die gelehrten Studien auf dem Gymnasium seine geistigen Kräfte überstiegen und seine körperliche Entwickelung nachtheilig beeinflußten, widmete er sich dem Buchhandel, wurde als Lehrling Jahre hindurch unverzeihlich vernachläßigt und mußte später in Halle nachholen, was ihm fehlte. Zurückgerufen von dort, gründete ich ihm hier in Breslau einen kleinen Buchhandel, arbeitete fleißig für seinen Verlag, bis die Katastrophe mit der Auflösung des Seminars vor sich ging, die Bewegung des Jahres 1848 eintrat und mein Sohn sich der „Bürgerwehr" nicht entziehen konnte und durfte. Hier gerieth der unerfahrne junge Mann durch den Einfluß der Verführer auf Abwege, hatte Unglück über Unglück in seinen Unternehmungen wie in seiner Ehe, absorbirte das ganze vieljährige Ersparniß seines haushälterischen, unausgesetzt fleißigen Vaters und war genöthigt, den Buchhandel zu quittiren und in Amerika seine Rettung zu suchen, die er immer noch nicht gefunden. Gott sucht ihn, möchte er sich von ihm finden lassen! Er leidet an der Zerfahrenheit des Gemüthes. Das geängstigte Vaterherz vermag ihm nicht anders zu helfen, als durch Bitten und Flehen zum barmherzigen Gott und Vater. —

Was die Bedürfnisse meines Lebens betrifft, so ist die Befriedigung derselben nicht schwer, da ich weder ein Schnupfer, noch Raucher, weder ein Bier-, noch ein Weintrinker und von der Gourmandie weit entfernt bin. Ich rühme mich keiner Tugend, aber ich gehöre mit meinem Herzen vielen Vereinen an, bin 1) Mitglied der schlesischen Gesellschaft für vaterländische Kultur, und hier seit 1841 Sekretär, d. h. Vorsitzender der pädagog. Section; 2) Mitglied des Vorstandes der sechs älteren Kleinkinder-Bewahranstalten und deren Revisor; 3) Vorsitzender des älteren durch Harnisch im J. 1814 gegründeten Breslauer Lehrervereins seit 1841; 4) Mitglied des Vorstandes der neugegründeten evangel. Vereins-Töchterschule; 5) Mitglied des Vereins für schlesische Geschichte und Alterthümer. — Wenn es Tadel verdient, daß das Anschaffen von Büchern, als der geistigen Nahrung, mir zum unüberwindlichen Bedürfniß geworden ist, so trifft mich dieser Tadel in seinem ganzen Umfange und in seiner vollen Schwere; denn habe ich auch keinen Ueberfluß an Geld und Gut, so bin ich doch um so reicher an Büchern.

Drei Jahre lebte ich als Wittwer und an meiner Seite mein unglücklicher Sohn, und harrte der Zeit, da mir Gott selbst wieder eine Gattin zuführen würde, die einen alten, gereiften Mann verstehe. Ich bekam, was ich bedurfte, ohne es zu suchen, und nahm, was mir Gott beschied. An der Schwester meiner Wirthschafterin entdeckte ich eine seltene Lehrbegabung, eine seltene Entschiedenheit

des Wesens, verbunden mit echter Weiblichkeit und Häuslichkeit. Sie wurde in Liebe und Verehrung meine Gattin und steht mir, nach bestandener pädagog. Prüfung, durch ihr Lehrtalent und durch die zärtlichste liebliche Pflege mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüthe und aus allen Kräften bei. Amen! —

Dr. Friedrich Schödler,

Direktor der Provinzial-Realschule in Mainz.

Schödler, Dr. Fr., geboren am 25. Februar 1813, zu Dieburg, woselbst sein Vater großherzogl. hess. Justizamtmann war, erhielt seine erste Ausbildung in Darmstadt, widmete sich anfänglich der Pharmacie, später dem Studium der Naturwissenschaften und dem Lehrfach; er studirte in Gießen, vorzugsweise Chemie, indem er daselbst vier Jahre lang Assistent bei Liebig war und vollendete seine Studien in Tübingen; mehrfache Reisen in Deutschland, Frankreich, England und der Schweiz dienten zur Erweiterung seiner Ausbildung. Im Jahre 1842 wurde er als Lehrer der Naturwissenschaften an dem Gymnasium in Worms angestellt; seit 1854 wirkt er als Direktor der Provinzial-Realschule in Mainz.

Schriftstellerische Leistungen: Verschiedene Abhandlungen in Liebig's Annalen der Chemie, z. B. über Natrium, Flechtensäure, Brennstoffe ꝛc.; eine Reihe von Artikeln in den ersten Bänden von Liebig's Handwörterbuch der Chemie; eine deutsche Bearbeitung von „Soubeiran's pharmaceutischer Praxis," Heidelberg bei Winter, 1839; der naturwissenschaftliche Theil des verbreiteten Wagner'schen Handbuchs, Darmstadt bei Diehl, 1840, 12. bis 19. Auflage; das Buch der Natur, Braunschweig bei Vieweg, 1846, wovon bis jetzt elf Auflagen erschienen sind und welches in alle neueren Sprachen übersetzt worden ist; „die höheren technischen Schulen," Braunschweig bei Vieweg, 1847; „die Chemie der Gegenwart," Leipzig bei Brockhaus, 1854, dritte Auflage 1858; endlich eine Reihe kleinerer Aufsätze in Gutzkow's Unterhaltungen am häuslichen Heerde, 1853, 1855, sowie von Schulreden, mitgetheilt in Programmen der Mainzer Realschule und in der Darmstädter Schulzeitung.

Auch aus dem Gebiet der Belletristik wäre Einiges anzuführen, nämlich eine Anzahl von Gedichten und Novellen, mitgetheilt in Lewald's Europa 1839—40, sowie ein Lustspiel: „Der verwünschte Brief," welches zuerst auf der königl. Bühne in Stuttgart, sodann auf den meisten deutschen Bühnen zur Aufführung gelangte.

Johann Heinrich Schöne,

Pfarrer zu Zimmern bei Langensalza.

(Biographische Notizen von ihm selbst mitgetheilt.)

Geboren wurde ich am 17. Februar 1804 in Weinköhla bei Meißen, wo mein Vater, Johann Samuel Schöne, bekannt durch mehrere theologische und philosophische Schriften, Pfarrer war. Meine Mutter war eine geborne Hoffmann aus Cölln bei Meißen. Von Jugend auf erhielt ich Unterricht von meinem Vater, nur in der Musik wurde ich von dem dortigen geschickten Schullehrer Quittel unterwiesen, der denn auch so glücklich war, daß ich, als ich noch nicht volle neun Jahre alt war, schon Orgel spielen konnte. Es war nämlich in Weinköhla eine fromme Sitte, daß, wenn eine Frau nach ihrer Niederkunft den ersten Kirchgang hielt, dann ein Lob- und Danklied gesungen wurde. Dies war der Fall, als meine Mutter mit meinem jüngsten Bruder, Ludwig, den 2. Februar 1813 zur Kirche ging. Mein Vater gab mir eine mehr theoretische Bildung; so erinnere ich mich noch sehr deutlich, daß ich noch nicht 11 Jahre sein konnte, als ich ihm jeden Satz nach den kantischen vier Kategorien zerlegen mußte. Im Jahre 1815, kurz vor der Theilung von Sachsen, kam mein Vater in die Gegend von Wittenberg — nach Globig, und somit wurde ich ein Preuße. Alle meine Geschwister lernten von mir Lesen, Schreiben und Musik, weil wir in Globig einen Schullehrer hatten, dem mein Vater die Kinder nicht anvertrauen wollte und — weil er von der Ansicht ausging: docendo discimus. Hier trieb ich mit mehreren jungen Leuten, die sich zum Schulfach vorbereiteten, die Musik weiter, da auch mein Vater ein großer Freund und tüchtiger Kenner derselben war. Deren Arbeiten mußten sämmtlich durch meine Hände gehen, ehe sie vor das Forum meines Vaters kamen. Daher denke ich auch noch mit Vergnügen an die Zeiten, wo der Organist in Kemberg, wohin ich oft ging, die Schlüssel zur Orgel zum Fenster herunter warf mit dem Auftrage, statt seiner die Orgel zu spielen.

Ich sollte nach Meißen auf die Schule, allein da ich Preuße geworden war, wurde ich ausgeschlossen. Dieser Umstand, und daß meine Geschwister den Dorfschulunterricht nicht genießen konnten, mit dem Bewußtsein meines Vaters, welcher die Kraft dazu hatte, waren die Ursache, daß ich keine Schule besuchte, sondern allen Unterricht bis zur Universität von ihm erhielt. Ich bin weit entfernt, meinem Vater hierüber Vorwürfe machen zu wollen, denn ich erhielt von ihm eine solche theoretische Bildung, welche sich außerordentlich leicht in die verschiedenen Verhältnisse des Lebens finden konnte, wie ich sie wohl auf einem Gymnasium nicht empfangen hätte, allein in materieller Beziehung ging mir doch dies und jenes ab. Nichts destoweniger bestand ich das Examen Ostern 1823 in Leipzig, nachdem ich schon im Jahre vorher vom Hrn. Domherrn Dittmann daselbst inscribirt

worden war. Hier hörte ich im ersten Jahre besonders Krug, Mollweide und Beck mit hohem Interesse, in den folgenden die anderen theologischen Professoren, und besonders Tschirner, der aber die heftigsten Zweifel in mir erregte, welche ich fast nicht bewältigen konnte. Dieser namentlich stellte beide in der Theologie sich bekämpfenden Elemente einander in ihrer ganzen Schärfe gegenüber und gab es seinen Zuhörern anheim, welches System sie wählen wollten. Damals fühlte ich zuerst, daß das Herz auch eine Stimme habe, daß der Verstand nicht allein richten könne. Voll Zerrissenheit und innerem Unfrieden verließ ich nach vollendeter Studienzeit — (während welcher ich als flotter Finke gelebt hatte und ohne je auf dem Fechtboden gewesen zu sein, — nur zwei Kinder hatte ich unterrichtet) die Universität, froh, der Eindrücke los und wendig zu werden und ohne Kummer für die Zukunft. Ich wurde Hauslehrer auf der Wartburg bei Eisenach. Da mußte ich mir alles ausarbeiten, was und besonders wie ich es treiben wollte, mußte mich also zu den Kleinen herablassen, — mußte selbst wieder Kind werden. Hier bat mich die älteste Tochter meines Principals mit ihr Tiedge's Urania zu lesen. Wie wurde mir zu Muthe, als ich im Anfang fast auf jeder Zeile mein Bild fand. Er lösete das Räthsel. — Ich las nun Reinhard's Moral, Zschokke's Stunden der Andacht, — predigte zuweilen in Eisenach, — so wurde ich allmählig wieder warm und habe gesehen, wie mich die Vorsehung in die Schule nahm und ganz von vorn anfangen ließ. Nun konnte ich Hüffel über den Beruf der Prediger lesen und es konnte endlich sogar ein theologisches Kränzchen, welches jedesmal die Wartburg als Versammlungsort hatte, von Kandidaten gehalten werden, welche damals in Eisenach und der Umgegend lebten. Auch hier sollte ich aus dem Unterrichte nicht herauskommen. Außer meinem Berufe dazu bot sich dazu viele Gelegenheit. Ein junger Mensch war mit der Hoffnung, in das Seminar aufgenommen zu werden, wegen seiner guten Stimme lange beim Chore behalten worden. Als die Zeit nun kam, sagte man ihm, man könnte ihn nicht brauchen, da ihm die erforderlichen Kenntnisse in der Religion und im Generalbasse fehlten. Da diese ihm Niemand unentgeltlich lehren wollte, so schlug ich mich in's Mittel, was zur Folge hatte, daß zwei Seminaristen, welche das Gymnasium in Sekunda besuchten und hier zwar das Lateinische mitgetrieben hatten, nicht aber das Griechische, dieses auch noch lernen wollten, weil sie entschlossen seien, noch Theologie zu studiren. Dieses gelang so gut, daß es einem Bruder dieser Schüler nun auch einfiel, noch Theologie zu studiren, da er vordem nur Pädagog werden wollte, und dieser mich bat, ihm Unterricht im Hebräischen zu ertheilen. Er studirte nicht nur Theologie, sondern bekam auch auf meine Empfehlungen namhafte Unterstützungen. Sie sind sämmtlich Prediger — der zuerst bezeichnete starb, kurz nachdem er Schullehrer geworden war. So wußte das Schicksal mich immer als Schulmeister zu benützen.

Inzwischen hatte ich die beiden theologischen Examina gemacht, und da ich auch in Eisenach unter Nebe's Leitung durch meine Predigten dem Herrn Hauptmann von Hopfgarten bekannt geworden war, so wurde er mir im Herbste 1831 zur Uebernahme der Vorsteherstelle in Mulverstedt behülflich, da noch zwei Patrone waren, die mich aber nicht kannten. Das Kloster war ein Erziehungsinstitut und ich konnte die Stelle ansehen als einen Uebergangspunkt zum Pfarramte, da die Herren Geistlichen auf beiden Stellen, die die Herren von Hopfgarten zu besetzen hatten, alt und kränklich waren. Als liebes Weib nahm ich mit hieher die älteste Tochter meines Principals, mit welcher ich noch glücklich lebe, nachdem sie mir in noch nicht 10 Jahren neun Kinder (unter denen nur ein zu frühes, so daß sie in einem Jahre zweimal Mutter wurde) geboren hat, von denen aber gegenwärtig nur noch vier am Leben sind.

Auch hier gab ich noch Unterricht (aber nicht unentgeltlichen) und übte mich im Predigen, wozu ich sehr gute Gelegenheit fand. Als ich 1½ Jahr hier gewesen war, wurde die Stelle in Zimmern 1833 vakant und ich bekam dieselbe. Somit wurde ich hier Pfarrer. Ich will jedoch mehr die pädagogische Seite meines Wirkens hier schildern, als die rein geistliche und pfarramtliche, obwohl dies mir sehr angenehm sein und meinem Herzen wohl thun würde. Darum übergehe ich gleich den Empfang der Zimmeraner. — Die Lehrer der Umgegend fühlten das Bedürfniß, Konferenzen, wie sie anderwärts gehalten wurden, auch bei sich eingeführt zu sehen. Es fehlte ihnen aber ein Vorsteher, der mit Kenntniß, Gewandtheit und Erfahrung dieselben leiten und dem sie mit Vertrauen und Liebe sich hingeben möchten. Im Jahre 1837 wählten sie mich zu ihrem Vorsteher. Die Konferenzen nahmen einen amtlichen Charakter an, da sie mit den übrigen in Verbindung traten. Es bestand nämlich im Regierungsbezirke Erfurt die Einrichtung, daß fast in allen (jetzt in allen) Diöcesen Schullehrerkonferenzen, die theils von ihren Ephoren, theils von Pfarrern geführt wurden, stattfanden. Das Eigenthümliche derselben war, daß genaue Protokolle über dieselben geführt und diese dann am Schlusse des Jahres immer bei der königl. Regierung in Erfurt eingesandt wurden, von wo aus sie, mit Randbemerkungen des Herrn Regierungsschulrathes versehen, bei den sämmtlichen Konferenzgesellschaften (— also im ganzen Regierungsbezirk —) cirkulirten, so daß alle wußten, was jede Konferenz verhandelte. Jetzt werden Fragen vorgelegt. Auch bestanden gegenseitige Schulbesuche. Bei ihnen hielt entweder der Lehrer in seiner Schule, oder ein anderer, welcher sich auf einen gegebenen Gegenstand vorbereitet hatte, Vortrag, über welchen nachher gesprochen wurde. Protokolle wurden gewöhnlich nicht eingereicht. Wir hatten sechs Konferenzen in den Sommermonaten, und dann, nachdem die Schulen im Winter in zwei Hälften getheilt waren, in jeder derselben einen Schulbesuch. Ueber meine Wirksamkeit dabei kann ich selbst wenig sagen, nur waren die

Lehrer damit wohl zufrieden und auch die Behörden sprachen ihr günstiges Urtheil aus.

In diese Zeit fällt die Abfassung von vielen Aufsätzen und Recensionen in der Allgem. Schulzeitung, da ich vom Hrn. D. Zimmermann dazu aufgefordert war, wie auch die Vorbereitung zweier Schüler zum Seminar, wovon ich jedoch einen nur im Generalbaß unterrichtete. Auch besondere Aufsätze pädagogischen Inhalts hatte ich von meinen mir vorgesetzten Behörden die Veranlassung einzureichen. Bis zum Jahre 1856 lebte ich in jenen pädagogischen Verhältnissen, als mich ein Gehirnschlag traf, über dessen Veranlassung ich mich nicht aussprechen will, weil ich sonst auf das Gebiet der Seelsorge käme, in Folge dessen ich aber die Leitung der Schullehrer-Konferenzen aufgegeben habe und jetzt ganz froh bin, wenn ich nur meiner Gemeinde, die ich unendlich liebe, und die, wie sie mir aus tausend Beweisen zeigt, auch mich sehr lieb hat, noch leben kann.

Möchten diese schmucklosen Zeilen, die hier nur ihren Ort, weil ich ebenfalls dazu aufgefordert bin, finden, namentlich des letzten Umstandes wegen gütige Nachsicht erfahren.

Zum Druck beförderte ich:

1) Beschreibung der Wartburg und ihrer Umgebungen nebst geschichtlichen Erläuterungen. Eisenach bei Bärecke. 1835.

2) Die amerikanische oder Taktschreibmethode. Nebst vier Steindrucktafeln. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1843.

3) Gründliche und ausführliche Anweisung zur Anwendung der Taktschreibmethode mit 16 Steindrucktafeln. Langensalza, Schulbuchhandlg. 1844. Dasselbe — 2. Auflage, 1855. (Nur mit 4 Steindrucktafeln. 4.)

4) Saat und Ernte auf dem Gebiete des Volksschulwesens im Preuß. Regierungsbezirke Erfurt. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1845.

5) Der Elementarunterricht im Sprechen, Schreiben und Lesen nach seiner naturgemäßen Folge und gegenseitigen Verbindung mit besonderer Rücksicht auf das Lehrverfahren in den Elementarschulen des k. Regierungsbezirkes Erfurt. Langensalza bei Bürger. 1847.

6) Liturgie zur Feier des Geburtstages Sr. Majestät des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelm IV. Langensalza, Schulbuchhandlung. 1855.

7) Hausandachten. Eine Sammlung christlicher Betrachtungen und Gebete nach dem lutherischen Katechismus mit Angabe von allen guten Kirchenliedern. Langensalza bei J. W. Klinghammer. 1856.

Carl August Schönke,

Lehrer an der kgl. Louisenschule in Posen.

Schönke Carl August, katholischer Confession, wurde den 23. März 1810 zu Schlochau, einem Städtchen in Westpreußen geboren, wo sein Vater, der bereits am 5. Mai 1814 starb, ein nicht sonderlich bemittelter Kaufmann war. Die Mutter, mit fünf Kindern zurückbleibend, von denen Carl das vorletzte war, verheirathete sich 1815 wieder mit einem Landwirthe, welcher, der Handlung unkundig,

dieselbe aufgab und 1817 ein kleines Rittergut, zwei Meilen von Schlochau und $1/3$ Meile von Konitz gelegen, kaufte. So kam es, daß Karl August in der freien Natur, von Pflanzen und Thieren mannigfacher Art umgeben, welche sich in Wald und Feld und in und auf den Gewässern des Gutes befanden, seine Kinderjahre still und harmlos auf dem Lande verlebte. Frühzeitig wurde er von seinen Eltern zu ländlichen Geschäften, wie sie der Garten- und Ackerbau und die Pflege der Hausthiere mit sich bringt, angehalten. Dadurch wurde nicht nur sein Körper gekräftigt zu einer rüstigen Gesundheit, deren er sich meistens zu erfreuen gehabt, und noch hat, sondern auch der erste Grund zu seiner spätern Lieblingsbeschäftigung dem Studium der Naturgeschichte gelegt. Den ersten Unterricht erhielt der nicht unbefähigte Knabe in der Elementarschule seines Geburtsortes. Im Januar 1821 kam er auf das Gymnasium nach Konitz, nachdem ihn sein ältester Bruder, der daselbst Primaner war, ein wenig vorbereitet hatte. Natürlich mußte er mit der Sexta beginnen; doch hatte er die Freude bereits im August desselben Jahres nach Quinte zu kommen. Zwar gab es durch des Stiefvaters Einschränkung, welche zum Theil durch die damaligen schlechten Zeiten geboten wurden, auf der Schule Entbehrungen mancher Art; doch ging es mit dem Studiren ziemlich rasch vorwärts, da die Nähe des elterlichen Gutes öfteren Besuch und Aufenthalt auf dem Lande während der Ferien zur Stärkung physischer und geistiger Kräfte gestattet. Leider hörte das auf, als im Jahre 1826 das Gut, das in Folge der schlechten Zeitverhältnisse und mancher Unglücksfälle verschuldet war, gerichtlich verkauft wurde. Der Jüngling wäre nun in drückende Sorge und Noth gerathen, wenn er nicht durch die wohlwollende Fürsorge seiner Lehrer und besonders des Direktors Dr. Jos. Müller Aufnahme in das neuerrichtete Convict erhalten hätte, in welchem sechs junge Leute der beiden obersten Klassen, welche sich der Theologie und drei, welche sich dem höheren Lehrfache widmen wollten, freie Station und Bücher erhielten. Im Jahre 1827 traf den Jüngling durch den Tod seiner Mutter ein neuer Schlag. Verwaist und verlassen in der Welt stehend, war ihm daher das Anerbieten einer Hauslehrerstelle, als er mit einem Schüler, dem er Privatstunden ertheilte, in den Weihnachtsferien mit zu dessen Eltern gereist war, sehr willkommen. Im Januar 1828 verließ er, schon während der Gymnasialzeit vielfach an's Schulmeistern gewöhnt, die Schule und wurde Hauslehrer in Wonzow, einer Papier- und Mahlmühle in der Nähe von Flatow in Westpreußen, wo er sechs junge Mädchen verschiedenen Alters zu unterrichten hatte. Hier fand er nicht nur Gelegenheit, ein gemüthliches Familienleben kennen zu lernen, sich selbst für das gesellige Leben zu bilden und praktischen Grund zu dem späteren Schulmeisterleben zu legen, sondern auch Muße, in der schönen zwischen Obstgärten, Wäldern und Teichen gelegenen Landschaft seinen Sinn für die Natur zu beleben, und Zeit, gewerblichen Arbeiten

beizuwohnen und sich wissenschaftlich zu beschäftigen. Dabei bewahrte er jedoch immer die Worte im Gedächtniß, welche ihm bald nach dem Abgang von der Schule der Direktor Müller, der ihm, selbst Freund und Schriftsteller für die Volksschule, zu seiner Berufswahl gerathen hatte, und mit dem er auch noch später nach Glatz hin im Briefwechsel stand. Sie lauteten: Seien Sie nur stets der Zukunft eingedenk; fugaces labuntur anni, sagt Horaz und eigene Erfahrung spricht auch dafür. Suchen Sie Sich so lange wie möglich selbstständig zu erhalten; denn mancher junge Mann hat sich durch eine zu frühzeitige Heirath seine ganze Carriere verdorben." —

Während seines Hauslehrerlebens trieb Schönke nicht bloß Realien, besonders praktisches Rechnen, Geographie und Geschichte, sondern studirte auch Niemeyers Pädagogik, die ihm durch seinen Bruder, damals Lehrer in Thorn, zugänglich war, deutsche Literatur und las einige lateinische Schriftsteller, in deren Besitz er gerade war, als Nepos, Justin, Salust. Auch fing er hier, wöchentlich zu einem polnischen Lehrer der Nachbarschaft wandelnd, das Studium der polnischen Sprache an. — Müllers Mahnung stets der Zukunft eingedenk zu sein, bestimmte den strebsamen Jüngling schon im Mai 1830 seinen ihm durch mancherlei Beziehungen liebgewordenen Wirkungskreis zu verlassen und sich auf Müllers Rath in das königl. Seminar nach Braunsberg in Ostpreußen zu begeben, um den methodologischen Lehrcursus durchzumachen. Empfehlungen von Konitz und Wonzow aus verschafften ihm hier Unterstützung und Gelegenheit durch Privatstunden, die er Schülern des Gymnasiums gab, nicht bloß die nöthigen Mittel zu seiner Existenz zu gewinnen, sondern auch Anlaß, die alten Sprachen und Schulwissenschaften theoretisch und praktisch zu betreiben.

Nach Beendigung des methodologischen Cursus wurde er im Jahre 1831 als Hilfslehrer an dem königl. Seminar zu Braunsberg angestellt, und nachdem er im Jahre 1832 das Rectorexamen gemacht hatte, auch als Vorsteher und erster Lehrer der dortigen dreiklassigen höheren Töchterschule. In dieser Stellung hatte er hauptsächlich Realien zu unterrichten; darum legte er sich besonders auf Botanik, wobei ihm die Bekanntschaft mit dem durch seine botanischen und physikalischen Kenntnisse ausgezeichneten Apotheker Wiesner, dessen Sohn er unterrichtete, von großem Nutzen war, und die blumenreiche Umgegend Braunsbergs und das von bebuschten Hügelreihen umkränzte pflanzenreiche Simserthal zu Heilsberg, wohin inzwischen sein Bruder, dem er die ihm verliehene Oberlehrerstelle an der Pfarrschule abgetreten hatte, aus Thorn versetzt worden war, vielfach Gelegenheit und Antrieb gab. Doch vernachläßigte er auch Sprachen nicht; so trieb er z. B. mit seinem Schwager Dubois, welcher sich nach Vollendung seiner Universitätsstudien einige Zeit bei ihm aufhielt, Französisch, das ihm bei seinen Privatstunden wie auch in der Töchterschule sehr zu statten kam. — Wenn gleich beide Stellen,

welche Schönke jetzt gleichzeitig verwaltete, ihm ein genügendes Auskommen gewährten, so machte ihm doch seine Stellung am Seminar, die nur für einen jungen unverheiratheten Mann berechnet und also nicht für die Dauer war, eine Veränderung seiner Lage wünschenswerth, zumal da auch die Fonds der Töchterschule auf sehr unsicherem Grunde ruheten; darum sehnte er sich fort. Um eine Anstellung an einem in der Provinz Posen neuerrichteten Seminar zu erhalten, nahm er seine schon in Wonzow begonnenen Studien der polnischen Sprache wieder auf. Ging auch sein Wunsch an die neue Anstalt zu kommen nicht in Erfüllung, so erhielt er doch im Juli 1838 in der Stadt Posen eine Anstellung an der k. Louisenschule, einer sechsklassigen höheren Lehranstalt für Mädchen. Im Januar 1842 verheirathete er sich hier, also Müllers Rath gemäß erst im 32. Lebensjahre. Im Juli desselben Jahres wurde ihm auch Unterricht an dem mit der Louisenschule vereinigten „kgl. Seminars für Lehrerinnen und Erzieherinnen für Familien und Stadtschulen" übertragen, Anfangs in der deutschen Sprache, später in der Naturgeschichte. Um sich in diesem Fache zu vervollkommnen, erhielt er im Mai 1846 Urlaub zu einer Reise nach Berlin und Frankfurt a. O. An dem ersten Orte fand er in den verschiedenen Museen, wie in dem zoologischen und botanischen Garten ein reiches Feld interessanter Sehenswürdigkeiten. In Frankfurt lebte der ihm befreundete Med.-Assessor N. Buck, mit dem er schon früher in brieflichem Verkehr gestanden hatte und in dessen Gesellschaft er nun die interessantesten Punkte des Oderthals durchwanderte und reiche Ausbeute merkwürdiger Pflanzen heimbrachte. Als im Jahre 1848 auf Anordnung des Herrn Cultusministers die Volksschullehrer jeder Provinz des preußischen Staates zusammen berufen wurden, um zu berathen, was der Volksschule und ihren Lehrern in unserer Zeit Noth thue, ward Schönke von den hier versammelten Lehrern des Posener Kreises zum Deputirten zu der Provinzialkonferenz und auf derselben von den Kreisdeputirten zum zweiten Präses erwählt, und als sich in Folge dieser Zusammenkunft in Posen ein Central-Lehrerverein für die Provinz bildete, wurde er mit der Redaktion des von demselben herausgegebenen Wochenblattes für Eltern und Lehrer betraut. — Nach dieser Zeit lebt Schönke, fern von jeglicher öffentlichen Betheiligung nur seinem Amte und seiner Familie. Von sechs Kindern, die er hatte, leben ihm vier, deren Erziehung er sich ganz widmet. Dabei beschäftigt er sich mit Naturgeschichte und Sprachstudium; so lernte er z. B. noch im Jahre 1852 von einem seiner Collegen, der längere Zeit in London gelebt hatte, die englische Sprache. Nebenbei schreibt er für die Schule und die Jugend, wobei er sich außer der Vermeidung alles Anstößigen eine leichtfaßliche fließende Schreibart, welche möglichst frei von allen fremden Ausdrücken ist, zum Ziele gesetzt hat.

Bis jetzt sind von ihm außer den Beiträgen in mehreren Zeit-

schriften pädagogischen und belletristischen Inhalts, besonders Uebersetzungen aus dem Polnischen, folgende Schriften gedruckt worden:

1) Deutsches Lesebuch für Töchterschulen, I. Cursus. Berlin, 1838, C. F. Amelang; in dritter Aufl., Leipzig 1855, Amelangs Verl. (Fr. Volckmar). 2) Dasselbe II. Cursus. Prosaischer Theil. Auch unter dem Titel: Auswahl aus deutschen Prosaikern. Für das mittlere Jugendalter 1840. 3) Dasselbe. Poetischer Theil. Auch unter dem Titel: Auswahl deutscher Gedichte für das mittlere Jugendalter. 4) 670 Wiederholungsfragen, R. J. Wurst, Sprachdenklehre. Posen, 1843. J. J. Heine. 5) Deutsche Fibel oder Element. Leseb. Erste Abtheilung. Ein Beitrag zur Schreib-Lesemethode. Posen, Heine, 1843. 6) Dasselbe. Zweite Abtheilung. Daselbst. 7) 1612 Wiederholungsfragen zu der Weltgeschichte von Welter. Posen, Gebrüder Scherk 1843. 8) Beispiele und Aufgaben zu der Orthographie von Wurst, Potsdam, F. Riegel, 1844. 8) Das Weihnachtsfest in Erzählungen und Gedichten. Posen, J. Cohn 1846. 10) Posener Wochenblatt für Eltern und Lehrer. Herausgegeben von dem Central-Lehrerverein der Provinz Posen, red. von Schönke. Posen, 1848 u. 49., Mittler und Scherk. 11) Kinderlust. Erster Stoff zu Rede- und Gedächtnißübungen für Kinder von 5—8 Jahren. Berlin, Winckelmann u. Söhne. Mit 9 color. Bildern. 12) Angebinde 2c., wie vorher. 13) Gebete und Lieder für Kinder zum Haus- und Schulgebrauche. Posen, Merzbach, 1851. 14) Die Hausthiere in physischer und psychischer, ökonomischer und technologischer Hinsicht. Ein naturhistorisches Lesebuch für Schule und Haus. Frankfurt a/O., Koscky u. Comp., 1851. 15) Malerische Naturgeschichte der Hausthiere. Ein Bilderbuch mit rhythmischem Text. Mit 30 Tafeln Abbildungen. Frankfurt a/O., Koscky u. Comp., 1851. 16) Die Klassen des Linne'schen Pflanzensystems, tabellarisch dargestellt und mit Beispielen versehen. Posen, Mittlersche Buchhandlung in Commission. 17) Die Sagenwelt der Alten für die Jugend bearbeitet. Mit 8 col. Bildern. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 18) Das Büchlein Glockenblume. In Quart (mit 20 Blättern fein color. Bildern und untergedruckten Versen, theils vom Herausgeber, theils von andern herrührend). Berlin, Winckelmann u. Söhne. 19) Die Kinderstube. Kleine Erzählungen für Kinder von 6—8 Jahren. Deutschen Dichtern nacherzählt. Mit 8 color. Bildern. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 20) Naturgeschichte für Töchterschulen. 3 Theile in 2 Bänden, nebst einem color. Atlas naturgetreu color. Bilder. Berlin, J. Remak, 1858. — NB. Nr. 1. 2. 3. u. 20. haben die Erzbischöfliche Approbation; bei den andern ist sie nicht nachgesucht worden.

Außer diesen bereits gedruckten Schriften hat er, einen Verleger suchend, als Manuscript fertig:

1) Thier- und Jagdfreund, oder Leben und Treiben, Jagd und Fang mehrerer in- und ausländischer Thiere, nebst charakteristischen Erzählungen.

2) Mädchenspiegel. Eine Reihe unterhaltender Erzählungen für erwachsenere Mädchen.

3) Eine Sammlung polnischer Briefe für die Jugend, nebst deutscher Uebersetzung.

4) Kernige Sentenzen aus latein. Schriftstellern, nebst Uebersetzung.

5) Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Griechische. Nach Krügers Grammatik geordnet und mit Wiederholungsfragen versehen.

6) Uebungsbuch zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische. Für Quarta berechnet und nach der Grammatik von Putsche geordnet.

Heinrich August Schötensack,

Oberlehrer am Gymnasium in Stendal.

Schötensack, Heinrich August, geboren den 20. April 1812 zu Oberdorf, einem in der preußischen Grafschaft Hohenstein befindlichen, nicht weit von Nordhausen gelegenen Dorfe. Sein Vater, Johann Christoph, war daselbst Besitzer eines Landgutes, und ließ seinem hier in Rede stehenden Sohne in seinem Wohnorte einen guten Elementar= und Musikunterricht ertheilen. So vorbereitet besuchte dieser zu Ostern 1824 das damals unter der Leitung des berühmten Lexikographen und Latinisten Kraft (gegenwärtig Direktor des Hamburger Johannei) stehende Gymnasium zu Nordhausen, wo es ihm durch Fleiß gelang, schon zu Michaelis 1831 dasselbe, das inzwischen der Leitung des ebenso gelehrten als humanen Direktors Schirlitz übergeben worden war, zu verlassen, um die Universität Halle zu beziehen. Hier widmete er sich, besonders aber erst nach Zurücklegung seines militärischen Dienstjahres, der Philologie und Geschichte, für welches letztere Fach er auf dem Gymnasium durch die Vorträge des als gelehrten Historikers rühmlich bekannten Prof. Förstemann angeregt und gewonnen worden war. Auf der Universität waren in der klassischen Philologie seine hauptsächlichsten Lehrer Prof. Bernhardy und Meier, letzterer besonders in den Alterthümern, ersterer mehr in der Grammatik und Interpretation der alten Schriftsteller. Beider Männer philologischen Seminarien gehörte er einige Jahre als thätiges Mitglied an. Ein sehr geschätzter Lehrer war ihm auch der gegenwärtig in Bonn angestellte Professor Ritschel. In der Geschichte wohnte er den Vorlesungen und Privatissimis des Prof. Leo fleißig bei, über Literatur denen des Prof. Rosenkranz (gegenwärtig in Königsberg), über philosophische Disciplinen hörte er die Professoren Gruber und Hinrichs. Nachdem er im Sommer 1837 zu Halle das Examen pro facultate docendi bestanden, begab er sich auf den Vorschlag des Prof. Bernhardy im Oktober desselben Jahres nach Stendal (in der preuß. Provinz Sachsen), dessen Gymnasium unter Leitung des gediegenen Direktors Haacke (Herausgeber des Thucydides, seiner Staatengeschichte u. s. w.) in großer Blüthe stand. Hier erwarb er sich seine erste praktische Ausbildung, und fand auch nach einiger Zeit die gewünschte Anstellung an dieser Anstalt, an der er bis jetzt im Lateinischen, Griechischen, Französischen, Deutschen und in den historischen Fächern je nach Umständen in allen Klassen des Gymnasiums beschäftigt gewesen ist. Zur Schriftstellerei ist ihm aber, da das Lehrerkollegium der Anstalt im Verhältniß zu der großen Zahl der Schüler, die hier mit jedem Jahre im Anwachsen begriffen ist, etwas zu schwach vertreten war, im Ganzen wenig Zeit übrig geblieben. Die einzigen im Druck erschienenen Werke, welche er aufweisen kann, sind daher nur zwei Programme: De genitivi vocabulorum Graecorum tertiae decli-

nationis terminatione eorumque genere v. J. 1842 und 1843, und die 1856 erschienene Grammatik der neuhochdeutschen Sprache u. s. w., letzteres Werk eine Frucht des ihm längere Zeit hindurch anvertraut gewesenen deutschen Unterrichts, der ihn schon früh tieferen Studien der deutschen Sprache zuwandte. Ob er noch Zeit gewinnen wird, das eine oder andere Werk der deutschen oder griechischen Literatur, womit er neben der Geschichte am meisten beschäftigt ist, erscheinen zu lassen, wird theils von der ihm zugemessenen Lebenszeit, theils auch von dem Maße der öffentlichen Thätigkeit abhangen, in die er in Zukunft eingewiesen wird, und welche da, wo, wie bei uns, keine bestimmten Fachlehrer angestellt sind, je nach den Umständen eine sehr verschiedene sein kann.

Ulrich Karl Schöttle,

Lehrer an der Taubstummenanstalt in Bern *).

Ich, Schöttle, Ulrich Karl, bin der Sohn eines schon 1822 verstorbenen Chirurgen in Ebhausen bei Nagold in Württemberg. Geboren wurde ich den 14. Sept. 1813, bin also nächstens 46 J. alt. Da meine Eltern arm waren, so war es für meine Mutter eine nicht geringe Aufgabe, für sechs Kinder, unter welchen ich das zweitjüngste war, nach dem Tode meines Vaters allein zu sorgen. Sie bemühte sich deßhalb, mich in eines der württemberg'schen Staatswaisenhäuser zu bringen, was ihr auch gelang. Den 9. Mai 1823 trat ich ein in's Waisenhaus zu Ludwigsburg. Da aber dieses bald hernach nach Weingarten verlegt wurde, so wurden zuvor noch manche Zöglinge desselben in Familien in verschiedenen Ortschaften gegeben, oder auch in Rettungsanstalten, von welchen damals erst zwei in Württemberg bestanden, nämlich die zu Kornthal und die zu Winnenden. Letztere war im Frühjahr 1823 eröffnet worden und führt den Namen Paulinenpflege. Auch diese Anstalt erhielt drei frühere Zöglinge des Waisenhauses zu Ludwigsburg, und augenscheinliche Führung Gottes war es, daß auch ich Einer dieser drei Zöglinge war, der ich dann auch Einer der frühesten Zöglinge der Paulinenpflege zu Winnenden wurde. Der Aufenthalt in dieser Anstalt bestimmte die ganze Richtung meines Gemüths, meines Berufes, meines Strebens und meiner seitherigen Erlebnisse. Ich genoß in jener Anstalt eine ungemein treue, liebevolle und sorgfältige Behandlung unter der Leitung des unvergeßlichen, ehrwürdigen Heim, der als Diakonus in Winnenden die Pflege gestiftet hatte, und später als Dekan in Tuttlingen im Jahre 1850 starb, sowie unter der unmittelbaren Lei-

*) Obige Notizen sind aus einem Schreiben vom 15. Juni 1857 des geehrten Herrn Taubstummenlehrers Schöttle an den Herausgeber der „Galerie" entnommen. D. H.

tung des jetzt noch lebenden Schulmeisters Gottl. Schmid in Winnenden, der damals Hausvater jener Anstalt war. Da es schon von Anfang an in den Plan aufgenommen worden war, die Paulinen-Pflege nicht nur zu einer Rettungsanstalt für arme, verwahrloste Kinder zu machen, sondern auch eine Taubstummenanstalt damit zu verbinden, so wurde Schmid nach Gmünd geschickt, um in der einzigen damals in Württemberg bestehenden Taubstummenanstalt die Methode des Taubstummenunterrichts zu erlernen. Und nach seiner Zurückkunft traten die ersten Taubstummen in jene Anstalt ein, so viel ich mich erinnere, im Januar 1824. Schmid, damals noch ein junger, etwa 24 Jahre alter Lehrer, hatte Anfangs die doppelte Aufgabe, sowohl die Vollsinnigen, als die Taubstummen zu unterrichten. Doch schon nach wenigen Monaten waren mehrere taubstumme Zöglinge eingetreten, und Schmid widmete sich nun diesen ausschließlich, hatte aber daneben noch die religiöse und ökonomische Leitung der ganzen Anstalt zu besorgen. Er war für die damalige Aufgabe eines Taubstummenlehrers ganz wie gemacht. Damals waren noch nicht die Werke erschienen, die jetzt überall in Taubstummen-Instituten zu finden und dem Unterrichte zu Grunde gelegt sind; es war ja jene Zeit erst die Geburtszeit der Taubstummeninstitute selbst in allgemeinerer Verbreitung. Die Taubstummenlehrer waren damals beinahe ganz darauf angewiesen, aus sich selbst heraus sich Stoff, Stufengang, Veranschaulichungsmittel und Methode für ihren Unterricht erst zu suchen und zu finden. Schmid aber stand mit seiner Aufgabe als Taubstummenlehrer auf, verbrachte mit ihr jeden Augenblick, den er für sie den Tag über hatte, und ging mit ihr zu Bette. Eine ungemeine Anzahl von Vorlegeblättern sah ich ihn ausarbeiten, und habe es schon oft bedauert, daß seine Bescheidenheit dieselben alle nach seinem Rücktritt vom Taubstummenunterricht wieder verschneiden ließ. Damals aber vereinigte er ganz den Fleiß, die Strebsamkeit, die Energie, die zur Verfolgung seiner Aufgabe erforderlich war. Obgleich ich vom Jahre 1824 bis 1827 nicht sein unmittelbarer Schüler war, so hatte ich doch seine Wirksamkeit und sein Streben in meiner täglichen Anschauung, und sein Beispiel ist mir späterhin immer eine Aufforderung zu ähnlichem Streben geblieben.

Als ich im Jahre 1827 konfirmirt worden war, hatte ich bereits drei Jahre lang unter Taubstummen gelebt, oft gerne mit ihnen verkehrt, aber nicht geahnt, daß der Taubstummenunterricht einst meine eigene Lebensaufgabe sein werde. Denn ich selbst hatte mich nicht für den Lehrerberuf entschieden. Was mein Großvater, mein Vater, mein Onkel und meine Brüder gewesen sind, Alle ohne Ausnahme, das wollte auch ich werden. Aber der Mensch denkt's, Gott lenkt's. Der liebe Heim, der an mir Eigenschaften gefunden zu haben glaubte, die mich den Lehrerberuf leicht würden erlernen lassen, und die ihm für diesen passend erschienen, hatte längst gewünscht, daß ich diesem Berufe mich widme; aber weit entfernt, mich hiezu zwingen zu wollen,

mir nur die Frage, die dießfalls nöthig war, in aller Freundlichkeit zu freier eigener Entscheidung mit dem Beisatze vorgelegt, ob ich nicht vielleicht Taubstummenlehrer werden wollte. Dies traf mein Gemüth, wie ein Funke den Zunder, und ich sagte: „Ja, wenn ich Taubstummenlehrer werden dürfe, das wolle ich werden.“ Ueber diese Entscheidung war Heim um so erfreuter, da damals nothwendig noch ein zweiter Taubstummenlehrer für die Paulinenpflege zu suchen und doch so schwer zu finden war. Da wurde nun ich sogleich als Gehilfe beim Taubstummenunterricht aufgenommen, erhielt so unter der beständigen und treuen Leitung Schmids drei Jahre hindurch meine erste Ausbildung für den Taubstummenunterricht, und bereitete mich daneben überhaupt für den Volksschullehrerberuf vor, für den ich dann im Mai 1832 das sogenannte Provisorats-, dann im Jahre 1837 das sogenannte Dienstexamen erstanden habe. Vom Jahre 1832 bis 1837 bekleidete ich erstens die Lehrgehilfenstelle in Ober-Rieringen bei Vaihingen an der Enz, dann die Kollaboratur-Amtsverwesersstelle in Winnenden selbst, bei der Stelle je nur etwa fünf Monate lang. Dann nahm ich, gezogen durch eingetretene Familien-Verhältnisse, die Elementarschulstelle in meiner Heimath an und blieb daselbst $4\frac{1}{2}$ Jahre lang. Auch dort gab ich einem Taubstummen drei Jahre hindurch in einer täglichen Privatstunde Unterricht, bis derselbe in die Paulinenpflege zu Winnenden aufgenommen wurde. Als mir im Jahre 1837 eine Hoffnung, die ich mir hinsichtlich meiner amtlichen Stellung gemacht hatte, durch die Ungunst des damaligen dortigen Gemeindevorstehers vereitelt worden war, hatte mich Solches so mißstimmt, daß ich mir eine andere Stelle wünschte. Da sagte eines Tages mein Kollege zu mir, es seie die Taubstummen-Lehrerstelle in Tübingen ausgeschrieben; das wäre eine Stelle für mich; ich solle mich darum bewerben. Ich selbst hatte das Ausschreiben nicht gelesen, und hätte deßhalb nichts davon gewußt. Aber das Wort „Taubstumm“ faßte wieder mein Gemüth, und ich meldete mich, wurde aus sieben Bewerbern nebst einem Andern von dem Vorsteher der Tübinger Taubstummenanstalt dem evangel. Konsistorium zur Auswahl vorgeschlagen, und von diesem für die Tübinger Anstalt ernannt, in welche ich den 10. Juli 1837 einzog, und die ich erst nach $9\frac{1}{2}$ Jahren wieder verließ. Gar schüchtern war ich nach Tübingen gegangen, und schwer stand vor mir meine Aufgabe, einziger Lehrer und Erzieher der dortigen Zöglinge zu sein; denn eine Wittwe, die in jener Anstalt das Oekonomische zu besorgen hatte, war außer mir die einzige angestellte Person derselben. Doch die Freundlichkeit, die ich von meinem einzigen Vorsteher, dem als Dekan in Tübingen im Jahre 1849 verstorbenen Pressel und seiner Familie, und die Treue und Hilfe, die ich von der erwähnten Wittwe zu erfahren hatte, erleichterte mir Alles, und die Verhältnisse der Tübinger Schullehrer waren damals so freundlicher Art, sowohl in gesellschaftlicher, als in wissenschaftlicher und beruflicher Beziehung,

daß ich meinen Aufenthalt in Tübingen zu den glücklichsten Jahren meines Lebens rechne. Dort begann auch für mich die eigenthümliche Wirksamkeit.

Es ist dies die literarische, wenn Sie es so nennen wollen. Auch in diese wurde ich auf eigenthümliche Weise hineingeführt. Ich fand nämlich für meinen damaligen Unterricht einige Werke vor, die bis dahin für Taubstummenunterricht bearbeitet worden waren, besonders die Jäger'sche Anleitung zum Sprachunterrichte. Damit glaubte ich in damaliger Zeit für diesen Zweig hinreichend versehen zu sein; deshalb suchte ich, zunächst für meine eigene Schule, in einem andern Zweige, der auch bis jetzt in Schriften noch gar wenig für Taubstumme speziell behandelt ist, nämlich im Rechnen, das, was ich noch nicht vorfand, und doch so sehr bedurfte, mir zu schaffen. Ich entwarf mir einige Heftchen, welche Aufgaben für die ersten Geschäfte des Rechnens enthielten, die ich dann immer wieder den nachfolgenden Klassen vorlegen könnte, zeigte sie dann meinem Vorsteher, und wurde von ihm hierüber ebenso gelobt, als zu weitern diesfallsigen Bemühungen ermuntert, und als ich mit dem, was ich Anfangs ausführen wollte, fertig war, von ihm zur Umarbeitung des Ganzen bestimmt, was denn auch später noch einigemal geschehen ist, ehe es in die Form gekommen ist, in der ich es jetzt im druckfertigen Manuscripte besitze, und seither meinem Unterrichte zu Grunde gelegt habe. Daß bei dem Rechnen ein durchaus streng methodischer Stufengang eingehalten, und jedes einzelne Geschäft in klarster Weise veranschaulicht werden müsse, war mir von Anfang an klar, und nöthigte mich, Anschauungsmittel zu erfinden, die ich seither immer noch für meinen Unterricht gebrauche. Mein Vorsteher, den ich mit diesen Anschauungsmitteln bekannt gemacht hatte, machte den jetzigen Rektor des Schullehrerseminars in Nürtingen, Dr. Eisenlohr, der damals als Diakonus nach Tübingen gekommen war, und in ebenderselben Zeit noch die frühern „Blätter aus Süddeutschland rc." redigirte, auf dieselben aufmerksam, und Eisenlohr bat mich dann, ihm in seine Zeitschrift eine Beschreibung derselben und Darlegung ihrer Anwendung zu geben. Meine Aengstlichkeit, eine Arbeit von mir in Druck zu geben, wußte er zu besiegen, und so erfüllte ich seinen Wunsch und meine erste gedruckte Arbeit erschien dann in Eisenlohrs Zeitschrift im Jahre 1839. Eisenlohr wußte mich auch zu bestimmen, eine Reise in verschiedene deutsche Taubstummeninstitute zu machen, z. B. nach Pforzheim, Köln, Frankfurt a. M., Friedberg, Erfurt, Weissenfels, Leipzig, Dresden u. s. f., was im Jahre 1840 geschah, worauf dann die Beschreibung dieser Reise ebenfalls in Eisenlohrs Blättern im Jahre 1841 erschien. Für mein Wirken und Streben im Taubstummenunterrichte hatte diese Reise mehrere Folgen. Hatte sie mir einerseits manche sehr theure Bekanntschaften verschafft, so hatte sie mich namentlich auch auf die Unterschiede der sächsischen und der preußischen Unterrichtsweisen in eigener Anschauung hinge-

führt, und ich hatte gefühlt, daß beide Seiten auf einer Grundlage stehen, die sie nie mehr verlassen würden, auch nicht verlassen dürften. Aber was auf beiden Seiten festzuhalten sei, und was von beiden geopfert werden dürfe, war mir noch lange nicht ganz klar, und erst die letzten Jahre haben es mir besser aufgeklärt. Indessen war ich noch in anderer Weise beschäftigt worden. Schon als ich meinen Rechenunterricht für Taubstumme vollendet hatte, wandte sich mein Hauptaugenmerk dem biblischen Unterrichte bei Taubstummen zu, und auch hier ging es bei mir durch verschiedene Stufen. Einerseits erkannte ich, daß so wie überhaupt der gesammte Unterricht bei Taubstummen in seiner Grundlage auf Anschauung beruhen müsse, so müsse dieses auch bei dem biblischen der Fall sein. Andererseits hielt ich an der Ansicht fest, daß der biblische Unterricht auch bei Taubstummen in drei verschiedenen Kursen zu ertheilen sei. Worin aber sollten diese Unterschiede bestehen? Ich suchte sie eines Theils in der Auswahl, andern Theils in der Art und Weise der Mittheilung und Verwendung des Stoffes. Da bestimmte ich nun für den ersten Kursus bloße Beschreibung biblischer Bilder, in welche ich von der Geschichte so viel aufnehmen wollte, als das Bild ohne Zwang etwa zuließe. Noch jetzt bin ich der Ansicht, daß der erste biblische Unterricht bei Taubstummen auf diese Art gegeben werden sollte. Aber ich habe mich überzeugt, daß wenn ein diesfallsiger Unterricht seinen vollen Werth erhalten soll, zuerst biblische Bilder geschaffen werden müssen, die nicht nur durch künstlerische Ausführung das Auge beschäftigen, sondern die in ihrer Komposition so beschaffen sind, daß der didaktische Zweck ihrer Benützung so gut als möglich erreicht werde. Wem dieser didaktische Zweck nicht Hauptsache und klare Idee ist, wird auch den Plan und die Auswahl solcher Bilder nicht bestimmen können. Und ich muß leider bekennen, daß mir noch kein biblisches Bilderwerk zu Gesicht kam, das mich für meine Wünsche in dieser Rücksicht befriedigen würde. Würde sich ein Künstler finden, der einerseits die Sache gut ausführen würde, andererseits das Unternehmen auf sein eigenes Risiko wagen würde, so wollte ich recht gerne ihm meine diesfallsigen Gedanken sowohl im Allgemeinen als im Speziellen mittheilen. Aber ich weiß nicht, ob ich die Erfüllung dieses Wunsches je erleben werde. Als ich aber in Tübingen den ersten Kursus der biblischen Geschichte für Taubstumme schreiben wollte, nahm ich Bilder, wie ich sie eben hatte, benützte sie, wie ich konnte, war aber auch durch sie so gebunden, wie es nicht anders sein konnte. Den dabei eingeschlagenen Weg habe ich späterhin wieder ganz verlassen. Im zweiten Kursus wollte ich die nackte Erzählung der wichtigsten biblischen Geschichten geben, im dritten dieselben mehr als Material zu religiös erbaulichen und belehrenden Betrachtungen benützen. Als ich den zweiten Kursus zu schreiben angefangen hatte, gab mir ein Kärtchen in Preiswerks „Morgenland" den Fingerzeig, wie etwa auch für die historische Aufeinanderfolge der biblischen Ge-

schichten ein Anschauungsmittel geschaffen werden könne, und den dort gefundenen Gedanken führte ich nun für die ganze Zeit der biblischen Geschichte aus, zeigte diese Arbeit dem noch jetzt in Tübingen angestellten Mädchenschulmeister Hartter, dem die Arbeit so einleuchtete, daß er sich mit mir zu gemeinschaftlicher Arbeit verband, und die Frucht dieser Verbindung waren die bei Hallberger in Stuttgart im Jahre 1840 von Hartter und mir erschienenen „Zeit- und Geschlechtstafeln zur biblischen Geschichte," die vom evangel. Konsistorium für die Volksschulen Württembergs empfohlen wurden. Von dieser Zeit an nahm ich immer auch Antheil an den pädagogischen Tagesfragen, die die Lehrer Württembergs erfüllten, und die Folge davon war eine beträchtliche Anzahl von Abhandlungen, die ich theils in Eisenlohrs Blättern aus Süddeutschland, theils in der seit 1840 erscheinenden Zeitschrift „die Volksschule," früher redigirt von Riecke, jetzt von Hartmann, theils in andern Zeitschriften erscheinen ließ. Daneben bearbeitete ich meinen (zweiten) Kursus der biblischen Geschichte, den ich nach manchen Umarbeitungen noch in Tübingen vollendet, und schon dort meinem Unterrichte zu Grunde gelegt hatte. Hier in Bern habe ich die damalige Arbeit zum letztenmale umgearbeitet, und in dieser Gestalt ist sie dieses Frühjahr gedruckt worden.

Es möge hier noch beigefügt werden, daß ich einen dritten Kursus nicht mehr ausarbeiten würde, sondern wenn ich im Unterrichte hiezu die erforderliche Zeit fände, lieber die jetzt gedruckte Arbeit zum zweitenmale durchnehmen, oder die Abschnitte in der Bibel selbst lesen lassen, und zu freien Betrachtungen benützen würde.

Mein Nachdenken wandte sich dann vorherrschend einem andern Zweige zu, wozu mich ebenfalls mein Beruf unwiderstehlich hingezogen hatte, nämlich dem Sprachunterrichte. Jägers Anleitung zum Sprachunterrichte Taubstummer befriedigte mich nicht mehr, und Hills Anschauungsweise zeigte mir wenigstens die Möglichkeit einer veränderten Behandlungsweise. Aber worin eigentlich der Fehler der Jäger'schen Anleitung liege, war mir nicht sogleich klar. Ich glaubte zuerst, in freier Anschließung des Wortes oder Satzes an eine gegebene Anschauung, etwa an Bilder, einen bessern Weg zu finden. Aber bald fühlte ich, daß man hiebei den Weg im Einzelnen leicht verlieren könne. Nach Erfahrungen verschiedener Art kam ich dahin, daß in der Anschauungsweise der Sprache selbst die Grundbedingung eines unzuverlässigen und eines besseren Sprachunterrichts liegen müsse. Jägers Anleitung war auf die von Beckers Werke dagewesene Sprachanschauungsweise gebaut, und hatte deßhalb vorherrschend formell grammatische Rücksichten in ihrer Durchführung als leitende Grundsätze befolgt, was sehr natürlich war, da damals eine derartige Anschauung der Sprache eigentlich die einzige bekannte war. Wie aber Becker von dieser Sprachanschauungsweise sich losgerissen hatte, so riß auch Hill von der Jäger'schen Sprachunterrichtsweise

sich los, konnte aber die Becker'sche Sprachanschauung nicht zur Grundlage seines Sprachunterrichts machen, und wählte deshalb ein mehr empirisches Verfahren, wodurch er wenigstens einen kräftigen Anstoß zur weiteren Entwicklung der Sache gab, aber nach meiner Ansicht darin fehlte, daß er zwei Aufgaben, die im Sprachunterrichte neben einander zu behandeln sind, nur in eine einzige zu verschmelzen suchte. Denn wie schon bei Vollsinnigen bei Erlernung einer fremden Sprache der konversatorische Weg nicht genügt ohne den systematischen (grammatischen), und dieser nicht ohne jenen, so muß nach meiner tiefen Ueberzeugung auch bei Taubstummen neben einem blos empirischen Sprachunterrichte auch ein systematischer getrieben werden, und wenn ersterer das benützt und bespricht, was Anschauung und der jeweilige Tag als Stoff der Besprechung darreicht, so muß dieser die Sprache selbst unter leitende Gesichtspunkte bringen, und was die Sprache enthält, von Stufe zu Stufe nach bestimmten Gründen dem Schüler mittheilen. Und da mir trotz der Hill'schen Anleitung die Nothwendigkeit eines derartigen systematischen Sprachunterrichts durchaus im Vordergrunde steht, so war auch dieser das wichtigste Ziel, dem ich seit etwa 18 Jahren nachgestrebt habe. Da ich aber hiebei weder die Becker'sche Sprachanschauung noch die vorher dagewesene als leitend und bestimmend gebrauchen konnte, so blieb mir nichts Anderes übrig, als eben selbst mir eine Sprachanschauung zu bilden, die die Sprache zunächst nach ihrem sachlichen Inhalte betrachtete, und nach dieser Rücksicht die Unterschiede und Erscheinungen in derselben bestimmte und ordnete. So entstand mein eigenthümliches Sprachsystem, das ich noch in Tübingen im Jahre 1846 vollendet hatte, aber noch nicht zur Veröffentlichung bringen konnte. Fände ich einen Verleger, so würde ich gerne mich nochmals der Mühe der Umarbeitung unterziehen, die wohl nöthig wäre, nachdem in den letzten 11 Jahren mir noch Manches klarer und bestimmter geworden ist. Nachdem ich in diesem Sprachsysteme mir die Unterschiede der einzelnen Arten der Begriffe, ihrer Spezifikationen, Bestimmungen, Verhältnisse, Verbindungen und Entstehungen klar gemacht hatte, war es mir möglich, auch einen systematischen Sprachunterricht für Taubstumme auszuarbeiten, der überall sich zunächst die Frage lösen muß, durch welche Bedingungen die Arten der Begriffe, der Urtheile ꝛc. sich bilden, und nach welchen organischen Rücksichten die einen aus den andern zu entwickeln, oder an sie anzuschließen seien. Diese Arbeit, die ich für Taubstumme und für die jüngsten Klassen der Volksschulen bestimmt und eingerichtet habe, habe ich seit einem halben Jahre druckfertig vollendet, und sie enthält in 60 Stufen 420 Uebungen. Ich lege auf diese Arbeit noch den höchsten Werth, weil ich die Sprachentwicklung für die Grundbedingung aller sonstigen geistigen Entwicklung betrachte, und ich bereits bei meinen eigenen Schülern die Früchte dieser neuen Einrichtung finde. Ob aber und wie bald diese Arbeit zum Drucke gelange, ist ungewiß, denn es hat

manche Schwierigkeit, für ein Werk, das zunächst für Taubstumme bestimmt ist, einen Verleger zu finden, und auf eigene Kosten es drucken zu lassen, ist mit einem Risiko verbunden, das bei großen Auslagen vor dem Unternehmen leicht zurückschreckt.

Soll ich nach diesen Andeutungen Ihnen weitere Notizen über mein Leben und Streben geben, so darf ich nicht verschweigen, daß ich, aufgefordert durch Herrn Arnold, Inspektor der Taubstummen-Anstalt in Riehen, im Anfang des Jahres 1846 es wagte, den Versuch zu machen, ob es nicht möglich wäre, eine Taubstummen-Lehrerkonferenz zu Stande zu bringen, die schon lange mein und anderer Taubstummenlehrer Wunsch gewesen war. Zunächst hatte ich nur an die Taubstummenlehrer Württembergs, Badens und der Schweiz gedacht. Aber die Sache fand überall so freudigen Anklang, daß sie nicht nur überhaupt zur Ausführung kam, sondern daß auch an manche weit entfernte deutsche Taubstummenlehrer die diesfallsige Anzeige gelangte, und die Versammlung selbst von Taubstummenlehrern und Freunden des Taubstummenunterrichts besucht wurde aus Württemberg, Bayern, Sachsen, Preußen, Frankfurt a. M., der Schweiz u. s. f. Drei Tage dauerte die Versammlung, und wie mancher Gedanke dort zur Sprache kam, finden Sie in dem Protokolle, das nachher in den der Allgemeinen Schulzeitung von Dr. Zimmermann beigegebenen „Blättern für das Taubstummenwesen" im Jahre 1847 gedruckt worden ist. Unvergeßlich bleiben mir die schönen Tage in Eßlingen, die jener Versammlung im Oktober 1846 gewidmet waren, und so mancher Anwesende dankte mir innig, daß ich die Sache nicht nur angeregt, sondern auch bis zur Ausführung eingeleitet hatte. Der Vortrag, den ich selbst bei jener Versammlung gehalten habe, ist abgedruckt in der von Hartmann in Nürtingen redigirten „Volksschule" im Jahre 1847, und eine andere Abhandlung, die ich für die Versammlung ausgearbeitet hatte, die aber nicht zum Vortrage kam, wurde in den obengenannten der Allgemeinen Schulzeitung beigegebenen Blättern im Jahre 1847 gedruckt. Erstere Abhandlung enthielt Gedanken über die zu wünschende Beschaffenheit des Sprachunterrichts für Taubstumme, letztere beschrieb die nothwendigen Folgen der Taubheit, so lange nicht durch Unterricht und Erziehung denselben entgegengearbeitet würde.

So freundlich die Taubstummen-Lehrerkonferenz für mich noch gewesen war, so war sie mir doch durch Etwas getrübt. Bereits hatten verschiedene Umstände, die ich hier nicht weiter andeuten will, mich bestimmt, die Anstalt in Tübingen, und somit den Taubstummenunterricht selbst zu verlassen, und in einer öffentlichen Volksschule eine definitive Anstellung zu suchen, die ich denn auch in Ilsfeld bei Besigheim im Januar 1847 erhielt, und bis November 1850 bekleidete. Die Taubstummen-Lehrerkonferenz zu Eßlingen hatte ich dann gleichsam als einen Abschluß meiner aktiven Wirksamkeit als Taubstummenlehrer angesehen, und nicht mehr gehofft, je wieder in

diesen Beruf, der doch eigentlich mein Element von jeher gebildet hat, wieder eintreten zu dürfen. Und doch blieb es mir ein innerer Vorwurf, den Taubstummenunterricht verlassen zu haben, und da ich nicht mehr persönlich für denselben wirken zu können hoffte, so wollte ich wenigstens noch schriftlich thun, was ich konnte, um für diesen Unterricht zu wirken. Deßhalb arbeitete ich in Ilsfeld die Manuscripte, die ich für Taubstumme über die Anfänge des Rechnens, sowie über die Bruchrechnung, über biblische Geschichte und Religionslehre ausgearbeitet hatte, nochmals um, und brachte sie in eine druckfertige Form, aber erreichen konnte ich es nicht, daß sie gedruckt worden wären*). Im Jahre 1847 besuchte ich die Taubstummen-Lehrerkonferenz in Pforzheim, traf hier mit H. Arnold aus Riehen zusammen, und auf seine Frage, ob ich wohl wieder einmal zum Taubstummenunterrichte zurückkehren würde, sagte ich in bestimmter Weise, daß ich dazu bereit sein würde. Dies wurde mit eine Veranlassung meiner Berufung nach Bern. Denn als die hiesige Taubstummenanstalt im Jahre 1850 ihren Lehrer verloren hatte, so wandte sich die Direktion derselben an H. Arnold mit der Anfrage, ob er ihr keinen passenden Lehrer wüßte. Er empfahl mich ihr, gab ihr meine Adresse, und die Folge war, daß ihr Berufungsschreiben an mich gelangte. Ich nahm den Ruf an, und bin nun seit dem 11. November 1850 in meiner jetzigen Stelle. Wie lange ich in derselben noch bleiben werde, ist Gott bekannt. Nie aber werde ich aufhören, sei es in dieser oder jener Weise die Taubstummenbildung als meine Lebensaufgabe zu betrachten, und der Wahlspruch meines Strebens und Wirkens wird der Ausspruch des Apostels Paulus bleiben: Nicht, daß ich es schon ergriffen hätte, ich jage aber nach dem vorgesteckten Ziel.

Christoph Ludwig Schoof.

Schoof, Christoph Ludwig, Oberlehrer am Gymnasium und der königl. Bergschule zu Clausthal, korrespondirendes Ehrenmitglied der naturforschenden Gesellschaft zu Emden, am 11. Mai 1810 zu Pohle (an der hessischen Grenze unweit Hannover) geboren, besuchte bis zu seiner Confirmation das Gymnasium in Göttingen, darauf das Gymnasium in Rinteln und studirte von 1830 bis Michaelis 1833 in Göttingen vorzugsweise Mathematik und Naturwissenschaften, daneben auch Bauwissenschaft. Ostern 1836 wurde er als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Clausthal angestellt, etwa $1\frac{1}{2}$ Jahre später zum Oberlehrer und ordentlichen Mitgliede der Maturitäts-Prüfungskommission, sowie zum Lehrer der Mathematik an der da-

*) Religionsunterricht und biblische Geschichte für evangelische Taubstumme sind bei Huber und Comp. in Bern bereits im Druck erschienen. D. H.

mals vereinigten königl. Berg= und Forstschule ernannt. (Letztere wurde später von der Bergschule getrennt und nach Münden verlegt, wo sie im Jahre 1848 wieder aufgehoben ist.) 1848 wurden ihm außer den am Gymnasium zu ertheilenden 14 mathematischen Stunden in den obern Klassen noch 4 Stunden für Naturwissenschaften übertragen. Dadurch veranlaßt legte er den Grund zu einem physik. Kabinet, welches bis jetzt sich nicht unbedeutend erweitert hat, auch wurde er durch den Unterricht in der populären Astronomie (in der ersten Realklasse) auf die Erfindung und Anfertigung eines Himmelsglobus geführt, der zwar auf der Münchener Ausstellung gewesen und in verschiedenen Zeitungen besprochen, aber bis jetzt nicht in die Oeffentlichkeit gekommen ist.

Da Schoof außer den an den beiden Lehranstalten zu ertheilenden 28 wöchentlichen Stunden, den Correspondenzen mit naturforschenden Gesellschaften 2c. auch noch die viel Zeit raubenden meteorologischen Beobachtungen und Rechnungen für die kgl. Regierung zu besorgen hat, und dann auch seiner Familie mit neun Kindern einige Zeit widmen muß, so ist ihm für literarische Zwecke nur wenig Zeit übrig geblieben, und es ist deshalb außer einigen Programmen bis jetzt nur die „Arithmetik und Algebra in drei Heften, Hahn'sche Hofbuchhandlung," erschienen. (Diesen wird aber bald ein viertes Heft über die höheren numerischen Gleichungen, sowie in ähnlicher Bearbeitung die gesammte Geometrie in vier bis fünf Heften nachfolgen.)

Dr. Daniel Gottlob Moritz Schreber.

Schreber, Daniel Gottlob Moritz, eines Advokaten Sohn, ward in Leipzig 1808 geboren und erhielt seine Elementar= und Gymnasialbildung an gleichem Orte. 1826 bezog er, dem Studium der Medicin sich widmend, die dortige Universität, auf welcher er 1833 die Doktorwürde erlangte. Einige Zeit darauf bereiste er, einen russischen Edelmann als Arzt begleitend, mehrere Mineralbäder Deutschlands, das mittlere und südliche Rußland, verband damit auf der Rückkehr eine wissenschaftliche Reise nach Wien, Prag, Berlin, seiner Fortbildung wegen an diesen Orten längere Zeit verweilend. Später machte er in gleichem Interesse eine Reise nach Belgien, England und Frankreich. In Leipzig seit 1836 als praktischer Arzt und literarisch beschäftigt, verheirathete er sich 1838 und lebt daselbst im Kreise einer zahlreichen Familie. 1844 übernahm er die orthopädische Heilanstalt des nach Dorpat berufenen Prof. Dr. Carus, indem er sie bald nachher in ein eigens dazu errichtetes Grundstück verlegte und ihr eine zeitgemäße Erweiterung und innere Umgestaltung gab. Von seiner schriftstellerischen Thätigkeit, welche sowohl die Betheiligung an verschiedenen wissenschaftlichen und populären Zeitschriften, als auch die Abfassung einer Reihe selbstständiger Werke

umfaßt, mögen hier nur diejenigen Schriften Erwähnung finden, die auf die ärztliche Pädagogik Beziehung haben:

1) Das Buch der Gesundheit. Eine Orthobiotik nach den Gesetzen der Natur und dem Baue des menschlichen Organismus. Leipzig 1839. 1 Thlr.

2) Das Turnen vom ärztlichen Standpunkte aus, zugleich als eine Staatsangelegenheit dargestellt. Leipzig 1843. 10 Ngr.

3) Die Verhütung der Rückgratsverkrümmungen oder des Schiefwuchses. Leipzig 1846. 7½ Ngr.

4) Die Eigenthümlichkeiten des kindlichen Organismus im gesunden und kranken Zustande. Eine Propädeutik der speciellen Kinderheilkunde. (Für angehende Aerzte.) Leipzig 1852. 15 Ngr.

5) Kinesiatrik oder die gymnastische Heilmethode. Für Aerzte und gebildete Nichtärzte nach eigenen Erfahrungen dargestellt. Mit 210 Abbildgn. Leipzig 1852. (Umfaßt das gesammte Gebiet der rationellen Heilgymnastik.) 2 Thlr.

6) Die schädlichen Körperhaltungen und Gewohnheiten der Kinder nebst Angabe der Mittel dagegen. (Für Eltern und Erzieher.) Mit vielen Abbildungen. Leipzig 1853. 12 Ngr.

7) Kallipädie oder die Erziehung zur Schönheit durch naturgetreue und gleichmäßige Förderung normaler Körperbildung, lebenstüchtiger Gesundheit und geistiger Veredelung, insbesondere durch möglichste Benutzung spezieller Erziehungsmittel. Für Eltern, Erzieher und Lehrer. Mit 72 Abbildgn. Leipzig 1858. In eleg. engl. Einband. 3⅓ Thlr.

8) Aerztliche Zimmergymnastik oder Darstellung und Anwendung der unmittelbaren heilgymnastischen Bewegungen für beide Geschlechter, jedes Alter und die verschiedenen speziellen Gebrauchszwecke. 4. Aufl. Leipzig 1858.

9) Streitfragen der deutschen und schwedischen Heilgymnastik im Briefwechsel erörtert zwischen Dr. Haller und Dr. Neumann in Berlin. Lpzg.

Wie Schreber selbst sagt, hat er es sich von jeher zum Hauptziele seiner Lebensaufgabe gemacht, den Aufbau einer rationellen Erziehungswissenschaft nach Kräften anzuregen und anzustreben, d. h. einer solchen, wobei nicht nur der physische sondern auch der disciplinäre, doctrinelle und moralische Theil auf den richtig erkannten physischen Grundbedingungen fußt, von einer Entwicklungsstufe zur anderen denselben sich naturgemäß anschließend, und wobei überhaupt die sich entwickelnde Menschennatur als Ganzes, also in harmonischer Vereinigung der leiblichen und geistigen Seite aufgefaßt wird. Den bis jetzt noch vorhandenen Mangel einer gediegenen naturgemäßen Erziehungswissenschaft (und zum Theil als Folge davon die große Mangelhaftigkeit des Erziehungswesens im Allgemeinen) schreibt er jener Halbirung der Menschennatur zu, in Folge deren die ärztlichen Pädagogen, hauptsächlich nur die physische Seite als ihr Objekt betrachtend, die Psychologie des Kindes außer Acht ließen, die Pädagogen im eigentlichen Sinne dagegen, die moralische Seite bearbeitend, den diesen zu Grunde liegenden physischen Verhältnissen und Gesetzen viel zu fremd blieben. Jene wollten Stamm und Wurzel kultiviren, ohne sich um Blüthe und Frucht zu kümmern; diese wollten die letzteren bilden, ohne die Lebensgesetze der ersteren gründlich zu kennen. Das Objekt der Erziehungswissenschaft ist aber das Ganze der Menschennatur. Die Erziehungskunst kann daher nur

dann eine wahrhaft gedeihliche und die Menschheit von Generation zu Generation veredelnde werden, nur dann im Gleichgewichtsverhältnisse bleiben mit den verschiedenartig sich gestaltenden und sich erhöhenden Lebensanforderungen, wenn sie jene harmonische wissenschaftliche Grundlage hat. Von diesem Grundgedanken beseelt, hat er denselben in seiner „Kallipädie“ zu verwirklichen gestrebt.

Ferdinand Schubert,

Direktor der k. k. Normalhaupt- u. Unterrealschule zu St. Anna in Wien.*)

Schubert Ferdinand wurde am 19. Oktober 1794 in Wien und so zu sagen in der Schule geboren. Sein Vater, Schullehrer am Himmelpfortgrund, leitete seine erste Erziehung so wie die seines jüngern Bruders Franz, der durch seine Kunstschöpfungen in der Musik eine Zierde unseres Vaterlandes geworden ist. Während Franzens lebhafter Geist frühzeitig nach jener Bethätigung hindrängte, von der sein späteres — leider zu kurzes Leben — ganz erfüllt war, entwickelte sich in dem ruhigern Ferdinand unter dem geregelten Einfluß des väterlichen Hauses allmählich und immer entschiedener die Neigung zum Lehrfache im gleichen Schritt mit der Befähigung zur Tonkunst, welche letztere in vollem Maße geltend zu machen, Schubert in letzter Zeit durch Ueberbürdung mit Berufsgeschäften verhindert wurde. Die ihn von dieser Seite näher kannten, die ihn namentlich als Orgelspieler und am Kapellmeisterpulte zu beobachten Gelegenheit hatten, haben dies oft bedauert.

Nachdem Schubert in den Jahren 1807 u. 1808 die beiden Jahrgänge der 4. Klasse und im Jahre 1809 den pädagogischen Kurs an der Musterhauptschule bei St. Anna zurückgelegt hatte, begann er seine Lehrerwirksamkeit als Gehilfe an der Schule seines Vaters (vom November 1809 bis November 1810) und wurde dann als Gehilfe, später (1816) als wirklicher Lehrer am k. k. Waisenhause angestellt, in welcher Eigenschaft er bis Ende März 1820 verblieb.

Das Waisenhaus stand damals unter der Leitung einer pädagogischen Autorität ersten Ranges, des hochverdienten k. k. Regierungsrathes Vierthaler. Der Einfluß eines so tüchtigen Vorgesetzten auf Schubert's Berufsleben war kein geringer, und besonders diesem Einflusse dürfte es zuzuschreiben sein, daß Schubert sich den Versuchen, welche damals im Waisenhause mit der Bell-Lancaster'schen Methode angestellt werden sollten, mit allem Eifer unterzog und nicht nur die Waisenkinder unter Anleitung Vierthaler's nach dieser Methode unterrichtete, sondern auch die hierzu nöthigen Tabellen (über 200 an der Zahl) selbst anfertigte. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich dort um die Hebung des Gesanges, indem er die Meßgesänge und andere religiöse Lieder, auch viele der im

*) Entnommen aus dem „Oesterreichischen Schulboten.“

„Denkbuche für Waisen" enthaltenen patriotischen und moralischen Dichtungen für die Waisenkinder in Musik setzte und für die Einübung dieser seiner ersten Kompositionen thätig war. Ein „Meßlied" für den Trauergottesdienst, von ihm zu jener Zeit für die Zöglinge des Waisenhauses komponirt, wird von Kennern unter die vorzüglichsten Tondichtungen dieser Art gesetzt, und er selbst bezeichnete den tiefen Eindruck, den die Aufführung auf seinen Freund und Wohlthäter Vierthaler gemacht hatte, noch in den letzten Jahren als eine der schönsten Erinnerungen seines Lebens. Ueberhaupt sprach sich Schubert über Vierthaler jederzeit mit einem so lebhaften Gefühle von Dank und Verehrung aus, daß man davon gerührt und erbaut wurde.

Im Jahre 1820 erhielt Schubert die erste Gelegenheit, an einer Schule selbstständig und nach dem ganzen Umfange seiner Befähigung zu wirken, indem er am 1. April den ihm verliehenen Schuldienst in Altlerchenfeld antrat, mit welchem die Stelle eines Chorregenten verbunden war. Zu den durchgreifenden Verbesserungen, die sowohl in der Schule als auf dem Kirchenchore nöthig waren, brachte er die frische Kraft der Jugend und den beharrlichen Eifer des Mannes mit. Das Vertrauen in seine Geschicklichkeit und die liebreiche Behandlung der Kinder führten der Schule in kurzer Zeit Kinder aus besseren Familien zu, während die Kirchenmusik in Altlerchenfeld unter seiner Leitung einen bedeutenden Aufschwung nahm. Die Herstellung einer neuen Orgel und die Vergrößerung des Chores war eine Frucht seiner Bemühung, indem er für diesen Zweck im Schulhause musikalische Aufführungen veranstaltete. Und bei aller Sorge und Anstrengung in seinem Berufskreise fand er noch Zeit, für das Wohl der Gemeinde als Armenvater und Rechnungsführer thätig zu sein.

Nach einem Zeitraume von kaum vier Jahren wurde Schubert, dessen pädagogische Tüchtigkeit den hohen Behörden nicht entgangen war, zum Lehrer an der k. k. Normalhauptschule bei St. Anna ernannt, wo er am 22. Jänner 1824 seine Thätigkeit begann. Anfangs ertheilte er Unterricht in den untern Klassen, später ausschließlich in der vierten und im Präparandenkurse. Als im Jahre 1841 ein pädagogischer Kursus für Lehrerinnen an der Mädchenschule der F. F. Ursulinerinnen eröffnet wurde, übertrug ihm die hohe Landesregierung das Lehramt für Pädagogik und Methodik daselbst, welchem er bis zu seiner Ernennung zum Direktor der Normalschule mit dem besten Erfolge vorstand.

Als 1850 der Direktor der Normalhauptschule zu St. Anna, Johann Vogl, über sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt wurde, fand sich die Behörde veranlaßt, die provisorische Leitung der Anstalt dem verdienten Lehrer Schubert zu übertragen, und nach Vogl's Ableben (10. November 1850) ward derselbe über Vorschlag des fürsterzbischöflichen Konsistoriums und der k. k. n. ö. Statthalterei

mit hohem Ministerialdekret vom 15. März 1851 zum wirklichen Direktor an der Normalschule ernannt. Unter ihm geschah die Umgestaltung der beiden Jahrgänge der 4. Klasse in eine zweiklassige Unterrealschule, welche bald darauf durch Errichtung des 3. Jahrganges zu einer vollständigen erweitert wurde.

Schubert's treues Lehrerwirken, seine literarischen und musikalischen Verdienste, seine religiöse Gesinnung und streng patriotische Haltung machten ihn auch einer allerhöchsten Auszeichnung theilhaftig. Im Jahre 1855 verlieh ihm die Gnade Sr. k. k. apost. Majestät unsers Kaisers Franz Joseph I. das goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

Als er nach einer beinahe fünfzigjährigen Thätigkeit für die Schule aus dem Leben abgerufen wurde, stand Schubert noch in der vollen Kraft seines Wirkens. Eine große Zahl von Schülern, deren geistige Entwicklung er einst mit treuer Sorge gepflegt, waren zu Männern herangereift, hatten eine ehrenvolle Stellung im Leben erlangt und erfreuten ihn, als lebendige Ehrenzeichen seines Wirkens, durch den Zoll dankbarer Verehrung. Es ist dies der Segen Gottes, der über einem wirksamen Lehrerleben ruht, und die trüben Tage vergessen macht, von denen es, wie überhaupt jedes Menschenleben nicht frei ist.

Schubert's Thätigkeit beschränkte sich aber nicht auf Lehre und Beispiel innerhalb der Schulwände. Es drängte ihn, seine pädagogischen Erfahrungen zum Gemeingut der Lehrer- und Schülerwelt zu machen, und seine schriftstellerischen Arbeiten gewinnen um so mehr Bedeutung, als sie in einer Zeit begannen, wo die pädagogische Literatur im Vaterlande einer frischeren Regsamkeit gar sehr bedurfte. Schubert's Bemühungen in dieser Richtung tragen alle den Stempel der Gemeinnützigkeit und haben eine verdiente Verbreitung gefunden. Einige Schriften sind in mehreren Auflagen erschienen und zeitgemäß umgearbeitet worden. Wir führen davon nach der Zeitfolge an: 1819 Kurrent- und Lateinvorschriften zum Gebrauch beim Versuche der Bell-Lancaster'schen Methode für die Zöglinge des k. k. Waisenhauses, 1826 der kleine fleißige Kopfrechner, 1829 eine scizzirte Darstellung der österreichischen Gebirge, 1830 der kleine Feldmesser, 1832 der kleine Stereometer, 1833 der kleine Geograph (in 2 Bänden), 1840 der methodische Wegweiser zum Elementar-Unterrichte in der Geographie, 1841 der kleine, deutsche Grammatiker, 1852 das erste Lesebuch (eine Umarbeitung des ehemaligen Namenbüchleins).

Die Zahl der Musikcompositionen Schubert's beträgt über 40. Die bedeutendsten fallen in das Gebiet des Kirchenstils und beurkunden durch tiefe Empfindung, würdigen Ausdruck und korrecten, flüssigen Tonsatz die vortreffliche Schule, aus der Schubert hervorging. Als die bekanntesten führen wir an: Eine Messe in F, die sogenannte Landmesse, das Graduale: Tu es Deus, zwei Motetten:

Salve Regina, eine Pastoralmesse, Graduale und Offertorium für 4 Männerstimmen zum Hochamte und Palmsonntage und sein Requiem. Dieses letztere wurde über dem Grabe vieler seiner Freunde unter seiner Leitung, zuletzt auch über seinem Grabe ausgeführt. Ein Theil seiner Kompositionen bezieht sich auf den Kirchen- und Schulgesang, für dessen Pflege und Förderung Schubert unermüdlich und mit der freudigsten Theilnahme thätig war. Nicht minder bemühte er sich um die Verbreitung und Würdigung des musikalischen Nachlasses seines Bruders Franz, ohne jedoch von Seite des heimischen Kunsthandels die erwünschte Unterstützung zu finden. Seine Verdienste als Chorregent und als Professor und Kapellmeister im Vereine zur Beförderung echter Kirchenmusik sind bekannt. Zu einer aus vieljähriger Erfahrung geschöpften Belehrung über das Orgelspiel und über den Zustand der Orgeln auf den Landchören, hatte Schubert schöne Materialien gesammelt, allein die gehäuften Berufsgeschäfte ließen ihn nicht an die Ausführung gehen; — der Tod, welcher am 19. Februar 1859 erfolgte, kam dazwischen.

Schubert theilte mit so vielen würdigen Lehrern das Geschick, mit irdischen Gütern wenig, dagegen mit Kindern desto mehr gesegnet zu sein. Aus zwei Ehen erwuchsen ihm 28 Kinder, von denen 12 den Vater überlebten. Seine zwei ältesten Söhne, Ferdinand und Karl, sind im Lehramte thätig, Ersterer als Lehrer an der Unterrealschule zu Wiener-Neustadt, Letzterer an der Unterrealschule zu St. Thekla in Wien.

Gotthilf Heinrich von Schubert.

Nach dessen Selbstbiographie (der Erwerb aus einem vergangenen und die Erwartungen von einem zukünftigen Leben. Erlangen, Heyder, 3 Bde.) bearbeitet von K. Strack.

Schubert, Gotthilf Heinrich v., ist geboren am 26. April 1780 zu Hohenstein im sächsischen Erzgebirge. Sein Vater, Christian Gottlob Schubert, hatte die früher von ihm verwaltete zweite Pfarrstelle zu Lungenau aufgegeben, um den alten Pfarrer Werner zu Hohenstein, seinen Schwiegervater, als Adjunkt zu unterstützen, oder vielmehr zu vertreten. Der Geburtstag unseres Gotthilf Heinrich war, wie äußerlich ein ungewöhnlich stürmischer, so für die Bewohner des Pfarrhauses zu Hohenstein ein Tag der Angst und banger Erwartung. Frau Schubert, Magdalena, hatte nicht mehr erwartet, Mutter zu werden, da ihr letzt geborenes Kind schon ein Alter von 8 Jahren erreicht hatte. Darum trauerte sie zur Zeit der Hoffnung und schwebte in großer Lebensgefahr als ihre Zeit erfüllet war. Doch der Herr erhörte das Gebet der frommen Pfarrfamilie; die Mutter wurde errettet und freute sich mit den Ihrigen über das Knäblein, dem sie nach mancherlei inneren und äußeren Kämpfen das Leben gegeben

hatte. Es war ein kräftiges Kind, das schon frühe eine ungewöhnliche Begabung verrieth. Die Umgebung von Hohenstein, reich an Pflanzen und Mineralien, war geeignet den Natursinn desselben zu erwecken und rege zu erhalten. Das Leben im älterlichen Hause bestimmte die andere Grundrichtung von Schubert, das fromme Gemüth. Derselbe erzählt, daß er sich seinen Großvater, den 80jährigen Pfarrer Werner, wie oft ihn dieser auch auf den Füßen geschaukelt habe, doch kaum anders als in betender Stellung vergegenwärtigen könne. Ebenso versäumten die Eltern nie, durch Erhebung ihrer Herzen zu Gott vor und mit ihren Kindern jedem Tag die rechte Weihe zu geben. An Entbehrungen wurde der Knabe, wie seine Geschwister gewöhnt. Nur ein enger Raum war ihnen im Pfarrhause angewiesen und der Gehalt von 100 Thlr. jährlich nöthigten die Familie, Vater, Mutter und 7 Kinder, auch in jenen wohlfeilen Zeiten zur größten Sparsamkeit. Der alte Schubert führte, selbst ohne viel zu strafen, ein strenges Regiment, namentlich wo es galt, den Eigensinn zu unterdrücken. Müssiggang war ihm zuwider. Lügen und Unredlichkeit ahndete er mit allem Ernst und Strenge, ebenso Eitelkeit und Putzsucht. Als einstens seine älteste Tochter für selbst verdientes Geld sich einen Flitterstaat gekauft hatte, nahm er, ohne ein Wort zu reden, denselben und zerhackte ihn mit dem Beile. Gab er einem seiner Kinder seinen Beifall zu erkennen, so hatte dieses um so größeren Werth, je seltener es geschah. Die Mutter war ein stiller Geist voll Demuth und Liebe, und übte durch ihre ungeheuchelte Gottesfurcht einen wohlthätigen Einfluß auf Alle aus, welche in ihre Nähe kamen. Besonders beliebt war sie bei allen Bewohnern des Städtchens durch die leibliche und geistige Hülfe, welche sie den Armen und Kranken brachte.

Den ersten Unterricht erhielt Schubert von dem Cantor in Hohenstein, der nach alter Manier den Stab häufig gebrauchte, um sich dadurch in Respect zu erhalten. Auch Schubert mußte ihn oft auf seinem Nacken ertragen, da er als muthwilliger Knabe zu Neckereien und Balgereien geneigt war. Auf die Länge der Zeit konnte diese Schule in ihrer unvollkommenen Gestalt den Bedürfnissen des Knaben nicht genügen, deßwegen er von seinen Eltern zu seinem Schwager Hüttenrauch, welcher Rektor der Schule in Lichtenstein war, gebracht wurde. Die Trennung von der lieben Heimath, besonders von der theuren Mutter, wurde Schubert so schwer, daß er während des ganzen zweijährigen Aufenthalts in dem Hause seines Schwagers nicht zur Ruhe kam. Mit Thränen schlief er ein, mit Thränen erwachte er und sein liebster Gang war nach einer Anhöhe, von wo aus er die heimathliche Gegend erblicken konnte. Doch war dieser Aufenthalt sehr heilsam für ihn, indem die früher an ihm vermißte Liebe zum Lernen in ihm erweckt wurde. Da sein Heimweh nicht beseitigt werden konnte, kehrte er nach Hohenstein zurück und besuchte von nun an den Unterricht des dasigen Rektors. Dieser

verstand nicht den Knaben auf die rechte Weise zu behandeln, so daß derselbe sich abermals an müßiges Herumschlendern gewöhnte, welches nur durch seine Freude an der Natur und deren Werken eine bessere Richtung bekam. Es fehlte Schubert an hinlänglicher Beschäftigung und darum auch an dem rechten Fortgang seiner geistigen Entwickelung. Ein Lehrerwechsel änderte die Sache ein wenig, indem der neuerwählte Rektor, Magister Roch, den aufgeweckten Knaben zu würdigen und zu leiten Willen und Fähigkeit bewies. Einen besonders wohlthätigen Eindruck machte der fromme, gläubige Sinn dieses Mannes auf alle Schüler, namentlich auf den empfänglichen Schubert. Letzterer erkennt noch als Greis, daß ihm die Stunden unvergeßlich geblieben sind, in welchen Roch mit thränendem Auge die älteren Schüler zum Genusse des heiligen Abendmahls vorbereitet habe. Also war Schubert bei seiner Confirmation im Griechischen und Lateinischen wohl unterrichtet, auch mit den Anfangsgründen des Französischen und Italienischen bekannt, und was noch mehr war, von frommen Gesinnungen durchdrungen, so daß er die Reife erlangt hatte, ein Gymnasium zu besuchen. Sein Schwager Hüttenrauch bestimmte seinen Vater, daß er nach Greiz, im Voigtlande kam. Hier zeichnete er sich bald vor seinen Mitschülern aus, freilich vor der Hand zu seinem Verderben. Ein falscher Dünkel stellte sich bei ihm ein und mit der Demuth schwand auch so mehr und mehr der fromme Christensinn aus seinem Herzen. Die Schularbeiten nahmen nur die geringste Zahl seiner freien Stunden in Anspruch; die andern verwendete er großentheils auf die Lektüre von Büchern aus einer Leihbibliothek. So kam manches Buch in seine Hände, das für seine geistige Bildung verderblich wurde. Allmählig erkannte er selbst, daß Greiz nicht der rechte Platz für ihn sei, um ihm die ihm angemessene geistige Nahrung zu bieten. Eine Reise nach Weimar und ein Gastbesuch des dortigen Gymnasiums erweckten in ihm die Sehnsucht, sich hier die ihm noch fehlende Bildung für das Studium zu erwerben. Auch der Vater hatte eingesehen, daß er in Greiz nicht bleiben könne und gab nach einiger Wahl und Ueberlegung seine Einwilligung zum Besuch des Weimarer Gymnasiums. Hier wurde der junge Schubert ein wenig gedemüthigt, indem er die Ueberlegenheit anderer Schüler anerkennen mußte. Dadurch erwachte in ihm ein Eifer für's Lernen, der nicht ohne heilsame Früchte bleiben konnte. Er machte Bekanntschaften mit strebsamen Jünglingen, welche ihm theilweise für seine Lebenszeit verbunden blieben. Schon bei seinem ersten Ferienbesuch im Elternhause konnte sich der alte Vater über die mitgebrachten Schulzeugnisse und über die erworbenen Kenntnisse freuen. Weimar war damals der Ort, in welchem die größten Geister Deutschlands vereinigt waren, und wo empfängliche Seelen nicht ohne Anregung bleiben konnten. Herder hatte als Generalsuperintendent die Oberaufsicht über das Gymnasium und bemühte sich sehr, dasselbe in gutem Zustande zu erhalten. Er examinirte bei öffentlichen Prüfungen

selbst und sah die schriftlichen Ausarbeitungen durch. Ein lobendes Urtheil dieses Mannes dünkte den Schülern das größte Glück und Schubert hatte die Freude, eines solchen gewürdigt zu werden. Er fühlte sich glücklich in solchen Verhältnissen, wiewohl seine äußere Lage vielen Andern nicht genügt haben würde. Er bekam von seinem Vater für seine Beköstigung wöchentlich einen Thaler. Auch diesen, sowie Wohnung und Bett theilte er noch mit einem armen Freunde, welchen er schon in Lichtenstein und noch mehr in Greiz hatte kennen gelernt. Waren auch Kartoffeln Beider tägliches Mittags= und Abendbrod, so arbeiteten sie doch mit unermüdlichem Fleiße zusammen und förderten sich so wechselseitig in ihrer geistigen Entwicklung. Das letzte Jahr des Aufenthaltes in Weimar wurde für Schubert noch dadurch bedeutungsvoll, daß er mit einem Sohn von Herder in vertrautere Bekanntschaft kam und dadurch in dem Herder'schen Hause Zutritt erhielt. Die Stunden, die er in dieser Familie verlebte, rechnet er zu den genußreichsten nicht nur der damaligen, sondern auch der späteren Zeit seines Lebens; auch mögen sie für seine Bildung von unberechenbarem Einfluß gewesen sein.

Mit den besten Zeugnissen versehen verließ Schubert das Gymnasium, um in Leipzig Theologie zu studiren. Er wagte es schon nach einigen Wochen die Kanzel in einem benachbarten Dorfe zu besteigen. Von dem Pfarrer und dessen Familie wurde er gelobt; sein Vater aber machte ihm nach Durchlesung des Conceptes die Bemerkung: „Gott möge ihm ein treues Herz, Einfalt der Worte und ein ungeblendetes Auge verleihen." Noch war der junge Schubert mit dem Leben und dessen Schattenseiten wenig bekannt, darum traute er gerne, wie sein eigenes Herz ohne Hinterlist und Falsch war. Gleich Anfangs kam ein anderer Student zu ihm und wußte ihn durch allerlei Vorspiegelungen zu bereden, daß er demselben seinen neuen Rock auf einige Tage lieh. Der vermeintliche Freund kam nicht wieder und der gutmüthige Schubert mußte nun das ganze Semester in Leipzig unter den besser gekleideten Studiengenossen mit seinen abgetragenen Kleidern herumgehen. Was Schubert irgend erübrigen konnte, verwendete er auf den Ankauf von Büchern, namentlich auch aus dem Gebiete der Naturkunde und Naturgeschichte. Dafür beschränkte er sich fast noch mehr wie in Weimar auf die allereinfachste Kost. Brod und Milch waren außer Kartoffeln und Obst seine tägliche Speise. Bis in sein 23. Jahr hat er nur bei den seltensten Gelegenheiten Bier und Wein gekostet, niemals aber eigentlich getrunken. Daraus läßt sich erklären, daß er auch jetzt noch mit einem Thaler die Woche und einigen Naturaliensendungen ausreichen konnte. Seine einzige Erholung bestand in den gewöhnlich noch einsamen Spaziergängen in der Umgegend von Leipzig. Immer mehr wurde er sich darüber klar, daß seine Lebensbestimmung nicht darin bestehe, einst als Geistlicher für das Gottesreich zu wirken, die Liebe zu den Naturwissenschaften war so vorherrschend bei ihm, daß er sie nicht

überwältigen konnte. Noch einmal predigte er, erlangte aber dann durch offene Erklärung das Jawort seines Vaters, daß er zum Studium der Medizin übergehen dürfe. Er verband sich mit mehreren gleichgesinnten Jünglingen zur Fortsetzung seiner höchst frugalen Lebensweise, insbesondere zur Enthaltung von Fleisch und allen gegohrenen Getränken. Sie wohnten gemeinschaftlich in einem Hause und bereiteten sich selber ihre Speise ohne die geringste Anwendung von Kochkunst. Die Meisten wurden bald dieser Lebensweise wieder untreu; nur Schubert und sein Freund Köthe hielten aus. Doch überraschten sich auch Beide eines Tages wechselseitig, da Jeder für sich in ein Kosthaus gegangen war, um nach so vielen Entbehrungen einmal ein Stück Rindfleisch zu essen. 1801 zog Schubert nach Jena über, hier sein begonnenes Studium zu beenden. Er fand daselbst viele seiner alten Schulgenossen aus Weimar wieder und arbeitete mit dem gewohnten Fleiße nicht blos zur Erlernung der Heilkunde, sondern auch in andern Büchern, namentlich der Naturwissenschaften. Mit besonderer Aufmerksamkeit hörte er die Vorlesungen des Philosophen Schelling. Es war überhaupt damals unter den Studirenden in Jena ein wissenschaftlicher Sinn verbreitet, wie er heute schwerlich auf irgend einer Hochschule gefunden wird. Es fanden sich noch andere Gesinnungsgenossen mit Schubert zusammen, welche durch das gleiche Streben nicht nur für die Studienzeit, sondern für die späteren Jahre verbunden waren. Das Doktorexamen wurde glücklich bestanden und der angehende Arzt kehrte in die Arme seiner harrenden Eltern zurück. Die Freude des Wiedersehens wurde bald durch mancherlei Unannehmlichkeiten getrübt. Schubert hatte während der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Jena, verlockt durch den ausgebreiteteren Kreis theilweise ansehnlicher Bekanntschaften, einen größeren Aufwand getrieben und dadurch ohne Wissen seines Vaters Schulden gemacht. Die Rechnungen kamen nun schnell hinter einander in die väterlichen Hände und zogen ihm eine derbe Zurechtweisung zu. Es schien ein Mißverhältniß eintreten zu wollen, wodurch die Wahl wegen anderweitiger Niederlassung als Arzt mag beschleunigt worden sein. Es fragte sich nämlich, ob in Chemnitz oder Altenburg der Versuch gemacht werden solle. In Chemnitz war Schubert's Schwester an einen angesehenen Mann, der Mitglied des Stadtrathes war, verheirathet und darum war schon eine ansehnliche Praxis zu erwarten. In Altenburg schien es an Aerzten zu fehlen und einige Empfehlungsschreiben konnten dazu dienen, dem jungen Arzte Eingang zu verschaffen. Schubert entschied sich für den letztgenannten Ort und erlangte die Erlaubniß zur Niederlassung. Im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit und seinen jugendlichen Eifer, dachte er eines glücklichen Erfolges sicher zu sein und auf den zu erwartenden Verdienst heirathen zu können. Er hatte nämlich Henriette, die Tochter des Kaufmanns Wertin zu Bärenwald kennen gelernt und sich mit derselben verlobt. Der alte Schubert

sprach ein ernstes Wort gegen diesen übereilten Schritt, namentlich gegen den Entschluß einer baldigen Verheirathung. Die Warnungen wurden überhört und die Trauung vollzogen. Es fanden sich allerdings Kunden ein, aber mehr aus der ärmeren Klasse der Bewohner, denen Schubert noch obendrein nicht selten die Arznei bezahlte. Das geliehene Kapital von 100 Thalern war bald verzehrt und noch war die Einnahme nicht der Art, daß auch nur die kleine Familie davon hätte leben können. Manchmal klopfte die Nahrungssorge an und verstimmte das durch seine wechselseitige Liebe so glückliche Paar. Einige Hülfe kam, als Schubert Mitarbeiter der von Dr. Pierer herausgegebenen medizinischen Annalen wurde und als er bald darauf an dem Institut des Dr. Borgner den Unterricht in der italienischen Sprache übertragen bekam. Auch machte er einen Versuch, durch sonstige schriftstellerische Thätigkeit einiges Geld zu verdienen. Letzteres brachte vorerst nur höchst spärlichen Gewinn. Doch schien Aussicht vorhanden zu sein, daß sich die Praxis allmählig verbessern werde, da faßte Schubert den Entschluß, Altenburg zu verlassen und nach Freiberg überzusiedeln. Sein Vater warnte ihn mit dem Sprichwort: „Ein oft gewälzter Stein bewächst nie mit grünem Grase." Auch andere Leute redeten ihm ein. Doch der Vorsatz war unerschütterlich geworden. Schubert wollte sich unter dem berühmten Mineralogen Werner weiter ausbilden. Es zog ihn mit unwiderstehlicher Gewalt zur Erforschung der Natur, dabei suchte er zur Abfassung eines wissenschaftlichen Werkes die nöthige Ruhe und literarische Unterstützung. Heiteren Gemüthes zogen Mann und Frau in Freiberg ein. Die alten Schulden waren bezahlt und 30—40 Thaler in der Kasse. Damals studirten junge und theilweise auch ältere Leute aus fast allen einigermaßen gebildeten Nationen auf der Bergakademie zu Freiberg, um Werner's willen. Schubert trat in nähere Verbindung mit demselben und bereicherte täglich seine Einsicht in das Leben der Natur. Auch andere Freuden waren ihm beschieden. Seine geliebte Henriette sollte Mutter werden. Eine angstvolle Nacht kam herbei und Schubert betete in derselben, wie er lange nicht gethan hatte, zu dem himmlischen Vater um Errettung seines Weibes und des zu hoffenden Kindes. Seine Bitte wurde erhört. Eine gesunde Tochter ruhte bald auf den Armen der seligen Eltern. Der Buchhändler Reclam von Leipzig aber schickte zu eben dieser Zeit 100 Thlr. Honorar. Was sollte an dem häuslichen Glücke noch fehlen? Doch für immer konnte und wollte Schubert nicht in Freiberg seinen Aufenthalt nehmen. Nachdem er seine Studien bei Werner vollendet hatte, zog er im Oktober 1806 nach Dresden, um die dasige Bibliothek zu benützen. Andere Studienfreunde waren ihm vorangeeilt, oder folgten ihm nach und wetteiferten mit ihm in wissenschaftlicher Beschäftigung. Schubert hielt nach langem Zögern, da er sich vor dem öffentlichen Auftreten scheute, vor zahlreichen Zuhörern und mit vielem Beifall Vorlesungen über Natur- und Seelenkunde. Er

wurde dadurch in den angesehensten Familien Dresdens bekannt. Männer, wie die beiden Brüder August Wilhelm und Friedrich von Schlegel gehörten zu seinen Zuhörern. Seine Geldverhältnisse waren besser als je. Außerdem, was die Zuhörer ihm bezahlten, bot ihm der Buchhändler Arnold ein ansehnliches Honorar für die Veröffentlichung seiner Vorlesungen. Schubert begründete zugleich durch seine „Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft" seinen literarischen Ruf in Deutschland und bahnte sich den Weg zum Weiterkommen. Noch war er im Suchen begriffen, das fühlte er wohl. Seine Stellung war eine ungesicherte und unbefriedigende. Zu Ende des Oktobers 1808 kam ihm auf einmal wieder, wie in der Nacht, da sein Töchterchen geboren wurde, die Freudigkeit und der Muth, recht herzlich zu beten. Er sprach zu Gott: „Errette mich aus dem Gewirre und aus dem Dunkel, darein der Weg meines Lebens gerathen ist und daraus ich keinen Ausweg weiß. Siehe, in diesem meinem jetzigen Treiben und Abmühen muß das Bessere, das du in mich gelegt hast, zu Grunde gehen. — Du weißt ja Alles. Darum führe mich hinaus aus diesem Gedränge, leite meinen Weg dahin, wo ich das finden kann, was mir Ruhe gibt und darnach mich so von ganzer Seele verlangt." Bald sollte er erfahren, daß sein Gebet Erhörung gefunden. Sein Freund Schelling, der unterdessen einen ansehnlichen Posten in München erhalten hatte, schrieb ihm, er sei zum Direktor des Realinstituts in Nürnberg ausersehen worden. Schubert nahm den an ihn ergangenen Ruf mit dankbarer Rührung an und zog im Frühling 1809 an den Ort seiner neuen Bestimmung. Auch hier mußte er erfahren, daß jede Lage im Leben ihre Licht- und ihre Schattenseiten habe. Schon die erste Berührung mit dem Manne, in dessen Hände die obere Leitung des Kirchen- und Schulwesens in Nürnberg gelegt war, dem damals hoch belobten, später aber auch mit Recht vielfach getadelten Wundererklärer Dr. Paulus, zeigte es, daß an übereinstimmendes Wirken mit demselben nicht zu denken sei. Und in der That hatte Schubert auch in der Folge mancherlei Unannehmlichkeiten durch diesen seinen Vorgesetzten zu erfahren. Noch war man sich über das Wesen der Realinstitute keineswegs klar geworden, wie man ja noch heutigen Tages darüber hin- und herschwanket; darum war es nicht zu verwundern, daß die Auffassung bei so verschiedenen Naturen, wie Schubert und Paulus waren, sich verschieden gestaltete. Bei andern Leuten, auch bei seinen Collegen, fand der neue Direktor mehr Anerkennung. Die Zahl der Schüler mehrte sich. Der Generalkommissär von Nürnberg, Freiherr von Lerchenfeld, wandte unserem Schubert seine Gunst zu. Auch in andern Häusern fand derselbe eine günstige Aufnahme, besonders in solchen, welche damals als pietistisch bezeichnet wurden, wie in dem des Kaufmann Kießling und in dem des Bäckermeisters Burger. Letzterer war ein Mann, ausgezeichnet durch Geistes- und Herzensbildung. Er besaß eine ansehnliche Bibliothek

älterer und neuerer Schriften über die Religion und benutzte dieselben mit rastloser Thätigkeit. Schubert war durch scheinbaren Zufall mit ihm bekannt worden und fand sich von nun an häufig unter den Gästen ein, welche sich jeden Abend bei Burger versammelten. — Auch mit dem frommen Pfarrer Schöner kam er bald in nähere Berührung. Eine äußere Veranlassung befestigte noch mehr das Band, welches sie vereinigte. Ein Freund von Schubert, Namens Ritter, war in Armuth gestorben und Schöner nahm sich dessen Familie liebreich an. Schubert erbot sich eins der Kinder in sein Haus aufzunehmen und wie seine Tochter zu erziehen. Was er wollte geschah, und so wurde seine kleine Familie um ein Glied vermehrt. Bald aber sollte sie auch um eins vermindert werden. Die gute Henriette fing an zu kränkeln und starb den 11. Februar 1812. Es fehlte nicht an tröstenden Freunden, wenn auch nicht alle mit gleicher Kraft zu sprechen wußten, wie der Philosoph Schelling, welcher an Schubert schrieb: „Trost will und kann ich Ihnen nicht ertheilen .... Sie bedürfen keines. Natur und Offenbarung haben Sie mit der innigen gegenwärtigen Gewißheit von dem höheren Zustande erfüllt, zu dem der Tod (für solche Seelen) nur Uebergang ist, und nach dem, wenn wir ihn lebhaft ergreifen, unsere ganze Seele von Sehnsucht hingezogen ist." Doch es wurde Schubert schwer, den herben Verlust zu ertragen. Wer sollte denn nun die Sorge für's Hauswesen übernehmen, da der Hausvater dazu fast unfähig war? Als die Trauerzeit verflossen war, riethen Freunde und Verwandte zu einer zweiten Heirath. Nur nach mancherlei Kämpfen entschloß sich der Wittwer zu derselben, indem er einer Nichte seiner unvergeßlichen Henriette, Julie Mühlmann, Herz und Hand reichte. Den 25. April 1813 wurde die Trauung vollzogen. Das Lied, welches dabei gesungen wurde: „Auf Gott und nicht auf Menschenrath will ich mein Glücke bauen," drückte die Stimmung der Anwesenden aus. Die Nürnberger erwiesen jetzt dem neuvermählten Paar, wie lieb ihnen Schubert geworden. Um diese Zeit entstand das bekannte Buch desselben: „Symbolik des Traumes," welches großes Aufsehen erregte und mehrere Auflagen erlebte.

Im Jahre 1815 war von einer Auflösung oder Umgestaltung der beiden Realinstitute in Bayern, zu Augsburg und Nürnberg ernstlich die Rede, weil von der Regierung das Bedürfniß erkannt worden war, statt der Realgymnasien, deren wissenschaftliche Tendenz für die Anforderungen der bürgerlichen Bildung eine zu hochgehende sei, Schulen zu gründen, welche dem Zwecke dieser Bildung auf einfacherem Wege und mit geringerem Kostenaufwand entsprächen. Das Institut zu Augsburg hatte nur noch ein kümmerliches Dasein, während das zu Nürnberg noch in voller Lebenskraft blühte. Was sollte aus Schubert werden? Schelling schrieb ihm: „Das Stündlein Ihrer Erlösung wird gewiß kommen; greifen Sie aber der Vorsehung nicht vor." Eine Professorenstelle an einer Universität

war für denselben in Aussicht genommen. Er wünschte auch solche, doch sollte er erst nach einem Umweg zu diesem Ziele gelangen. Im Januar 1816 erhielt er eine Einladung von dem Erbgroßherzog Friedrich Ludwig von Mecklenburg, unter glänzenden Bedingungen als Lehrer von dessen Kindern in den Norden Deutschlands zu gehen. Der Ton, in welchem der fürstliche Brief geschrieben war, war so herzlich und liebevoll, daß Schubert ohne Bedenken das Anerbieten annahm und gleich um Entlassung aus dem bayerischen Staatsdienste bat. Von vielen Seiten wurde ihm diese schnelle Entschließung verdacht. Der neu ernannte Minister von Lerchenfeld suchte ihn in Bayern zu halten. Doch das Wort war gegeben und es mußte von Nürnberg geschieden sein. Das war eine schwere Stunde. Die junge Frau äußerte oft, daß ihr der Weggang von dem Orte, da sie so viel Lieb's und Gut's erhalten habe, schwerer ankomme, als der aus dem Aelternhause. Den 28. März 1816 verließ die Familie Nürnberg, um in der lieben sächsischen Heimath für den weiteren Zug nach Mecklenburg auszuruhen. Eine freundliche Wohnung empfing die Angekommenen in Ludwigslust und der Erbgroßherzog kam Schubert überaus huldvoll entgegen. Zu seinen künftigen Zöglingen, einem Prinzen und einer Prinzessin, fühlte sich Letzterer mit der herzlichsten Liebe hingezogen. Der Anfang schien einen guten Fortgang und Ausgang versprechen zu wollen. Bald aber kehrte eine gewisse Mißstimmung ein. Ein Gutachten, welches Schubert über die Einrichtung des Schullehrerseminars auf Verlangen aufstellte, fand in den Augen der höheren Behörde, deren Urtheil es zunächst unterworfen war, keinen Beifall. Es wurden auch wohl mündliche Aeußerungen, welche sich Schubert erlaubt hatte, vielleicht mit allerlei Zusätzen versehen, den hochgestellten Männern hinterbracht. Man fühlte es auf beiden Seiten, daß man sich schwer vereinigen könne. Der Standpunkt, besonders der religiöse, war allzu sehr verschieden, als daß sich Schubert hätte wohl fühlen können. Es war ihm die Direktorstelle eines Schullehrerseminars in Aussicht gestellt, wenn er seine Arbeit bei den fürstlichen Kindern vollendet habe. Diesen Gedanken ließ Schubert jetzt schon fahren, da er von der Verwirklichung nichts Gutes erwarten konnte. Im Uebrigen hatte er Ursache, recht zufrieden zu sein. Er merkte nichts von dem Hunger-Jahre, welches im mittleren und südlichen Deutschland so viel Jammer hervorrief. In Mecklenburg war die Ernte eine gute gewesen, und der Gehalt sicherte auch in der Theurung mehr als das tägliche Brod. Es blieb unserem Schubert noch Zeit zu Reisen und zu schriftstellerischer Thätigkeit. Es erschien sein „Altes und Neues aus dem inneren Gebiet der Seelenkunde." Dieses Buch fand vielen Widerspruch. Der Verfasser wurde in einer kleinen in Mecklenburg erschienenen Broschüre als ein Auswurf bezeichnet, den das sonst respektable, aufgeklärte Sachsen hervorgebracht und den man durch ein unbegreifliches Versehen nach Mecklenburg geholt habe. Wohlmeinende

Freunde äußerten sich, wenn Schubert noch fortfahre, Bücher der Art zu schreiben, so wäre es mit dem Rufe und dem Zutrauen, das er sich durch frühere Schriften erworben habe, geschehen. Das Buch war zu altgläubisch in der aufgeklärten Zeit. Es kam noch Anderes hinzu, um Schubert als einen Mystiker und Pietisten in seiner neuen Heimath zu verdächtigen. Manche wollten in ihm einen Revolutionär und Demokraten erblicken, da er bei verschiedenen Gelegenheiten den bekannten Ernst Moritz Arndt und den Altmeister der Turnkunst Friedrich Ludwig Jahn gegen ungerechte Beschuldigungen und Verleumdungen vertheidigt hatte. Kein Wunder, daß auch Schubert von Heimweh nach dem Süden ergriffen wurde, und seine Frau schon früher von demselben befallen worden war. Er schrieb an Schelling und schilderte demselben seine Lage, sowie seinen Wunsch, solche geändert zu sehen. Auch an Lerchenfeld schrieb er auf Schellings Anrathen, und an das Ministerium in München, wie Lerchenfeld empfohlen hatte. Doch es kam eine abschlägliche Antwort vom Senat in Erlangen, es wäre vor der Hand keine geeignete Stelle für ihn da, indem die naturgeschichtlichen Lehrfächer genügend besetzt seien. Dagegen erhielt er vom Großherzog von Mecklenburg den Auftrag, die Kohlenlager des Landes genauer zu untersuchen und über den Befund sein Gutachten abzugeben. Auch eröffnete ihm der preußische Minister von Savigny Aussicht zu einer Anstellung in Preußen. Hierauf aber gab er eine ablehnende Antwort, da er sich berufen fühlte, im Dienste der Naturwissenschaften zu bleiben. Dies war ihm denn auch beschieden. Als in Erlangen durch den Abgang des Prof. Goldfuß eine Stelle vakant wurde, so erging die Einladung an ihn, als Professor der Mineralogie und Zoologie dorthin überzusiedeln. Wiewohl der Gehalt nur die Hälfte des bisher bezogenen betrug, so nahm Schubert doch den Ruf mit Freuden an. Jetzt sah er wohl ein, daß er mehr Freunde in Mecklenburg gehabt habe, als er gedacht. Der Erbgroßherzog nahm rührenden Abschied von ihm und wollte ihm das Versprechen abnehmen, daß er wieder komme, wann er (der Erbgroßherzog) zur Regierung gelange. Schubert weigerte sich, dieses Versprechen zu geben. Auch andere Familien bedauerten den Weggang des frommen Mannes von Grund ihres Herzens. In Erlangen bekam nun derselbe einen Wirkungskreis, in welchem er sich besonders wohl fühlte. Er fand große Theilnahme bei den Studenten und kam mit vielen seiner alten Nürnberger Freunde wieder zusammen. Neue Bekannte schloßen sich ihm an. Während der Ferien machte er öfters Reisen, meistens in Begleitung seiner Frau, welche selbst auf den Schneegefilden der Schweizeralpen mit ihm umherging. Zu den freudigen Ereignissen, die er in Erlangen erlebte, gehörte die Verheirathung seiner Tochter Selma mit Heinrich Ranke, welcher später Consistorialrath in Bayreuth und Ansbach geworden ist, und die seiner Adoptivtochter mit Professor Dr. Winer. Dabei lieferte er fortwährend Schriften über fast alle Zweige der Naturwissenschaft;

seine Geschichte der Seele, seine in vielen Auflagen erschienene Naturgeschichte, er schrieb über die Urwelt und die Firsterne, ein Handbuch der Kosmologie, den 2. Band von dem „Alten und Neuen," das Leben Oberlins u. a. m. Eine besondere Freude war es für ihn, als Schelling sein College wurde und er von nun an in das zärtlichste Freundschaftsverhältniß mit demselben trat. Er selbst rechnet die 8 Jahre, welche er in Erlangen verlebte, zu den glücklichsten und vergnügtesten seines Lebens. Er fand Freude und Lust an seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die so ganz nach seinem Sinne war; er verkehrte täglich mit Freunden, die er von Herzen liebte und bei welchen seine Liebe eine aufrichtige treue Erwiederung fand. Dabei war er mit den Seinigen gesund, für seine Bedürfnisse war hinreichend gesorgt, er lebte in Frieden mit sich und aller Welt (vergleiche seine Selbstbiographie III. 652.) Er dachte nicht daran, Erlangen wieder zu verlassen. Anders war es im Rathe der Vorsehung beschlossen. Der König Ludwig kam 1825 zur Regierung und verlegte die Universität von Landshut nach München. Schubert erhielt den Ruf als Professor der Naturgeschichte zur Blüthe der neu errichteten Universität beizutragen. Er trug Bedenken, diesen ehrenvollen Ruf anzunehmen, indem der von ihm so ganz entgegengesetzte Oken neben ihm wirken sollte. Er fürchtete ernstliche Reibungen mit demselben. Seine Bedenklichkeiten wurden durch angesehene Personen wie durch den Minister von Schenk beseitigt. Er verließ zum allgemeinen Bedauern der Studirenden den Musensitz in Erlangen. Schelling folgte ihm nach. Er wurde zugleich zur Theilnahme an dem Unterrichte des Kronprinzen berufen, sowie auch anderer königlichen Kinder. Der König Ludwig erfreute ihn mit ganz besonderen Gunstbezeugungen. Sein ehemaliger Schüler, der Prinz von Mecklenburg machte ihm einen Besuch und so fand er das Glück zweifach wieder, das er in Erlangen genossen hatte. Er bereiste Salzburg, Tyrol, ja das Morgenland und erfreute durch Beschreibung dieser Reisen das lesende Publikum. Allerdings fehlte es nicht an Reibungen mit Oken und dessen Anhängern und als dieser nach Erlangen versetzt werden sollte, wurde Schubert beschuldigt, er habe dessen Entfernung durch seinen Einfluß bei Hof veranlaßt. Oken selbst widersprach dieser Beschuldigung, lehnte aber seine Versetzung ab, indem er lieber einem Rufe nach Zürich Folge leistete.

So lebt er noch in München, der alte Greis, der ganz anders wie so viele Naturforscher der Gegenwart, den lebendigen Gott in dessen Werken angeschaut, und der über den Untersuchungen mit dem Teleskop und Mikroskop die Selbsterkenntniß nicht verloren hat, daß wenn Alle des Heiles in Christo bedürfen. In allen seinen Schriften, den wissenschaftlichen und populären, spricht sich dieser fromme, religiöse Sinn aus, zum deutlichsten Beweis, daß man über der Wissenschaft nicht den Glauben aufgeben muß. Seine Selbstbiographie schließt mit der freudigen Gewißheit, daß dieses irdische Leben nur

der Uebergang zu einem höheren sei. Darum sieht er mit Ruhe dem Tode entgegen. Aber noch ist er kräftig. Möge ihm der Herr diese körperliche Kraft und diese geistige Frische bis zu seinem, so Gott will, noch ferne stehenden Ende erhalten.

Zu den früheren Schriften hat er fort und fort neue geliefert, wissenschaftliche über das Weltgebäude, Seele u. a. m. Dabei viele Erzählungen für das Volk, wie Erzählungen, 3 Bde. Erlangen 1840. 44 Biographieen und Erzählungen. 3 Bände. Erlangen 1844. Die Naturlehre als kurzer Inbegriff der Sternkunde, der Physik, sammt Chemie und der Lehre von der Erdbildung. Calw, 1847. Spiegel der Natur, ein Lesebuch zur Belehrung und Unterhaltung. Erlangen 1845. Eine der schönsten Schriften Schubert's. Doch gilt von allen, was ein Kenner in diesem Fache: Hecht in Nürnberg sagt: „Es wäre Schade, wenn auch nur Eine Seite nicht mit voller Aufmerksamkeit gelesen würde."

Ottmar Friedrich Heinrich Schönhuth.

Schönhuth Ottmar Friedrich Heinrich wurde geboren den 6. April 1806 in der Stadt Sindelfingen, im Königreich Württemberg. Sein Vater war der königl. Canzleiadvokat Heinrich Schönhuth. Seine erste Bildung erhielt er in den Schulen seiner Vaterstadt. Mit dem 14. Jahre wurde er in das evangelische Seminar zu Schönthal (ehemaliges Cisterzienserkloster) aufgenommen. Nach einem Aufenthalt von 4 Jahren trat er in das höhere Seminar zu Tübingen über, wo er Theologie studirte.*) Nach 5 Jahren verließ er die Universität, und wurde Vikar zu Plinzhausen bei Tübingen (1830). Nur Ein Jahr Vikar wurde er als Pfarrverweser auf die alte Felsenfeste Hohentwiel im Höhgau berufen, wo er 7 Jahre das Amt eines Geistlichen und Lehrers in Einer Person versehen. In diese Zeit fällt der Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn. Außer mehreren historischen Arbeiten über die Geschichte Hohentwiels und der Burgen am Bodensee edirte er hier den „Erzähler vom Berge," 2. Bdchen. 1834. „Wilhelm Tell," 1835. (6. Auflage 1854). „Graf Hubert von Calw," 1835. (3. Auflage 1844). „Der Märtyrer am Bodensee," 1837. Im Jahre 1837 wurde er als Pfarrer nach Dörzbach versetzt, im Jahre 1842 nach Wachbach, wo er die Edition seiner „deutschen Volksbücher" begonnen, von denen seitdem über 50 Nummern erschienen sind. Außer den gewöhnlichen alten Volksbüchern: „Haimonskinder, Oktavian, Genovefa, Hirlanda, Robinson, Faust, Eulenspiegel u. s. w.," die er, ohne den Typus des Volksthümlichen in Ausdruck und Form zu verwischen, so bearbeitete, daß sie für die Jugend lesbar geworden, hat er alte weniger bekannte

*) Hier schrieb er die erste Jugendschrift „der Findling im Schwarzwald." (6. Aufl. 1854.)

Stoffe aus deutscher Sage und Geschichte für Jugend und Volk bearbeitet, die sämmtlich bei Fleischhauer in Reutlingen, mit hübschen Figuren, erschienen sind. Wir nennen unter diesen: Ritter Pontus, Montevilla, König Orendel, Wigelais, Hug- und Welfdietrich, Ritter Götz von Berlichingen, Bayerischer Hiesel, Havelok, Alexander von Merlz, Elisa, Königstochter aus Portugal, Wieland, der Schmid, Moringer, Apollonius, Barbarossa, Floredebel, Tristan und Isolde, Creszentia, König Wilhelm, Reineke Fuchs u. a., alle mit hübschen Figuren geziert, und beispiellos wohlfeil.

In diese Zeit fällt auch seine Jugendzeitschrift „Monatrosen," 5 Bände, von 1843—47 (Sagen und Geschichten für Alt und Jung).

Seit 1854 Pfarrer in dem reizendgelegenen Dorfe Edelfingen an der Tauber edirt er eine „kleine Jugendbibliothek für das Volk" 6 Bändchen bei Berwick-Dittmar in Vaihingen a. d. E. (Das Bdchen 6 kr.) Ebenfalls Sagen, Geschichten und Erzählungen für die Jugend im Volk, welches Werk fortgesetzt wird.

Noch sind zu erwähnen: „Deutsche Sagen", 5 Hefte. Nürnberg 1850. „Sagen und Geschichten aus Hohenlohe" (im Selbstverlag des Verfassers, wie er überhaupt viele Schriften auf eigene Kosten verlegte.) Ferner: Mailieder für die Jugend (besonders für Maientage geeignet. 24 Lieder v. d. H.) „Mitgabe für Confirmanden" (Nagold 1850.) „Denkblatt für meine lieben Confirmanden" (Berwick in Vaihingen. Ex. 2 kr.), sowie mehrere in Jugend- und Zeitschriften zerstreute größere und kleinere Aufsätze.

P. Anselm Schubiger,

Kapitular und Kapellmeister in Einsiedeln.

Das Leben dieses Mannes, der sich zuerst durch seine lieblichen Kirchengesänge und in den letzten Jahren, durch gediegene Fassungen über ältere, vorzüglich mittelalterliche Musik einen Namen erwarb, ist ein sehr einfaches und durch gar keine auffallenden Ereignisse bezeichnetes. Er ist geboren den 5. März 1815 im St. Gallischen Städtchen Uznach, unweit des östl. Ufers des Zürcherseees, wo die Familie Schubiger zu den angesehensten und einflußreichsten gehört. In den Schulen dieser Vaterstadt erhielt Alois, so wurde P. Schubiger in der Taufe benannt, den ersten Unterricht, und es mochten ihm die ersten Anregungen zur Kunst schon von dem damaligen Dekan Rothli in Uznach geworden sein, der öfters von den Schulkindern kleine Schauspiele mit Musik aufführen ließ, wobei Alois gewöhnlich bedeutende Rollen zu übernehmen hatte. Besonders aber verdankte er die erste musikalische Bildung einem jener Lehrer, die früher häufiger waren als jetzt, sich besonders guter Musiktalente annahmen, um sie zur Aufnahme in irgend eine Klosterschule zu be-

fähigen. Der Mann hieß Zehnder, und mehrere seiner Schüler verdanken ihm die erste Grundlage zu ihrer nachmaligen glücklichen Versorgung.

Als Altsänger und schon ziemlich fertiger Klavierspieler kam Alois im Jahre 1829 nach Einsiedeln in die Klosterschule, die damals noch etwas zu dreißig Schülern zählte, und wo der Musik nach alter Klostersitte noch unverhältnißmäßig viel Pflege geschenkt wurde. Das tägliche Anhören und Theilnahme von Kirchen- und andern Musiken, die Aufführung von Singspielen und Oratorien, oder öffentlichen musikalischen Unterhaltungen entwickelten nebst dem regelmäßigen Unterricht die Talente des Knaben so rasch, daß er schon in der Syntax, und häufiger dann in der Folge aus eignem Antrieb und ohne Anleitung im Theoretischen der Musik, sich an's Componiren machte. So entstanden eine Reihe Stücke, besonders für den werktäglichen Gottesdienst, meistens nur Eine Singstimme mit Orgelbegleitung, später auch mit Orchester.

Zu solchen Arbeiten war Schubiger noch mehr veranlaßt, da er zu Anfang der Dreißigerjahre zu Einsiedeln ins Kloster trat, und da als Novize und nach abgelegter Profeß als Frater Anselm sehr oft an Werktagen zum Gottesdienste die Orgel spielen mußte. Alle Compositionen der ersten Jahre hatten den Charakter des Gefälligen, Galanten, Melodiösen, wozu sich schon das angeborene Talent Anselms hinneigte, und welcher Neigung wohl auch die damals noch in Einsiedeln beliebten italienischen Kirchencompositionen Vorschub leisteten. Hie und da legte der junge Componist seine Stücke unter irgend einem ersonnenen welschen Namen auf, und die Sänger erkundigten sich dann fleißig nach dem neuen, bisher unbekannten Componisten, der aber nur wenigen Auserkornen bekannt wurde.

Im Herbst 1835 wurde P. Anselm zum Priester geweiht und mußte bald nachher eine Gymnasialklasse übernehmen, die er einige Jahre besorgte, worauf ihm die Musikdirektion im Kloster übertragen wurde. Vieles wurde in diesen Jahren componirt, was veröffentlicht zu werden verdiente, was besonders von einigen Messen mit Orgelbegleitung gilt. Für das Schultheater schrieb der Kapellmeister einige immer noch sehr beliebte Singspiele oder Operetten, zwei derselben im Verein mit P. Konrad Stöckli, der ebenfalls hier eine ehrenvolle Erwähnung verdient, und von dessen vielen phantasiereichen und gefühlvollen, wenn auch nicht immer correkten Compositionen mehrere gedruckt erschienen. Auch P. Stöckli ist Autodidakt, wie die meisten andern Componisten von Einsiedeln, unter denen auch der noch lebende P. Placidus Gmeinder, der Meister im Orgelspiel und P. Ambros Rösli, Verfasser gediegener Orgelpräludien, zu nennen sind. Von den verstorbenen nennen wir nur den im Jahre 1850 verstorbenen P. Bernard Foresti, dem die Musik des Klosters Einsiedeln außerordentlich viel verdankt, und den wirklich ausgezeichneten, aber schon im vorigen Jahrhundert verstorbenen Abt Marian Müller. Größeres

noch hätten alle diese Talente leisten können, wäre ihnen tüchtiger Unterricht zu Theil geworden.

Doch kehren wir zu P. Anselm zurück. Um die gleiche Zeit da G. Görres Marienlieder dichtete und Aiblinger sie in Musik setzte, hatte P. Anselm auch eine Reihe solcher Lieder geschrieben. Mehrere andere waren früher schon auf verschiedene Anlässe componirt worden und erhielten jetzt nur andern Text. Es erschien dann bei Benziger die unter dem Namen Marienrosen bekannte kleine Sammlung, die nun bereits die achte Auflage erlebt hat und auch in's Französische übersetzt und in Frankreich nachgedruckt oder vielmehr nachgestochen wurde. Nebst dem Melodienreichthum dieser Lieder mochte auch ihre große Mannigfaltigkeit und die Abstufung vom Leichtesten zum Schwerern viel zu ihrer Verbreitung beigetragen haben.

Bald nach den Marienrosen erschienen zwei andere Sammlungen frommer Kirchenlieder, die eine mit dem Titel Laudate Dominum, die andere betitelt: „das Lob Gottes im Munde der Unschuld," berücksichtigt mehr die Kinderwelt, und erschien in fünfzig einzeln gedruckten und reich verzierten Blättern in Duodez. An dieser Sammlung nahmen indessen auch andere Componisten Theil, und sie fand ebenfalls großen Beifall und Verbreitung. Weniger bekannt wurde ein früher gedrucktes Heft mit 6 Antiphonen vom heiligsten Sakrament, für vier Singstimmen ohne Begleitung.

Inzwischen wandte sich P. Anselm immer mehr von der Composition und der neuern Musik ab, und zu ernstem Studium der ältern mittelalterlichen Musik, wozu ihm die handschriftlichen Schätze der Bibliothek von Einsiedeln, später auch die anderer Schweizerklöster wichtigen und bis jetzt noch wenig benützten Stoff boten. So entstanden einige Aufsätze über die ältere Musik in Weingarten u. s. w., die in Ortlieb's Organ der Tonkunst erschienen. Die Herausgabe des berühmten ältesten Antiphonars von St. Gallen durch P. Lambillotte, und die Ansichten dieses Gelehrten über dasselbe gaben Anlaß zu ernster Untersuchung der Aechtheit dieses Buches. P. Anselm theilte seine Zweifel über dieselbe in der zu Paris erscheinenden musikalischen Revue des Th. Nisard mit, brachte aber damit eine ganz unerwartete Wirkung hervor. Man hatte nämlich von einer Seite her die Aussprüche P. Lambillotte's und seine Erklärung der alten Tonzeichen als Orakel angesehen und bereits angefangen, für mehrere Kirchen nach seinen Grundsätzen liturgische Bücher mit großem Aufwande zu drucken, obschon mehrere französische Bischöfe vor solcher Voreiligkeit warnten. Nisard, ein Hauptgegner dieser Bestrebungen, führte nun den Aufsatz des Einsiedlerpaters wie im Sturmmarsch gegen seine Gegner in's Feld, und es fiel auf den Verfasser der gehäßige Schein, als habe er aus Nebenrücksichten den guten P. Lambillotte bekämpft. Sofort erschienen mehrere Flugschriften für und wider in dieser Sache, während Nisard sogar gerichtlich belangt werden wollte, als habe er den Aufsatz des Bene-

diktiners verfälscht, und zum Schaden des Verlegers der erwähnten liturgischen Bücher mißbraucht.

In Folge dieser Streitigkeiten kam P. Anselm in Berührung mit den Herausgebern der Maitrise, einer Zeitschrift für Kirchenmusik, für welche er dann mehrere Aufsätze schrieb, den einen über den vor zwei Jahren verstorbenen ausgezeichneten Componisten Pearsall, den andern über einen Musiker des zwölften Jahrhunderts, Namens Wipo, den P. Anselm als Verfasser der Sequenz Victimae paschalis entdeckt hatte. Dieser letztere Aufsatz machte wirklich unter den musikalischen Autoritäten in Frankreich Aufsehen, und erwarb dem Verfasser mancherlei Auszeichnung.

Inzwischen hatte dieser immerfort an einem großen Werk über die Neumen, diese räthselhaften alten Tonzeichen gearbeitet, fand aber bis jetzt keinen Verleger für dasselbe. Endlich übernahm Benziger in Einsiedeln die Herausgabe wenigstens eines Theiles dieses Werkes, welcher die von Romanus gestiftete Sängerschule in St. Gallen und ihre Geschichte vom achten bis zwölften Jahrhundert behandelt. Dieses außerordentlich schön ausgestattete Werk wird ohne Zweifel nächstens vielfach und gründlich besprochen werden, denn es gibt die schönsten und oft überraschendsten Aufschlüsse über einen bis jetzt so wenig gekannten und doch so wichtigen Zweig der Geschichte der Tonkunst. Besonders sind es die berühmten Sequenzen Notkers, welche hier zum erstenmal gründlich behandelt und sogar für neuere Ohren genießbar geworden sind.

Der Verfasser verspricht noch manche Frucht seiner Studien dem deutschen Volke mitzutheilen, und wir wünschen ihm zu denselben nur reichliche Muße und guten Muth.

Schriften:

1) Laudate dominum! Lobet den Herrn! Lobgesänge aus christlicher Vorzeit in 21 Hymnen auf die heiligen Zeiten und Feste der katholischen Kirche in lateinischer und deutscher Sprache für vier Singstimmen ohne Begleitung. Gr. Quer 8. 1852. (40 Seiten.) broch. 13 Ngr. 42 kr. Fr. 1. 50 C.

2) Lob Gottes, das, im Munde der Unschuld. Eine Sammlung von 50 zwei-, drei- und vierstimmigen Liedern für die Jugend, mit und ohne Orgelbegleitung. Jedes Lied zu 4 Seiten, mit Bild und mit Vignet. geziert. 2. Aufl. 12. 1856. (200 S.) In eleg. Futteral (nicht br.) Thlr. 1. 4 Ngr. fl. 1. 54 kr. Fr. 4. In Leinwand gebunden 1 Thlr. 12 Ngr. fl. 2. 18 kr. Fr. 4. 85 C. Bei freier Auswahl: 12 Lieder 9½ Ngr. 30 kr. Fr. 1. 5 C.

3) Marienrosen, eine Sammlung mehrstimmiger Lieder ohne Begleitung, zur Verehrung der sel. Jungfrau in Schule und Haus. 30 Lieder von G. Görres, Silbert, Passy, P. Gall Morell &c. 6. Aufl. Gr. Quer 8. 1857. (52 S.) geh. 15 Ngr. 48 kr. Fr. 1. 70 C.

Otto Karl Friedrich Wilhelm Schulz,

zur Zeit königl. Musikdirektor, Organist, Cantor und Lehrer in Prenzlau (in d. Ukermark), ist geboren 1805 den 25. März im Dorfe Gortz bei Brandenburg a. d. Havel. Als Sohn eines Gutsbesitzers war auch er zur Landwirthschaft bestimmt. Schon in frühester Jugend zeigte er vorzüglich Anlage zur Musik, so daß er, als ihm in seinem achten Jahre eine kleine Flöte geschenkt wurde, ohne alle Anweisung dieselbe in seiner Art recht fertig blies und Aufsehen erregte. In Folge dessen unterrichtete ihn der Ortspfarrer im Violinspiel. Als er nach seinem vierzehnten Jahre die mit dem Seminare zu Groß-Bämtz verbundene Schulanstalt des Prediger Frosch besuchte, um die als Landwirth gehörige Bildung zu erlangen, war es wieder vornämlich die Musik, die ihn bestimmte, das Lehrfach zu wählen. Daß dort für die jüngeren Schüler auch Latein und Griechisch von dem thätigen Vorsteher der Anstalt gelehrt wurde, ist seinem späteren Bildungsgange förderne gewesen.

Nach drei Jahren kam Sch. nach Berlin und besuchte das unter Zelter's, Bernhard Klein's und A. W. Bach's Leitung stehende königl. Musikinstitut, übte Orgel und Clavierspiel und mit besonderem Eifer theoretische Studien der Musik. Durch das ihm vom letztgenannten Lehrer geschenkte Wohlwollen ward er Präcentor an der Marienkirche. Um die klassischen Instrumentalwerke kennen zu lernen, wirkte er als Violinist in den Instrumental-Concerten der Kammermusiker, Gebrüder Bliesener, mit, sang in den damals aufblühenden Männergesangvereinen mit seiner guten Tenorstimme mit Beifall, und componirte als Mitglied der vom Professor Fischer geleiteten Liedertafel für junge Akademiker seine ersten Lieder.

Im Jahre 1825 ward Sch. nach Prenzlau als zweiter Lehrer der höheren Töchterschule, insbesondere für den Musik- und Gesangunterricht berufen; letzteren erheilte er auch bald darauf am Gymnasium. In jene Zeit fallen die ersten größeren Aufführungen einiger Oratorien mit seinen selbstherangebildeten Schülerinnen. Durch Vereinigung der ukermärkischen Lehrer veranstaltete er drei Gesangfeste, leitet noch jetzt die Liedertafel und einen von ihm gebildeten Volkschor, mit welchem er öfter zu wohlthätigen Zwecken Concerte gibt.

Im Jahre 1837 ward er Cantor und Organist der französisch-reformirten Gemeinde. Obgleich, wie er selbst sagt, es ihm von Jugend auf schwer geworden, eine gewisse Schüchternheit zu beherrschen, so ist diese doch mit Ergreifung des Taktstocks völlig besiegt. Ihm sind — der sich sonst in stiller, poetischer Zurückgezogenheit dichtend und componirend so wohlgefällt, auch namentlich für die Mechanik — Herstellung zu akustischen und physikalischen Versuchen überraschendes Talent zeigt — mancherlei Ehrenbezeugungen durch Ernennung zum Ehrenmitgliede mehrerer Vereine zu Theil geworden.

Vor Allem gab sich von seinen zahlreichen Freunden bei der 1756 erfolgten Ernennung zum kgl. Musikdirektor die innigste Theilnahme kund. — Mehrere seiner mehrstimmigen Lieder (deren kleinster Theil nur gedruckt erschien) sind in den näheren Kreisen volksthümlich geworden. — Im Kreise seiner Freunde extemporirt er oft mit Glück Fugen über gegebene Themata. Sonst spielt er von allen Saiteninstrumenten das Violoncell vorzugsweise.

Kaum zu billigen ist seine Eigenthümlichkeit, sich unter seinen Werken öfter mit anderem Namen zu nennen; so findet man statt der gewöhnlichen Unterzeichnung: O. K. F. Schulz auch Friedrich Oka u. Friedemann. Sollte er sich in seiner Novelle: Fahrten und Schicksale eines unberühmten Musikers, damit selbst persifliren, so sähe das seiner heiteren Laune wohl ähnlich.

Compositionen und Schriften.

1) Gesangschule für Gymnasien und Bürgerschulen (jetzt vergriffen).

2) Pianoforte-Compositionen: Fantasie burlesque, die Bauernhochzeit, Rondo, Frühlingsgrüße, Fantasie u. Variat., Valse sentimental, ein Tonblümchen, Etude characteristique. Berlin bei Gaillard u. Comp.

3) Op. 7. Hymnus „Gott ist die Liebe" für Männerchor und Solo mit Begleitung von Blaseinstrumenten. Partitur. Berlin, früher bei Bechthold und Hartze, jetzt bei Kalberg in Prenzlau.

4) Op. 8. Sechs heitere Lieder für Männerstimmen. Berlin bei Boote und Bock.

5) Die gebräuchlichsten Festchoräle für vier Männerstimmen. Berlin bei Gaillard. (Im Prof. Marx'schen Conservatorium eingeführt.)

6) Der 34. Psalm für Solo und Männerchor mit Orchester, in Stimmen gedr. Berlin bei Gaillard (Partitur bei dem Componisten).

7) Vier Preußenlieder für vier Männerstimmen. Partitur. Prenzlau.

8) Vier Lieder für gemischten Chor. Partitur und Stimmen. Prenzlau bei Vincent.

9) Lieder für 1 Stimme, Seefahrerstrost: Soll ich lieben wie die Wellen im Album bei Gaillard.

10) Viele Canons und Lieder für Schulen ein- und mehrstimmig in der märkischen, Müller'schen Liedersammlung u. a.

Größere ungedruckte Compositionen.

11) „Das große Passah," Oratorium in zwei Abtheilungen. Text nach Johannes v. Meyer.

12) Zwei Liturgien für gemischten und Männer-Chor.

13) Psalm 36 für den Männerchor

14) 30 vierstimmige Lieder für die Liedertafel und den Volkschor.

15) Die Glücksjäger, komische Oper in zwei Acten.

16) Zwei Ouverturen für großes Orchester.

17) Zwei Quartette für Streichinstrumente.

18) Mehrere Fugen, Präludien, Fantasien für die Orgel und Posaune oder Violoncell.

Von den gedruckten Aufsätzen und Musiknovellen in der Gaillard'schen und Bock'schen Musikzeitung seien hier nur die größeren genannt:

Erlebnisse eines Waldhorns. Ueber ägyptische Instrumente. Luther als Kritiker über Musik. Ueber das deutsche Volkslied. Ueber die musikalische Bildung der Kirchenmusiker von Staatswegen. Der alte Jeremias. Beethoven im Anfang seiner Leiden. Schicksale und Fahrten eines unberühmten Musikers. Blicke in die Akustik. Jakob Stainer. Der alte Quintenmacher. Ist Luther auch Componist gewesen? Brochüren: Ueber eine neue Art das Clavier zu stimmen und Construction eines Pedalclaviers. Die Kunst: das Glas zu sägen, zu bohren, zu ätzen 2c. Prenzlau bei C. Vincent.

Dr. Adolph Moritz Schulze,

Schuldirektor und Garnisonsprediger zu Gotha.

Adolph Moritz Schulze ist geboren zu Gotha am 5. Mai 1808. Sein Vater war Christian Ferdinand Schulze, Hofrath und Professor am Gymnas. illustre zu Gotha.

Was ihm derselbe war und welchen Einfluß namentlich seine erziehende Thätigkeit und Sorgfalt, sowie sein Beispiel auf das Leben Adolphs hatte, das leuchtet aus der Beschreibung seines Lebens und Wirkens hervor, die Schulze 1851 (Gotha bei J. G. Müller. 1851) herausgab.*)

Den ersten Elementarunterricht empfing Schulze von 1813 bis 1816 in der Seminarschule zu Gotha. Im Jahre 1816 trat er in die Vorbereitungsklasse des Gymnasiums ein, in welcher der nachmalige Superintendent Hay (der bekannte Verfasser der Spekter'schen Fabeln) und der Diakonus Thul unterrichteten.

---

*) Christian Ferdinand Schulze, Dr. phil. et Magister II. aa. Herzogl. Sächs. Hofrath und Professor am Gymnasium ill. zu Gotha 2c. 2c., ein in der Literatur rühmlich bekannter Lehrer, war geboren am 17. Januar 1774 in Leipzig, der Sohn eines Kaufmannes; früh verwaist fand er in Fr. W. Döring, dem nachherigen Kirchen- und Schulrath und Gymnasial-Direktor in Gotha, einen zweiten Vater. In dessen Hause zuerst in Naumburg, sodann in Gotha erhielt sein reger Geist seine ihm stets gebliebene Richtung und Begeisterung für alle Bestrebungen der Humanität. Nächst ihm fühlte er sich seinen übrigen Lehrern an dem Gothaer Gymnasium: Kaltwasser, Galetti, Jakobs, Schlichtegroll, Kries, Hennicke und Richter dankbar verpflichtet. Im Jahre 1792 bezog er die Universität Leipzig, studirte Mathematik, Philosophie, Theologie und bei Beck Philologie. Nachdem er 1795 die akademische Magisterwürde erworben, begann er 1798 als Lehrer an dem Pädagogium in Halle unter Niemeyer sein Lehrtalent zu üben, folgte aber schon im Jahre 1800 einem Ruf an's Gymnasium in Gotha, woselbst er bis in's Greisenalter mit jugendlicher Frische und großer Gewissenhaftigkeit seinem Berufe lebte. Sein Geschick und Glück als Lehrer machte ihn bald beliebt und weit bekannt, so daß schon im Jahre 1803 der Senat der Stadt Frankfurt ihm das erledigte Direktorat am Gymnasium antrug. Er fühlte sich unter seinen Kollegen und Schülern zu glücklich und seiner Regierung zu sehr verpflichtet, als daß er schon wieder seinen Wirkungskreis hätte vertauschen wollen. Als Lehrer wirkte er namentlich darum so segensvoll, weil er bei empfehlendem Aeußern und ansprechender Stimme, mit liebevollem, treuem Gemüthe eine gründliche, jeder Zeit ihm zu Gebote stehende Sachkenntniß und unermüdliche Pflichttreue verband. Dabei war ihm als Gelehrter und Schriftsteller besonders die geistige Oekonomie förderlich, wonach er seine Studien auf die ihm anvertrauten und zugleich liebgewordenen Fächer weise beschränkte und nicht eher zu einem anderen überging, ehe er in dem einen vollkommen heimisch und Meister geworden war. Sein Grundsatz hieß: „Lieber in Einem ausgezeichnet, als in Vielem mittelmäßig." Als Lehrer und Schriftsteller erstreckte sich sein Wirken auf folgende Gegenstände: Religion, lateinische und deutsche Sprache, Geschichte. Unter seinen Schriften haben viele, wie sie es verdienten, eine allgemeine Anerkennung und weite Verbreitung gefunden. Am 10. Jan. 1845 wurde sein halbhundertjähriges Magisterjubiläum, am 3. Mai 1848 sein Schulamtsjubiläum festlich begangen; den 2. Dezember 1850 schied er von seiner irdischen Laufbahn.

In dem Gymnasium, das damals in der höchsten Blüthe stand, hatte Schulze Männer zu Lehrern, deren jeder nicht nur mit gewissenhaftem Eifer seinem Berufe lebte, sondern auch in seinem Fache als Gelehrter einen wohlverdienten Ruf genoß. Die Namen Döring, Bretschneider, Kries, Ukert, Rost, Wüstemann geben dafür hinlänglich Bürgschaft. Auch sein Vater gehörte zu ihnen, und nicht blos seinem Unterrichte in der Schule, sondern auch dem Privatunterrichte, den er ihm ertheilte, verdankt Schulze die meiste Anregung zu geistiger Bildung und die meiste Stärkung zu religiös-sittlichem Leben und Streben. Sein Vorbild als Lehrer, Redner und Prediger (denn er predigte auch zuweilen für gute Freunde auf dem Lande) weckten in ihm die Neigung zum Lehr- und Predigtamte, und für letzteres begeisterte ihn namentlich die Erbauung, die er bei den Musterpredigten des Gen.-Sup. Bretschneider, des Garnisonpredigers Regel und des Stiftspredigers Weitz fand.

Schon rüstete Schulze sich im Jahre 1826 zum Abgange auf die Universität, da überfiel ihn eine Brustkrankheit, die ihn nöthigte, noch ein halbes Jahr länger auf dem Gymnasium zu verweilen. Es war ein großer Schmerz für ihn, so unerwartet die frohe Aussicht in eine nahe schöne Zukunft schwinden, so viele schöne Pläne vereitelt und seine Freunde und Altersgenossen fröhlich ihre Straße ziehen zu sehen, ohne ihnen folgen zu können. Aber auch hier, wie nachmals so oft, hat Schulze erfahren, wie das, was ihm anfangs nur als ein widriges Geschick erschien, später in seinen Folgen sich heilsam zeigte, und wie Gottes Walten auch bei der schmerzlichsten Versagung des Gewünschten doch Alles zum Besten lenkt. Gerade das letzte Semester, welches er noch in Gotha zubringen mußte, hatte den heilsamsten Einfluß auf Befestigung seiner Gesundheit und namentlich auf Vervollständigung seines Wissens und ernster Erfassung seines Lebenszweckes. Denn wie Schulze überhaupt erst in der obersten Klasse des Gymnasiums den wahren Ernst und Eifer für sein Studium zeigte, so diente ihm besonders das letzte Semester in derselben in jeder Hinsicht zur Stärkung auf dem guten Wege.

Zu Ostern 1837 bezog Schulze endlich die Landesuniversität Jena, auf der er drei Semester hindurch den philosophischen, philologischen und theologischen Studien oblag. Seine Lehrer in diesen Fächern waren Schindler, Eichstädt, Schott, Danz, Baumgarten-Crusius, Hoffmann, Agathon Niemeyer und Henke (jetzt in Marburg); außerdem hörte er Geschichte bei Luden. Von diesen Lehrern war es namentlich Professor Schindler, der auch außerhalb der Collegia fördernd auf seinen Bildungsgang einwirkte. Noch jetzt erfreut er sich seiner fortdauernden freundschaftlichen Gesinnung und literarischen Anregung.

Nach anderthalbjährigem Aufenthalte setzte Schulze seine Studien in Leipzig fort (seit Michaeli 1828). Hier, in der Geburtsstadt seines Vaters fand er im Kreise lieber Verwandten und Freunde

nicht nur Nahrung für das Herz und Bildung für das Leben, sondern auch reiche Unterstützung und Förderung in seinem wissenschaftlichen Streben durch das freundliche Wohlwollen einiger Universitätslehrer und durch die Theilnahme an gelehrten Gesellschaften. Besonders erfreute Schulze sich des freundlichsten Beistandes und der lehrreichsten Anregung bei Dr. Goldhorn, Hofrath Pölitz, Prälat Tittmann, Superintendent Großmann u. A. Auch hier verband er philologische und philosophische Studien mit theologischen, indem er in erster Beziehung Gottfried Hermann, Krug, Clodius und Pölitz hörte, in letzterer Tittmann, Niedner, Fleck. Vorzüglichen Nutzen aber zog Schulze aus den praktischen Uebungen im Vortrag und Disputiren, zu denen ihm die gelehrten Gesellschaften Gelegenheit boten. Es gelang ihm, der Reihe nach Mitglied zu werden von folgenden: der hebräisch-exegetischen von Fleck, der griechisch-exegetischen von Tittmann, der homiletischen von Goldhorn und der historisch-theologischen von Illgen. Ganz besonders arbeitete er auf die Ausbildung für's Predigtamt hin und noch vor zurückgelegtem Triennium glückte es ihm, nach gehaltener Probepredigt die Stelle eines Nachmittagspredigers an der Universitätskirche zu erhalten. Am 14 März 1830 trat er dieses Amt an; um jedoch zu demselben zu gelangen, war er genöthigt, sich einen gradus academicus zu erwerben. Er promovirte am 20. Februar 1830 zum Doktor der Philosophie und hatte für diesen Zweck, außer einer Clausurarbeit, ein mündliches Examen vor den Professoren Wachsmuth, Hasse, Drobisch, Krug und Hermann zu bestehen. Da ihn nun die Vorbereitung zu diesem Examen fast zwei Monate lang vom theologischen Studium abgezogen hatte, so hatte Schulze Sorge, daß dadurch seiner Befähigung zum Candidatenexamen Abbruch geschehen könne. Er hatte aber die Freude, in dem am 12. Mai zu Gotha vor dem Oberhofprediger Schäfer und dem General-Superintendenten Bretschneider bestandenen Examen mit der ersten Censur ausgezeichnet und unter die Zahl der Candidaten des Predigtamtes aufgenommen zu werden.

In Leipzig blieb Schulze nun noch bis zum Jahre 1837. Diese Zeit benutzte er, um sich nicht nur in der Theologie, sondern auch in der Pädagogik auszubilden. Damals ahnte er freilich nicht, daß letztere einmal sein Hauptberuf sein werde; aber theils hatte er große Neigung zum Lehrfache, theils sah er die Nothwendigkeit ein, daß ein Geistlicher, wenn er — namentlich in einer Dorfgemeinde — seiner Aufgabe genügen will, auch Pädagog und im praktischen Schulwesen zu Hause sein muß. Gern ergriff er darum die Gelegenheit, die sich ihm schon im Sommer 1830 darbot, einem siebenjährigen Mädchen Unterricht zu ertheilen, und blieb ihr einziger Lehrer in allen Unterrichtszweigen bis zum Jahre 1837. Ebenso freudig ergriff er die Gelegenheit, im Jahre 1831 in die Ober- und Mittelklasse eines sehr geachteten Mädcheninstitutes als Lehrer der Geschichte,

Geographie und Naturgeschichte einzutreten. Aber auch höheren Unterricht ertheilte er daneben, um sich auch in der Theologie weiterzubilden, indem er mehrere Jahre hindurch mit Studenten hebräische und griechische Exegese, Dogmatik und Kirchengeschichte trieb. Dies, sowie die fortgesetzte Theilnahme an theologischen Gesellschaften und Examinatorien setzte ihn in den Stand, mit gleichem Erfolg, wie das erste, auch das zweite theologische Examen (das Examen pro ministerio) am 20. Mai 1835 zu Gotha zu bestehen. Außerdem beschäftigte er sich zu Leipzig auch mit literarischen Arbeiten für den Druck. Einen kleinen Anfang machte er damit, indem er die dem Streit'schen Atlas beigegebenen geschichtlichen Darstellungen umarbeitete. Die erste selbstständige Schrift, die er 1834 herausgab, führte den Titel „Georg und Luther oder Ehrenrettung des Herzogs Georg von Sachsen." Er dedicirte sie dem zum Universitätsprediger erwähnten Professor Dr. Krehl bei seinem Amtsantritte. Ihr folgte 1835 ein kleines Schriftchen über Diezmann, Markgraf zu Meißen, zu der ihm eine Verordnung Anlaß gab, nach welcher für angemessene Beisetzung der von dem Genannten noch übrigen und in der Universitätskirche aufbewahrten Gebeine gesorgt werden sollte. Im Jahre 1837 erschien sein Lehrbuch bei Judenbekehrungen, das er für die auch in Leipzig öfters vorkommenden Fälle schrieb, in denen jüdische Proselyten einen auf den Eintritt in's Christenthum vorbereitenden Unterricht empfangen sollen. Für einen solchen Unterricht fehlte es an einem Leitfaden; aber freilich sagte der von ihm dargebotene den hyperorthodoxen Lehrern, in deren Händen meistens dieser Unterricht war, so wenig zu, daß er mit ihm kein Glück machte, obgleich er von Bretschneider, Röhr u. A. in Zeitschriften sehr günstig beurtheilt wurde. — Auch lieferte er noch viele Arbeiten für Journale, namentlich für Gersdorf's Repertorium, für die (Darmstädt.) Allgemeine Kirchenzeitung und für das Journal für Prediger von Bretschneider, Goldhorn und Neander.

Am 18. Juni 1837 hielt Schulze seine Abschiedspredigt in der Universitätskirche zu Leipzig und kehrte in die Heimath zurück. Er war nämlich zum Pfarrer in Langenhein bei Waltershausen ernannt worden, nachdem er am 11. Mai desselben Jahres zu Gotha das hiezu erforderliche Collegium bestanden hatte. Am 30. Juli trat er sein neues Amt an und am 1. August führte er die Erkorne seines Herzens heim. Sein Schwiegervater, der Seminardirektor und Stiftsprediger (seit zwei Jahren emeritirte Schulrath) Weitz zu Gotha, weihte selbst den Bund dieser beiden Herzen durch kirchlichen Segen. Fünf glückliche Jahre verlebte Schulze in Langenhein, gesegnet im amtlichen und häuslichen Leben. Auch hier verband er Theologie und Pädagogik. Er lebte mit ganzem Herzen seinem geistlichen Berufe in und außer der Kirche und suchte sich in der theologischen Wissenschaft nicht nur durch Privatstudien zu fördern, sondern auch durch active Theilnahme an den Pfarrkonferenzen, die sein

Ephorus Sup. Dr. Jacobi zu Waltershausen in höchst anregender und belehrender Weise hielt. Mit dem Pfarramte war auch die Seelsorge in dem zu seiner Parochie gehörenden Landarmenhause verbunden, wo er um so mehr Gelegenheit hatte, thätig einzugreifen, da er auch zum Mitgliede der über diese Anstalt gesetzten herzoglichen Commission ernannt war. Ganz besonders aber lag ihm neben der Wirkung im pfarramtlichen Berufe auch die Wirksamkeit in der Schule am Herzen. Als Geistlicher hatte er die Aufsicht über dieselbe zu führen und so hatte er auch amtliche Veranlassung, zur Förderung des Schulwesens das Seinige beizutragen. Um nun auch die kleinen, noch nicht schulpflichtigen Kinder nicht blos vor Verwahrlosung zu bewahren, sondern sie auch für die Schule zu erziehen, suchte er eine Kleinkinderschule in's Leben zu rufen, was ihm auch, freilich unter manchen Schwierigkeiten, gelang. Dadurch, sowie durch Kinderfeste, die Schulze veranstaltete (wie z. B. ein Kartoffelfest, ein Fest bei der Feier eines Ehejubiläums), gewann er die Herzen der Jugend und förderte das Wohl der Schule. Er selbst wirkte als Lehrer bei derselben nur bei der Vorbereitung zur Confirmation, gab aber auch im Hause Unterricht verschiedener Art, dem Sohne des Schullehrers, der die Realschule und dann das Seminar besuchen sollte, einem Pflegetöchterchen und einem Pensionär aus Leipzig.

Da Schulze sich durch vielfältige pädagogische Studien und Beschäftigungen dazu befähigt glaubte, so folgte er auch gern dem Rufe zu seinem jetzigen Amte, der von Gotha aus an ihn erging. Er ahnte freilich nicht, mit welchen Schwierigkeiten der neue Beruf verbunden war. Es galt, das Bürgerschulwesen in Gotha von Grund aus ganz neu aufzubauen. Seit der Reformationszeit war es ein integrirender Theil des Gymnasiums gewesen, wurde aber, da die Gymnasialdirektoren nur um die lateinische Schule sich kümmerten, sehr stiefmütterlich behandelt. Das Elementarschulwesen war gänzlich in Verfall gerathen, so daß eine große Menge Privatinstitute aufgekommen waren. Man fühlte das Bedürfniß namentlich einer Schule, welche den Kindern, die später das Gymnasium oder die Realschule besuchen sollen, die nöthige Vorbereitung gebe, sowie die Nothwendigkeit einer selbstständigen Direktion und einer bessern Organisation der Bürgerschulen überhaupt. Jene Direktion und diese Aufgabe wurde ihm übertragen. Es würde zu weit führen, wollte man hier wiederholen, was Schulze in den pädagogischen Blättern von Kern (Jahrgg. 1853—1855) über die Entwickelung des dortigen Schulwesens mitgetheilt habe. Nur einige Data über die äußere Erweiterung und Ausbildung der dortigen Bürgerschulen mögen andeuten, wie umfangreich seine Geschäfte mit der Zeit wurden. Zu Anfang bestand die erste Bürgerschule aus 4 Klassen, die aber je zwei combinirt, nur 2 Klassenlokale hatten; daneben eine Knabenschule und eine Mädchenschule aus je 3 Klassen und eine Vorstadtschule aus 2 Klassen; im Ganzen hatte er also 10 Klassen, in denen (Schulze

mit eingeschlossen) 12 Lehrer unterrichteten und etwa 850 Kinder waren. Später, namentlich in dem letzten Jahrzehnt, wuchs mit dem Vertrauen des Publikums die Zahl der Schulkinder auf 1200 an, die der Klassen auf 23 und ebenso die der Lehrer. Mit dem Jahre 1848 trat eine große Umänderung des Schulwesens ein, indem auf Grund eines von Schulze entworfenen sehr ausführlichen Schulplanes die erste Bürgerschule für Knaben und Mädchen neu eingerichtet wurde, die bald großen Beifall fand und jetzt in beiden Abtheilungen aus je 12 Klassen mit 12 Lehrern, einem Zeichenlehrer, einer Lehrerin und 710 Kindern besteht. Die zweite Bürgerschule erhielt 1850 neue Lokale; die Knabenschule wurde zur Seminarschule, die Mädchenschule kam in die Garnisonschule. Auch die Vorstadtschule erhielt mit der Zeit ein paar neue Klassen. Da somit seine Schulaufsicht zu umfangreich wurde, zumal da die Bürgerschulen in 5 zum Theil sehr weit von einander entfernt liegenden Lokale vertheilt sind, so wurde seine Direktion getheilt und er behielt seit Ostern 1855 nur noch die I. Knaben- und Mädchen-Bürgerschule unter seiner Leitung. Dadurch, sowie durch die in langjähriger Uebung und nach Ueberwindung der größten Schwierigkeiten leichter gewordene Geschäftspraxis und durch den in ruhigeren und regelmäßigeren Gang gekommenen Schulorganismus wurde es ihm möglich, neben dem Schulamte auch das ihm angetragene Amt eines Garnisonpredigers zu übernehmen, zumal da ihm ein Vikar beigegeben wurde, der die Verpflichtung hat, einen Sonntag um den andern für ihn zu predigen. Am 1. Februar 1857 trat Schulze dies neue Amt an. Er hatte somit die Freude, daß er noch den Wunsch erfüllt sah, mit welchem er nach Gotha folgte und den die Ueberlastung mit Schulgeschäften bis dahin nicht zur Erfüllung kommen ließ, den Wunsch, Predigt- und Lehramt wieder mit einander verbinden zu können. Merkwürdigerweise wurde er gerade in der Kirche erfüllt, in welcher er schon in seinen Schuljahren am meisten genährt worden war. Damals hörte Schulze oft und gern den Garnisonsprediger Segel, einen sehr beliebten Kanzelredner, predigen, der auch zugleich Lehrer (Professor am Gymnasium) war, und wünschte, einst auch, wie er, und wie sein Vater selbst in beiden Beziehungen thätig sein zu können. Auch hatte Schulze in jedem der vorhergehenden Jahre seines Schullebens zuweilen aushilfsweise gepredigt, bald hier in der Hof-, in der Stiftskirche ꝛc., bald auf dem Lande für gute Freunde, so daß er nicht ganz aus der Uebung gekommen war.

Vielfältig wurde ferner Schulze's Thätigkeit in Anspruch genommen durch die Lehrerkonferenzen, die er theils von Amtswegen monatlich zu halten, theils als Vorsitzender des hiesigen Bezirks-Lehrervereines (seit 10 Jahren) zu leiten hatte. Zugleich besorgt Schulze die Leitung des allgemeinen gothaischen Lehrervereines und führt seit Jahren die Geschäfte für die all-

meinen deutschen Lehrerversammlungen, an denen er sich seit ihrem Entstehen regelmäßig betheiligt hat.

Bei diesen mannigfaltigen Geschäften wurde es Schulze schwer, auch schriftstellerisch thätig zu sein; doch hat er nach Kräften und meistentheils veranlaßt durch seine amtliche Stellung auch nach dieser Seite hin zu wirken versucht. Es erschienen von ihm in Gotha der Reihe nach folgende Schriften:

1843: Die Einweihung und Einrichtung der höheren Knaben-Bürgerschule zu Gotha.

— Lektionen zum Auswendiglernen der drei untern Klassen der I. Knaben-Bürgerschule.

1844: Rede bei der Gedächtnißfeier des Herzogs Ernst ꝛc.

— und 1851: Erste und zweite Auflage des Katechismusunterrichts nebst einem kurzen Abrisse der Religionsgeschichte für Bürgerschulen.

1845: Heimathskunde für die Bewohner des Herzogthums Gotha.
I. Theil: Geographie des Herzogthums Gotha.

1846: II. „ Geschichte des H. G. nebst Gesetzkunde.

1847: III. „ Naturgeschichte des H. G. nebst Gewerbkunde.

1850 und 1853: Erste und zweite Auflage des Lesebuchs für Schulkinder der beiden ersten Schuljahre.

1851: Christian Ferdinand Schulze nach seinem Leben und Wirken.

— Geographie und Geschichte des Herzogthums Gotha (als Anhang zu Lebensbilder III. von Berthelt ꝛc.)

— Leben des Herzogs von Sachsen-Gotha und Altenburg Friedrich II. von Chr. Ferd. Schulze, nach dessen Tode herausgegeben.

1855: Entwickelungsepoche des deutschen Volksschulwesens unter Herzog Ernst dem Frommen.

1856: Zwölfte, verbesserte Auflage der Vorübungen zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Lateinische von Chr. Ferd. Schulze.

Nebenbei schrieb Schulze Recensionen und Aufsätze für folgende Journale: Loff's pädagogische Literaturzeitung, Allgemeine deutsche Lehrerzeitung von Berthelt, Pädagogische Blätter von Kern, Volksschulblätter für Thüringen und Reform, von Lauckhard, Jahrbuch von Diesterweg und lieferte einige Beschreibungen für das Album sämmtlicher Residenzen, Schlösser und Rittergüter der sächsischen Lande Ernestinischer Linie.

Schließlich ist noch zu erwähnen, daß Schulze zwei wissenschaftliche Vereine durch Diplome ehrten und erfreuten: die historisch-theologische Gesellschaft zu Leipzig, in der er sieben Jahre lang activ gewesen war, und der schulwissenschaftliche Bildungsverein zu Hamburg, der ihn bei seiner Anwesenheit in demselben 1855 zum Ehrenmitgliede ernannte.

Dr. Johannes Schulze,

wirkl. geh. Oberregierungsrath in Berlin.

Schulze Johannes, geb. zu Bruehl in Mecklenburg=Schwerin den 15. Januar 1786, hat am 23. Juli 1808 als Professor am Gymnasium in Weimar seine Laufbahn begonnen, und am 10. August 1808 erfolgte seine Vereidigung und der Antritt des Amtes. Vier Jahre nachher, 1812, trat Dr. Schulze in die Dienste des Groß=herzogs von Frankfurt Fürsten=Primas von Dalberg als Ober=Schul= und Studienrath. Gleichzeitig fungirte er als Professor der klassischen Literatur am Gymnasium zu Hanau, dessen Direktion er 1813 über=nahm. Nach der Rückkehr des Kurfürsten von Hessen in sein Land ward Dr. Schulze zum Ober=Schulrath und Direktor der hohen Landesschule zu Hanau ernannt. Im Jahre 1816 ward er als Konsistorial= und Schulrath in das Konsistorium zu Koblenz be=rufen, von welchem, nach damaliger Organisation der Provinzial=Be=hörden, auch die Gymnasien der Provinz ressortirten. Dr. Schulze erregte bald die besondere Aufmerksamkeit des Ministers Freiherrn von Altenstein, welchem die Leitung des im Jahre 1817 neu ge=bildeten Ministeriums der geistlichen Unterrichts= und Medizinal=An=gelegenheiten anvertraut war. Schon unterm 27. Juni 1818 erging an ihn mit besonderer Bezugnahme auf die bevorstehende Organisation der Universität Bonn der Ruf, als Hülfsarbeiter in das Ministerium einzutreten. Unterm 4. August 1818 als solcher eingeführt, ward er bereits unterm 15. November desselben Jahres, noch nicht 34 Jahre alt, zum Geheimen Ober=Regierungsrath ernannt. Der ihm damals überwiesene Geschäftskreis war ein äußerst umfassender. Es gehörten dazu neben den wichtigern Aufgaben des Elementar=Schulwesens die innern und äußern Angelegenheiten sämmtlicher Gymnasien, sowie der Universitäten und sonstigen wissenschaftlichen Anstalten, insbesondere der königlichen Bibliotheken. Die Organisation der Universität Bonn war größtentheils ihm allein übertragen. Die übrigen Universitäten bedurften vielfach neuer Lehrkräfte ersten Ranges und einer Vervoll=kommnung ihrer Sammlungen und Institute; sie nahmen seine Thätig=keit nicht minder in Anspruch. Eine besonders schwierige und weit=greifende Aufgabe war ihm in der nothwendigen Umgestaltung und Hebung der Gymnasien zugefallen. Mit rastlosem Eifer und sicherem Takt wurden alle Schwierigkeiten überwunden und die ihm gestellten großen Aufgaben mit glücklichem Erfolge gelöst. Daneben wußte Dr. Schulze noch Muße zu gewinnen, sowohl zu eindringenden ge=lehrten Studien, die er, um den Anforderungen seines Amtes in vollem Maße zu genügen, jederzeit für unerläßlich gehalten, als auch zu einflußreicher Wirksamkeit auf dem Gebiet der höheren militärischen Bildungsanstalten. Am 15. Mai 1826 ward er zum Mitglied der Militär=Studien=Kommission und am 27. Februar 1831 zum Mit=glied der Studien=Direktion der Allgemeinen Kriegsschule ernannt,

welchen Aemtern er noch gegenwärtig vorsteht. Dagegen lehnte er im Jahre 1834 die Wahl zum ordentlichen Mitgliede der Akademie der Wissenschaften ab, da er es nicht für möglich hielt, den schwierigen Aufgaben eines thätigen Mitgliedes dieser gelehrten Körperschaft neben seinen umfassenden Berufsgeschäften zu genügen. Die Wahl zum Ehrenmitgliede hat er später, 1854, angenommen. Auch zu schriftstellerischer Thätigkeit, die er früher in mannigfacher Weise geübt, konnte Dr. Schulze seit seinem Eintritt in die oberste Verwaltungsbehörde nur selten zurückkehren. Gegen Ende des Jahres 1849 mit der Direktion der Abtheilung für die Unterrichts-Angelegenheiten im Kultus-Ministerium betraut, ward er unterm 7. Februar 1852 zum Wirklichen Geheimen Ober-Regierungsrath mit dem Range eines Rathes erster Klasse befördert.

Mit H. Mayer gab Schulze als Gymnastal-Professor herausgegeben: Winkelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums. Dresden, 1815—19.

Wolfgang Konrad Schultheiß,

Lehrer an der Knaben-Vorbereitungsklasse Sebalder Seite und Inhaber der Ehrenmünze des kgl. bayer. Ludwigsordens in Nürnberg.

(Autobiographie.)

Im Jahr 1786 Dienstags den 20. Junius Abends 10 Uhr begann mein Erdenpilgerleben in der Provinzialstadt Langenzenn*), Landgerichts Kadolzburg in Mittelfranken, und bin der Erstgeborne von noch zwei Brüdern und drei Schwestern. Mein Vater, ein hochgeachteter Bürger und Webermeister, betrieb sein Gewerb schwunghaft und kunstsinnig, pflegte aber auch einen nahe an der Stadt befindlichen ihm zugehörigen Hopfengarten mit besonderer Vorliebe zur Obstkultur und betrieb mit anderen sechs nicht unbedeutenden Feldgrundstücken einträgliche Oekonomie. In dem Hause des damaligen Dekans und Stadtpfarrers Knebel, ein in der schriftstellerischen Welt wohl bekannter, hochwürdiger Mann, verlebte er großentheils seine Kinderjahre, und ich erinnere mich sehr gut, mit welcher Hochachtung jedesmal von diesem Herrn Geistlichen gesprochen wurde. Echte Menschen- und Wahrheitsliebe ꝛc. ꝛc. lernte er daselbst kennen und wendete solche bei jeder sich darbietenden Gelegenheit an, wobei ihm auch ein Bibelspruch in Erinnerung und zur Mittheilung kam, welcher in kräftigen Worten das Siegel auf die besprochene That drückte. Neid

*) 1443 zur Stadt erhoben, hatte ein 1409 von dem Burggrafen Johann Friedrich von Nürnberg errichtetes zur Reformationszeit aber aufgelöstes Augustiner Chorherrnstift und eine Münzstätte, welche später nach Schwabach verlegt wurde. Das daselbst vorhandene Klostergebäude, die schöne Kirche und die darin befindliche große Orgel, das Spital und die großentheils stattlichen 187 Häuser zeigen von sicherem großen Wohlstand der Einwohner, welcher sich auch bisher daselbst nebst bekannter Gemüthlichkeit erhalten hat.

beseelte ihn nicht, und er führte uns oft den Bibelspruch: „Neid ist eine Wurzel alles Uebels" als Nutzanwendung bei treffenden Fällen vor. Meine Mutter, eine herzensgute, schlichte Frau, echt religiös und sehr arbeitsam, gab uns Kindern das beste Beispiel. Wir wuchsen heran, und die Bemerkungen, welche ich bei ihrer Behandlung der jüngeren Geschwister machte, dienen nur als Beweis, daß auch sie auf meine erste Erziehung und Bildung gleichen Einfluß übte und große Sorgfalt verwendete. So erinnere ich mich noch sehr lebhaft an die Melodien und Texte einiger Wiegenlieder als: Eia Popeia &c. Schlaf Kindlein, schlaf &c., zu welchem auch der Vater einige Liedchen als: Reiter zu Pferd &c. Reiter, Reiter überm Graben &c. am Abend fügte und spielend auch in fröhlichen Weisen anreihte.

Die Ortsschulen zerfielen in eine Knaben- und Mädchenschule. Erstere besuchte ich fleißig, lernte aber wenig darin, weil eine mehr geisttödtende als geistentwickelnde Lehrweise in solcher ihren Sitz aufgeschlagen hatte. Der Lehrer war zwar kein Schlaghart aber auch kein Richardt, wie der hochwürdige und um das Schulwesen hochverdiente Consistorialrath Schletz das damalige Schulhalten beschrieb. Ich wuchs heran ohne merkliche Geistesentwicklung und erinnere mich recht wohl, daß ich in der Schule es im Recitiren des kleinen Katechismus Luther nicht weiter gebracht habe, als bis zum vierten Gebot. Sonntags wurde in der Kirche vor jeder Nachmittags abgehaltenen Catechisation ein Hauptstück aus erwähntem Buche abwechselnd so abgewandelt, daß einmal zwei Knaben sodann am nächsten Sonntag zwei Mädchen solches Frag- und Antwortweise und vor dem Altar stehend laut herzusagen hatten, ich kam später auch einigemale zu dieser Ehre, besonders da ich beim erstmaligen Auftreten zu dieser Feier als Aufmunterung ein neues Kleid erhielt.

Vom Thurme herab ertönte jeden Abend ein vierstimmiger Choral vom Stadtmusikus und dreien seiner Gehilfen, welcher mit Zinken (später mit C-Clarinett) Alt-, Tenor- und Baß-Posaunen ausgeführt wurde. Diese Musik machte auf mich einen sehr günstigen Eindruck, so auch der Choralgesang mit Orgelbegleitung, ich humste oder sang oft die gehörten, feierlichen Melodieen nach und dies mag auch öfters von erwachsenen Personen gehört und besprochen worden sein. Der Stadtmusikus, Herr Volz, ein sehr achtungswerther Mann, er und der Vater waren gute Freunde, auch Gartennachbarn und Pomologen, mag einiges Talent für Musik in mir zu bemerken geglaubt haben, er bot sich an, mir Unterricht in dieser Kunst ertheilen zu wollen, oder auch von seinen Gehilfen geben zu lassen. Ich war hierüber nicht wenig erfreut, lernte aber zuerst Altposaune, um mit den Musikgehilfen vom Thurme herab ein Abendlied blasen zu können. Bald darauf griff ich nach dem Waldhorn, überwand auch nach kurzer Zeit mehrere Schwierigkeiten und konnte mit Leichtigkeit eine Harmoniemusik oder auch Conzertstücke begleiten helfen. Flöte kam dann an die Reihe, besonders gewann ich die Terzflöte lieb, wurde aber auch

aufgemuntert Piccolo zu blasen und bald gelangte ich dahin, auf letzterem Instrumente Soli besonders bei Bällen, welche die Langenzenner und nächstwohnenden Honoratioren hielten, blasen zu können. Mehrere Musikverständige wendeten mir dabei besondere Aufmerksamkeit zu, diese bethätigte auch einmal Herr Justizbürgermeister Loschge, indem er mir nach Beendigung eines Piccolo-Soli einen ganz neuen Zwanziger schenkte und mich ermunterte, in meinem Fleiße fortzufahren. Ich lernte auch Contrabaß, etwas Violoncello, Violin und Viola spielen. Der Herr Stadtmusikus wünschte aber 1803, ich sollte bei ihm in optima forma Musikus werden, dies aber ging mir besonders deßhalb nicht ein, weil ich dann auf den Kirchweihen und andern Tanzgelegenheiten Nächte hindurch zu Tanz hätte spielen müssen. Mehremal hatte ich bei solchen Gelegenheiten ausgeholfen und erhielt dafür ein honorables Trinkgeld, und obwohl ich dabei nichts Unanständiges sah, so hörte ich doch manchmal auch zotige Texte d. i. Schnaderhüpfel von Bauernburschen vorsingen, welche der Musikdirigent in Tanzmelodien umwandelte, nach welchen sodann getanzt wurde, und dies mißfiel mir ganz besonders. Zur Ehre gereichte es aber dem Herrn Stadtmusikus Volz, dieses Vorsingen ab- und dafür edle Texte an die Stelle gebracht zu haben.

Clavier- und Orgelspielen reizte mich auch besonders deßhalb sehr, weil ich gehört hatte, daß ersteres Instrument dem Componisten unentbehrlich und die Orgel das erhabenste Tonwerk ist. Ich bat den Vater mir ein Clavier zu kaufen und mir solches zu behandeln lernen lassen. Meinem Wunsche wurde willfahren, und ein wackerer Schneidermeister (Grotter) als Lehrer erkoren, dieser aber dirigirte hinter mir die Nähnadel und zeigte mir nur hie und da einige praktische Vortheile. Bald sah ich ein, daß dies nicht der rechte Lehrmeister sei, und es gestalteten sich nach kurzer Zeit diese Lehrstunden günstiger für mich. Das Cantorat wurde durch den Tod des alten blind gewordenen ehrwürdigen Cantor Kiefhaber erlediget, und dies geschah kurz vor Weihnachten. Das sogenannte Weihnachtsingen war vor der Thüre, das dazu gehörige neue Singstück wurde von dem Sohne des Herrn Cantors eingeübt, mein Bruder und ich sangen dasselbe öfters zu Hause, die älteren wurden auch wiederholt und dadurch prägte sich der Vater solche so ein, daß er nicht nur mitsingen, sondern auch als Dirigent wirken konnte, er leitete in Ermanglung eines besseren den Sängerchor bei diesen Festlichkeiten und erntete großes Lob.

Das Orgelspiel beim Sonntagsgottesdienst leitete der Dekanatssekretär Herr Memmler, welcher als sehr ausgezeichneter Organist anerkannt wurde. Meisterhaft vorgetragene Orgelsätze von den größten und berühmtesten Componisten konnte man von ihm hören, welche von der Gemeinde mit großer Aufmerksamkeit vernommen wurden. Den Wochengottesdienst versah ich, indem mir benannter Herr M.

jedesmal einen Choral vierstimmig ausgesetzt hatte, welchen ich mit Leichtigkeit spielen und anwenden lernte.

Herr Kaplan Geßner trug in diesen Betstunden aus Seiler's biblischen Betrachtungen jedesmal einen Abschnitt vor, welchem er ein Gebet anreihte, das auf mich einen besonders wohlthätigen Eindruck machte. Ich lernte die Wahrheit des Ausspruches kennen: „Was vom Herzen geht, geht wieder zu Herzen."

Mehremal hielt mein Vater in Ermangelung eines Lehrers Schule und erntete vielfache Zufriedenheit dafür. Ein Verweser des Cantorats und der Knabenschule (Bonhack, vormaliger Schullehrer in Kleinreuth bei Nürnberg) wurde nach Verfluß von mehreren Wochen von der königl. damals preußischen Regierung nach Langenzenn beschieden, welcher aber der Stelle nicht vorzustehen vermochte, mir aber ertheilte er von seinem geringen Schatz in musikalischen Kenntnissen treulich mit, was er vermochte. Es verfloß bis zur definitiven Besetzung der Stelle eine geraume Zeit, weil eigentlicher Mangel an derartigen Personen war, endlich wurde mit Beginn des Jahres 1804 sie mit einem sehr geschickten und hochachtungswürdigen Manne besetzt, Herr Bauer, ein Name, den ich immer mit inniger Freude und herzlichem Danke nenne. Drei sehr gut geschulte Herren Söhne und zwei sehr achtungswürdige Töchter und eine der französischen Sprache mächtige Frau und gute Mutter ihrer Kinder, bildeten eine liebenswürdige Familie. Jean, der jüngste Sohn, zog mich besonders an, von ihm erhielt ich Türk's Generalbaßschule und andere musikalische Werke, auch ertheilte er uns, nämlich auch zweien Musiklehrjungen Privatunterricht in den schönen Wissenschaften. Wir waren gelehrige Schüler und lernten mit Lust und Liebe. Herr Cantor Bauer gab mir auf bittweise an ihn gebrachte Fragen, sehr freundliche und genügende Antworten. Ich lernte bei ihm die Orgelwerke eines Vierling, Knecht, Abt Vogler, Bach, Krebs, Hiller, auch Sulzer's Theorie der schönen Künste 2c. kennen, Partiturlesen wurde geübt, und Generalbaß konnte ich bald bei Kirchenmusiken aus den Partituren spielen und so ging das Lernen rasch vorwärts. Nebenbei saß ich auch die übrige Tags- und Abendzeit hinter dem Webestuhl und arbeitete mit jedem Webergesellen meines Vaters, hinsichtlich der Schnelligkeit und der Solidität in die Wette und verlor dabei niemals das Spiel. Die sorgliche Mutter bezeugte mir öfters große Freude nach einem solchen Tagessiege, aber ihre Unzufriedenheit wurde um so größer, je öfter und je länger ich den Webestuhl ruhen ließ, oder wenn ich des Nachts hinterm Ofen lesend das Licht verbrauchte. Einmal traf es sich, daß ich drei Tage nicht webte, da rückte sie in Abwesenheit des Vaters hinter mich und wollte mich mit Strenge zur Arbeit anhalten, dies mißlang aber ganz und gar. Denn mein Bruder, zur Zeit Oberkriegskommissär in München*), kam von der

---

*) Ein echter Protestant, welcher sich bei Gründung der protest. Kirchengemeinde in Ingolstadt und der Colonie Friedrichs Ruhe nicht geringe Verdienste erwarb.

Schule nach Hause und erzählte, was er in derselben vom Herrn Cantor über Geographie gehört hat, dies waren mir spanische Dörfer, und bestimmte mich, daß ich auch einen solchen Unterricht zu suchen beschloß. Ich bat den Vater, er möchte mir Privatlehrstunden deßhalb geben lassen. Die Erlaubniß erfolgte sogleich, ich ging und bat Herrn Cantor darum, aber wie betrübte es mich, als ich vernehmen mußte, daß er zur Zeit keinen Unterricht der Art ertheilen könne, indem er sagte, er sei mit vielen Arbeiten sehr gedrängt. Ich sah keinen Ausweg, meinen Wissensdrang zu befriedigen und klagte laut mein Leid. Dem Lehrer ging dies zu Herzen und er eröffnete mir seinen Stuhl am Tische in der Schule zum Sitzen, und sagte, ich könne ja hier ein fleißiger Zuhörer sein. Ich nahm dies Anerbieten Juni 1804 dankbar an und besuchte von da an die Schule regelmäßig. Der Webestuhl bekam nun ganz Ruhe. In der Schule waren fleißige Schüler, einer der ausgezeichnetsten war aber mein Bruder, unter den übrigen that sich auch einer sehr viel zu Gute auf seine Fertigkeiten im Rechnen. Ich lernte auch von diesem, er konnte alle Aufgaben lösen, welche die Schiener'sche Rechnenexempel-Sammlung enthielt, bald bemerkte ich aber, daß er auf meine Fragen „Warum er es so machte" nicht gehörige Auskunft geben konnte. Mir lag daran, überall Licht zu bekommen, und suchte in solchem Falle Aufschluß, welcher mir auch jedesmal vom Herrn Cantor liebevoll ertheilt wurde. Der Schulbesuch genügte mir nicht lange, ich übersah bald den ganzen wiewohl schön geordneten Lehrstoff und eignete mir solchen möglichst an. Andere Schriften, besonders die von Salzmann las ich mit großem Interesse. Schletzen's Schlaghart und Richardt brachten in mir den Wunsch hervor, Schulgehilfe zu werden, und um mich hierzu tüchtig zu machen, besuchte ich im Sommerhalbjahr 1805 das in Zirndorf von der „hochpreislichen preußischen Regierung" errichtete Schullehrerseminar. Der daselbst gebotene Lehr- und Lernstoff genügte mir auch nicht lange. Es wurden schriftliche Aufgaben daselbst gegeben, denen wenige Erklärungen vorausgingen. Eine der ersten derselben war: „Was ist besser Güte des Herzens oder Güte des Verstandes?" ich wußte weder das Eine noch das Andere und dachte darüber nach Abends im Gasthause. Ein jüdischer Kandidat von Fürth befand sich an demselben Tage im Wirthszimmer, dessen Gesellschaft benützte ich, indem ich ihn fragte, wie ich das Ganze behandeln sollte, und dieser gab mir genügende Anweisung, ich reichte meine Arbeit ein, und erntete deßhalb Lob; wohl aber fühlend, solches gebühre mir nicht, erklärte ich die Hilfe. Meine Commilitonen halfen sich auf ähnliche Weise, aber gerade diejenigen, welche das Wenigste in schriftlichen Arbeiten zu leisten im Stande waren, lieferten die besten Aufsätze und nahmen ihr deßhalb geerntetes Lob mit Wonne auf, auch schauten sie auf uns etwas hochmüthig herab. Mir mißfiel dies sehr, deßhalb suchte ich andere Verhältnisse auf. Der Winter rückte heran, und ich sollte wieder

zu Hause den Webestuhl dirigiren. Schon glaubte ich einen Schulgehilfen abgeben zu können, deßhalb suchte ich eine derartige Stelle. Es wurde mir das Städtchen Niederstetten im Württembergischen genannt, dahin ging ich, fand auch daselbst sogleich Aufnahme, aber der Herr Prinzipal wurde mir von den nächsten Nachbarn desselben als geizig ꝛc. ꝛc. geschildert, deßhalb zog ich am zweiten Tag wieder ab. Auf dem Nachhausewege erfuhr ich, daß in Windsheim an der Lateinschule eine Alumnusstelle bald erlediget sein werde, ich ging dahin, bewarb mich um solche, aber es gelang mir nicht, dort aufgenommen zu werden. Es wurde mir schriftlich mitgetheilt, daß zur Zeit keine Stelle erlediget sei.*)

Die Geistesverbindung, in welcher wir uns mit den höheren Mächten befinden, kennen wir nicht, ich glaube solche und deren Einfluß auf meine Schicksale weise ich nicht zurück, ich habe vielfache Erfahrungen deßhalb gemacht.

Am 23. Okt. des laufenden Jahres kam der Schullehrerssohn Renner von Großhabersdorf, eröffnete mir eine Schullokatenstelle in der Landstadt Windsbach, ich ging sogleich mit ihm und nahm die Stelle an. Am 1. November trat ich daselbst ein und fand sehr freundliche Aufnahme, auch wurde ich liebevoll gepflegt, als ich nach Verfluß von vier Wochen einen mir unerklärlichen Hautausschlag bekam. Ich wurde bald geheilt und Herr Cantor Hammer, mein Prinzipal, sowie Herr Stadtpfarrer Vocke und Herr Kaplan, Rektor Supf, gaben mir vielfache Gelegenheiten meine Kenntnisse zu bereichern. Ersterer ließ mich in der Schule frei walten, warnte mich aber einmal, indem ich einen sehr muthwilligen und unfolgsamen Schüler nach mehrmalig vorausgegangenen Zurechtweisungen ernstlich bestrafte. Dies thue Er nicht mehr, hörte ich, denn dadurch macht Er sich Feinde, welche Ihm Unannehmlichkeiten bereiten können.**) Es dauerte auch nicht lange und durch die Schulstubenthür trat der Vater des Knaben, dem der Vorfall von anderen Kindern hinterbracht wurde, und fragte mich barsch ohne zu grüßen, warum ich seinen Buben geschlagen habe? Furcht hatte ich nicht, deßhalb erwiderte ich mit fester Betonung, weil solcher sehr ungezogen war. Herr Cantor trat nach einigem Wortwechsel besänftigend auf und sagte dem erzürnten Vater, er soll sein vermeintliches Recht bei der kgl. Schulbehörde suchen. Es geschah, aber der im eigentlichen Sinn des Wortes hochwürdige Herr Stadtpfarrer Vocke setzte meine Handlungsweise in das rechte Licht und hierdurch wurde ich noch pflichteifriger beim Schulehalten. Das Orgelspiel übernahm ich ganz und wurde somit als Organist anerkannt. Die Häuser der beiden Herren

---

*) Siehe deßhalb meine Rosen und Dornen Seite 8 und 9.

**) Fast möchte ich annehmen, er fürchtete die Eltern der Schulkinder; seine Disciplin bestand großentheils aus sehr mild gehaltenen Verweisen, mußte er je bestrafen, so benützte er eine lange Haselnußruthe, welche über zwei Tische von seinem Catheder ausreichte, um mit deren Spitze die Köpfe der ihm rechts sitzenden Mädchen oder der zur andern Seite befindlichen Knaben etwas unsanft anzutupfen. Die Kinder thaten aber auch großentheils, was ihnen beliebte.

Geistlichen standen mir stets freundlich geöffnet, und ich ermangelte nicht, davon Gebrauch zu machen. Herr Stadtpfarrer lehrte mich, kleine Kunststücke mit der Elektrisirmaschine zu machen, und zeigte mir andere kleine physikalische Apparate. Herr Kaplan Supf, ein tüchtiger Sokratiker, lehrte mich Katechisiren und erklärte mir auf zahlreichen Spaziergängen sehr viel auf Geschichte rc. rc. Bezügliches. Dank den ehrwürdigen Männern! Nur ein gutes halbes Jahr dauerte daselbst meine Wirksamkeit, weil das Sommerhalbjahr hindurch der Schulbesuch nicht fleißig stattfand. Am 27. April 1806 mußte ich wieder in's elterliche Haus zurück, was mir sehr unangenehm war, und trat in meine früheren Verhältnisse, welche nur auf kurze Zeit dadurch unterbrochen wurden, daß mein Freund Jean Bauer als Scribent seine väterliche Wohnung verließ und ich deßhalb kurze Zeit für ihn Schulgehülfe wurde. Meine Wißbegierde fand nicht genug Nahrung. Der Gedanke, Musik zu studiren, stieg in mir auf, und ich erkannte, daß hierzu höhere Sprachkenntnisse erforderlich seien. Eines schönen Tages trug ich meinen Wunsch Herrn Kantor vor, und dieser war so gütig, mich aufzumuntern, nach Nürnberg zu gehen, und daselbst eine Lateinschule zu besuchen.

Der zuversichtliche Redeton und ein Strom von Worten, mit welchen er die Vorzüge Nürnbergs schilderte, flößten mir so festes Vertrauen ein, daß ich mich dankend entfernte, und nach eingeholter väterlicher Bewilligung an demselben Tage, d. i. am 26. Oktober vierher ging.

Wie staunte ich bei dem Gewahrwerden so vieler reichgekleideter Personen, wie staunte ich bei dem Anblicke der kolossalen Thürme, der schönen Straßen, dem emsigen Getriebe der Menschen! Mit beflügelten Schritten und mit dem feurigsten Wunsche, hier bleiben zu können, näherte ich mich dem Zollhause nächst außerhalb des Festner Thores, um dem darin wohnenden Vetter Eisenmann meine Herzensangelegenheiten mitzutheilen. Wohlwollende Aufnahme fand ich daselbst, und von da begab ich mich noch am nämlichen Nachmittag zu Herrn Professor Götz, damaligem Rektor der Sebalder Schule, mit der Bitte um Aufnahme in erwähnte Bildungsanstalt. Meinem Wunsche wurde sogleich willfahrt und schon am darauf folgenden Montag fing ich an, dem Unterricht im Uebersetzen lateinischer und griechischer Klassiker beizuwohnen. An dem Wohllaute dieser Sprachen fand ich einiges Vergnügen, das damit Bezeichnete aber konnte ich nur theilweise fassen, weil ich damals den dazu führenden Regeln zu entfernt stand. Hr. Professor Götz war wohl so gütig, mein Streben nach Bildung durch Privatlehrstunden zu fördern, auch vertraute er mir nach einem dreivierteljährigen Klassenbesuch die schon einträgliche Stelle eines Notators an. Meine musikalischen Kenntnisse erwarben mir auch die Gunst des damaligen Herrn Kantors Schönecker, welcher Gesang und Anfangsgründe der lateinischen Sprache an vorgedachter Schule zu lehren hatte. Bald wurde ich von diesem zum

Frühmesser der St. Sebalduskirche vorgeschlagen, und vom Herrn Rektor Götz dazu ernannt. Sehr wohl bekamen mir die verschiedenen Geld- und andere Bezüge, welche aus wahrhaft menschenfreundlichen Stiftungen auch mir wie vielen andern Schülern gereicht wurden. Siehe deshalb auch meine Geschichte der Schulen in Nürnberg, 1. Heft. Seite 58.

Musik bewirkt leicht gesellschaftliche Verbindungen. Vorbenannte Herren empfahlen mich deßhalb sehr angelegentlich, und so gelangte ich in kurzer Zeit von einem Cirkel Musikfreunde zum anderen. Bei Herrn Kaufmann Leuchs, berühmt durch Herausgabe vieler wissenschaftlicher Werke, lernte ich als Musiklehrer seiner Herren Söhne, so manches nützliche Buch kennen, das mir zum Verständniß vieler Dinge im Leben verhalf. Nach einem 1½jährigen Hiersein erhielt ich bloß auf Empfehlung der Herren Schönecker und Götz am 8. Juli 1808 von der königlichen Regierung eine Anstellung als provisorischer Kantor an der hiesigen St. Jakobs-Kirche. Obwohl den Plan Musik und andere schöne Wissenschaften auf einer Universität zu studiren, lange nährend, weshalb ich auch noch zugleich Schüler bei St. Sebald blieb, auch bei Organisation der sämmtlichen höhern Schulen mit in das damals hier ganz umgestaltete Gymnasium trat — fand ich mich doch allmälig von meinem Vorhaben abgeleitet und zur sorglicheren Pflege der praktischen Musik aufgefordert. Die bald nach meiner Anstellung erfolgte hiesige Kirchenorganisation veranlaßte die Annahme mehrerer Schüler zur würdigen Führung der Kirchen- und Grabgesänge. Ein neuer Wirkungskreis eröffnete sich mir hierdurch, aber ich mußte zu der Ertheilung der hierzu nöthigen Lehrstunden eine sehr unzweckmäßige Zeit verwenden, weil sämmtliche Schüler anderweitig angeordnete öffentliche Unterrichtsstunden zu besuchen hatten. Der Wunsch keinem Lehrgegenstande etwas zu vergeben, und ein wohlmeinender Wink veranlaßten mich, die damals hier Sitz habende Regierung des Pegnitzkreises um die Erlaubniß zu bitten: die vormalige Schule zu St. Jakob*) eröffnen und mit dem Kantorate verbinden zu dürfen. Dieses Gesuch bewirkte meine Einberufung zu einer deshalb angeordneten Prüfungskommission. Die Resultate waren — nur Einen Lehrgegenstand ausgenommen — mehr als günstig. Als besondere Schickung halte ich es, daß ich gerade in dem Fache, welchem ich mich damals besonders hingab, nicht Genüge leistete — Neid! Hrn. Kreis-Kirchen- und Schulrath Dr. Paulus theilte ich die Ursache davon mit, und ich glaube, meine dabei bewiesene Wahrheitsliebe und Uneigennützigkeit**) haben solchen dahin bewogen, daß mir von der Kreisregierung am 23. Oktober 1810 die schon damals in sehr gutem Rufe stehende Lehrstelle zu Tafelhof,

*) Siehe auch meine Geschichte der Schulen von Nürnberg. 1. Heft. S. 60.

**) Der Ehrenmann erinnerte sich bei dieser Gelegenheit, daß ich freiwillig die Hälfte meiner Besoldung der hinterlassenen Wittwe meines Vorfahrers auf ein halb Jahr lang abtrat, welches auch in meinem Anstellungsdekret lobend anerkannt ist.

Pfarrei St. Peter und Paul, verbunden mit einträglichen Kirchendiensten anvertraut wurde. Anfangs beanstandete ich die Uebernahme dieser Stellen, weshalb ich auch wirklich in der Absicht zu Herrn Kirchenrath Dr. Paulus mich begab, um ihn mit meinem Vorhaben bekannt zu machen, als ich aber bei ihm eintrat, entgegnete er mir sogleich freundlich und mit sehr eindringlicher Betonung: „Sie werden zufrieden sein — ich habe für Sie gesorgt.“ Ich dankte ihm herzlich, erlaubte mir aber, ihn mit meinem vorgehabten Entschluß bekannt zu machen, worauf er mir erwiederte: „Bedenken Sie, daß Sie königlich und definitiv angestellt sind, und daß Sie Ihren Plan, Musik zu studiren, dennoch ausführen können,“ wozu er mir auch seine Mithülfe anbot. Sehr dankbar folgte ich seinen wohlmeinenden Anordnungen. Ehe ich aber von ihm schied, fragte er mich, wie ich Schulhalten werde? Hierauf gab ich offene Antworten, und stützte solche auf Pöhlmann, Schletz, Pestalozzi und andere Lehrweisen. „Alle diese nehmen Sie nicht zum Muster hinsichtlich der Lehrmethoden, bereiten Sie sich auf jede Lehrstunde ernstlich vor, schreiben Sie in kurzen Sätzen nieder, was Sie zu lehren haben, und setzen Sie nach abgehaltenem Unterricht Ihre deshalb gemachten Erfahrungen hinzu, und so fahren Sie fort, bis Sie eine gewisse Selbständigkeit erhalten haben.“ Diesen Rath befolgte ich gewissenhaft.

Viele Freunde und Förderer der guten Sache fand ich auch als Lehrer. Die hier erlangten Verbindungen wirkten freundlich dauernd fort, neue reihten sich an. Die treue Lebensgefährtin und viele andere Freunde wurden gefunden. Als einer der edelsten zeigte sich der Schulamtskandidat Raymund, mit ihm verlebte ich fast alle Abende, 10 Jahre lang in Gesprächen über Schulehalten und schöne Wissenschaften. Die Herren Geistlichen Dr. Jung, Dr. Veillodter, Hauptprediger bei St. Sebald, Dekan Dr. Seidel, Michahelles, Wilder, Dietelmaier, Lochner und Seiler bethätigten mir sehr wohlwollende Unterstützung. Folgend benannte höchst achtbare Familien als die Freiherren Johann Christoph Sigmund von Holzschuher, Georg Christoph Karl v. Grundherr, Rudolph v. Kreß, Buirette v. Oehlefeld, Gräfin v. Zettwitz, Herr v. Kohlhagen, die Herren Sapper, Dosenfabrikant, Benedikt Zahn, Kaufmann und Gastwirth Richter beriefen mich als Hauslehrer. Hr. Prof. Dr. Wolf, Schullehrerseminar-Inspektor*) würdigte mich seines nähern Umgangs.

Das Leben in einer großartigen Form sowie in einer edlen Einfachheit hatte ich zu beobachten Gelegenheit genug. Das Gefühl, ersteres nicht nachahmen zu können und die Freude an letzterem hielten mich in meiner Sphäre, auch wach im Streben und Erfüllung meiner

*) Siehe meine Geschichte der Schulen in Nürnberg. Heft 4. S. 59 u. 64.

Pflichten. — Vervollkommnung meiner Schule war mir kein leeres Wort. —

Die Anzahl der Kinder, welche meine Schule besuchten, wuchs in sehr kurzer Zeit von 97 bis auf 250, was sollte ich mit diesen ganz allein und in einem für die Hälfte nicht zureichenden Zimmer anfangen, um sie zweckmäßig zu unterrichten? Alles eigene Interesse vergessend nahm ich einen Gehülfen und unterhielt ihn aus eigenen Mitteln. Ein zweites Lehrzimmer stellte ich mit vieler Mühe her und zur Heizung und Unterhaltung des Ganzen bewilligte die sehr unvermögliche Gemeinde nicht mehr als 80 fl. jährlich; auch bestritt ich damit die Anschaffung des ganzen Schulapparats, obgleich wegen damaliger Steigerung der Armuth die Zahl der unentgeltlichen Schulkinder zunahm. Durch diesen Erfolg ermuthiget, gab ich täglich eine Stunde mehr Unterricht, führte einen geordneten Lehrplan ein, und bewirkte, daß die Kinder, die sonst ungerne zur Schule gingen, nun weinten, wenn sie daran zu Hause verhindert wurden.*) Das Vertrauen meiner hochverehrten Vorgesetzten erwarb ich mir in so hohem Grade, daß die königliche Regierung nach Einlauf sehr günstiger Berichte über mein Schulehalten, mir 1813 Hunderte von Lehrern zusandte, um meine Leistungen kennen zu lernen.

Am 26. Febr. 1817 wurde ich als zweiter Musiklehrer — insbesondere aber für das Orgelspiel und den Gesang von Seite der königlichen Regierung ernannt, aber ich bekleidete diese Stelle nur 1/4 Jahr und legte solche deshalb freiwillig nieder, weil ich in Erfüllung meiner Pflichten als Schullehrer mich behindert fühlte und weil ich mit dem ersten Lehrer dieses Faches nichts zu schaffen haben mochte. Es war derselbe Mann, welcher oben Seite 434 bei dem Wort „Neid“ gemeint ist.

Ausgezeichnete Pädagogen beehrten mich mit Schulbesuchen, um meine Schuleinrichtungen kennen zu lernen. Auf jeden Lehrgegenstand bereitete ich mich ernstlich vor, Protokolle wurden über alles, was in der Schule vorkam, geführt, und so war es mir leicht, den besuchenden Lehrern Mancherlei vorhalten zu können, das wohlgefällig aufgenommen wurde und segensreiche Früchte getragen hat.

Die allmälig entstandene Gleichförmigkeit der in Rede stehenden Protokolle brachten mich zur Fertigung eines feststehenden Lehrplans. Unter nachstehendem Titel:

Versuch eines Lehrplanes für zahlreiche Volksschulen zur Bewirkung eines genauen stufenweisen Fortganges im Unterrichte. Nürnberg 1820 bei Karl Felsecker

gab ich solchen heraus und erhielt hierüber

a) in Dr. Heinrich Stephani's Schulfreund 14. Bdch. S. 144,

*) Siehe meine Rosen und Dornen S. 17 2c.

b) in dem Heidelberger Jahrbuch Nr. 1 u. 2, 1821 vom Herrn Kirchenrath Dr. Schwarz,

c) in der Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer Nr. 175. Septemberheft 1821, S. 436,

sehr günstige Beurtheilungen. Siehe deshalb meine Rosen und Dornen, Seite 12 bis 16.

Im Jahre 1821 wurden die Volksschulen Nürnbergs dem Zeitgeist gemäß organisirt, ich folgte einer mehrmals an mich ergangenen Aufforderung, meldete mich um eine unbesetzte Stelle, und erhielt, was ich wünschte.

Bei dem Abgange von meiner mir lieb und theuer gewordenen Schulstelle zu Tafelhof sprach ich einige Worte, (Rede des ꝛc. hier bei Felsecker 1821 erschienen) über welche das 16. Bändchen des oben erwähnten Schulfreundes Seite 165 auch eine lobende Anerkennung enthält. Ich verließ eigentlich nicht gerne meine bisherige Stelle, denn ich mußte mir sagen: Ich habe hier noch nicht vollendet, was ich mit Gottes Hülfe begonnen und segensreich fortgeführt habe, aber eine sehr fühlbare Theurung aller Lebensmittel*), meine zahlreiche Familie und sehr günstige Zusicherungen hinsichtlich der Verbesserung meiner äußeren Verhältnisse bewogen mich abzutreten.

Der Verbesserung des hiesigen Volksschulwesens setzte ich ein Denkmal, welches hier bei Riegel und Wießner in demselben Jahre erschien. Der Inhalt dieser Broschüre ist mannigfach und fand freundliche Aufnahme. Siehe meine Rosen und Dornen S. 18.

Seit 1. Mai 1821 befinde ich mich nun in meinem noch gegenwärtigen Wirkungskreis und fühle mich mit sehr vielen Familien dankbar verbunden. Wohlthuend bleibt mir immer das besondere Vertrauen, welches mir Hr. Dr. Lorsch, damals erster Bürgermeister, Hr. Dr. Kreitmaier, königl. Bank-Consulent, Hr. Dr. Niebler, Handelsgerichts-Sekretär, die Freiherrn Joseph v. Holzschuher, Christoph v. Fürer und Stabsauditor v. Wissinger, die Herren Faber, Magistratsrath, Kaufmann Ziel und Konditor Maier geschenkt haben.

Während meines Schulhaltens erntete ich bisher von Seite der betheiligten Eltern Lob und bei öffentlich abgehaltenen Prüfungen auch andererseits großen Beifall, solange als ich die Pensen des vorgeschriebenen Lehrstoffes mit einer Art Begeisterung behandelte und über große Lücken dabei im Wissen schnell wegging. Im Jahre 1828 erhielt ich als Anerkennung meines vorzüglichen Diensteifers ꝛc. von dem hiesigen Magistrat eine Gratifikation von 100 fl. Hiermit sowie

*) Hierdurch wurde meine Geldeinnahme fast auf die Hälfte reducirt und dennoch bezahlte ich meinen Schulgehülfen aus eigenen Mitteln besser, als ein solcher hier besoldet wurde. Die Verluste specificirte ich nur für ein Jahr mit sehr geringen Ansätzen auf 150 fl., und bat die königl. Regierung um einige Vergütung, ich fand Gehör, es wurde die Gemeinde beauftragt, mittelst Umlage mich schadlos zu halten. Ich verzichtete aber darauf, weil ich wohl die traurige Lage derselben in's Auge faßte und auf bessere Zeiten hoffte, letztere gestalteten sich nur sehr langsam und weil ich abtrat, so erklärte ich diese Schuld für erloschen.

mit andererseits vielfach erworbener Zufriedenheit hätte ich mich begnügen können, auch durfte ich auf mein Wirken mit einer gewissen Ruhe schauen, indem ich mir sagen konnte: Ich that, was ich sollte, aber auffallend war es mir oft, wenn ich vom Geiste getrieben weiter oder auf etwas Anderes kam, als ich beabsichtiget hatte. Es kam mir vor, als machte ich Kunststückchen. Im Zustande der Ungewißheit leben, ist sehr peinlich, ein sicheres Ziel wollte ich jedesmal mit meinen Schülern erreichen, und dies glaubte ich in der Anfertigung und Benützung festgeordneter Lehr- und Methodenbücher zu finden. Meine Rechnenlehre entstand und erschien 1822 in zwei Theilen.

Die Literaturzeitung für Deutschlands Volksschullehrer Jahrgang 1823, zweites Quartalheft enthält Seite 50 ꝛc. großes Lob, welches mit den Worten schließt: „Eine größere Deutlichkeit und Bündigkeit ist uns noch in keinem anderen vorgekommen!"

Mit den Formen der Currentbuchstaben ꝛc. ꝛc. wurde ich in jeder Schönschreiblehrstunde unzufriedener. Mathematische Bestimmungen wollte ich hierbei, deshalb hielt ich mir viele Schönschreiblehren vor, aber keine genügte mir. Ich wagte eine zu fertigen und gab sie unter dem Titel:

Schönschreiblehre für zahlreiche Volksschulen oder die Currentbuchstaben nach mathematischen Bestimmungen ꝛc. 1824 (auch im Selbstverlag)

heraus.

Ueber erwähnte Unterrichtsweise ertheilt 1) obengenannte Literaturzeitung, 1824, drittes Heft, S. 61 u. 62; 2) auch die Leipziger Literaturzeitung 1829 Nr. 259; ein Schreiben des Hrn. geheimen Hofraths Dr. G. H. v. Schubert, Erlangen am 3. Aug. 1823; 3) der Korrespondent von und für Deutschland, Nr. 355, 1824; 4) der berühmt gewordene Pädagog Zerrener Lob. Siehe meine Rosen ꝛc. S. 16—26.

Bei öffentlich abgehaltenen Prüfungen bemerkte ich mit inniger Freude, daß eine schöne Handschrift gerne gesehen wird, nie aber wurde darnach gefragt: ob die Schulkinder beim Schreibenlernen an richtige Haltung der Feder ꝛc. gewöhnt sind. Die Herausgabe meines sitzenden Schreibers sollte letzteres anregen, aber so gerne solcher einerseits aufgenommen ward, so sehr wurde es mir andererseits verübelt.

Meine Mittheilungen bleiben nicht fruchtlos, ich gewann durch sie Freunde für die gute Sache, aber auch Gegner traten auf. Letztere verglichen die Leistungen der mir gleichgestellten Lehrer mit den meinigen, und siehe da — nach ihrer Ansicht stehe ich mit meinen Schulfrüchten ihnen weit nach. Der gewissenhaften Erfüllung meiner Pflichten mir bewußt, nahm ich von so manchen über mich gefällten harten Urtheilen scheinbar wenig Notiz, verglich aber desto sorgfältiger das Wirken meiner Kollegen mit dem meinigen und — was bot sich mir dar? — Ich bemerkte wohl viel Beachtenswerthes, aber ein sicheres

Ziel konnte ich nicht finden, wohl aber eine sehr willkürliche Behandlung des allerhöchst vorgeschriebenen Lehrstoffes.

Meine in der Schule gemachten Erfahrungen wurzelten tiefer, der Willkühr wirkte ich kräftig entgegen, zu Ausstellungen mancher Art fühlte ich mich gedrungen, und so kam es, daß ich mit der Bildungsweise des ganzen Lehrerstandes von Tag zu Tag unzufriedener wurde. Die deshalb gefällten Urtheile fanden um so größeren Anstoß, je eifriger ich hierbei der nach meiner Weise erkannten Wahrheit huldigte. Erwärmt für letztere, glaubte ich durch Herausgabe eines freimüthigen Wortes (Nürnberg, bei Riegel und Wießner 1828) Gutes zu bewirken, aber Erfahrung lehrte mich, daß ich mir hiedurch öffentliche und größere Gegner zuzog. Von jener Zeit an umdornte sich meine pädagogische Laufbahn. Besonders entrüstet zeigten sich einige, welche mit Bildung des Lehrerstandes betraut waren. Manches wurde lächerlich gemacht, was in ernste Erwägung gezogen hätte werden sollen. Entmuthigen konnte mich dieses nicht, vielmehr fühlte ich mich um so dringender aufgefordert, mein Schulhalten bestmöglichst zu ordnen.

Mein Lehrplan erschien 1829. Dessen Vorwort enthält Wahrheiten, welche als solche anstößig wurden. Eine feste Grundlage zur Geistesbildung meiner Schüler glaubte ich durch meine Ersten Denk-, Sprech-, Lese- und Sprachübungen zu erlangen, solche erschienen hier bei Riegel und Wießner 1830, und seit deren Benützung in meiner Schule fühle ich, wie förderlich, auch wie wohlthuend für den Lehrer ein passendes Lehrbuch ist. Das Vorwort hiezu enthält manches, das in naher Umgebung mißfiel. Ein mit M unterzeichneter ließ sich darüber in Nr. 31 der Nürnberger Blätter für öffentliches Leben sehr derb aus, diesen aber erwiederte ich im hiesigen Friedens- und Kriegs-Kurier Nr. 58, 1831, wie es ihm gebührte. Siehe meine Rosen und Dornen S. 28—30.

Lobende Anerkennung enthält ein mir zugekommenes Schreiben von dem vollwichtigen Pädagogen Guts Muths, auch die Schullehrerbibliothek von Dr. Heinrich Gräfe, Quedlinburg bei Gottfried Basse 1831 enthält über vorbenanntes Buch Lob aber auch sehr beherzigenswerthe Ausstellungen. Siehe meine Rosen rc. S. 30—34.

In der Schule mußte ich wirken, und angelegentlichst suchte ich das Gute darin zu fördern. Materialien zu anderweitigen Abschnitten des Lehrbuches sammelte ich — aber je geordneter diese sich mir in der Erfahrung herausstellten, desto mehr Hindernisse thürmten sich hinsichtlich deren Anwendung in der Schule auf. Aus vielen Gründen fühlte ich mich verpflichtet, die in Rede stehenden Manuscripte theilweise der hiesigen Schulkommission zur Beurtheilung vorzulegen. Mag es sein, daß ich durch die unvollständige Mittheilung Anlaß zu so manchen Ausstellungen gab, ich erhielt von da her überzuckerte Pillen, von welchen ich einige zurück gab, und dem Schreiben ein zweites Bittgesuch anreihte. Der Vorstand der in Rede stehenden

Behörde, ein gewandter Geschäftsmann, tournirte das Ganze so, daß ich ihm innige Achtung zollen mußte, aber beruhigen konnte ich mich nicht mit dem mir zugefertigten Beschluß; deshalb wandte ich mich an die Königl. Regierung des Retzatkreises, legte solcher das Ganze mit Zeugnissen, Recensionen und einem Bittgesuch vor, und diese hochpreisliche Oberbehörde beförderte meine Angelegenheit an das Staatsministerium des Innern, und siehe da, ich erhielt auf dessen Anordnung folgendes Belobungsschreiben:

Nürnberg den 16. Juli 1833.

Von der

Königlichen Lokal-Schul-Kommission

empfängt der Elementarlehrer W. C. Schultheiß in Folge Königlicher Regierungs-Entschließung vom 6. d. Mts. anliegend die unterm 6. Juni v. Js. vorgelegten Schulschriften, Recensionen, und Zeugnisse mit der Eröffnung zurück, daß seine von rühmlichem Eifer für Schulunterricht und Lehrberuf, so wie von eigenem fleißigen Studium zeugenden Bemühungen gebührende Anerkennung von Seite des K. Staatsministeriums des Innern gefunden haben.

Binder.

Küffner.

Innige Freude kehrte mit diesem bei mir ein, und ich bekenne dankbar, daß solche fortdauert, denn seit der Zeit konnte ich unaufhaltsam meinem Ziele zueilen.

Ein Versuch zum Drucken meiner Manuscripte wurde gemacht, indem ich eine etwas ausführliche Anzeige öffentlich ergehen ließ. Der Inhalt fand mannnigfache Beachtung, auch erwarb ich mir dadurch eine beträchtliche Anzahl Subscribenten. Ein Besuch und eine Ferienreise durch Württemberg und Baden brachte mich zu den in Deutschland hochberühmten Pädagogen Pöhlmann, Denzel und Schwarz. In der Einleitung zu meinem Schulhalten theilte ich einiges aus den Gesprächen mit, welche ich mit diesen ehrwürdigen Männern über mein Vorhaben pflegen konnte. Dr. Heinrich Stephani legte ich später alles, was ich fertig hatte, vor und überließ ihm den gedruckten ersten und vierten Abschnitt meines Lehr- und Methodenbuches mit der Bitte, mir sein Urtheil über das Ganze gelegentlich zukommen zu lassen.

Nachfolgendes Schreiben erhielt ich:

Gunzenhausen den 12. Sept. 1835.

Lieber Herr Schultheiß!

Ihre neueste mir zugestellte Schrift „das Schulhalten im XIX. Jahrhundert" habe ich mit der Achtsamkeit durchlesen, welche ich der wichtigen Aufgabe derselben schuldig zu sein glaubte.

Früher schon, wie Sie aus meinem Schulfreunde wissen, machte ich alle Volksschullehrer darauf aufmerksam, wie nothwendig es sei,

den gesammten zur Bildung der Jugend nöthigen Lehrstoff auf die ihnen zu Gebote stehende Zeit ökonomisch zu vertheilen, wenn sie sich nicht eines auf's Ungewisse gehenden Thuns schuldig machen, und am Ende dabei Manches unberücksichtigt, mithin die Jugendbildung mangelhaft erblicken wollten. Deshalb kann ich Ihr Unternehmen, durch obiges Werk genau nachzuweisen, wie der gesammte Unterricht auf die von Ihnen angegebene Zeit von 2080 Lehrstunden vertheilt werden könne, für höchst verdienstlich für unser Volksschulwesen erklären. Daß Sie damit zugleich eine Unterweisung verbunden haben, wie jeder Lehrstoff nach bildender Methode stufenweise fortzuführen sei, wird auch allen jenen Lehrern willkommen sein, welche hierin der Nachhülfe eines so geschickten Mannes bedürfen, als ich in Ihnen schon früher als Kreisschulvorstand bei Visitation Ihrer musterhaften Schule kennen gelernt habe. Und so bleibt mir denn nichts weiter hinzuzusetzen übrig, als Ihrem Unternehmen den segensvollsten Fortgang zu wünschen. Mit Liebe und Hochachtung unterzeichnet sich

Stephani.

Dank diesem wackern deutschen Mann!

Während meines vieljährigen Wirkens als Lehrer befand ich mich unter sieben verschiedenen Schulinspektoren geistlicherseits. Mein ganzes Streben ging dahin, Herr des allerhöchst vorgeschriebenen Lehrstoffes zu werden.*)

Die Vergleichungen aber, welche meine Leistungen bei Prüfungen zu bestehen hatten, und die nicht begründeten, eigentlich unerheblichen Ausstellungen veranlaßten mich zu schriftlichen Entgegnungen, welche ich nicht selten mit etwas pikanten, aber tief begründeten Aussprüchen hochgeachteter Schulmänner ausschmückte. Meine

a) jährlich einer hochpreislichen kgl. Schulinspektion übergebenen, zur Zeit 35 Rechenschaftsberichte;**)

b) meine in Zwischenzeiten erschienenen zwei Bändchen eines pädagogischen Reisetagebuches (1839, 1841.)

c) mein Sendschreiben an die deutschen Schulmänner, 1841;

d) meine im Korrespondenten von und für Deutschland 1841 Nr. 304 mitgetheilten Fragen und Bitten, das praktische Schulwesen betreffend;

e) mein offenes Sendschreiben an den in pädagogischer Beziehung berühmt gewordenen Diesterweg in Berlin, das eine Beleuchtung seiner theilweise nur am Pulte entstandenen Schriften enthält, die ihn nicht wenig in Harnisch gebracht hat (1842);

f) mein Manuscript, welches Vorlesungen über den Elementar-Unterricht befaßt, und welche ich in der Ordnung abhielt, wie die weiter

---

*) Im Jahre 1827 erschien bei Riegel und Wießner hier von mir: Der Schön- und Schnellschreiber oder Anweisung, wie man beim Schreiben sitzen und die Feder halten soll. Mit der Abbildung eines sitzenden Schreibers und der Lehre, wie Jeder eine zweckdienliche Schreibfeder schneiden, auch eine schwarze, flüssige und dauerhafte Tinte bereiten kann.

**) Siehe 3. Heft meiner Geschichte der Schulen in Nürnberg Seite 109.

unten angereihte Einladung nachweist, und deren Inhalt mir nicht nur den Beifall der Eltern, welche ihre Kinder mir in Unterricht anvertrauten, sondern auch den aller Zuhörer erwarben, geben Zeugnisse hiervon.

Ich hoffte durch Herausgabe benannter Schriften Friede und Erleichterung zu bekommen, aber diese erfolgten nicht, werden mir auch nicht eher zu Theil, als bis erwähnte Vorlesungen im Drucke erschienen sind und ich ihnen eine größere Zuhörerzahl erworben habe — oder bis ich im Stande bin, die nöthigen Lehrbücher den Kindern in die Hände geben zu können oder — bis ich vom Schauplatze meiner Wirksamkeit ins Jenseits abgerufen werde. Tadeln ist leichter als besser machen. Urtheile über meine lehrweisen Leistungen hörte ich öfters, aus welchen ich abnehmen mußte, daß man keine Idee von einem vom Element ausgehenden lückenlos fortschreitenden, in einander greifenden Unterricht hat, ja manche, die sich als Richter aufstellten, machten über meine Saat und Pflanzung im pädagogischen Felde Ausstellungen, welche einen gewissen Anstrich von Unfehlbarkeit mir entgegen hielten, aber beim Lichte betrachtet, wenig praktischen Halt haben. Gewissen Herren, die anderen gerne Lasten aufbürden, ohne solche selbst tragen gelernt zu haben, konnte ich es um so weniger recht machen, je weiter ich mich von ihrer Fahne entfernt hielt und je fester ich mich auf Natur, Gesetz und Recht stützte. Den von Gott und der Regierung vorgezeichneten Weg hielt ich beim Lehren nach pflichtgetreuer Weise ein, mußte ich aber dabei, um keine pädagogische Sünden zu begehen, von den höchsten Anordnungen, d. i. von den Buchstaben des Gesetzes etwas abweichen, obwohl ich auch die Mahnung: „Schick dich in die Welt hinein, denn dein Kopf ist viel zu klein," das sich schickt in die Welt hinein," mir öfters vorhielt, aber auch den weisen Ausspruch: Man sollte nicht fragen, wie lange, sondern wie gut man gelebt, so hielt ich dagegen, man sollte auch bei Prüfungen ꝛc. weniger auf das „„Was"" als vielmehr auf das „„Wie die Jugend gelernt hat"" achten. Kann mir im Ernste der wahre Menschenfreund verargen, wenn ich meinen Gegnern auch zu bedenken vorhalte: „Ich bilde mir nicht ein, das zu können, was ich nicht gelernt habe;" oder wenn ich mit Göthe sage: „Wer sich in gewissen Dingen nicht selbstthätig bemüht, weiß die Sachen nur oberflächlich und halb. Ueberhaupt lernt Niemand etwas durch bloßes Anhören," und wenn ich hinzufüge: „Auch sehr spärlich abgehaltene Schulbesuche, vielleicht jährlich nur einmal ausgeführt und in einer halben Stunde abgethan, oder eine jährlich öffentlich und eigenthümlich auch innerhalb zweier Stündchen abgehaltene Prüfung berechtigen noch nicht zu einem vollgültigen Urtheile über die Leistungen eines Lehrers, der von jedem aufgestellten und behandelten Lehrsatz genaue Rechenschaft geben kann?? Als Freund der Wahrheit und des Lichtes glaube ich thun zu müssen, was am Tage ist.

Der Kampf ist noch nicht geendiget, weil sich nichts von selbst

gestaltet und die Hindernisse nicht genug beachtet werden, welche die nicht genügenden Lehrbücher und die unvermeidlichen Schulversäumnisse rc. bei Ertheilung eines lückenlos fortschreitenden rc. Unterrichts im Gefolge haben. Wo Kampf ist, da ist auch Leben, und weil mir letzteres bisher so liebevoll von meinem Schöpfer verliehen wurde, so halte ich mich auch verpflichtet, allen Begegnissen, von welchen ich glaube, sie hindern das Gute, aber mit Gottes Hilfe entgegen zu wirken. Der nach meiner Art erkannten guten Sache habe ich sonach nichts vergeben, dadurch entstanden und dauern noch fort wissenschaftliche Häckeleien. In meiner Schule hatte ich festen Boden.

Wäre ich so glücklich, den gesammten Lehrstoff in abgerundeten zusammenhängenden Sätzen meinen Schülern gedruckt in die Hände geben zu können, dann würde ich sehr erfreuliche Resultate zu Tage fördern, aber mit ungenügendem Werkzeug ist gar mißlich zu arbeiten. Wahrlich ich würde gar keinen Werth auf meine Schulschriften legen, wenn ich nicht vielfache Erfahrung vor mir hätte, daß ich mit solchen ein geregeltes und mehr förderndes Schulhalten bezwecken könnte. Ein Ueberschätzen meiner Leistungen wird mir doch wohl nicht mit Recht beigelegt werden können, wohl aber weiß ich, wie alles zwei Seiten zur Betrachtung darbietet, deshalb macht auch meine Arbeit keine Ausnahme, aber das ganze deutsche Publikum fordere ich auf, mir nachzuweisen, wo ich nicht das Gute rein will.

Mein Fleiß, mein Eifer beim Schulehalten ist anerkannt, wenn aber amtlicherseits mir seit mehrern Jahren öffentlicher Tadel ertheilt und mir erst vor zwei Jahren nach eigenthümlich gespendetem Lob gesagt wurde:

„Ich habe mich verrannt" und der im nächsten Jahr nachfolgende Hr. Prüfungskommissär öffentlich und laut vor dem bei der Prüfung meiner Schule anwesenden Publikum mir dreimal sagte: ich habe zu viel Theorie, und ich ihm darauf erwiederte: ich bin anderer Meinung, ich habe Praxis genug, oder in der höchsten Theorie ist zugleich auch die schönste Praxis, und wenn mir bald darauf auch laut gesagt wurde, daß man „den Lehrer bedauere, welcher meine Schüler bekomme," das ist gewiß das Härteste, was man mir sagen konnte. Ich staunte über diesen Vorhalt, aber ich beschloß solche Aeußerungen mit geistigen Waffen und ohne Leidenschaftlichkeit zu bekämpfen, jedoch die Gelegenheit hierzu wurde mir abgeschnitten. Geduld habe ich üben gelernt, und so erwartete ich, was da kommen wird. Unterm 12. Febr. 1858 erhielt ich folgendes Schreiben:

Die

königl. Bezirks-Inspektion der N. N. Schule

ist in einem hohen Rescript der kgl. Regierung von Mittelfranken, K. d. J., vom 22. Januar 1858 aufgefordert worden, dem Herrn Lehrer Schultheiß, wie hiermit geschieht, zu eröffnen, daß in seiner Klasse weniger Mängel sich finden lassen würden, wenn er zu der

Einsicht gelangen könnte, daß es doch in seiner Methode liegen müsse, daß seine Kinder fortwährend in einzelnen Gegenständen den Anforderungen nicht ganz entsprechen.

Pf. D . . . . .

Der Inhalt dieses Schreibens sollte mich wohl in Harnisch bringen, besonders wenn ich auf die Opfer hinschaue, wenn ich meine Bemühungen mir vorhalte, welche ich dem Schulehalten gebracht habe, aber ich bedenke „Wie berichtet so geschlichtet" und hoffe mit folgendem pro Memoria auf keiner Seite zu verletzen:

Ankündigung.

Pro Memoria. Zur gefälligen Beachtung!

Das Bedürfniß eines geregelten Unterrichtes in den Volksschulen ist wohl zu keiner Zeit so eindringend hervorgetreten, als in der Gegenwart, wo der Gang der Bildung ein weitergreifender ist, als früher; deshalb wird aber auch die Bedeutung der Volksschule im Staatenleben von allen vorsorglichen Regierungen unterstützt und ihr, welcher zunächst die Heranbildung, die Erziehung für den künftigen Beruf obliegt, die Beachtung in allen ihren Verzweigungen gewidmet, welche sie zu einem segenbringenden Gedeihen unbedingt nöthig hat. In den Volksschulen selbst nimmt unstreitig die wichtigste Stelle die Elementarklasse ein; sie bildet den Grund, ist dieser gut gelegt, so kann man sicher darauf weiter bauen.

„Die Elementarschule, sagt einer unserer bedeutendsten Schulmänner, soll, wenn sie ihre Schüler zum glücklichen Ziele führen will, überall mit der Anschauung des Einzelnen beginnen, jedoch keineswegs fortfahrend bei solchen Vereinzelungen stehen bleiben, sondern die Schüler auch zur Erkenntniß des Allgemeinen, der Einheit im Mannigfaltigen gelangen und das Einzelne in Rücksicht auf diese Einheit anschauen lassen. Nicht das Element steht dem System entgegen; denn aus Elementen besteht es: sondern das Aggregat, die Vielheit zerstreuter einzelner Dinge, Anhäufung ohne Ordnung, ohne Plan, ohne Einheit. Nur solche Gegenstände, die eine Anordnung der Theile zulassen, fördern in Wahrheit die formelle Bildung; und nur dann, wenn solche Unterrichtsgegenstände auch wirklich so behandelt werden, daß sie dem Schüler aus den Theilen das Ganze offenbaret, findet die formelle Bildung wirklich statt. Alle rhapsodischen (d. i. abgerissenen) Kenntnisse verflachen den Geist, weil er sich bei ihnen keines Zieles bewußt wird; sie verwirren ihn, eben weil sie sich ohne Ordnung anhäufen; sie nützen ihm nichts fürs Leben, weil er sie nicht anzuwenden weiß. Das Streben nach Einheit der Erkenntniß erwacht sehr bald in dem Schüler und ist ihm so natürlich, daß ein ausgezeichneter Pädagog warnend räth, das Kind unter geordneter Disciplin zu halten, damit es „keine Mittelstufe überspringe, und unbekümmert auf das Entfernte übergehe." Es sind die schlechtesten Schüler, ungeordnete, verworrene Köpfe, die gerne Kenntnisse auf Kenntnisse häufen, und ihr Gedächtniß vollspeichern, wie ein schlecht geordnetes Magazin; wogegen nicht selten gerade die besten Schüler deswegen für stupide gehalten werden, weil sie sich sträuben, ihren Geist mit bloßen Aggregaten vollpfropfen zu lassen. Denn „der Mensch liebt Uebersicht und Ordnung, Maß und Grenzen; er schweift ungern ins Unbestimmte, Unbegrenzte; er ermüdet leicht auf unbekannten Wegen und verzagt auf Bahnen ohne Ziel." Es gibt nur Eine wahre, den Gesetzen des Geistes angemessene Methode, künstlich, durch Unterricht und Einheit bei dem Lehrling mitzuwirken. Und diese Eine Methode ist: vom Einzelnen und Vielen, als der breiten Basis, zur Einheit des Prinzips all-

mälig aufsteigen, und in einzelnen kleinen Kreisen, die der Lehrling bald zu überschauen vermag, das Eine in dem Vielen finden, und dann wieder das Eine in dem Vielen suchen und lehren."

Wie diese Eine Methode bei den einzelnen Unterrichts-Gegenständen praktische Anwendung findet, habe ich 1851 mittelst abgehaltener Vorlesungen zu beleuchten und zu beweisen gesucht; für dieselben wünsche ich nun einen gebildeten Lesekreis zu gewinnen; deshalb erlaube ich mir, auch solche öffentlich erscheinen zu lassen. Der hochverehrliche Lehrerstand wird aus dem Ganzen leicht ersehen, welches feste Fundament ich in meiner Elementarklasse für den ganzen Unterricht in der Volksschule und zwar in formaler, wie in materialer Rücksicht lege. Die Elementarklasse ist eigentlich die Stammklasse, sowie der Kursus des in ihr zu ertheilenden Unterrichtes der Stammkursus für alle folgenden genannt werden kann. Die beziehungsweise Wichtigkeit dieser Klasse leuchtet daher von selbst ein; denn was für Früchte kann ein Baum hervorbringen, der schon im Stamme verdorben ist? Es hat auch noch keinen umsichtigen, erfahrnen Schulmann gegeben, der es geleugnet hätte, daß von dem innern Zustande dieser ersten Schule das Gedeihen des ganzen übrigen Schulunterrichtes abhängig sei. Alles liegt daran, daß das Kindergemüth gleich beim Anfang in seiner innersten Tiefe, bei seiner Wurzel gefaßt werde. Geschieht das nicht, so bekommt nicht nur die keimende Kraft im ersten Treiben eine falsche Richtung, sondern es erhält auch die Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit gleich Anfangs eine so reichliche Nahrung, daß sie in der Folge der gründlichste Unterricht nur selten mehr vertilgen kann, und dem Mechanismus im Denken und Thun Thür und Thor geöffnet ist. — Wer ein haltbares Gebäude des Unterrichtes aufführen will, dem muß vorerst die unterste Schule im Bezug auf das, was in ihr geleistet werden soll, in ihrer ganzen Bedeutung und Wichtigkeit erscheinen."

Bei meinen zahlreichen, pädagogischen Reisen durch alle Länder Deutschlands besuchte ich vorzugsweise diejenigen Schulen, in welchen Anfangs-Unterricht erheilt wird. Manche schöne Errungenschaft, aber auch manches Kunststück lernte ich dabei kennen; in keiner fand ich den Unterricht genau so ertheilt, wie oben gefordert ist. Mein Streben ging stets dahin, solchen Forderungen nachzukommen. Innerhalb einer 51jährigen Dienstzeit und eines, Gott sei Dank! fast eben so langen durch keine Krankheit gestörten Schulhaltens, wie auch auf meinen weit ausgedehnten pädagogischen Wanderungen und in Folge der dabei gemachten Bekanntschaften mit vielen hochgeachteten Schulmännern und Schulfreunden, hatte ich Gelegenheiten genug, um das Band aufzufinden, welches die Theorie mit der Praxis einigt. Ich las auch viele Schulschriften und ließ selbst so manche mittelst Druck erscheinen, hielt sorgfältig Schule und machte dabei einerseits viel freudige, aber andererseits auch manche bittere Erfahrungen. Die thatsächlichsten Beweise in meiner Schule, daß ich mich nicht auf unnatürlichen Wegen befinde, und das Pflichtgefühl hießen mich auf der eingeschlagenen Bahn fortzuwandeln und die Hindernisse nicht zu scheuen. Gegner, welche eigentlich sehr oberflächliche Urtheile über mein praktisches Wirken aussprachen, blieben stets nur an der Außenseite stehen. Im festen Vertrauen auf meine gute Sache versäumte ich jedoch, sie zu Schulbesuchen einzuladen und hoffte, durch meine gefertigten Lehrbücher für den Anfangs-Unterricht sie zu gewinnen, aber auch dies wollte mir nicht gelingen. Je ernster ich aber das Schulehalten behandelte, desto entfernter hielten sie sich.

Mein innerer Zuruf heißt mich treu der erkannten Wahrheit zu bleiben und so fortzuwirken. Mögen Tadler mein Verfahren eckig finden; meine verehrlichen Zuhörer bei den Vorlesungen und die Eltern, deren Kinder meinen Unterricht genießen, geben mir tausendfache Beweise, daß ich nicht ab-,

sondern unterrichte, und weshalb meine Schüler Freude zum Lernen und Lust zur Arbeit bekommen.

Freunde des Unterrichtes, denen ich auch einzelne Bruchstücke aus erwähnten Vorlesungen in neuerer Zeit mitgetheilt habe, forderten mich zur Herausgabe derselben um so ernstlicher auf, indem, wie sie hinzufügten, ich damit unendlich viel Gutes bewirken könne. Ich folge dieser Aufforderung und der geneigte Leser wolle vorläufig aus dem Inhaltsverzeichnisse entnehmen, was ich bieten will:

Erster Vortrag. „Der Mensch, das herrlichste Meisterwerk des Schöpfers in seiner Glorie, auch in seiner ersten und zweiten Entwicklungsperiode auf der Erde. Der Anfangs- auch lückenlosfortschreitende, ineinandergreifende Unterricht in Schulen. Die Volksschule. Schriften zur Förderung derselben. Die Schullehrer-Seminare und die Lehrer an solchen. Das Schulehalten. Herzens- und Verstandes- oder Geistes- und Willensbildung. Wer gescheid zu fragen versteht, bekommt gescheide Antworten. Die Grundbegriffe oder die erste Stufe des Religions-Unterrichtes. Drei Erzählungen, oder: Was der Mensch säet, das wird er ernten u. s. w. Tagebuch über Fortgang und Fleiß im Lernen, sittliches Betragen 2c. Schuldisciplin.

Zweiter Vortrag. Bildung moralischer Grundbegriffe in vierzig Pensen. Ueber Schulbesuch und über Erziehung der Großen von Kant. Was wir unsern Schulmeistern zu danken haben, von Dr. Mager. Ueber Belohnung der Lehrer.

Dritter Vortrag. Die Elementarschule von Niethammer. Der Sprachunterricht. Die Schreib-Leselehre.

Vierter Vortrag. Die große Armee von Dr. Braubach. Einiges über die Lautlehre unserer Sprache.

Fünfter Vortrag. Wie Kinder zu einem Wort- und Sprachreichthum gelangen. Einige beherzigungswerthe Worte hierüber von Dr. Pöhlmann und Dr. Krug. Aufsatzübung in der Volksschule.

Sechster Vortrag. Aufgewecktheit und Lebendigkeit der Kinder in Schulen. Pädagogische Aussprüche. Ueber Beschäftigung der Kinder von Frau Rahel. Schönschreibe-Unterricht.

Siebenter Vortrag. Musterschulen. Der Rechen-Unterricht.

Achter Vortrag. Die höchste Angelegenheit des Staates. Gemeinnützliches. Geschichte und Geographie.

Neunter Vortrag. Gesang-Unterricht in Schulen.

Zehnter Vortrag. Rückblick auf den gesammten Lehrstoff für Volksschulen. Dr. Mager über methodische Behandlung desselben. Der Diamant. Der Schule Herrlichkeit. Die Wichtigkeit des Lehrerstandes. Schlußworte.

Möge das Kleine nicht gering geachtet werden, es bewahrt die Keime des Großen!

Möge mir aber auch vielseitige Unterstützung zur Herausgabe dieser Vorlesungen zu Theil werden. Gerne wäre ich auch bereit, solche auf Verlangen unentgeltlich öffentlich wiederholt abzuhalten. Um aber die Anschaffung derselben den Freunden des Unterrichtes zu erleichtern, schlage ich den Subscriptionsweg ein und bitte um vielfache Namensunterschriften, und dem Ueberbringer der gedruckten Vorlesungen dafür 48 kr. einzuhändigen. Wollten aber edle Herzen im Vertrauen auf die gute Sache pränumerando verfahren, so würden sie mich einer kleinen Sorge entheben.

So seien denn dem Günstigen diese Blätter zu ruhiger Beurtheilung getrost in die Hände gelegt! Er kann großentheils sattsam daraus entnehmen, wie ich lebte, litt und stritt. Er wird finden, daß er es mit einem überzeugungstreuen Manne zu thun habe, der sich nicht scheute, auf der Stechbahn des Lebens für die edle Dame Wahrheit eine Lanze zu brechen, in dem noch immer ein Herz schlägt, das in frommen Gluthen für Gott und König und seinen Pflichtenkreis wallt. Er wird einem Charakter begegnen, der den Eifer für seine erhabene Sache mit schweren Opfern bezahlte, auf einen Freund gerader Pfade wird er stoßen, der jede Krümmung mied. Einen Verehrer des Friedens mag er gewahren, der nie den Fehdehandschuh hinwarf, aber den geworfenen bescheiden aufhob und dann ehrlich seine Sache verfocht.

Zusatz des Herausgebers: Am 8. Juli 1858 fand in Nürnberg ein Fest statt, das auf seine Gesammtheit gesehen, sich so herrlich und geisterhebend herausgestellt hat, daß es bis jetzt in der vaterländischen Lehrerwelt beispiellos dastehen durfte — es war dies das Fest der 50jährigen Amtsjubelfeier des Lehrers W. A. Schultheiß; am 12. September dess. Jahres wurde er durch die Gnade Sr. Majestät des Königs mit der Ehrenmünze des Ludwigs-Ordens in feierlicher Weise decorirt. Siehe Repertorium der päd. Journalistik XII, 5. Seite 496 von Dr. Heindl.

Außer den oben angeführten Schriften hat Schultheiß noch folgende herausgegeben:

Bei Riegel und Wießner in Nürnberg ist in Kommission erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

1) Das Schulehalten im XIX. Jahrhundert oder vom Element an lückenlos fortschreitender in einander greifender Unterricht für 2080 Lehrstunden in der Volksschule. 97 Bogen. gr. 8. 4 Rthlr.; oder gegen Baarbezug beim Herausgeber zu 2 fl.

2) Lernbuch zu dem Anfang in der deutschen Sprache für Schule und Haus. Vierte, verbesserte und vermehrte Aufllage. 1847. Die fünfte Auflage wird nächstens erscheinen.

Basilius Schwarz,

quiesc. königl. II. Inspektor des Schullehrer-Seminars für Schwaben und Neuburg*) in Dillingen.**)

Mein Geburtsort ist Söflingen bei Ulm. Daselbst ward ich am 28. im Dez. 1777 glücklich in die Welt herein gehoben. Mein Taufname war Johann Nepomuk. Mein Vater war Klosterarzt daselbst, (Ord. St. Clarae, nebst einem Franziskaner-Hospitium) — und hielt

---

*) Bekanntlich sammelt Hr. Dr. J. B. Heindl Biographieen von Schulmännern älterer und neuerer Zeit, und gibt sie im Drucke heraus. Mir wäre es nie in den Sinn gekommen, mich unter jene Männer zählen zu lassen und damit meine Selbstbiographie zu rechtfertigen, wenn nicht Hr. Dr. Heindl mich dazu öfters aufgefordert und öfters und wiederholt darum ersucht hätte.

Diese Erklärung[1]) voraus gesetzt, gehe ich nun daran, meine Selbstbiographie zu verfassen.

Basilius Schwarz.

**) Seit Herbst 1842 in Lauingen.

1) Wird hiemit bestätigt vom Herausgeber.

sich seine eigene Apotheke. Als es im Rathe der Eltern beschlossen war, mich studiren zu lassen, hatte ich täglich einen Spaziergang nach Ulm zu den Wengen (Kloster) zu machen, um dort mit der „Prinzipi" zu beginnen. Dieses Aus- und Eingehen hatte jedoch bald ein Ende, und ich ward nach dem Benediktinerkloster Wiblingen gethan. Rhetorik und Poesie aber absolvirte ich in dem Benediktiner-Kloster Elchingen.

Jetzt kam die Zeit der zu treffenden Standeswahl heran. Ich wäre gern und zwar in Elchingen Benediktiner geworden; allein der Hr. Prälat erklärte, daß nicht mehr in das Noviziat aufgenommen werde, bis nicht die gegenwärtigen Fratres alle Studien absolvirt hätten. Dies aber abzuwarten, ging mir zu lange her. Ich entschloß mich also, Franziskaner zu werden. Und dieser Entschluß hat mich bis auf den heutigen Tag noch nicht gereut. Gegen 18 Jahre alt kam ich in Augsburg in das Noviziat. Die Vorträge über Philosophie und Physik schlossen mit einer öffentlichen Disputation. Ich kann oder vielmehr — will mir keine Mühe geben, die Eitelkeit zu überwinden, jene Disputationsanzeige hierher zu setzen. „Theses ex universa Philosophia selectae, quas in Conventu Augustano FF. Minorum S. Francisci recollectorum Praeside P. Clemente Bitschnau Philosophiae L. O. defendent Religiosi Fratres Eusebius Aufheimer, Basilius Schwarz, Marius Durenberger ejusdem Ordinis. 8. Maj. 1798. In Passau hörte ich die Theologie und Moral. Auch diese Studien wären nach 3 Jahren mit einer öffentlichen Disputation, wobei ich auch wieder betheiligt war, geschlossen worden, hätten nicht die damaligen Kriegsereignisse einen Strich durch die Rechnung gemacht. Die vorbereitete Disputation unterblieb also.

Ich wäre nun nach Lechfeld ad jus Canonicum (Kirchenrecht) gekommen, wäre nicht der damalige Pater N., Organist im Kloster zu Rastatt, ein Emigrant, in sein Vaterland — Frankreich — zurück gekehrt. Diese Lücke auszufüllen war aber kein anderer Organist verfügbar als eben ich, meine Wenigkeit. In Rastatt verlebte ich anderthalb Jahre. Daselbst hielt ich auch — aushilfsweise — meine erste öffentliche Predigt, die für mich glücklicher ausfiel, als meine letzte in München. Wovon weiter unten. In dem schönen, weinreichen Rastatt wäre ich gern noch länger geblieben; allein ich erhielt einen obrigkeitlichen Ruf nach Augsburg als Repetitor Philosophiae. Kaum aber hatte ich begonnen, an mir selbst zu prüfen, „quid valeant humeri, quid ferre recusent," da erhielt ich unerwartet ein Schreiben von meinem Bruder Pater Albert in Salzburg. Darin machte er mich aufmerksam auf die nahe bevorstehende Säkularisirung der Klöster in Bayern und Schwaben, und stellte an mich die Frage, ob ich in Zukunft lieber ein Landpfarrer werden oder Franziskaner bleiben wolle. Im zweiten Falle brauche ich nur nach Salzburg auszuwandern, denn daselbst hätten die Klöster schon die Versicherung ihres ferneren Bestehens. — Salzburg! und dort

leben und wirken mit meinem Bruder unter Einem Dache! Dies machte mir die Wahl leicht. Ein Brief an den P. Provinzial, — und seine Genehmigung lobte (leichtverständlich) meinen Entschluß.

In Salzburg angekommen, was war nun mein Beruf, mein Geschäft? Versteht sich von selbst — die Seelsorge; sodann die wochenweise Theilung der Geschäfte in Beziehung auf Orgel und Chorregenterei zwischen meinem Bruder und mir; endlich — und wozu man mich ausschließlich am besten brauchen konnte — die wieder herzustellende Kornsammlung (unter Hieronymus Colloredo verboten, vom Erzherzog Ferdinand wieder erlaubt). Am nächsten ganzen Oktober war ich also auf dem Lande umher, um für das Kloster selbst, für arme Studenten, für arme Familien und reisende Handwerksbursche Korn — tägliches Brod — zusammen zu betteln. Diese Rundreise war mir hauptsächlich darum lieb und erwünscht, weil ich dabei in so viele Pfarreien und Vikariate kam, und dadurch auch mit so vielen Pfarrern und Vikaren, ihren Kooperatoren und Koadjutoren, wohl auch Dekanen bekannt wurde. (Die zuletzt Genannten in Teisendorf, Tittmoning, Kestendorf, Mattsee, Seekirchen. Bergheim.) Das waren mir selige Tage ꝛc. ꝛc.

So lange der Erzherzog und Kurfürst Ferdinand Salzburg besaß, war die Franziskanerkirche Hofkirche mit einem Hofbischofe. Als aber anno 1805 der Herzog Würzburg erhielt und Salzburg an Oesterreich kam, hörte die Hofkirche auf, die Pfarrkirche aber blieb. Bald nachher verließ uns der bisherige Hofprediger, und erhielt eine Anstellung als Pfarrer im Schwabenlande, ich aber ward zum Pfarrprediger ernannt. Als solcher hatte ich zehn Jahre lang jährlich 77 Predigten, Sonntag-, Feiertag- und Fastenpredigten (11 Fastenpredigten an je zwei Wochentagen). Nun traf aber unvermuthet ein kaiserliches Dekret ein, welches die Pfarrkirche auch noch aufhob, und die 8½ Uhr- sammt den Fastenpredigten verstummen machte. — Bald darauf erschien in unserm Kloster ein kaiserlicher Kommissär, der uns die Nothwendigkeit vorstellte, uns mit einer österreichischen Provinz zu vereinigen, da die schwäbischen Klöster alle aufgehoben seien, ohne welche Verbindung uns nichts anderes bevorstände, als allmählig auszusterben. Wir wurden der zunächst gelegenen Tyroler-Provinz einverleibt.

Ich sah nun aber bald ein, daß das Leben in der Tyroler Provinz nicht das Leben in der schwäbischen (einst Straßburger-) Provinz sei. Abgesehen von allen übrigen Verschiedenheiten berühre ich nur jene in der Kleidung, — Abwechselung vermittelst zweier Habite? Reinlichkeit?? Oh! Anstatt dessen zeigte uns unser Schneiderbruder (Frater N.) Etwas, worüber ich ausrief: „Nein! da bleibe ich nicht, ich gehe fort." Ein alter, ernsthafter Pater — Jubilarius — erwiederte hierauf: „Der P. Basilius thut recht, wenn er geht; ich ginge auch, wenn ich nicht zu alt wäre." — Vom österreichischen Kaiser

und Erzbischof erhielt ich ohne Anstand die Entlassung, und vom bayerischen Könige und Bischofe ohne Anstand die Aufnahme.

Gewissen einflußreichen Herren zu lieb, um ihnen ihr Urtheil über meine Persönlichkeit zu erleichtern, setze ich ohne Bedenken das Zeugniß hierher, das mir bei meinem Austritte aus dem Kloster mit auf den Weg gegeben wurde: „Zeugniß. „Der Vorsteher des unterzeichneten Klosters ertheilt dem V. P. Basilius Schwarz äußerst ungern ein angesuchtes Zeugniß; theils weil selbes, geschrieben von der Feder eines Bruders, leicht einer Partheilichkeit beschuldiget werden könnte, theils weil nach eintöniger Stimme des ganzen Convents wir beim Austritte desselben, und bei ohnedies geringem Priesterpersonale ein sehr brauchbares Mitglied, einen Mann von vielen Talenten, einen guten Prediger, einen geschickten Orgelspieler und einen fleißigen Priester in der Seelsorge, der sich durch 17 Jahre seines hiesigen Aufenthaltes durch sittlich-gutes Betragen allgemein beliebt gemacht hat, vermissen werden. Doch, da der Bittsteller sein Glück und Fortkommen in einem andern Wirkungskreise zu suchen strebt, so empfiehlt ihn Unterzeichneter allen Höchsten und Hohen Stellen auf das höflichste zu Huld und Gnaden.

Geschrieben im Franziskaner-Convent zu
Salzburg den 20. Hornung 1820.

P. Albert Schwarz,
(L. S.) d. Z. Quardian mppr.“

Nun kam der Augenblick heran, die Kutte mit dem Weltpriester-Kostüm zu vertauschen, und so ausstaffirt reiste ich nach Augsburg ab. Meine erste Anstellung war: Kaplan in dem großen und schönen Marktflecken Schwabmünchen. Ich war zwar nie an einer Schule angestellt; aber gelesen hatte ich gar viel über Volksschulwesen und Erziehung. Darum war ich auch gern, so oft ich konnte, in der Schule, und die damaligen tüchtigen Lehrer hatten nichts dagegen und ließen mich gewähren. Vielleicht empfahl mich dies bei dem Distrikts-Schulinspektor, daß er mir das Abhalten der Schullehrer-Conferenzen — über Schulfach und Orgelspielen — übertrug. — In jene Zeit fiel der Pfarr-Konkurs, der in Augsburg abgehalten wurde. Ich machte ihn auch mit, und ward der dritte unter 25 Theilnehmern.

Im Jahre 1824 wurde in Dillingen ein Schullehrer-Seminar errichtet, und Herr Xaver Heindl zum ersten und ich zum zweiten Inspektor daselbst ernannt. Die Anzahl der Seminaristen — 48 bis 50 — theilte sich in zwei Curse. Für beide Curse trafen mich: Religionslehre, biblische Geschichte, Erklärung der sonntäglichen Evangelien, sonn- und feiertägliche kurze Predigten, wobei jedoch nur die Seminaristen zugegen sein durften, weil die Moral des Abgehandelten immer auf sie, ihren Beruf, ihre jetzige und zukünftige Lebensweise u. s. w. angewendet wurde; zudem noch Unter-

richt im Generalbasse, weil Hr. A. Schmid als Klavierlehrer schon zu sehr in Anspruch genommen war. — Im ersten Curse traf mich: Sprachlehre, Naturgeschichte, Vaterlandsgeschichte, Geographie, Technologie. — Die Religionsgegenstände und den Generalbaß ausgenommen, hatte ich mich mit all' jenen Lehrgegenständen noch nie ex professo (berufsmäßig) abgegeben. Jetzt erst mußte ich mir aus einer Menge Bücher das Brauchbarste und Nützlichste zusammen klauben, um es zum Vortrage zu bringen. Für den Schlaf blieb mir wenig Zeit; gewöhnlich von 11—12 bis 4 Uhr. Begreiflicher Weise machte sich Alles von Jahr zu Jahr leichter. Als ich aber im sechsten Jahre am Besten daran zu sein glaubte, da fiel wie aus heiterm Himmel ein Blitzstrahl auf mich herab, der zwar nicht zündete, jedoch meine Existenz einstweilen erschütterte und baufällig machte. Es war vor der Hand ein kalter Streich. Und was war es denn? Es war ein kgl. Regierungserlaß vom Oberdonaukreise (vom 16. März 1829 Nr. 774) her an mich, worin ich den Auftrag erhielt, alle meine Hefte über Religionslehre, über die Evangelien, biblische Geschichte und meine Predigten unverweilt an die kgl. Regierung einzuschicken. Dies that ich unterm 19. März 1829 mit der Erklärung, daß ich mich für Religionslehre und biblische Geschichte keines geschriebenen Heftes bediene; hier sei alles buchstäbliche Auswendiglernen und Daherplappern verpönt, u. s. w., übrigens sei die Grundlage für diese beiden Gegenstände der Augsburger Katechismus und Chr. Schmid's biblische Geschichte.

Es ging lange her, bis ich endlich mein Eingeschicktes nach wiederholten Vorstellungen zurück erhielt. Ich wußte nun nicht, wozu während dieser Zeit meine eingeschickten Schriften dienen mußten; ich wurde es aber nach langer Zeit noch früh genug inne. Die k. Regierung des Oberdonaukreises (Präsident war damals Hr. Fürst Ludwig v. Wallerstein, Schulrath Hr. Dr. J. v. Ahorner) überantwortete meine abgegebenen Schriften dem bischöflichen Ordinariate in Augsburg (Bischof daselbst war Hr. A. Riegg). Dort wurden aus meinen paar Heften Auszüge gemacht, einzelne Stellen, einzelne Ausdrücke und Wörtchen annotirt, um sie als Anklagepunkte mir zur Verantwortung vorzulegen. Allein dies reichte noch nicht hin. Es erging also die Weisung an nahe und ferne Schulinspektionen, von ihren untergebenen Schuladstanten (Gehilfen), die ehemals meine Schüler waren, zu verlangen, jene ihrer Hefte, die Religionsgegenstände abhandeln, an sie einzuschicken. Die Schulinspektoren übermachten nun treu gehorsamst die abgelieferten Haufen von Heften an das Titl. Ordinariat in Augsburg. Nun wurden daselbst aus den in's Reine geschriebenen ehemaligen sogenannten Schmierheften einzelne Sätze, Ausdrücke, einzelne Wörtchen ausgehoben, und an mich immer die Frage gestellt, ob ich das gesagt und so gesagt habe, ob das meine Ansicht sei, ob u. s. w. Diese Anklagepunkte wurden mir dann zur Beantwortung resp. Verantwortung von der geistlichen

Stelle unterm 19. August 1829 zugeschickt. Der Hauptpunkte waren 42; aber beinahe jeder Hauptpunkt hatte noch etliche Nebenpunkte nach sich. Meine Antworten waren entweder: Ja, dies ist richtig gegeben, wie ich es vortrug ꝛc., oder: dieses Wortes habe ich mich nicht bedient; dies ist falsch aufgefaßt; es geht Etwas ab, — so muß es heißen; — es ist zu viel gesagt, zu grell u. s. w. Diese meine Verantwortung gab ich nun an die geistliche Stelle in Augsburg am 29. September 1829 ein.

Dies ging vor sich im Jahre 1829, und im Jahre 1830 im Monate Mai war von einer Entscheidung noch nichts zu vernehmen. Ein hoher Herr äußerte sich deßhalb gegen mich, „es werde wohl der ganze Prozeß niedergeschlagen und ad acta gelegt werden." Es war aber dem nicht so. Im Juni traf eine kgl. Entschließung (vom 13. Juni 1830 Nr. 19225) ein, die meine Quieszirung aussprach. — Sollte ich nun das Seminar sofort verlassen? Dadurch hätten die Seminaristen beider Curse den noch rückständigen Unterricht in den treffenden Lehrgegenständen für circa drei Monate verloren. Ein Lehrer konnte ja doch nicht zwei Cursen Lektionen ertheilen. Ich entschloß mich also, zu bleiben bis an's Ende des Schuljahrs. Diesen meinen Entschluß theilte ich Hrn. Inspektor Heindl mit, der ihn auch sogleich an die kgl. Regierung gelangen ließ. Diese hatte nicht das Geringste dagegen einzuwenden, genehmigte vielmehr mit Vergnügen meinen Entschluß. Ich blieb also und lehrte in allen Gegenständen wie zuvor — bis hin auf etliche Tage vor der Finalprüfung. Um dem Hrn. Schulrathe nicht Komplimente machen zu müssen, reiste ich ab — nach Salzburg. Daselbst brachte ich drei Monate zu, und zwar zum Besten des Seminars. Wieso? Ich ersuchte nämlich die Titl. Hrn. Chorregenten, mir zu erlauben, von ihren Kirchenmusikalien Abschriften zu nehmen, um die Seminarkapelle damit zu bereichern. Mit der größten Bereitwilligkeit erfüllten sie meine Bitte. So schrieb ich denn ab 29 größere und kleinere lateinische Messen von Michael Haydn,*) Mozart, Gatti, Kracher, Adlgasser, Eberlin, Caldara, Fux u. s. w. — ferner: deutsche Messen, Litanien, Tantum ergo, Offertorien, Predigtgesänge.

Endlich nach drei Monaten ward ich in meinem Eifer zu sammeln unterbrochen, indem ein kgl. Regierungs-Reskript vom 7. Nov. 1830 Nr. 1407 an mich gelangte, das mir in München die Kaplanei am dortigen kgl. Damenstifte übertrug. — Ich kam nach München, reichte meine Dimissorialien aus der Augsburger Diözese an das erzbischöfliche Ordinariat ein, bat um Ertheilung der cura animarum (Beichtstuhl ꝛc.), wiederholte diese Bitte, erhielt aber keine Antwort darauf. Ich tröstete mich damit, daß in der ganzen Damenstiftskirche und in der Sakristei derselben kein Beichtstuhl angebracht

---

*) Im Kirchenstyle übertrifft ihn Keiner. Michael H. wird — meines Wissens — nur in Salzburg würdig verehrt.

war. Ein Zeichen, daß man hier auf das Beichthören nicht eingerichtet sei. — Nach ein paar Jahren wurde mir eine kleine, mir aber sehr liebe geistliche Arbeit zu Theil. Der Katechet für zwei deutsche Schüler-Klassen erkrankte, und ersuchte mich, diese Katechesen zu übernehmen (für die Größern in der Damenstifts- für die Kleinern in der Kreuzkirche). „Sehr gern! Mit Vergnügen!" Den Größern sagte ich gleich Anfangs: „Leset fleißig in dem Katechismus, und merket euch, was ihr gelesen habt. Wenn wir aber hier zusammen kommen, so dürfet ihr mir meine Fragen nicht buchstäblich so beantworten, wie es im Katechismus steht, sondern mit euern eigenen Worten — dann weiß ich, daß ihr das verstehet, was im Katechismus steht u. s. w." Die Burschen verstanden mich, und unser Religionsunterricht ging vor sich in der Gestalt eines Gespräches, eines Diskurses. Im nämlichen Ton und Styl katechisirte ich denn auch in der öffentlichen Prüfung, und wahrhaftig! die jungen Leute machten sich und meiner Methode die von mir erwartete Ehre. Der Herr Schulinspektor sagte mir nachher, er habe nach der Katechese einen Hrn. Magistrats-Rath zum Andern (von der Prüfungs-Commission) sagen gehört, wie ihm diese Katechese so wohl gefallen habe; das ewige buchstäbliche Herabplappern der Worte des Katechismus habe er schon oft genug gehört, daß aber die Schüler auch verstehen, was da steht, das haben sie dadurch bewiesen, daß sie es mit ihren eigenen Worten zu sagen wußten u. dgl. m. Das geistliche Mitglied in der Rathsversammlung für Schulsachen machte nachher den Vorschlag, diese Katechesen einem jungen Geistlichen zu übertragen, um ihm Gelegenheit zu verschaffen, sich im Katechisiren zu üben. Dagegen konnte nun freilich nichts eingewendet werden. Aber ich begab mich einmal zu einer solchen Katechisation, um zu sehen und zu hören. Allein es litt mich nicht lange; ich entfernte mich und seufzte: O Magistrats-Rath!!

Im Jahre 1841 predigte ich am St. Anna-Feste wie gewöhnlich (Patrocinium). Diese Predigt aber wurde mir von dem Titl. Erzb. Ordinariate abgefordert. Nach sechs Monaten bat ich um ihre Zurückgabe; bekam aber weder Predigt noch Antwort. Nach neun Monaten erhielt ich mein Manuscript und Eigenthum zurück. Aber die Art und Weise, wie ich meine wiederholte Bitte aussprach, nahm die Oberhirtliche Stelle sehr ungnädig auf. Auch wurde mir bekannt gegeben, daß man meine Predigt „aus Schonung" bei den Akten behalten hätte, (warum wurde mir das nicht vor drei Monaten gesagt?) — weil ich aber die Rückgabe so ungewöhnlich energisch, „so ungeziemend, und auf so unpassende Weise" forderte, so wurde auch zugleich das Urtheil über die ganze Predigt ausgesprochen. — Der Hauptgrundsatz darin und die Erklärungen darüber seien falsch und antikatholisch, und die indifferentistische Tendenz gehe durch die ganze Predigt hindurch, was die oberhirtliche Stelle veranlasse, mir für die Zukunft das Predigen ganz zu unter-

sagen (jetzt also ohne Schonung —!). Im Vorbeigehen gesagt: ich habe in meinem Leben 1500 Mal ohne Vorwurf gepredigt, diese meine letzte Predigt ungerechnet.)

Nun wird aber der verehrliche Leser doch auch wissen wollen, was denn der Hauptinhalt dieser fatalen Predigt gewesen sein müsse. Der Hauptinhalt war:*) I. Erklärung des bekannten Ausdruckes: der katholische Glaube ist der allein seligmachende Glaube. II. Aber so verstehen das nicht alle katholischen Christen. — Soll ich nun die ganze oder halbe Predigt hieher setzen? Dazu ist hier nicht Ort und Raum. Aber einen Nebenumstand will ich hieher setzen, der über das Ganze ein großes, helles Licht zu verbreiten geeignet ist. Die über diese Predigt ergangene Censur trifft nicht so fast mich, als vielmehr einen Andern. Nämlich alles in meiner Predigt Verworfene ist genommen aus der „Theologisch-praktischen Monatsschrift zunächst für Seelsorger, (oder wie es in der Fortsetzung heißt,) für katholische Geistliche, herausgegeben in Linz." Im 5. Jahrgange, 1. Bandes erstem Hefte steht die kurze Abhandlung: „der wahre Sinn des Ausdrucks: allein seligmachender Glaube." Die ganze Anordnung der Predigt und alle Erklärungen im Einzelnen sind wörtlich abgeschrieben. Sind also in meiner Predigt falsche, antikatholische und indifferentistische Grundsätze enthalten, so habe ich sie aus der Linzer Monatschrift geschöpft. Zwar weiß ich wohl, daß ein katholischer Prediger nicht Alles, was er in Büchern findet, ohne eigene Prüfung auf die Kanzel bringen darf. Aber dem sel. Freindaller, Dechant in Vöcklabruck, unter dessen Redaktion jene Zeitschrift erschien, traute und traue ich auch jetzt noch so viel zu, daß ich mich auf seine Katholizität verlassen könne. Ich habe auch nie gehört oder gelesen, daß jenen Blättern Akatholizität, Irrthum, falsche Grundsätze und Indifferentismus vorgeworfen worden wären. Vielmehr — in welchem Ansehen, in welchem guten Rufe stand jene Monatschrift, so lange sie fortgesetzt wurde! Dafür zeugen die Titl. Hrn. Abonnenten, die sich dieselbe hielten, — Bischöfe, Domherrn, geistliche Räthe, Doktoren und Professoren, Dekane, Pfarrer u. s. w. Besonders empfahlen sich junge Geistliche bei ihren Obern, wenn sie von ihrem wenigen Gelde Etwas für die Anschaffung dieser Zeitschrift hingaben, indem des Wissenschaftlichen, Lehrreichen, Nützlichen und Anwendbaren darin so Viel ist. Diese Vorstellung, dieser Entschuldigungsgrund blieb unberücksichtigt. — Nun ergriff ich auch noch die Appellation an das Erzb. Metropolitangericht. Eine weitschichtige Schreiberei hin und her! Und was bezweckte ich? Nichts. —

Wie freute es mich, als ich eilf Jahre später eine Predigt las, die das Nämliche enthält, was die meinige, nur noch auffallend deutlicher. Diese Predigt kommt vor im „katholischen Volksfreund,"

---

*) Veranlaßt durch das festtägliche Evangelium: „Jesus fragte seine Jünger: Habt ihr nun dieses Alles verstanden? Ja, antworteten sie." Matth. 13, 51.

redigirt von Hrn. Westermayer, d. Z. Prediger bei St. Michael in München. Die Eintheilung ist folgende: I. Theil: Man kann den wahren Glauben haben, und doch zu Grunde gehen. II. Theil: Man kann den wahren Glauben nicht haben, und dennoch selig werden" (die Heiden nicht ausgenommen.) Nun verglich ich nochmal meine Predigt, jene des Hrn. Westermayer und die Linzer Monatschrift mit dem, was ich vom Titl. Erzb. Ordinariat erhielt, und siehe da, ich war voll Verwunderung, voll Freude und voll der Beruhigung.

Ich war und blieb also geistlicher Vorstand einer Kirche, ohne beichthören und predigen zu dürfen. — Dieser curiosen Stellung wurde endlich dadurch ein Ende gemacht, daß sich die kgl. Regierung von da- oder dorther veranlaßt fand, mich dieser Kaplanstelle zu entheben und in den vollkommensten Ruhestand zu versetzen; und so genieße ich der Ruhe schon seit anno 1844. — Das jedoch tröstet mich, daß ich nicht zur Unthätigkeit verurtheilt bin. Eine thätige Ruhe kann ich mir ja gefallen lassen.

Ich weiß zwar nicht, was ich verbrochen habe;
Doch geb' ich mich zur Ruh', — zuletzt zur Ruh' im Grabe.

Nachtrag.

Wenn etwa Jemand wissen möchte, was ich denn im Felde der Musik durch eigene — meine Compositionen geleistet habe, dem könnte ich ein hübsches Sümmchen meiner Arbeiten in diesem Fache vorzulegen im Stande sein. Als Nachtrag zu einer Autobiographie ist eine solche Mittheilung gewiß nicht als Eitelkeit zu bezeichnen. Also ein kurzes Register hierüber: Unterricht im Choralgesange und im Generalbasse, um die Choräle mit der Orgel zu begleiten, — im Stiche herausgekommen. — Ueber Anwendung der Accorde, Uebergänge, Materialien zum Präludiren, — eine kurze Simphonie, — 2 lat. Vespern, eine davon im Stiche. — Meßlieder, Morgen- und Abend-, Tisch-, deutsche Vesper-, Begräbnißlieder u. dgl. m., größten Theils von mir, ebenfalls im Stiche heraus; — Morgen- und Abendopfer von Witschel, 56 große, vierstimmige Chöre, — zweistimmige Gesangübungen, — sechs vierstimmige und zwei zweistimmige Requiem; — drei zweistimmige Messen für Sopran und Alt, oder für Tenor und Baß; — 2 vierstimmige Messen; — Acht Gradualien oder Offertorien, vierstimmig; — eine Menge Gesellschafts- und Gelegenheitslieder und Canons u. s. w. u. s. w.

Bei den drei zweistimmigen Messen habe ich eine Neuerung angebracht, an die bisher noch Niemand gedacht hat, und die doch so alt ist, und sich so natürlich darbietet. Anstatt 50—60 Mal und noch öfter Kyrie und Christe eleison singen zu lassen, nahm ich aus dem sogenannten Staffelgebet einige der tauglichsten Stellen heraus, nämlich folgende: „Introibo ad altare dei. Adjutorium nostrum in nomine Domini, qui fecit coelum et terram. Confiteor deo omnipotenti, quia peccavi nimis cogitatione, verbo et

opere; mea culpa, mea culpa, mea maxima culpa. Ostende nobis Domine misericordiam tuam, et salutare tuum da nobis. Kyrie eleison, Christe eleison, Kyrie eleison. — Gloria und Credo bleiben. — Sanctus, Pleni, Osanna, Benedictus, qui venit etc. Osanna. Memento Domine famulorum famularumque tuarum, quorum tibi fides cognita est et nota devotio, tibique reddunt vata sua aeterno deo vivo et vero." — Nach der Wandlung: „Memento etiam Domine famulorum famularumque tuarum, qui nos praecesserunt cum signo fidei et dormiunt in somno pacis. Ipsis Domine et omnibus in Christo quiescentibus locum refrigerii lucis et pacis ut indulgeas deprecamur. — Agnus dei etc. Domine, non sum dignus, ut intres sub tectum meum, sed tantum dic verbo, et sanabitur anima mea." — Alles aus dem Canon Missae, — aus den Meßgebeten des Priesters. Warum aber das Benedictus vor-, nicht nach der Wandlung vorkommt? Weil es vom Priester vor, nicht mehr aber nach der Wandlung ausgesprochen wird. — Möchte diese Neuerung Anklang finden!

P. Heinrich Schwarz,

Conventual vom Benediktinerstift Michaelbeuren und Präfekt der Conventschule.

Schwarz H. wurde zu Saalfelden im salzburgischen Gebirgslande, am 24. April 1819 geboren, und ist der Sohn eines Landrichters in dem oben genannten Marktflecken. Sein Vater, Cornel Schwarz, geboren zu Wangen, am 24. Mai 1774, wurde von Allen, die seinen frommen Sinn, seine Rechtschaffenheit und unverbrüchliche Treue kennen lernten, geachtet und verehrt; ja, er wurde von seinem gnädigsten Landesfürsten, Max I., König von Bayern, der ausgezeichneten Dienste wegen, die jener Ihm geleistet hatte, ehrenvoller Anerkennung gewürdigt; seine Mutter, geboren zu Michaelbeuren, am 25. August 1787, heißt Theresia Fellensteiner. Sch. war erst ein Knabe von drei Jahren, als sein vielgeliebter Vater, betrauert von allen Gutgesinnten, im schönsten Mannesalter, (am 22. Nov. 1822) vom Tode hinweggerafft wurde. Seit dem Hinscheiden des unvergeßlichen Vaters suchte seine gute Mutter mit verdoppelter Mühe für sie, ihre zwölf unmündigen Kinder, zu sorgen, und sie zum Guten zu erziehen. Keine Anstrengung, kein Opfer war ihrem liebevollen Herzen zu groß; das Glück ihrer Kinder war auch immer ihr eigenes Glück. Nachdem Sch. die deutschen und lateinischen Schulen mit gutem Erfolge besucht hatte, bat er um Aufnahme in das Stift Michaelbeuren, und der selige Herr Prälat Nikolaus III., ein Mitschüler seiner seligen Großmutter, bewilligte, seine guten Studienzeugnisse berücksichtigend, sie ihm gerne. Sch. er-

hielt am 30. September 1840 das Ordenskleid, und statt des Taufnamens „Joseph" den Ordensnamen „Heinrich," wurde am Festtage des heil. Landespatrones Rupertus (24. Sept.) 1843 zur feierlichen Ablegung der Ordensgelübde zugelassen, und brachte Gott am 25. August, dem Geburtstage seiner Mutter, i. J. 1844 das erste heilige Meßopfer dar. Nach Vollendung der theologischen Studien ernannte ihn am 6. August 1845 der selige Herr Prälat zum Präfekten dieser Conventschule, wo er mit besonderer Freude an dem Wohle der ihm anvertrauten Schuljugend, und wie er hoffe, dort auch nicht ohne Segen arbeite.

Seit seinen philosophischen und theologischen Studien ist er gewohnt, seine Erholungsstunden der Abfassung von Erzählungen für die Jugend, der er mit angeborner Liebe zugethan ist, zuzuwenden. Der hochselige Verfasser der Ostereier, der hochwürdige Herr Domkapitular von Augsburg, Chr. v. Schmid, dem die Erstlinge seiner literarischen Versuche vorgelegt wurden, sprach sich darüber auf folgende Weise aus: „Es sind unter diesen Erzählungen recht viele interessante, ja wohl alle werden mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden, und ich halte sie deshalb des Druckes werth." Auch andere bewährte Jugendschriftsteller sprachen sich darüber günstig aus. Aufgemuntert durch solche nachsichtsvolle Aeußerungen gab Sch. i. J. 1850 die „christliche Kinderzeitung" (Salzburg, Duyle) heraus, die ohne sein Erwarten im ganzen österreichischen Kaiserstaate große Verbreitung fand, aber leider wegen des Hinscheidens des betriebsamen Verlegers, Ad. Lindig, und wegen anderer Hindernisse, nach Vollendung des ersten und letzten Jahrganges, geschlossen werden mußte. Im Jahre 1855 gab Sch. die kleine Jugendschrift „Kleine Lebensbilder für die liebe Jugend" (Salzburg, Druck und Verlag der Duyle'schen Hofbuchdruckerei) heraus; in dem nämlichen Jahre wurde er aufgefordert, das von dem sel. Herrn Katecheten Joh. Ev. Schmid begonnene, aber durch den unerwarteten Tod desselben (1854) unterbrochene Werk „Katechisch-homiletisches Repertorium, oder: vollständiges Auffindebuch von Erklärungen, Notizen, Gleichnissen und Beispielen, zur Erläuterung und Veranschaulichung eines jeden Katechismus. Ein nothwendiger Nachtrag zum historischen Katechismus. Schaffhausen. Fr. Hurter" fortzusetzen. Bis jetzt sind vier Lieferungen (4.—8. Lieferung) von ihm erschienen. Im Jahre 1857 erschien von ihm auch die Jugendschrift „Lehre und Beispiel," deren Ertrag zum Baue der Mariahilf-Kirche zu Leopoldskron-Moos bei Salzburg bestimmt war; hierauf folgte im Oktober des nämlichen Jahres das Büchlein: „Gute Lehren für Jung und Alt, in Erzählungen eingekleidet," und i. J. 1858 die Schrift: „Gespräche für Kinder," wovon noch ein Bändchen folgen wird. Eine größere Jugendschrift: „Erholungsstunden" betitelt, liegt unter der Presse; die Hälfte des Honorars dafür ist als kleiner Beitrag zur Errichtung des Denkmals für Chr. v. Schmid bestimmt. Endlich schrieb Sch. schon viele Auf-

säße für den Münchener Jugendfreund, Reizenbeck's Blätter für Erziehung und Unterricht, und andere Zeitungsblätter.

Wenn Sch.'s Bemühungen zwar im Vergleiche mit dem, was andere Männer gethan haben, noch gering erscheinen, so kann man doch in denselben den guten Willen nicht verkennen, mit welchem er für die liebe Jugend zu arbeiten gewohnt ist.

Dr. Robert Schumann.

Schumann R., der jüngste Sohn eines Buchhändlers in Zwickau, geb. am 8. Juni 1810, gehört zu den Repräsentanten und Beförderern der romantischen Schule, welche oft die melodiöse Anmuth und schöne Form einer excentrischen Ueberschwänglichkeit und träumerisch gigantischen, aber oft auch kränklichen Phantasie zum Opfer bringt. Von seinen Vorbildern: Chopin, Berlioz, Beethoven, Liszt, Seb. Bach, Mendelssohn, Schubert, Jean Paul und Shakespeare abwechselnd angezogen und gleichsam in einen Mittelpunkt gedrängt, mußte sich nach und nach sein großer Geist verwirren, und von einer Größe zur andern irrend unterlag am Ende der Gigant den Keulenschlägen seines eigenen Genius. Er starb, nachdem sich lange sein Geist getrübt, zu Endenich bei Bonn, am 29. Juni 1856. — Auch selbst in seiner Blüthezeit konnte er nicht zur Popularität kommen, obgleich der Kenner den tiefen Sinn stets verehren wird, der in seinen Sinfonien, Ouverturen, Streichquartetten und Quintetten und in dem Oratorium „das Paradies und die Peri“ waltet. Seine Klaviercompositionen aber brachte zur höchsten Geltung Clara Wieck, mit welcher sich Sch. auch im Jahre 1840 vermählte. Interessante Momente aus seinem Leben sind, daß er der „Allg. Musikal. Ztg.“ gegenüber 1834 die „Neue Zeitschrift für Musik“ gründete, um damit reactionären Bestrebungen entgegen zu treten und die neue Kunstrichtung eines musikal. jungen Deutschlands zu fördern, und daß er die Compositionen Franz Schubert's der Vergessenheit entriß. Nachdem er lange in Leipzig und Dresden gelebt, wurde er Musikdirektor in Düsseldorf.

Ignaz Schuster.

Schuster Ignaz, ein besonders im katechetischen Fach verdienter theologischer Schriftsteller, geb. 1813 zu Ellwangen in Württemberg, wurde 1837 zum Priester geweiht, erhielt 1841, nachdem er einige

Jahre an der lateinischen Schule zu Gmünd gewirkt hatte, die Pfarrei Treffelhausen auf der Alb. Seine Hauptschriften sind 2 Katechismen, von denen der größere bereits 32, der kleinere 28 Auflagen zählt, da sie zwar nur im Bisthum Rottenburg förmlich zu Diözesankatechismen erklärt wurden, aber weitum in Deutschland Eingang fanden, ferner ein vortreffliches katechetisches Handbuch in 5 Bänden, von denen der erste jetzt in der 3. sehr verbesserten Auflage erschienen ist; eine biblische Geschichte, deren Uebersetzung in's Polnische vom österreichischen Cultusministerium angeordnet ist und die auch im Auszug bearbeitet wird, erlebte gleichfalls rasch eine Auflage nach der andern, ebenso das von ihm mit Dr. Bumüller bearbeitete Lesebuch für Volksschulen.

Johann Georg Heinrich Christian Schwerdt,

evangel. Pfarrer zu Neukirchen bei Eisenach.

> **Motto:** „Ueberall macht das Landvolk die eigentliche Nation aus. Bildend auf den Landmann zu wirken, ist also das Größte und Wichtigste für geistige Gesundheit und Kraft eines Volkes.“

Schwerdt Georg Heinrich, ist geboren am 7. Januar 1810 zu Neukirchen im Herzogthum Gotha, wo sein Vater Dorfpfarrer war, der jedoch das aufstrebende Talent seines jüngsten und hernach einzigen Sohnes und insbesondere dessen frühzeitige poetische Versuche durchaus nicht begünstigte. Nachdem er das Gymnasium zu Eisenach und später zu Gotha besucht hatte, wo er sich bereits mit schriftstellerischen Ideen vielfach beschäftigte, widmete er sich von 1828 bis 1831 dem Studium der Theologie auf den Universitäten Jena und Leipzig und pflegte nebenbei die Cultur der schönen Wissenschaften. Während seines Aufenthaltes in Jena ward das erste seiner Gedichte in einem obscuren Blättchen, dem Camburger Wochenblatt, gedruckt. Halbvollendete Romane und einzelne dramatische Arbeiten, obgleich von dem bekannten Novellisten Ludwig Storch empfohlen, fanden keinen Verleger; dagegen engagirte Theodor Hell den jungen Studenten als Mitarbeiter an seiner „Abendzeitung,“ ohne jedoch vorerst Honorar zu zahlen. Immer neue Pläne tauchten in Schwerdt's strebsamen Geiste auf. Da es ihm aber nicht glückte, bereitwillige Buchhändler zu finden, die auf deren Verwirklichung eingingen, so hatte er nicht Muth und Ausdauer genug, dieselben durch- und auszuarbeiten, und zersplitterte seine Kräfte durch fast zahllose Beiträge in die verschiedensten Tagesblätter, wo sie bald mit, bald ohne seinen Namen erschienen. Diese literarische Thätigkeit setzte er fort, als er nach seinen Studienjahren dem alternden Vater substituirt (1833)

und nach dessen Tode zum ordentlichen Pfarrer in Neukirchen bestellt wurde, wo seine Vorfahren in gleicher Würde schon gegen 200 Jahre gewirkt hatten.

Dort lebt er noch jetzt, eines Theils seinem segensreichen, aber auch beschwerlichen Berufe (denn es gehören zu seiner Parochie vier Dörfer, so daß er in mancher Woche 12 bis 16 mal predigen muß), andern Theils literarischen Beschäftigungen und in den Musestunden seiner Familie und seinem Blumengarten. Um die Bildung seiner Gemeinde hat er sich mannigfache Verdienste erworben, so daß selbige in der ganzen Gegend hochgeachtet ist. Namentlich war er einer der ersten, der eine Volksbibliothek gründete (1838), die sich über viele Orte verbreitet hat und noch immer unter seiner Leitung wohlthätig wirkt.

Währenddeß bereicherte er nicht blos die bekanntesten Volksblätter, politische, belletristische und landwirthschaftliche Zeitungen mit seinen Beiträgen, sondern legte auch in theologische und pädagogische Journale die Ergebnisse seiner Studien und seiner Erfahrungen nieder. Außerdem ward er wiederholt veranlaßt, einzelne seiner Predigten durch den Druck zu veröffentlichen.

Nachdem er die vielbekannten Wanderungen des Wagnergesellen Döbel bearbeitet hatte, gründete er 1845 mit Herr von Pfaffenrath das „Allgemeine Volksblatt der Deutschen,“ das schon nach wenigen Wochen aus dem ursprünglichen Verlage (in Arnstadt) in die Hand von C. Niese in Saalfeld überging. Die renommirtesten Volksschriftsteller widmeten dem Blatt ihre Feder, obgleich nicht ein Pfennig Honorar gezahlt wurde. Da jedoch von Seiten der Verlagshandlung fast gar nichts geschah, dem Unternehmen eine einflußreiche Zukunft zu sichern, so gab Schwerdt, nach mancherlei Verlusten, die er dabei gehabt, im Jahre 1848 die Redaktion auch um deßwillen auf, weil ein längeres Augenleiden ihn zu wiederholten Badekuren und zu möglichster Schonung der angegriffenen Sehnerven nöthigte. Nun wirkte er zwei Jahre als Abgeordneter im Landtage des Herzogthums Gotha, nachdem er zuvor eine anonyme Schrift herausgegeben: „Luthers Stimme in den Wirren unserer Zeit.“ Darnach hat seine Feder scheinbar geruhet, bis er mit einem Oratorium hervortrat: „Die heilige Nacht,“ das Rohr in Meiningen componirte, während andere seiner Lieder von Mendelssohn-Bartholdy, Kühmstedt ꝛc. in Musik gesetzt worden sind.

Dennoch ward Schwerdt's Name erst in neuerer Zeit auch in weiteren Kreisen ehrenvoll genannt und bekannt. — Während bei J. G. Müller in Gotha aus seiner Feder „Thüringens Bäder“ (in 6 Bändchen) erschienen, von denen jetzt eine zweite Auflage vorbereitet wird, offerirte er — nachdem er schon früher eine anonyme Beschreibung von „Eisenach und der Wartburg“ herausgegeben und an dem größeren Sammelwerke: „Thüringen und der Harz“

fleißig mitgearbeitet hatte — dem unternehmenden Verlagsbuchhändler Hugo Scheube in Gotha das Manuscript seiner Volksschrift: „Schöndorf.“ Dieser ging bereitwillig auf den Verlag derselben ein und veranlaßte den Verfasser, einen Cyklus ähnlicher Volkserzählungen zu bearbeiten. Diesen Vorschlag, der ihm aus der Seele kam, verwirklichte Schwerdt mit einem so lebhaften Interesse, daß sich der Leser aus jeder Zeile von diesem Eifer wohlthuend angeweht fühlt, und gab seiner Sammlung den gemeinsamen Titel: „Beiträge zur Volkswohlfahrt in belehrenden Erzählungen.“ Bis jetzt sind vier Bände erschienen, nämlich: 1) Schöndorf, als Beitrag zur Landes- und Lebensverschönerung; 2) Jakob Biedermann, als Beitrag zur Armenpflege; 3) das dritte Gebot, als Beitrag zu einer würdigen Sonntagsfeier; 4) die Goldquelle, als Beitrag zur Hebung der Landwirthschaft. Der fünfte Band wird sich mit der Gesundheitspflege, der sechste mit den Förderungsmitteln der Volksbildung beschäftigen, u. s. f. Unter einander stehen die einzelnen Bände weder in einem organischen Zusammenhange, noch darf man — wenn man die Entstehungsweise des Unternehmens in's Auge faßt — mit dem Verfasser darüber rechten, daß er das Schöne voranstellt und darnach erst das Nützliche und Nöthige folgen läßt. Die bis jetzt erschienenen Bände sind mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen und von mehreren Staatsregierungen öffentlich empfohlen worden.*)

Da sich H. Schwerdt schon seit Jahren mit entschiedener Vorliebe der Volksliteratur zuneigte, so ging er längst mit dem Plane um, ein Organ in's Leben zu rufen, das sich die Aufgabe stellt, der Volks- und Jugendbildung als literarisch-kritischer Rathgeber in die Hände zu arbeiten. Es gelang ihm, den Verleger seiner „Beiträge“ für diesen Plan zu gewinnen, und so entstand das Centralblatt für deutsche Volks- und Jugendliteratur, das in Quartal-Heften zu 5 bis 7 Druckbogen erscheint und jährlich nur 1 Thaler (1 fl. 45 kr.) kostet. Die tüchtigsten Kräfte sind für das zeitgemäße Unternehmen gewonnen, das ohne Widerrede eine fühlbare Lücke in unserer periodischen Literatur ausfüllt und nicht blos für alle Vor-

---

*) 1. Nach Scheube's Fallissement ist der 4. Band der Beiträge zur Volkswohlfahrt bei R. Neumeister in Leipzig erschienen unter dem Titel: Die Goldquelle, oder: Der Landwirth auf dem Wege des Fortschritts.

2. Bei B. Schlicke in Leipzig erscheinen jährlich: „Geschichten zur Lehr' und Kurzweil für das Volk,“ unter dem Collectiv-Titel: „Zum Feierabend;“ und zwar jährlich in 3 Bändchen. Der erste Jahrgang (1858) führt den besonderen Titel: „Aus alter und neuer Zeit;“ die einzelnen Bändchen aber: a) Wartburgsgeschichten, b) Handwerkergeschichten, c) Daheim ist doch daheim. — Der zweite Jahrgang (1859): „Gemälde aus dem thüringischen Volksleben,“ und zwar: a) Thüringische Dorfgeschichten, b) Der Wunderdoktor Johannes Dibel in Seebach, c) Ritter und Räuber.

3. Bei G. Wigand in Leipzig: „Illustrirtes Album des Thüringerwaldes,“ dem regierenden Herzog von S. Coburg-Gotha dedicirt.

4. Von den bei J G. Müller in Gotha herausgegebenen: „Thüringens Bäder“ wird jetzt die zweite Auflage gedruckt.

5. Für 1860 wird Schwerdt bei Jakoby in Darmstadt einen Kalender für Haus- und Landwirthschaft herausgeben.

6. Endlich hat Schwerdt Beiträge geliefert zu: Horn's Maje, Th. v. Gumpert's Töchter-Album, Des Knaben Lust und Lehre, Trewendt's Volkskalender 2c.

steher der Volks- und Jugendbibliotheken unentbehrlich, sondern auch für Lehrervereine, Schriftsteller und Literaturfreunde überhaupt von großem Interesse ist.

Als der Herausgeber des Centralblattes mit der Verwirklichung seines Planes umging, riethen viele Stimmen, daß er mit dem kritischen Journal ein belehrend-unterhaltendes Volksblatt verbinden möge. Er war um so bereitwilliger dazu, als er schon früher ein solches Blatt mit Umsicht und Geschick redigirt hatte. So entstand „der Feierabend," der nach des Herausgebers Programm ein ächtes Volksblatt werden sollte. Und in der That gaben die namhaften Mitarbeiter, die er dafür gewonnen hatte, eine gute Bürgschaft, daß er seine schwierige Aufgabe glücklich lösen werde. Denn „ein wahres Volksblatt ist das Ideal alles Schriftthums." Leider stellten sich jedoch der Verwirklichung dieses Ideales — vorzugsweise von Seiten des Verlegers, der sich mit dem schlichten Charakter eines wirklichen Volksblattes durchaus nicht befreunden konnte — so erhebliche Hindernisse in den Weg, daß es Schwerdt nach mancherlei Verdrießlichkeiten vorzog, schon nach einem halben Jahre dem „Feierabend" Valet zu sagen, um nicht seinem eigenen Programme untreu zu werden.

Der Pfarrer Schwerdt ist zum zweiten Male verheirathet und nennt die sieben blühenden Töchter, die ihm seine zweite Frau geboren, scherzweise „die sieben Mädchen in Uniform." Seine sehr ausgebreitete Correspondenz nimmt einen großen Theil seiner Zeit in Anspruch. Außerdem hält er sich mit den neuesten Produkten der Literatur in steter Bekanntschaft und hat dadurch ein kritisches Urtheil gewonnen, auf das man sich verlassen kann. Möge er noch lange in seinem Hause, in seinem Amte und auf dem Felde der Literatur, segnend und gesegnet, wirken!

Dr. Ferdinand Seinecke,

Direktor einer höheren Töchterschule zu Hannover.

Seinecke Ferdinand, ist geboren den 7. März 1814 zu Meienberg, einem Pfarrdorfe der Grafschaft Hoya im Königreich Hannover, verlebte seine Jugend in Lavelsloh, gleichfalls einem Pfarrdorfe jener Grafschaft, wo sein Vater, seit 54 Jahren Lehrer, auch immer in Segen wirkte. Nachdem er die Schulen zu Pr. Minden und das Pädagogium zu Ilfeld am Harz besucht hatte, bezog er die Universität Göttingen, wo er von Michaeli 1833 bis Ostern 1839 Theologie, mit Vorliebe auch Pädagogik studirte. Michaelis 1844 gründete er in Hannover eine Privattöchterschule, die er zu Ostern 1858 aufgegeben hat, um sich theologischen und pädagogischen Studien zu

widmen. Erschienen sind von ihm außer mehreren Aufsätzen in der „Höheren Bürgerschule“ und andern Zeitschriften deutsche und französische Lesebücher in vollständigen Cursen, eine Uebersetzung von Adolf Monod's schönen Reden über das Weib (soeben in dritter Auflage erschienen), Jahresberichte über seine Anstalt, endlich „die höhere Bildung des weiblichen Geschlechts,“ ein Heft, welches bald bedeutend erweitert in 2. Auflage erscheinen wird. Diese letztere Schrift enthält die Ansichten des Verfassers, die vielfach denen Karl von Raumer's entgegengesetzt sind, am ausführlichsten.

F. W. Sering,

Musiklehrer am Schullehrer-Seminar zu Barby.

Sering F. W., wurde den 26. November 1822 zu Finsterwalde in der Niederlausitz geboren. Bis zum 13. Lebensjahre genoß Sering, in soweit es die Verhältnisse der kleinen Stadt gewähren konnten, den Elementar-Schulunterricht und Unterweisung im Clavier- und Violinspiel, sowie im Flötenblasen. Hierauf besuchte er die Realschule in Altdöbern (Niederlausitz), sodann das dortige Seminar, dessen Cursus er mit sehr gut bestandener Lehrer-Prüfung Michaelis 1842 beendigte. Der hier genossene sehr gute Unterricht in der Musik regte ihn zu reicher Thätigkeit an und schon im letzten Jahre seiner Seminarzeit hatte Sering im Auftrage eine Abtheilung des Seminars im Violinspiel und in der Compositionslehre zu unterrichten. Ostern 1844 ging Sering nach Berlin, besuchte dort zwei Jahre das kgl. Institut für Kirchenmusik und erfreute sich eines recht guten Unterrichtes im Orgelspiel (A. W. Bach, E. Grell), in der musikalischen Composition, (A. W. Bach und E. Grell) im Clavierspiel (Kyltzschky) und im Gesange (A. W. Bach). Vorherrschend verwandte Sering seine Zeit zur Förderung im Orgelspiel und in der musikalischen Composition. Inzwischen neigte er sich den von dem berühmten Professor Dr. A. B. Marx zur Geltung gebrachten Ansichten über Kunst und Kunstlehre zu und besuchte deshalb nicht nur seine Vorlesungen in der kgl. Friedrich-Wilhelms-Universität in Berlin, sondern fand auch in anhaltendem Privatunterrichte bei genanntem Meister Gelegenheit, aus seinen Kunstanschauungen, die unübertroffen dastehen, unmittelbar zu schöpfen. Die gewonnenen Ansichten konnte und kann Sering in seiner amtlichen Stellung als Lehrer der Musik an den Seminarien Köpenick (Michaelis 1851 bis 1853), Franzburg (Michaelis 1853 bis 1855) und Barby (Michaelis 1855 bis jetzt), sowie in mehreren musikalischen Arbeiten bethätigen. Die Letzteren fanden ohne Ausnahme eine recht erfreuliche Aufnahme. Musikalische und politische Zeitungen geben davon ausreichend Zeugniß.

Sering übergab der Oeffentlichkeit folgende Werke:

A. Für mehrstimmigen Gesang.

1) Motette für Solo und Chor. Op. 20. Berlin, bei C. W. Eßlinger.
2) Der 72. Psalm für gemischten Chor u. Pianoforte. Op. 5. Berlin, ebend.
3) Hymne für gemischten Chor und Pianoforte. Op. 12. Berlin, ebend.
4) Choräle für vierstimmigen Männerchor, unter Berücksichtigung der christlichen Feste. Op. 10. Berlin, bei Bote u. Bock.
5) Hohenzollernlieder für vierstimmigen Männerchor. Op. 23. Berlin, ebend.
6) Choräle für vierstimmigen Männerchor (enthaltend Choräle allgemeinen kirchlichen Inhalts). Op. 22. Berlin, ebend.
7) Preußische Kron- und Vaterlandslieder für vierstimmigen Männergesang. Op. 28. Magdeburg, bei Heinrichshofen.
8) Volkslieder für vierstimmigen Männergesang. Op. 30. Magdeburg, ebendaselbst.
9) Volkslieder nach den Forderungen der dreiklassigen Volksschule geordnet und im hohen Auftrage der königl. Regierung von Stralsund herausgegeben. Heft I. Unter- und Mittelklasse, Heft II. Oberklasse. Gütersloh, bei C. Bertelsmann.
10) Choral-Melodien in gereinigter Lesart, mit Hinzufügung der ursprünglichen, theils zwei-, theils dreistimmig bearbeitet und im hohen Auftrage der kgl. Regierung zu Stralsund herausgegeben. Gütersloh, ebend.
11) Zwei geistliche Gesänge (zweistimmig). Op. 3. Berlin, bei Gaillard.

B. Für einstimmigen Gesang mit Begleitung des Pianoforte.

1) Das Herz ist todt (Ged. v. M. Bardeleben), für eine Singstimme und Pianoforte. Op. 4. Berlin bei Challier u. Comp.
2) Blümlein Vergißmeinnicht für Sopran oder Tenor (Gedicht von D. Könemann). Berlin bei C. W. Eßlinger.
3) Zwei Lieder für eine Baß- oder Altstimme. Op. 7. Braunschweig, bei Weinholtz.
4) Zwei Lieder für eine mittlere Singstimme. Op. 8. Berlin, in der Hof-Musikalien-Handlung von Bote u. Bock.
5) Zwei Gesänge für Sopran oder Tenor. Gedicht von Heine. Op. 9. Berlin, ebend.
6) Zwei Gesänge für eine Sopran- oder Tenorstimme. Op. 11. Braunschweig, bei C. Weinholtz.
7) Sechs Lieder. Op. 14. Berlin, bei Schlesinger.
8) Jugendliebe, für Sopran oder Tenor. Gedicht von E. Geibel. (Durchkomponirt). Op. 15. Berlin, königl. Hof-Musikalienhandlung von Bote u. Bock.
9) Frühlingsfeier, für eine Mezzo-, Sopran- oder Baritonstimme. Gedicht von Fr. Kugler. (Durchkomponirt.) Op. 16. Braunschweig, bei C. Weinholtz.
10) Frühlingsliebe, für Sopran oder Tenor. Gedicht von Hönemann. Op. 17. Braunschweig, ebend.
11) Zwei Gesänge für Sopran oder Tenor. Braunschweig, ebend.
12) Die Bettlerin, für Baß oder Alt. Gedicht von Fr. Kugler. (Durchkomponirt.) Op. 19. Braunschweig, ebend.
13) Zwei Lieder. (Nr. 1. Du Tropfen Thau, Gedicht von O. v. Redwitz, Nr. 2. Die Bergstimme, Gedicht von H. Heine.) Op. 25. Erfurt und Leipzig, bei G. W. Körner.

14) Der Schiffer und sein Sohn, für Baß oder Alt. Gedicht von L. Gaulke. Op. 29. Ebend.
15) Zwei Lieder für Sopran oder Tenor. Op. 26. Ebend.
16) Der Liebe Leichenbegängniß. Gedicht von Heine, für eine tiefe Stimme durchkomponirt. Op. 24. Ebend.

C. Für Orgel.

1) Präludium und Tripelfuge für die Orgel. Op. 2. Berlin, bei Gaillard.
2) Toccata für die Orgel. Op. 13. Berlin, in der Hof-Musikalienhandlung von Bote u. Bock.
3) Orgelkonzert in C-moll und Präludium und Fuge in C-dur. Op. 21. Erfurt und Leipzig bei G. W. Körner.

D. Musikalisch-pädagogische Schriften.

1) Kurze Anleitung zum Gesangunterricht in der Volksschule. 2. Aufl. Gütersloh, bei C. Bertelsmann.
2) Elementar-Violinschule, besonders für Seminarien und Präparanden-Anstalten. Magdeburg, bei Heinrichshofen.

Gustav Adolph Friedrich Sickel,

Doktor der Philosophie und königl. Superintendent der Diöces Calbe a/S., sowie evang. Pfarrer in Gr. Rosenburg.

Motto: Durch!

Sickel Gustav Adolph Friedrich, der seit mehr als 30 Jahren auf dem Felde der Wissenschaft und insbesondere der Pädagogik rühmlichst wirkende Mann, wurde als dritter Sohn des damaligen Predigers Karl Philipp Sickel und seiner Ehegattin Sophie, geb. Topp, in Athenstedt bei Halberstadt am 11. Apri 1799 geboren. Im väterlichen Hause vom Vater selbst unterrichtet, besuchte er von Ostern 1813 ab, nach seiner Confirmation, die Domschule zu Halberstadt und wurde in Secunda aufgenommen. Ostern 1814 nach Prima versetzt, verließ er Ostern 1815 das Gymnasium, um mit zwei ältern Brüdern als freiwilliger Jäger an dem zweiten Feldzuge gegen Napoleon Theil zu nehmen.

Im Dezember 1815 aus Frankreich zurückgekehrt und aus dem Militärdienste entlassen, besuchte er vom Januar 1816 bis Ostern 1817 abermals das obengenannte Gymnasium, welches er mit dem Zeugniß der Reife verließ, um in Halle Theologie und Philologie zu studiren. Nachdem er im Februar 1820 das Examen Philologicum in Halle und die erste theologische Prüfung in Magdeburg im März e. a. bestanden, übernahm er die Rektorstelle in Schwanebeck bei Halberstadt,

wo sein Vater damals Oberprediger war, und verlebte abermals zwei Jahre im väterlichen Hause. Im Jahre 1822 wurde er als Lehrer an das königl. Schullehrerseminar nach Halberstadt berufen, nachdem er von der Universität Halle das Diplom als Doktor der Philosophie erhalten hatte. Nach Pensionirung des Direktors Junghan wurde ihm Michaelis 1823 die Direktion des Seminars übertragen und zu gleicher Zeit wurde er von der Pfarrgemeinde in Schwanebeck zum Diakonus zu St. Petri und Johannis erwählt und verließ Halberstadt den 1. April 1824. Er verheirathete sich in demselben Jahre und wurde im Dezember 1829 als Direktor der höheren Töchterschule nach Magdeburg berufen, welchem Amte er bis zum 1. Februar 1836 vorstand.

Am 1. Februar 1836 verließ Sickel Magdeburg und seinen bisherigen ihm lieb gewordenen Wirkungskreis als Direktor der höhern Töchterschule, um das Amt eines Predigers und Superintendenten in Atzendorf, zu dem er von der königl. Regierung ernannt war, anzutreten. Als Superintendent hatte er die Aufsicht über die Schulen in 3 Städten und 13 Dörfern mit 56 Lehrern. Vorschriftsmäßig hat der Superintendent nach je vier Jahren in allen Schulen seines Aufsichtskreises Visitationen zu halten und nach derselben die Lehrer über die etwaigen Mängel zu belehren. Außerdem werden im Sommer monatlich Schullehrerkonferenzen abgehalten, welche Sickel benutzte, um über die Methode in jeder Lection zu verhandeln. Das in vielen Konferenzen gebräuchliche Abhandlungswesen konnte er nicht billigen. Dagegen wurde auch selten vor der Conferenz eine Probelektion abgehalten, um an Beispielen das Rechte und das Verfehlte nachzuweisen. Ein für die Lehrer eingerichteter Lesezirkel sollte die Lehrer in fortwährender Bekanntschaft mit der Literatur erhalten.

Die Grundsätze, welche Sickel nunmehr seit 22 Jahren bei Leitung des Schulwesens befolgte, sind:

1) Die Persönlichkeit des Lehrers muß ihre volle Berücksichtigung finden, und der Lehrer kann nur mit Freudigkeit arbeiten, wenn er auch in eine Schablone eingezwängt wird.
2) Die Schule soll mehr aus dem Kinde heraus- als in dasselbe hineinbilden. Blüthen und Früchte kommen nicht von außen an den Baum, sondern wachsen von innen heraus.
3) Die Schule soll nicht nur Kenntnisse erzielen und den Verstand und das Gedächtniß, sondern auch das Gemüth und den Charakter berücksichtigen. Das „Qui profivit in literis et deficit in maribus" gilt auch, und zwar ganz besonders von der Volksschule.
4) Das Centrum aller Bildung in der christlichen Elementarschule soll die gläubige Auffassung des Evangeliums sein. Zu solchem soll das Kind geführt; denn von dieser allein kann das Heil des Volks erwartet werden.

Nachdem Sickel 14 Jahre sein Ephoralamt in Atzendorf verwaltet hatte, wurde er im Jahr 1849 von dem königl. Consistorium als Prediger nach Gr. Rosenburg versetzt und wurde ihm zugleich die Superintendentur in der Diöces Calbe a/S. übertragen, in welcher 21 Prediger und 73 Lehrer unter seiner Aufsicht stehen. In derselben Woche, in welcher Sickel seinen neuen Wohnort bezog, wurde ihm eine schwere Prüfung von Gott auferlegt, da unerwartet nach wenigen Tagen Krankheit ein hoffnungsvoller 19 Jahr alter Sohn, welcher das Gymnasium in Halberstadt besuchte, ihm durch den Tod entrissen wurde. Er hat den tiefen Schmerz kennen gelernt, den die Zeit wohl mildert, aber nicht tilgt, der aber das Herz von den irdischen Banden befreit und den Blick nach oben lenkt. Zwei Jahr später sollte Sickel erfahren, daß es eine Trennung gibt, die noch schmerzlicher ist, als der Tod. Ein älterer Sohn wurde durch die Verkettung von mancherlei Umständen veranlaßt, nach Amerika zu gehen, wo er noch jetzt bald in besseren, bald in minder guten Verhältnissen sich aufhält und als Lehrer wirkt.

Bei so mancherlei trüben Erfahrungen in seinen Familienverhältnissen hat Sickel den Segen der Arbeit kennen und schätzen gelernt, da solche von dem schmerzlichen Gegenstande losreißt und dem Verbande gleicht, welcher das Bluten der Wunde und das Verbluten des Herzens verhindert.

Außer einer im Jahr 1829 herausgegebenen „Halieutik" oder Anleitung zum Predigen und einem 1843 erschienenen Bande Ephoralreden, gab Sickel folgende pädagogische Schriften heraus:

1) Religionslehrbuch für Seminaristen. Halberstadt, 1823.
2) Formenlehre. Quedlinburg, 1824.
3) Erziehungsseelenlehre. Halle, 1826.
4) Gemeinnützliche Kenntnisse, oder „der Mensch in seinen verschiedenen Beziehungen", für höhere Töchterschulen. Magdeburg, 1831.
5) Satzlehre der deutschen Sprache. Magdeburg, 1832.
6) Schulreden. Ebendas., 1833.
7) Lebensbilder 1834.
8) Erziehungslehre für christliche Mütter. Magdeburg, 1835. 2. Aufl. 1850.

Die gehäuften Berufsgeschäfte haben Sickel seit 1836 an schriftstellerischen Arbeiten gehindert. Er gab nur 1843 zur Feier des Amtsjubiläums seines 1847 verstorbenen Vaters einen Band Ephoralreden heraus und besorgte 1850 die zweite Auflage seiner Erziehungslehre für christliche Mütter.

Bei seinem Rückblick auf eine 38jährige Wirksamkeit preist Sickel Gott, der ihm Kraft und Gesundheit zu einem an Arbeit reichem Berufe geschenkt und neben harten Prüfungen in seiner Familie auch die Freude verliehen hat, daß er seinen ältesten Sohn als Prediger in Halle angestellt, seine älteste Tochter glücklich verheirathet sah. Sein jüngster Sohn hat die Rechte studirt und hat einen steilen und langwierigen Weg vor sich; die jüngste Tochter ist noch allein im väterlichen Hause.

Ohne laudatur temporis noti zu sein, blickt Sickel aber nur mit Bedauern auf die Frucht, welche von der Aussaat des Jahres 1848 reift. Es ist ein jede Berufsfreudigkeit tödtendes Mißtrauen in alle Stände eingedrungen und kaum eine bessere Zukunft zu hoffen, da die Kleinodien eines christlichen Charakters, Demuth und Liebe, besonders bei dem jüngern Geschlechte, vermißt werden und der Egoismus auch nicht selten diejenigen beherrscht, die sich als rüstige Bekämpfer des Zeitgeistes darstellen. Der Herr, welcher die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, wolle es bessern, daß man wieder sprechen lerne: „Nicht uns, nicht uns, sondern Deinem Namen Herr, gib Ehre!"

Berthold Sigismund,

Professor an der Realschule und am Gymnasium in Rudolstadt.

Sigismund Berthold, wurde am 19. März 1819 zu Stadtilm, einem unfern Weimars gelegenen Städtchen des Fürstenthums S.=Rudolstadt geboren. Als sein Vater, bisher Gerichtsaktuar, im Jahre 1828 zum Justizamtmann in Blankenburg ernannt wurde, wurde der Knabe in eine der schönsten Gegenden des Thüringer Waldes versetzt, die ihm als die Heimath seiner Eltern doppelt lieb war, und wuchs hier als das älteste Kind einer zahlreichen Familie auf. Den ersten Unterricht erhielt er in der Bürgerschule und von seinem Vater. Im Jahre 1832 bezog er das Gymnasium zu Rudolstadt, dessen Schüler er bis 1837 war. Die Wahl des Berufes fiel ihm schwer, er hatte Neigung zum Lehrerberufe, die Vorliebe für die Naturwissenschaften bestimmte ihn aber, das medicinische Studium zu wählen. Er studirte vier Jahre in Jena, Leipzig und Würzburg, von der letzteren Universität wurde er zum Doktor promovirt. Vom Jahre 1842 an lebte er in seiner Heimath Blankenburg als praktischer Arzt, in seinen Mußestunden mit Botanik und dem Studium der englischen Literatur beschäftigt, in die er durch den Umgang mit einem aus England gebürtigen Universitätsfreunde eingeführt worden war. Kränklichkeit und der Wunsch sich in der Welt etwas umzusehen, bestimmten ihn im Jahre 1844, seinen ärztlichen Wirkungskreis einstweilen zu verlassen und eine Hauslehrerstelle in der Schweiz anzutreten. Er unterrichtete ein Jahrlang einen Knaben in Lenzburg und durchstreifte in den Ferien die Alpen. Sein Freund, der in England an einer Privatschule Chemie lehrte, verschaffte ihm eine Lehrerstelle an derselben Anstalt in Worhsor bei Nottingham. Dort lehrte Sigismund ein Jahr lang Deutsch und Naturgeschichte, hielt sich dann einige Monate in London auf und begab sich von da nach Paris, wo er Krankenhäuser und naturwissenschaftliche Vorlesungen besuchte. Dann lebte er, in seine Heimath zurückgekehrt, bis 1850 in Blankenburg

als praktischer Arzt und verwaltete mehrere Jahre das Amt eines Bürgermeisters, zu dem ihn seine Mitbürger erwählt hatten. Im Jahre 1850 erhielt er den Antrag, die Stelle des plötzlich verstorbenen Hauptlehrers der Realschule in Rudolstadt zu übernehmen. Er nahm diesen Ruf dankbar an, da ihm diese Stellung Gelegenheit gab, seinen Lieblingsneigungen zu den Naturwissenschaften und zum Unterrichten Raum zu geben. Seit dieser Zeit lehrt er an der Realschule und den unteren Klassen des Gymnasiums Naturwissenschaft, Geographie und Englisch, und erhielt im Jahre 1854 das Prädikat als Professor.

Professor A. Stohr aus Berlin, der auf seinem Sommeraufenthalte in Thüringen den jungen Lehrer kennen lernte, hielt dessen kleine Gedichte, die in seiner Universitätszeit entstanden waren, für die Veröffentlichung nicht unwerth und gab sie unter dem Titel: „Lieder eines fahrenden Schülers" (Hamburg, bei Campe und Hoffmann 1853) heraus. Auf das Zureden dieses Kritikers hin wagte Sigismund im Jahre 1856, selbst eine Schrift der Oeffentlichkeit zu übergeben, worin er die Ergebnisse seiner Beobachtungen über die geistige Entwicklung des Kindes dargestellt hatte. Schon als Arzt hatte ihn das Studium der zum Bewußtsein heranreifenden Kindesseele angezogen, und als ihm sein erstes Kind bescheert wurde, machte er es sich zur Aufgabe, die genetische Psychologie auf dem Wege der reinen Beobachtung zu studiren. Das Büchlein erschien 1856 unter dem Titel: „Kind und Welt" bei Vieweg in Braunschweig.

Im Jahre 1857 veröffentlichte Sigismund, vom Professor Roßmäßler zur Mitarbeiterschaft an den „Büchern der Natur" eingeladen, eine kleine pädagogische Schrift: „Die Familie als Schule der Natur" (Leipzig, bei Keil), worin die vom Verfasser erprobte Methode dargelegt wird, das Kind vom zartesten Alter an in die Natur seiner Heimath einzuführen und dasselbe durch eigene Thätigkeit die Natur anschauen, denkend betrachten und ästhetisch auffassen zu lehren.

In demselben Jahre erschien eine Sammlung der später entstandenen Gedichte Sigismund's, unter dem Titel „Asklepias" (bei Scheube in Gotha). Sie stellen das Leben eines Landarztes lyrisch und erzählend dar.

Außerdem schrieb Sigismund, als Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften, z. B. von Gutzkow's Unterhaltungen für häuslichen Heerd, das Familienbuch des Oesterreichischen Lloyd und an einer Reihe von Aufsätzen, worin er theils naturwissenschaftliche Themen populär abhandelte, theils über das Volksleben und die volkswirthschaftlichen Zustände Thüringens Mittheilungen gab.

Zu Ostern 1858 schrieb er ein Gymnasialprogramm, welches die physische Geographie (Klimatologie, Geognosie, botanische und zoologische Geographie) des Schwarzagebietes behandelt.

Wilhelm Speier,

Violinspieler und Componist,

geboren in Frankfurt a/M. 1790, kam schon in seiner Kindheit nach Offenbach und wurde zum Kaufmann erzogen, wirkte jedoch auch in der Bernard'schen Kapelle mit. Seine Violinstudien machte er bei Nenninger in Mainz, Fränzl und dem Leipziger Paul Thierrot. Composition lernte er bei A. André. Eine höhere Kunstrichtung entfaltete sich in ihm bei seinem Lehrer Baillot in Paris und später durch seinen vertrauten Umgang mit Spohr, dessen Quartett-Cirkel in dem gastlichen Hause Speiers in großem Ansehen standen. Außer seinen Gesangs-Compositionen: über 100 Lieder und Balladen, religiöse Gesänge, Freimaurerlieder und einzelne Lieder mit Violin- und Cellobegleitung, deren Ruf sich auch außerhalb Europa verbreitet, sind noch im Druck erschienen: Verschiedene Violin-Compositionen, worunter 11 Duette, 3 Duetten für Flöte und Violine u. s. w. Von seinen zahlreichen Männerchören sind viele ins Volk gedrungen; namentlich Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" Speier genießt in Frankfurt, wo er lebt, den Ruf als musikalische Autorität. In den engeren Ausschuß der Frankfurter-Theater-Actien-Gesellschaft gezogen, ist er 1856 wieder aus demselben getreten.

Adolph Spieß.

Am 9. Mai 1858 starb in Darmstadt Adolph Spieß, Vorsteher der dortigen großherzoglichen Turnschule und Assessor der Oberstudiendirection in Angelegenheiten des Turnunterrichtes, ein gewiegter Pädagog, dessen Verdienste mit der Fortentwicklung des deutschen Turnwesens im engsten Zusammenhange stehen.

Geboren zu Lauterbach in Oberhessen, den 3. Februar 1810, hatte Spieß schon frühzeitig Gelegenheit, in seinen eigenen Bildungsjahren mit dem Turnen im Sinne von Guts-Muths und Jahn bekannt zu werden. Mit besonderer Vorliebe behielt er diese Erziehungsangelegenheit während seiner Universitätsstudien in Gießen und Halle im Auge und konnte dieselbe bethätigen in seiner Wirksamkeit als Privaterzieher, und noch mehr als öffentlicher Lehrer zu Burgdorf in der Schweiz, wo ihm neben andern Unterrichtsfächern namentlich auch die Leitung des Turnunterrichtes oblag. Dabei wurde er bald gewahr, daß die „deutsche Turnkunst" in der von Jahn überlieferten Gestaltung noch wesentlicher Verbesserungen bedürfe, in Betreff der Darstellung und Behandlung der mannigfachen Leibesübungen mit Rücksicht auf ihre wechselseitigen Verhältnisse und Einflüsse bei der Erziehung der Jugend. Spieß gelangte so durch geistvolle Forschung

und gründliche Einsicht in den ganzen Lehrbau der Turnkunst zu einer vollständigen Bearbeitung einer wissenschaftlichen Turnlehre, die unter dem Titel: „Die Lehre der Turnkunst, Basel bei Schweighauser“ in 4 Bänden vollendet ist.

Die Erfolge der Spieß'schen Lehrweise in Burgdorf und Münchenbuchsee und zuletzt in Basel waren bedeutend und erregten die Aufmerksamkeit der Schulbehörden. Schulmänner und Turnfreunde aus allen Theilen der Schweiz zogen zu Spieß, um sich durch eigene Anschauung von der Eigenthümlichkeit des frischen Turnlebens zu überzeugen, welches der deutsche Lehrer dort hervorgerufen. Bei der Philologenversammlung 1847 führte Spieß den zu Basel versammelten Schulmännern seine Turnklassen zu allgemeinster Befriedigung vor.

Ein vielseitig gebildeter Schulmann von sicherem Takte, ein geschickter Turner, der seines Gleichen suchte, ein vorzüglicher Sänger, begeistert und unermüdet für die Sache, die er zur Aufgabe seines Lebens gemacht, heiter, freimüthig, wohlwollend und aufopferungsfähig — gewann er Alle, die noch dafür empfänglich waren, für sein Werk, das nichts Geringeres in Aussicht stellt, als die Verjüngung einer alternden Menschheit.

Auch das Turnen der weiblichen Jugend gestaltete sich unter Spieß's Leitung zu größerer Vollendung. Mit sicherem Takte hatte er hiezu eine glückliche Auswahl von passenden Uebungen getroffen, über deren Betreibung auch ängstliche und im Vorurtheile befangene Mütter ihre volle Zustimmung aussprachen.

Die Spieß'sche Turnlehre und Turnmethode wurde bald außerhalb der Schweiz bekannt, und als zu Anfang der vierziger Jahre das Turnen in Deutschland nach dem Beispiele Preußens wieder eingeführt wurde, legte Spieß seine Ideen in der Schrift: „Gedanken über die Einordnung des Turnwesens in das Ganze der Volkserziehung“ Basel 1842, dar. — Unter dem Minister v. Gagern erhielt Spieß 1848 die Berufung zur Oberleitung des Schulturnwesens nach Darmstadt, wo ihm Gelegenheit geboten wurde, seinen Ideen praktische Gestaltung zu geben. Auf seine Veranlassung wurde nach seinem Sinne ein zweckmäßiges Turnhaus nebst Turnplatz eingerichtet und das Turnen mit den Schülern aller Schulgattungen vom Gymnasium bis zur Volksschule eingeführt.

Die Spieß'sche Methode verlangt, daß jede Schulklasse, wie in der Lernschule, so auch in der Turnschule zusammen unterrichtet und im Turnwesen gleichmäßig weiter geführt werde. Dafür werden keine besondern Turnmeister vorausgesetzt, die ihre Bedeutung etwa nur mit excellenten, turnerischen Leistungen und Kunststücklein darlegen können, sondern wo möglich die Lehrer der Schulen selbst, die bei pädagogischer Einsicht und Bildung überhaupt die Kunst des Unterrichtens verstehen und so viel von den turnerischen Bildungs-

mitteln kennen, um auch diesen Unterricht mit Erfolg unternehmen zu können.

Spieß blieb nicht bei der abstrakten Theorie stehen, sondern gab in seinem „Turnbuche für Schulen", dessen erster Theil für die Altersstufe vom 6. bis 10. Jahre, 1847, der zweite für die Altersstufe vom 10. bis 16. Jahre, 1852, erschienen ist, den Lehrern eine so vollständige methodische und pädagogische Anweisung, daß von seiner Seite kaum mehr geschehen konnte.

Auch ertheilte er selbst viel Turnunterricht, bildete nach und nach immer mehr Lehrer dafür aus und zog immer mehr Schulklassen heran, so daß die Darmstädter Turnschule von über 1000 Schülern und Schülerinnen besucht wurde. Unter Spieß's Einflusse erhob sich diese Anstalt bald zu einer Musterschule für viele deutsche Länder; aus Oesterreich, Preußen, Sachsen, Württemberg, Oldenburg u. s. w. wurden Turnlehrer dahin gesandt, um die Spieß'sche Methode des Turnunterrichtes zu erlernen und einzuführen. — Wenn Spieß für die Seinen und seine Sache viel zu früh starb, so wird er doch fortleben in einem ehrenvollen Andenken bei Allen, deren Beruf die Erziehung ist, ja bei der deutschen Jugend selbst, welche hoffentlich immer mehr und mehr die Früchte seiner Arbeit ernten will. (Ill. Zeit.)

Jakob Spitzer,

Lehrer an der Hermann'schen Töchterschule in Wien.

Spitzer Jakob, welcher der Sohn eines Schiffers aus der Vorstadt Erdberg in Wien ist, wurde am 22. März 1813 daselbst geboren und besuchte die dortige Trivialschule. Auf den Rath des Schullehrers bestimmte der Vater den Knaben auch dazu Lehrer zu werden, obschon der Knabe weder Lust noch Liebe zu diesem Fache zeigte. Der Schullehrer sorgte dafür, daß der Knabe in der Normal-Hauptschule bei St. Anna in Wien Aufnahme fand, wo er die Unterrealschule absolvirte und sodann in die Präparanda eintrat, deren Kurs damals noch auf 9 Monate beschränkt war. Nach absolvirtem Präparandenkurse kam derselbe als Lehrgehilfe an die Pfarrschule zu Erdberg, wo er 9 Jahre diente. Da ihm aber der Kreis dieser Schule zu schroffe Schranken setzte, bewarb er sich um eine Hofmeisterstelle an der rühmlichst bekannten Erziehungsanstalt des Ignaz Kron, wo er zwei Jahre verblieb und die Unterrealschule leitete. Nach den damaligen Bestimmungen konnte kein Lehrer zu einer kaiserlichen Anstellung gelangen, der nicht an einer Volksschule diente, daher Spitzer seine Hofmeisterstelle aufgab und als Lehrer an der Domschule bei St. Stephan angestellt wurde, wo er 17 Jahre diente.

Als durch die Vorgänge vom Jahre 1848 auch die Wiener Volksschullehrer das Associationsrecht benützten, um ihrer äußerst gedrückten Lage Abhilfe zu verschaffen und das Dienstbotenverhältniß, welches zwischen ihnen und ihren Oberlehrern stattfand, abzuschütteln, wurde Spitzer am 27. März mit Akklamation zu ihrem Obmanne gewählt. Ein Ausschuß von 12 Vertrauensmännern stand ihm berathend zur Seite, und so wurde die erste Petition um Abhilfe der bedrängten Lage an das Ministerium Somaruga eingereicht. (6. April.) Das rasche Vorgehen des Obmannes und dessen staunenswerthe Energie, mit welcher derselbe die Angelegenheiten der Lehrer betrieb, erregte bei einigen schwachen Gemüthern Bedenken, daher es an Gegnern nicht fehlte. Da erklärte Spitzer in einer öffentlichen Sitzung, daß sämmtliche Wiener Volksschullehrer jeder Verantwortung enthoben und diese nur von ihm allein getragen werde. Die guten Früchte ließen nicht lange auf sich warten, denn schon am 13. Mai langte von Sr. Majestät Kaiser Ferdinand I. die Sanktionirung herab, nach welcher die Lehrer mit 4 und 500 salarirt werden sollten; die Herbeischaffung des Fonds ward der Kommune Wiens zugewiesen.

In demselben Monate verkündeten einige Maueranschläge die Gründung eines pädagogischen Centralvereines für die ganze Monarchie. Das Publikum wie die Schulmänner wurden eingeladen sich an diesem Vereine zu betheiligen und der philosophische Lehrsaal an der Universität als der Vesammlungsplatz bezeichnet. (4. Mai.) Nachdem ein Komité gewählt worden war, um die Statuten zu berathen, wurde in der zweiten Versammlung der Präsident gewählt, welche Wahl den Professor Schulz von Straßnitzky, Spitzer und Becker (gegenwärtigen Schulrath in Wien), Privatlehrer im fürstl. Lichtenstein'schen Hause traf.

Als das Ministerium gewechselt wurde und Freiherr v. Feuchtersleben mit der Leitung des Unterrichtswesens betraut wurde, schien sich für Spitzer eine neue Aera zu eröffnen; denn er genoß das ganze Vertrauen dieses Mannes, der ihn mit verschiedenen Aufträgen beehrte, die von Spitzer zur vollsten Zufriedenheit seines hohen Gönners gelöst wurden. Da sich Spitzer gegen die Einberufung preußischer Professoren wehrte und dem Unter-Staatssekretär hierüber Vorstellungen machte, wurde ihm der gewiß sehr ehrenhafte Auftrag zu Theil, vier Schulmänner zu wählen, die man auf Reisen schicken könne, damit sie seiner Zeit nach den besten Musterschulen des Auslandes die Wiener Volks- und Landschulen organisiren könnten. Spitzer wurde besonders beauftragt, die Leitung dieser pädagogischen Sendung zu übernehmen und für ausführliche Relationen Sorge zu tragen. Der 6. Oktober gab der Sache eine andere Wendung und mit dem Sturze Feuchtersleben erfolgte nicht nur sein Sturz, sondern dessen vielfältigen Feinde zeigten sich jetzt in ihrem Lichte, wodurch dem Manne manche Unannehmlichkeiten bereitet wurden. Mancherlei Maßregeln, mit denen Spitzer nicht einverstanden war,

veranlaßten ihn zu Aeußerungen und Prophezeiungen, die an manchen Orten unliebsam vernommen wurden, bis ihm endlich sein „Pädag. Jahrbuch von 1854 (Wien, bei L. Sommer), einen eilfmonatlichen Preßprozeß zuzog, der zwar zu dessen Gunsten endigte, jedoch dessen Suspendirung zur Folge hatte. Im Jahre 1856 erhielt er einen Ruf nach Rußland, den er aber ablehnte.

In wiefern Spitzer's Wirken für die Neugestaltung der Lehrerverhältnisse anerkannt wird, beweiset der silberne Pokal im Werthe von 800 fl. K.-M., den ihm die Wiener Volksschullehrer aus Dankbarkeit überreichten, nachdem er die Salarirung unter den schwierigsten Umständen und den größten Hindernissen dennoch zu Stande brachte (1850). — Seit dem Jahre 1857 steht er im Wirkungskreise als Lehrer an der Hermann'schen Töchterschule in Wien. Schriften:

1) Hilfsbuch für den Unterricht in der deutschen Sprache. Zweite vermehrte Auflage. Wien. Preis, erstes und zweites Schuljahr, 12 kr., drittes Schuljahr 20 kr., viertes Schuljahr 1. Heft 24 kr., dasselbe 2. Heft 20 kr.
2) Materialien für die deutsche Rechtschreibung. Wien. 30 kr.
3) Die deutsche Rechtschreibung für Volksschüler nebst einem Wörterbuche. Drittes und viertes Schuljahr. 3 Hefte. Wien.
4) Die Elemente des dentschen Styls. Theoretisch und praktisch dargestellt. Wien, 40 kr.
5) Hundert Aufgaben für die Stylistik. 3 Hefte. Wien, 1856. à 20 kr.
6) Eine neue Rechenschule, wo die Kinder durch Erzählungen, Fabeln, Mährchen und Räthseln rechnen lernen. Wien. 30 kr.
7) Kurzgefaßte Weltgeschichte für Töchterschulen. Wien. 48 kr.
8) Geographie für Volksschulen. Wien. 12 kr.
9) Geschichte für Volksschulen. Wien, 12 kr.
10) Pädagogischer Schreibkalender für das Jahr 1856. Gmunden.

Ludwig Spohr,

General-Musik-Direktor und kurfürstl. Hof-Kapellmeister zu Kassel, Ritter des hessischen Löwenordens, des rothen Adlerordens dritter Klasse; Doktor der Tonkunst, Mitglied mehrerer musikalischen Gesellschaften.

Spohr Louis, einer der größten unter den lebenden Tonkünstlern und Tonsetzern, geboren zu Braunschweig den 5. April 1784, der Sohn eines Arztes, hatte im Violinspiel den Violonisten Maucourt zum Lehrer und entwickelte sehr schnell ein großes Talent für die Tonkunst. Er trat als Kammermusikus in die Dienste des Herzogs von Braunschweig und begleitete dann seinen Lehrer, den Violinspieler Eck, mit herzoglicher Unterstützung auf dessen Reise nach Rußland. Seit 1804 machte er Kunstreisen in Deutschland, Frankreich, Italien und erwarb sich bald den unbestrittenen Ruf als erster Violinvirtuose seiner Zeit, so wie die von ihm selbst geschriebenen Violinconcerte schon damals als Meisterwerke der Composition aner-

kannt wurden. Indessen ward er 1805 herzogl. Concertmeister in Gotha und schrieb dort mehrere Quartetten, Quintetten, Duos für Violinen, Concerte für Violine und für Clarinetten, Sonaten und Potpourris für Violine und Harfe, Ouverturen, mehrere Sammlungen sehr schöner Lieder, das Oratorium „das Jüngste Gericht" und die Opern „Alruna" und „der Zweikampf der Geliebten." Im Jahre 1813 ging er als Kapellmeister nach Wien, wo er zur Zeit des Kongresses großes Aufsehen erregte und seine geniale Oper „Faust," die Cantate „das befreite Deutschland," sein berühmtes Octett und Nonett, so wie mehrere seiner schönsten Quartetten schrieb. Hierauf übernahm er 1817 die Stelle als Musikdirektor beim Theater zu Frankfurt a/M., wo er unter Anderm seine beliebte Oper „Zennire und Azor" (1818) schrieb, die voll des tiefsten und rührendsten Ausdrucks ist. Im Jahre 1819 ging er nach London, von der dortigen Philharmonischen Gesellschaft berufen, für die er auch seine zweite große Symphonie schrieb, welche von da an stets ein Liebling des Londoner Publikums geblieben ist. Nach der Rückkehr aus England hielt er sich in Dresden auf, bis er um Neujahr 1822 dem Rufe als Hofkapellmeister nach Kassel folgte. In dieser Periode hat er nicht nur seine schönsten Instrumentalstücke, Concerte, Quartetten, Quintetten, Doppelquartetten (die bis jetzt einzigen dieser Gattung) und mehrere große Symphonien (darunter eine Doppelsymphonie für zwei Orchester) geschrieben, sondern sich auch mit besonderer Liebe der dramatischen Musik zugewendet. Seine Oper „Jessonda" (1823) fand weit und breit den größten Anklang, und in ihr ist sein edler Styl am vollendetsten ausgebildet. Seine weitern Opern „der Berggeist" (1825), „Pietro von Albano," „der Alchymist" und „die Kreuzfahrer" (1844), obgleich jener in keiner Hinsicht nachstehend, fanden im Ganzen weniger Verbreitung, wurden jedoch allenthalben, wo sie zur Aufführung kamen, ebenfalls mit dem gerechtesten Beifall aufgenommen. Von vielen Kennern wird „Pietro von Albano" als die effektreichste und ergreifendste von Spohr's Opern erklärt. In den „Kreuzfahrern" schlug er eine neue Richtung ein, indem er mit Beseitigung mancher Uebelstände der Opernmusik ein musikalisches Drama im edelsten Sinne des Wortes zu schaffen suchte. Nicht minder hat er sich in seinen großen Oratorien „die letzten Dinge," „des Heilands letzte Stunden" und „der Fall Babylons," als Meister in der geistlichen Musik bewährt. Letzteres, das größte und gewaltigste von allen, schrieb er 1840 für ein großes englisches Musikfest, wo es mit beispiellosem Enthusiasmus aufgenommen ward. Ueberhaupt hat Spohr in England die allgemeinste Anerkennung gefunden, wie er dann selbst auf den stets sich wiederholenden Einladungen dorthin zur Leitung seiner Oratorien, Symphonien, Opern u. s. w. mehrmals Folge geleistet hat. Spohr beging am 6. April 1854 sein 70. Geburtsfest und dürfte so mit Recht als Altmeister der deutschen Tonkunst bezeichnet werden. Am

22. November 1858 dirigirte Spohr vor seinem Rücktritt in den Ruhestand (mit Dreiviertel seines Gehaltes von 2000 Thlrn.) zum letzten Male im Hof-Theater zu Kassel die von ihm komponirte Oper „Jessonda." Sein Platz war mit Guirlanden und Blumen geschmückt und beim Eintreten in das Orchester wurde dem langjährigen Dirigenten desselben ein feierlicher Empfang zu Theil. Nach dem Schlusse der Oper, welche überhaupt unter dem größten Beifall des zahlreichen Publikums über die Scene ging, wurde der Dirigent stürmisch gerufen. Die Bühne war von sämmtlichen Mitgliedern des darstellenden Personals besetzt, und der Gefeierte erschien an der Hand des Frl. Harke und ward von einem Blumenregen überschüttet. Frl. Harke trug ein Abschiedsgedicht, in welchem das künstlerische Wirken des alten Meisters hervorgehoben wurde, vor und überreichte ihm am Schlusse einen Lorbeerkranz. Das Orchester spielte hierauf den Marsch aus Spohr's „die Weihe der Töne," worauf der Tondichter-Veteran nochmals stürmisch gerufen wurde, und mit einer Verbeugung stillschweigend von dem Publikum Abschied nahm.

Josephine Stadlin.*)

Ich bin am 19. März 1806 geboren. Mein Vater, aus einer geistig und physischderben Familie, war Arzt und Geschichtsforscher und hat in beiden Gebieten auch als Schriftsteller gearbeitet. Die Mutter, aus „vornehmer" Familie, war eine an Kraft und Innigkeit des Geistes und Gemüthes ausgezeichnete Frau; dabei einfach still, groß, edel. Alles ohne Schein, — so ganz ohne Schein und Ansprüche, daß es ihr in der Welt den Schein von verlegener Schüchternheit gab, die sie nicht hatte.

Ich war das zweite Kind von zwölfen; der ältere Bruder starb schon im vierten Jahre. Die ersten Lebensjahre brachte ich viel im Hause der Großmamma zu. Sie war eine durch ihren Geist und ihre Erscheinung imponirende Frau; für die Ihrigen war sie ganz Liebe. Eine heitere Tante und zwei Onkles, alle drei voll Geist und Leben, nebst einigen Hausfreunden, zogen mich mit Märchen und Spässen, mit allerlei lustigen Einfällen und Kunststückchen auf. Es war ein wolkenloser, wonniger Feenfrühlingsmorgen.

Als die jüngern Geschwister heranwuchsen, mußte ich mehr zu Hause bleiben und in diesem und jenem der Mutter handbieten. — Das Leben im Elternhause war ein einfaches und namentlich durch den Vater für uns Kinder ein gemüthlich heiteres. Wohl tausendmal hat er uns die gleichen Geschichten erzählt und immer mit der-

*) Ein Freund der J. Stadlin, übersandte mir mitfolgende Skizzen — als vertrauliche Mittheilungen mit der Ermächtigung, sie der „Galerie" einzuverleiben. D. H.

selben Spannung, mit derselben Angst und Lust hörten wir zu. Wohl tausenderlei Unterhaltungen und Spiele wußte er zu veranstalten und wohl tausenderlei Blicke und Geberden und Töne und Namen hatte er für uns und unsere Sachen, Kleidchen ꝛc. Er hatte nicht die mindeste musikalische Begabung; die Erwachsenen lachten, wenn er sang; aber er sang immer mit uns, für uns, und sang so aus vollem Herzen, daß es tief und selig in seiner Kinder Herzen wiederklang. Die Mutter blieb bei Allem still; sie lächelte nur so selig, ob des Vaters und unsern Witzen.

Aber auch Schweres kam viel, viel. Mit der Familie vermehrte sich nicht auch die Einnahme. Die Eltern waren wohl auch zu wenig berechnend. Der Vater hatte eine große Naturaliensammlung und eine noch größere Bibliothek — und Vater und Mutter dachten wenig an's Oekonomische; sie lebten einfach, weil sie nur einfache Bedürfnisse hatten; aber die angemessene Besorgung der Oekonomie verstanden dazumal vielleicht Beide nicht hinlänglich. Unsägliches Leiden ging für die guten Eltern daraus hervor. Einiges davon merkten auch die ältesten Kinder schon und es griff tief in ihr Gemüthsleben. Wie viel Banges, aber auch wie viel Erhebendes und welch' unaussprechliche Liebe und Innigkeit hat sich in diesen Momenten ökonomischen Druckes in das Band gewoben, das ohnehin Eltern und Kinder so fest umschlang. Und der unermüdlich arbeitende Vater, die Mutter, die Alles thut, Alles duldet, die herrliche Märtyrin der Liebe — sie erfüllten und erfüllen unser Gemüth mit unnennbaren Empfindungen des Vertrauens und der Verehrung und erweckten ihm eine Kraft, wie keine absichtliche pädagogische Einwirkung es vermöchte.

In die Schule ging ich nur etwa vom neunten bis in's zwölfte Jahr. Aber der Vater lehrte mich gelegentlich Manches. So z. B. lehrte er auf Spaziergängen Pflanzen kennen; er machte überhaupt auf Vorkommendes aufmerksam und sprach darüber. Dabei machte er durch s e i n e Neigung und Gewohnheit auch der Tochter das Leben in der Natur zum Bedürfniß und zur unversiegbaren Quelle der Erquickung und Bildung.

Lesen lernte ich im Hause der Großmamma; da und im Elternhause lernte ich später Manches aus den Gesprächen der Erwachsenen, die zum Glück in meiner täglichen Umgebung meistens gebildete und edlere Menschen waren. Positive Kenntnisse erwarb ich mir auf solche Weise freilich wenig, aber vorwiegend geistige Interessen.

Der Vater wollte aber, daß jede seiner vier Töchter einen Beruf erlerne, um für jeden Fall eine sichere Existenz zu finden, daß ein solcher Beruf auch der einer Lehrerin sein könnte, kam Niemanden in Sinn, da eine Lehrerin damals in Zug etwas noch nie „Dagewesenes" war. Der Beruf mußte Handarbeit sein. Man nahm eine geschickte Person einige Jahre in's Haus, welche den beiden ältern Schwestern die Weißnähterei und Schneiderei lehrte. Ich lernte

es, weil die Eltern es wollten, hatte aber dafür weder Neigung noch Geschick. Mit eben so wenig Talent, aber mit ungemeinem Eifer lernte ich daneben Clavierspielen; um mich üben zu können, stand ich Morgens um 4 Uhr auf. Anlagen hatte ich für's Zeichnen; aber ich konnte es äußerer Verhältnisse wegen nicht lange fortsetzen. Zur Förderung in meiner Berufsarbeit kam ich in meinem sechszehnten Jahr nach Aarau, in das Haus einer Frau, die vor kurzer Zeit ihren Gatten verloren und seither, um ihre vielen Kinder anständig aufziehen zu können, den Beruf einer Schneiderin ausübte. Sie war eine gebildete, edle Frau, aber streng und dazumal schmerzergriffen und diese neue Lage war mir sehr peinlich. Doch fand ich in den Häusern Pfeifer und Zschokke eine Art zweiter Heimath, so oft mir vergönnt war, sie aufzusuchen. Dann kam ich nach Solothurn, wo ähnliche Freunde mich in jeder Weise förderten.

Im achtzehnten Jahr kehrte ich in's Elternhaus zurück, und fing sogleich an meinen Beruf auszuüben. Dabei suchte und fand ich Schülerinnen für's Nähen u. dgl. Es waren Töchter von fünfzehn und sechszehn Jahren, empfänglich, wie alle von der Welt nicht verleiteten Mädchen, für betrachtende oder gewissermaßen philosophische Gespräche und ideale Bestrebungen. Diese Neigungen und Bedürfnisse sprachen sich in unserm Arbeitskreise vertraulich und fast unbewußt aus und die Nähschule wurde unvermerkt und unausgesprochen zu einem Verein gegenseitiger Veredlung.

Bald wurden dieser Arbeitsschule auch kleine Mädchen vom fünften Jahre an übergeben. Die ältern Töchter traten nach und nach aus und ich fühlte mich getrieben, diese Kinder nicht blos in Handarbeiten, sondern auch im Lesen und Schreiben zu unterrichten. Den Eltern war das recht und unversehens überwog das „Lernen" die Handarbeiten der Zeit und dem Interesse nach. Ich war also Lehrerin geworden; Niemand, ich selber nicht, wußte wie. Die Schule wuchs schnell auf dreißig und mehr Schülerinnen an, und mit der Schule wuchs ihre Lehr- und Lernfreudigkeit. Ich gab nun Clavierstunden und eröffnete eine Singschule für Mädchen. Mit meinen Schülerinnen trieb ich, nebst den gewöhnlichen Schulfächern, Botanik, Naturlehre, kurz, was ich selber wußte oder vielmehr nicht wußte, sondern erst lernte. In einer Art geistigen Heißhungers that und forderte ich jedenfalls zu viel und meine Schülerinnen hatten darunter und unter der oft derben Heftigkeit ihrer reizbaren Lehrerin viel auszustehen. Aber trotz all' dieser Fehler gewann der Frohsinn meines Naturells und das warme, begeisterte Wesen mir die Herzen der Schülerinnen.

Ich war 23 Jahr alt, als der Vater starb. Der Mutter blieben neun lebende Kinder, wovon sechs unerzogene und dazu kein Vermögen mehr, als 24 Ldr. jährlich Rente und ein sehr bescheidenes Landgütchen. In dem kleinen Hause daselbst mußte nun die Familie wohnen; das Haus in der Stadt wurde sofort verkauft — zu meinem

unsäglichen Schmerz. Mit dem Vaterhause verlor ich den Vater nochmal. Da hinter dem Ofen hat er uns erzählt, da am Tisch die Bibel erklärt; da hing sein Mantel, hinter dem wir uns so oft verbargen, damit er uns suche; da standen seine Pantoffeln, die wir ihm jeden Abend brachten und Alle dann an seinen Stiefeln zogen; — dort ist sein Arbeitszimmer voll Bücher und Schriften, auf die wir so respektvoll hinschauten, weil wir sie nicht berühren durften; — dort war der Eltern Schlafzimmer und die zwei Bettchen der jüngsten Geschwister, wo die Mutter uns Alle selber pflegend, Nächte durchwacht; — hier in der Wohnstube saß sie, wenn sie unsere Strümpfe stopfte; da hat sie, — nein überall hat sie geliebt und gewaltet und alles Schwere gethan und getragen; — da stand die Kommode, in der so oft kein Geld war und in die sie manchen Brief mit einer heißen Thräne legte, der Geld forderte oder eine tröstliche Aussicht wieder vernichtete; — dort saß sie auch mit mancher Freudenthräne, ob des Vaters Erfolgen und der Kinder Entwicklung, oft auch blos ob ihren Späßen, wenn sie z. B. ihn alles Ernstes unter der Kommode suchen, unter die sie doch kaum die Hände schieben können; dann die kleinsten Schubladen öffnen, ob der Vater vielleicht darin stecke, dann hinter die Tableau gucken — „der Vater hat doch gesagt, daß er sich in der Stube verbergen wolle" — freilich war er da; er kroch ja in der Küche in den Stubenofen und kam dann, als wir endlich rathlos dastanden, ganz ruhig hervor; — — alle, alle diese Bilder, das ganze reiche Leben, von dem es scheiden sollte, erfaßte von jedem Pfosten, aus jedem Winkel des Hauses, des Mädchens Gemüth und ich glaubte vor Weh zu vergehen, als ich hinaus mußte. — — —

Derselbe Onkel, der ganz besonders das Kind einst mit Märchen und drolligen Einfällen nährte, lehrte die Lehrerin allgemeine Grammatik und die französische Sprache und jetzt nach des Vaters Tode auch die Buchführung. Er ordnete mit der Mutter und mir unsere ökonomischen Angelegenheiten und nahm alle Sonntage Einsicht von den Ausgaben und Einnahmen und der Buchführung darüber. Von jeher hatte er auch an meiner Schule den förderndsten Antheil genommen. Was ich nicht wußte und nicht nachschlagen konnte, konnte ich immer bei ihm vernehmen. Auch an dem Arzte, der den Vater in seiner Krankheit behandelt hat, hatte ich einen Lehrer und Freund; die Botanik, das Rechnen u. dgl. führte uns oft zusammen.

Im Jahr 1830 besuchte Frau Niederer aus Iferten meine Schule. Nach des Vaters Tode hatten Niederer's die dritte Schwester großmüthig in ihre Erziehungsanstalt aufgenommen, um auch sie zur Lehrerin zu bilden. Frau Niederer sprach uns den Wunsch aus, ich möchte als Gehilfin zu ihr kommen. Voraussichtlich konnte ich von Iferten aus die Meinigen weit weniger unterstützen; dessen ungeachtet fand sich die Mutter doch durch mehr als einen Grund bewogen, dem Wunsche der Frau Niederer zu ent-

sprechen. Und wie viel habe ich meinem Aufenthalte in Iferten zu verdanken! Ungemein fördernd wirkte auf mich schon der Umgang mit so verschiedenen meistens geistig angeregten und einigen ausgezeichneten Personen, unter denen Herr und Frau Niederer obenan standen. An Schulkenntnissen gewann ich nicht viel; am meisten noch mittelst des Unterrichtes, den ich zu geben hatte.

Theils durch den vielen Unterricht, in dem man mich ganz frei nach eigenem Ermessen gewähren ließ, theils dadurch, daß nach und nach der größere Theil der Zöglinge mir unbedingt anhing und vertraute, erwachte in mir ein frohkecker Uebermuth, und dies führte zwischen den Vorstehern der Anstalt und mir zu öftern und oft heftigen Reibungen.

Im Jahre 1834 wurde in Aarau die Lehrstelle am sogenannten Töchterinstitute ausgeschrieben. Es ist dieses Institut eine Anstalt für Töchter von sechszehn bis achtzehn Jahren, die der Stadtschule entlassen, sich noch weiter fortzubilden wünschen.

Im Juni machte ich in Aarau die Prüfung und wurde sofort an diese Stelle ernannt, der Unterricht umfaßte deutsche und französische Sprache, Geschichte, Geographie, Naturkunde und Rechnen. Aber im praktischen Examen schon merkte ich, daß diese Schülerinnen (es waren damals acht und als ich diese Schule verließ achtzehn) in allen Fächern, die Sprachen ausgenommen, etwas mehr wußten, als die examinirende und docirende Candidatin selber. Es war mir aber nicht sehr bange; wußte ich doch, daß ich gern und leicht arbeite und daß sich in Aarau Leute und Bücher genug finden, bei denen ich mir Raths erholen könnte. Natürlich that ich denn auch hier wieder, was früher in Zug; ich stand Winter wie Sommer um 4 Uhr auf und lernte und lernte.

Im Jahre 1838 wurden mir vom Cantonsschulrath vier Lehrkandidatinnen, Stipendiatinnen des aufgehobenen Institutes in Olsberg zur Vollendung ihrer Berufsbildung übergeben. Dieselbe Behörde stellte auch das Gesuch an mich, die durch das neue Schulgesetz geforderte Prüfung sämmtlicher Lehrerinnen des Cantons vorzunehmen; ich kam mir aber dafür zu jung vor und glaubte es ablehnen zu müssen.

Jene vier Zöglinge und einige andere, die mir übergeben wurden, nahm ich mit in die Schule des „Institutes" und arbeitete daneben mit ihnen zu Hause. Aber diese Schule konnte den besondern Bedürfnissen meiner verschiedenen Zöglinge nicht entsprechen und da es mich mächtig zog, ganz frei und vorzüglich als Erzieherin zu wirken, so gab ich, trotz aller Vorstellungen besorgter Freunde, meine Stelle in Aarau auf, übernahm vom Staate das ehemalige Kloster Olsberg und zog voll freudigen Vertrauens mit neun Zöglingen im Sommer 1839 im verödeten Olsberg ein. Ich ordnete die völlig verwahrlos'te Wohnung und meublirte sie für 40 Zöglinge. Schon den nächsten Winter waren 30 Zöglinge da und es entfaltete

sich ein schönes Leben im Institut Olsberg. Ideales Streben, tüchtiges Arbeiten, strenge Ordnung im Hause, trauliches Zusammenleben in Haus und Garten, in Gespräch und Gesang, frohes Durchstreifen von Feld und Wald — das war unser Leben in Olsberg.

Aber außerhalb meines Kinderkreises stand ich in Ungewittern. Unbegreifliche Bosheit eines Hochgestellten (der seither im Zuchthaus gestorben ist), hat ganz unglaubliche Intriguen gegen mich angezettelt und um so leichter fortgewoben, als ich arglos wie Tauben, aber nicht klug wie die Schlangen noch wie sonst jemand war. Zudem konnte ich vom Staate die Erfüllung des Vertrages in Bezug auf die Herstellung der Wohnung nicht erhalten, was mir bedeutende Kosten und noch mehr Verdruß zuzog.

Aber diese Ungewitter mit manchem schweren Schlag trafen nur mich persönlich und das Institut als solches genoß des reinsten Himmels; auch die Vorsteherin behielt trotz Allem unverbittert ihr glaubensseliges Gemüth. Aber sie sah ein, daß die Anstalt von Olsberg fort müsse und sie versetzte dieselbe nach Zürich.

Die Uebersiedlung fand im Oktober 1841 statt. Von den 40 meist katholischen Zöglingen kamen aber nur wenige mit. Dagegen traten protestantische ein. Die Anstalt gedieh und im Jahr 1847 kaufte ich das große, gutgelegene Haus zum Sonnenbühl für diese Anstalt und für das „Seminar zur Bildung von Lehrerinen" mit einer sogenannten „Musterschule," welche neuen Anstalten ich indessen eröffnet hatte. Schon früher hatte ich den „Verein schweizerischer Erzieherinen" gestiftet, der sich die Aufgabe gestellt hat: daß jedes Mitglied zunächst und zumeist für sich selber die Erziehung zu einem Gegenstande fortgehenden Nachdenkens und umsichtiger Beobachtung mache und selber sie mit gewissenhafter Treue ausübe, und daß es dann dasselbe Interesse und dieselbe Treue in der Frauenwelt seines Bereiches zu beleben und zu unterstützen suche. In den jährlichen Versammlungen des Vereines wurden pädagogische Fragen und Aufgaben erörtert und über den Fortgang des „Seminars" berichtet, das eigentlich ein Kind dieses Vereines war, schon darum war, weil der Verein es mit Geldmitteln unterstützte und je einem seiner Mitglieder dessen ökonomische Verwaltung übertrug, deren Resultate und Belege ihm vorgelegt wurden.

Die „Musterschule"*) am Seminar war wohl das Beste meiner pädagogischen Bemühungen. Aber der Gang dieser Schule war zu neu, zu ungewohnt, um sich das Zutrauen eines größern Publikums zu gewinnen. Die meisten Eltern, welche Kinder in dieser Schule hatten, thaten alles Mögliche, um ihm in weitern Kreisen Zutrauen zu verschaffen und damit ihr Fortbestehen möglich zu machen. Dennoch hatte sie nie so viel Schülerinen, um nur von fern die Kosten

*) Siehe darüber den 6. Jahrgang der „Erzieherin," auch unter dem Titel: „Die Musterschule."

zu decken. Dabei verlor sich das Zutrauen des Publikums für meine eigene Anstalt. Man fürchtete, das Seminar nehme mein Interesse und meine Kraft zu sehr in Anspruch, die Zöglinge werden darum verkürzt. Ich selber konnte solche Befürchtungen nie begreifen; ich hielt das Seminar für ein meine Zöglinge wesentlich förderndes Moment des Ganzen — und es hätte sich als solches sicherlich auch legitimirt, wenn es und meine Anstalt hätte fortbestehen können.

Diese Anstalt verlor aber nicht blos wegen des Seminars das Zutrauen des Publikums. So Manches vom Gewohnten Abweichende in meinem Sein und in meiner Lehr- und Erziehungsweise und meine unumwundenen Meinungsäußerungen, namentlich über Schulen, machte mir Gegner und es waren die meisten nicht eben schlechte Männer. Aber im Eifer — und auch aus anderen Ursachen — wurden meine wirklichen Fehler vergrößert, entstellt und andere dazu erdichtet. Dort wurde ich als verderblich wirkend dargestellt, hier wurde ich lächerlich gemacht. Es wirkte, die Zahl der Zöglinge nahm während der 2 letzten Jahren der Anstalt immer ab und im Jahre 1851 waren so wenige, daß ich meinte die Anstalt schließen zu müssen und damit auch die seit 6 Jahren herausgegebene Zeitschrift „die Erzieherin." — Ob dieser Schritt wirklich durch die äußern Umstände so nothwendig geboten war? — ob ein momentanes Zagen es blos wähnte? — die ihn that, weiß es selber nicht. Sie weiß nur, daß in den letzten Jahren, die ihm vorangingen, im Gefühl ihres treuen Wollens und ihrer Kraft das Herz ihr oft brechen wollte, wenn sie die Hand hinstreckte und fast Alles achselzuckend an ihr vorüberging.

Die freie Zeit, die mir nun geworden, benutzte ich zur Ergänzung und Fortführung der eigenen Bildung. Schon früher habe ich Beneke's Psychologie in allen seinen Schriften studirt; nun suchte ich Herbart zu verstehen, so weit dies ohne Mathematik möglich ist. Nebst dem, was diese und andere Philosophen, welche die Psychologie bearbeiten und nebst dem, was die eigentlichen Pädagogen lehren, suchte ich auch das kennen zu lernen, was andere Philosophen über die gemüthlich-geistigen Vermögen und Eigenschaften, über die Natur und Bestimmung der Menschen und über seine Entwickelung rc. sagen.

Aber ich weiß, daß ich etwas zu sehr zum Allgemeinen und Idealen neige und glaube dieser vorwiegenden Neigung und Bildung ein Gegengewicht durch einige Studien des besondern und „Realen" geben zu müssen. Ich hörte also während zwei Jahren Vorlesungen an der hiesigen Hochschule über Chemie, Physik und Physiologie. Ich mußte es besonders aus dem Grunde thun, um die menschliche Natur weniger einseitig zu beobachten und aufzufassen.

Diese Natur, in wie weit ist sie Natur schlechthin und folglich den allgemeinen Naturgesetzen unterworfen und gehorchend — und in was liegt ihre besondere, menschliche Eigenthümlichkeit und wie verhält sich diese zu jener?

In der Lösung dieser Fragen sehe ich das Fundament der Erziehungswissenschaft.

In der Erkennung der menschlichen Natur liegt aber auch die der menschlichen Bestimmung, beziehungsweise die der Erziehungs-Aufgabe.

Dieser Grundgedanke meiner Pädagogik: daß die menschliche Bestimmung durchaus in der menschlichen Natur selber ausgesprochen sei und daß damit nicht bloß die Aufgabe der Erziehung ihrem Zielpunkte nach, sondern daß damit auch die wesentlichen Mittel zu der geforderten Verwirklichung klar angedeutet seien. — Diese Wahrheit drängte sich mir um so mehr als Gegenstand der Bearbeitung auf, als ich ihn bisher nirgends durchgeführt oder auch nur von jemanden bestimmt ausgesprochen gefunden habe.

In den „Morgengedanken einer Frau" habe ich ihn — soweit Selbsterziehung und die Erziehung Anderer überhaupt zu trennen sind — mehr für jene und in der „Erziehung im Lichte der Bergpredigt" mehr für diese bearbeitet und spezieller für gewisse Momente der letztern in den noch ungedruckten „Pädagogischen Beiträgen."

Zwischenhinein besuchte ich Schulen und Erziehungsanstalten und beobachtete die Erziehung und die Kinder selber im Haus und auf den Straßen und beobachtete das Leben, wo ich konnte.

Im Herbst 1856 ging ich nach Italien und habe in Neapel und Rom meine Beobachtungen in gleicher Weise fortgesetzt.

Im Mai 1857 kehrte ich nach Zürich zurück, um endlich meinem alten Drange folgend meine praktische Wirksamkeit wieder aufzunehmen. Zwei erwachsene Töchter traten als Zöglinge in mein Haus und lehrend und lernend flog der Sommer vorbei, als zu Anfang des Winters das Schicksal mir einen Freund als Bräutigam zuführte. Im März habe ich dann meine Zöglinge entlassen, um mich auf die neue Lebensstellung vorzubereiten.

Johannes Stangenberger,

geboren den 28. Oktober 1820 zu Gesell bei Sonneberg im Meining'schen Oberlande, genoß, durch die Versetzung seines Vaters J. G. St. als Mädchenlehrer an die Stadtschule in Römhild in Franken in diesem Orte seine ganze Jugend- und Schulbildung, bezog im 17. Jahre das Seminar zu Hildburghausen, woselbst er Ostern 1840 das Schulamtskandidaten-Examen „gut" bestand und namentlich in musikalischer Hinsicht hervorstechende Zeugnisse empfing. Im August desselben Jahres wurde ihm vom herzogl. Consistorium die 2. Knabenlehrerstelle und das Kantorat an der Stadtkirche in Römhild, und nach Abgang des Rektors auch noch die Rektorklasse zur Verwaltung interimistisch übertragen. Am 6. März 1843 wurde

er nach Poppenwind bei Eisfeld versetzt, wo er Zeit und Muse fand, eine ausgebreitete Korrespondenz mit literarischen Persönlichkeiten anzuknüpfen und seine eigene literarische Thätigkeit zu beginnen. Zunächst betheiligte er sich als Mitarbeiter an der sächsischen Schulzeitung und erwarb sich die innigste Freundschaft des Redakteurs Jul. Kell und vieler anderer Schriftsteller. Er drang auf Bildung eines allgemeinen deutschen Lehrervereines und gab Anregung zur Constituirung eines meininger Landes-Lehrervereins zunächst, der durch ihn in Verbindung mit Dr. Lommer und Kühner († als Kantor in Hildburghausen), eine Retition entworfen und beim Herzoge im Juli 1848 auf dem Sommerschlosse Altenstein vortragen ließ, wobei Stangenberger insbesondere die Stellung des Lehrers zum geistlichen Stande zu vertreten hatte. — Mittlerweile war seine Versetzung als Lehrer und Organist nach Schalkau am 20. Juni 1847 erfolgt. Die politischen Bewegungen von 1848 rissen ihn mit fort und hatten eine dreivierteljährige Suspension vom Amte für ihn zur Folge; doch erfolgte nach vollendeter Kriminaluntersuchung unbedingte Einsetzung in's Amt. Seine Stellung als Vorstand des Schalkauer Lehrervereins, sowie seine eifrige Anhänglichkeit an Diesterweg und dessen Richtung verwickelte ihn abermals in eine Untersuchung, die das Ministerium selbst in die Hand nahm, doch zu keinem ungünstigen Resultate für ihn führte. Am 12. April 1851 erließ Stangenberger einen Aufruf zur Unterstützung vertriebener Schleswig-Holsteiner. In den Monaten Juni, Juli und August des Jahres 1851 verweilte Stangenberger als Gesanglehrer in Marienthal am Institute Friedrich Fröbel's unter besonderen Vergünstigungen des herzogl. Ministeriums und er drang in das Wahre und den Geist Fröbel's, dessen Bekanntschaft und Freundschaft er schon Jahre lang genossen, tiefer ein. Hier lernte er manche interessante Persönlichkeit kennen, z. B. Moscheles aus Leipzig, Bormann aus Berlin u. A.; hier veranstaltete er auf erhaltene Anregung ein Kirchenkonzert, dem auch die ganze herzogliche Familie beiwohnte.

Am 20. Juni 1855 erfolgte Stangenberger's Versetzung nach Bultewitz (in der Grafschaft Camburg), nahe den Bädern Köhen und Solza, dicht an der Rudolsburg an der Saale. Er besuchte die meisten größeren Lehrerversammlungen: Eisenach 1848, Kindergartenversammlung zu Rudolphstadt 1848, Nürnberg 1849, Zwickau 1853, Gotha 1856, und sein Aufenthalt auf der allgemeinen deutschen Lehrerversammlung, Pfingsten 1851 zu Frankfurt, woselbst er in Folge einer vom Präsidium erhaltenen Aufforderung einen Vortrag über die pädagogische Behandlung der Musik hielt, welcher beifällig aufgenommen wurde, sowie seine Rheinreise gehören zu den schönsten Erinnerungen seines Lebens; ebenso seine Reise nach Berlin im August 1842, sein Besuch des deutschen Sängerfestes zu Würzburg 1845, seine Reisen auf's Fichtelgebirge, Rhöngebirge (August 1855), Erzgebirge, thüringer Wald- und Harzgebirge.

Jetzt beschäftigt ihn namentlich eine Reform des thüringer Kirchengesanges, wobei er und sein Mitarbeiter Jakob in Schlesien die thatkräftigste Unterstützung der sämmtlichen thüring'schen Regierungen seit bereits neun Jahren genießt. Seinen Lieblingsplan, eine thüring'sche Lehrerzeitung zu begründen, auszuführen, ist ihm bis jetzt noch nicht vergönnt worden.

Schriften:

1) Der Lehrer als Redner. Eine Sammlung von Reden für die vielfachen Verhältnisse des Schul- und Lehrerlebens, nebst Anleitung zur öffentlichen Redekunst. Grimma und Leipzig, Verlags-Comptoir. 1850. 15 Sgr.

2) Das Stäbchenlegen oder das Bilden und Gestalten durch Stäbchen als erstes Einführungsmittel des Kindes in die Schule. Verknüpfung des Lehrganges der Schule mit der entwickelnd-erziehenden Bildungsweise Fr. Fröbels. Mit einem Vorworte von Fröbel. Bad Liebenstein. 1852. $7^1/_2$ Sgr.

3) a) Entwurf eines Programmes für das kirchlich-musikalische Werk: „Der evangelische Kirchengesang in Thüringen: Liturgie, Chor und Gemeindegesang." Sächsische Schulzeitung. 1850. Nr. 44. Verlags-Comptoir in Grimma und Leipzig. (Gemeinschaftlich mit Jakob in Schlesien.)

b) Definitives Programm. 1852. Kichler in Darmstadt.

4) Sing- und Spiellieder für die Elementarschule. Beigabe zu Lebensbilder I. Leipzig, bei Klinkhardt. 1852. 3 Sgr.

5) Spiele für die Volksschule. Ebend. 1853. $4^1/_2$ Sgr.

6) Spiele und Lieder für Erwachsene. Ebend. 1854. 5 Sgr.

7) 100 Lieder für Schule, Haus und Leben. Beigabe zum Thüring'schen Lesebuche. Hildburghausen, bei Gadow. 1853. 4 Kr. Melodien dazu. 12 Kreuzer.

8) Das Jugendfest in Camburg, als Muster für deutsche Spiel-, Jugend- und Volksfeste. Naumburg, bei Merzga. 1852. $7^1/_2$ Sgr.

9) Gedenkbuch der Rudolsburg. Topographisch-historische Monographie mit 3 Ansichten. Hildburghausen, bei Kesselring. 1853. 10 Sgr.

10) Geographie und Geschichte von Thüringen. (Gemeinschaftlich mit Pröschold in Saalfeld.) Leipzig, bei Klinkhardt. 3 Sgr. Anhang zu Lebensbilder III. 1851.

11) Naturgeschichte für die Volksschule mit über 230 colorirten Abbildungen und vollständigem Abriß der drei Reiche 2c. 2c. Neu-Ruppin, bei Oehmigke und Riemschneider. 1856. 2 Hefte.

12) Lieder für deutsche Waffenbrüder. Römhild. 1848.

13) Das Weihnachtsfest. Eine musikalisch-deklamatorische Abendunterhaltung für die Volksschule. Leipzig. 1857.

14) Sechs Gesänge für eine Singstimme mit Begleitung des Piano-Forte. Hildburghausen, bei F. W. Gadow und Sohn.

Im Laufe des letzten Jahrzehents Mitarbeiter an 6 pädagogischen Zeitschriften und 7 verschiedenen Tagesblättern.

Anton Steinhauser,

k. k. Rath und Registratur-Direktor im k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht in Wien.

Steinhauser Anton, geboren am 17. November 1802, war der Sohn eines Registratursbeamten der vereinigten Hofkanzlei, erhielt seine Bildung am Schottengymnasium und an der Universität zu Wien, trat jedoch, um dem Wunsche seines sehr betagten Vaters zu genügen, der früheren Versorgung willen mit Unterbrechung seiner Studien-Laufbahn schon im Jahre 1819 in den Staatsdienst bei der damaligen k. k. Studienhofkommission. Bei Errichtung eines eigenen Unterrichtsministeriums im Jahre 1848 wurde er zum Vorsteher des Archives ernannt, erhielt von Sr. Majestät Kaiser Franz Joseph im November 1849 wegen literarischen Verdiensten und außeramtlicher Verwendung als Auszeichnung den Titel eines k. k. Rathes und wurde später Mitglied bei der zur Prüfung der Realschul-Lehramtskandidaten zusammengesetzten Commission für das Lehrfach der Geographie.

Schon in seinem ersten Studienjahre wurde durch einen begabten Lehrer, P. Ildephons Leirer, der Sinn für Geographie geweckt und eine besondere Vorliebe für die Mathematik führte gemeinsam frühzeitig zu kartographischen Versuchen, durch welche sich bei zunehmender Reife und fleißiger Autodidaktik ein theoretisches und praktisches Verständniß topographischer Arbeiten entwickelte, welches in einer Kritik der österreichischen Generalstabskarten (in zwei Jahrgängen der österreichischen Blätter für Literatur und Kunst von Dr. Adolph Schmidt 1844 u. 45) seinen ersten Ausdruck fand. Diese Arbeit machte den Verfasser in weiteren Kreisen bekannt, und ihre Aufnahme im Publikum gewährte ihm, im Vereine mit einigen in derselben Zeitschrift erschienenen Anzeigen kartographischer Werke (von Scheda, Ziegler, Vogel ꝛc.) die Befriedigung, daß seine Grundsätze auf haltbarer Basis wurzelten. Das Ministerium verwendete ihn wiederholt zu Begutachtungen von Kartenarbeiten, und geographischen Lehrbüchern und anderen Arbeiten, auch die neuentstandenen Zeitschriften für österreichische Gymnasien und Volksschulen (Schulbote) weisen in jedem Jahrgange bald Leitartikel (über geographisches Studium, plastische Karten, orographische Bestimmungen ꝛc.) bald Anzeigen über geographische Arbeiten des In- und Auslandes. Eine begonnene Heimathkunde von Niederösterreich (im Schulboten und als „Einleitung" auch besonders aufgelegt) blieb unvollendet. Sie sollte ein Text sein zur Handkarte desselben Kronlandes, herausgegeben von Herrn Schulrath Becker, an welcher der Verfasser als Anordner und Revident Antheil hatte. Die oft geringen Kenntnisse, die er bei den Lehramtskandidaten bezüglich der mathematischen Geographie vorfand, veranlaßten ihn, eine kurzgefaßte mathematische

Geographie zu schreiben, die Ende 1856 erschien, und als Anhang das Nöthigste aus der Projectionslehre umfaßt. Außer den genannten Zeitschriften erschienen noch zerstreute Aufsätze in dem mit der Wienerzeitung in Verbindung stehenden Literaturblatte, in dem von der Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Druckschriften herausgegebenem Kalender, endlich in den Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft in Wien, deren Mitglied er vom Anfange an gewesen, und die ihn zu einem ihrer Vicepräsidenten gewählt hatte.

Dr. Michael Stenglein,

kgl. Bibliothekar in Bamberg.

Stenglein Michael, wurde zu Bamberg am 18. Juni 1810 geboren. Sein Vater, Karl Felix Stenglein, Magistratsrath zu Bamberg und Rentenverwalter, war ein kluger, biederer und stets beschäftigter Mann, welcher weder Mühe noch Kosten scheute, seinem einzigen talent- und hoffnungsvollen Sohne eine allseitige Ausbildung zu gewähren. Doch eben diese zu ängstliche Sorgfalt hatte auch eine Schattenseite. Aus unbegründeter Besorgniß, der Knabe möchte in der deutschen Schule im Umgange mit Knaben aus den unteren Schichten des Volkes verdorben werden, ließ ihm der Vater bei einer schon alternden Jungfrau mit Mädchen und Knaben ein Jahr lang Lese- und Schreibunterricht ertheilen. Das Fräulein wußte wohl mit dem Backel in der Hand sich Respekt zu verschaffen; von einem gründlichen Unterrichte und Entwicklung der geistigen Thätigkeit war aber keine Rede. Im Alter von sechs bis sieben Jahren wurde das Kind einem Haus-Instruktor anvertraut, welcher die Prinzipien der lateinischen Sprache lehrte und schon im siebenten Lebensjahre ohne Grundlage einer deutschen Elementarbildung und viel zu früh dem Alter nach, trat der Knabe in die erste lateinische Schule, weshalb der Fortgang den Fähigkeiten und dem Fleiße nicht entsprach und nicht entsprechen konnte.

Im eilften Jahre vom damaligen Stadtpfarrer Fraas (nachmaligen Domdechant und Generalvikar) zur ersten heiligen Communion vorbereitet, traf ihn das Unglück, im Pfarrhofe von einem 5 Schuh hohen Gemäuer, das zum Kirchthurme führte, rücklings herabzustürzen und in Folge des Falles sich eine leichte Schwerhörigkeit zuzuziehen. Dieses Uebel steigerte sich nach einigen Jahren durch einen groben pädagogischen Mißgriff. Im Jahre 1824 in der ersten Gymnasialklasse geschah der verhängnißvolle Augenblick, in welchem der Haus-Instruktor seinem Eleven, weil dieser einige Minuten über die Erholungszeit ausblieb und so eben in erhitztem Zustande war,

ein paar Ohrfeigen gab, so daß Stenglein durch den plötzlichen Schlag betäubt, von nun an eine merkliche Abnahme des Gehörs erfuhr. Dieses unverschuldete Unglück trübte seitdem alle Lebensfreude des aufstrebenden Jünglings und umflorte mit Wehmuth seine mit Glücksgütern reichgesegnete Lebensstellung. Der in frühester Jugend tief eingesenkte Glaube an die unerforschlichen Fügungen einer göttlichen Vorsehung tröstete und erhob stets seine Beklommenheit wegen einer thatenlosen Zukunft. Der sorgsame Vater glaubte, seinem Sohne, wegen dieser eingetretenen Gehörschwäche bis in die obere Gymnasialklasse einen Hofmeister an die Seite geben zu müssen. Zur Repetition der Lehrgegenstände mag es gut gewesen sein, nicht aber zur Ausbildung der Selbstständigkeit. Durch ein ängstliches, oft nicht einmal sicheres und gewandtes Führen am Gängelbande, gelangt der junge Mensch nie zur Charakterstärke. Wir haben bereits die Gründe angegeben, warum Stenglein, trotz seiner Fähigkeiten und großen Fleißes, in den lateinischen Schulen keine glänzende Fortschritte machte. Erst am Gymnasium, welches er 1824 bis 1828 besuchte, gelangen dem talentvollen Jünglinge sehr gute Fortgangsplätze, und später sogar vorzügliche, nachdem die Fesseln einer pedantischen Hofmeisterei bei ihm gesprengt waren.

Große Vorliebe entwickelte sein Talent für die Redekunst, die eben sowohl durch natürliche Anlage als durch Fertigkeit im lauten Lesen der deutschen Klassiker ausgebildet wurde und ganz besonders wirkte hiezu die belebende Aufmunterung von Seite des Lehrers der Rhetorik, des Professors Mühlig. Nachdem das Gymnasium mit der Note „vorzüglich" absolvirt war, behauptete Stenglein auf dem Lyceum in der Philosophie und Theologie abwechselnd den ersten und zweiten Platz, was um so unerwarteter erscheinen mußte, als er in der Philosophie von seinen vier Lehrern nur den der Physik und von seinen theologischen Professoren auch nicht Einen wegen seines schweren Gehöres verstand. Allein sein Privatstudium und fleißige Lektüre bei seinem angebornen leichten Auffassungstalente verschafften ihm ein eben so fruchtbares als vielseitiges Wissen in Philosophie und Theologie. Hiezu kam bei ihm noch der unschätzbare Vortheil, in der bamberger öffentlichen Bibliothek ein reichliches Material kenntnißreicher Belehrung gefunden zu haben, was den lebendigen Vortrag der Lehrer ihm ersetzen mußte. Deshalb war von Professor Mack in Tübingen bei der Beurtheilung seiner ersten theologischen Abhandlung „über den Verfasser des Hebräerbriefes" rühmend hervorgehoben, wie umfassend und nutzbringend Stenglein seine dreijährige theologische Studienzeit benützt haben mußte, da so vielseitige Belesenheit sich jetzt schon zu erkennen gebe. Fast möchte Stenglein's Bildungsgang für die Behauptung einen praktischen Beleg geben, daß Privatstudium bei freundlichem Wirken eines Sachverständigen und bei guter Auswahl von Büchern im Fachstudium — mit alleiniger Ausnahme von Medizin und Naturwissenschaft — oft mehr leistet, als drei- bis

fünfjähriges Herumrutschen auf der akademischen Bank. Viele seiner Mitschüler waren talentvoll und fleißig, hatten ihn auf den unteren Schulen, wo ein Lehrer nothwendig ist, übertroffen: aber im Fachstudium hat er mittelst seiner auf sich selbst angewiesenen Privatstudien alle seine Mitschüler überholt, so daß ihm bis jetzt keiner in wissenschaftlicher Leistung das Gleichgewicht halten kann. In der Theologie bildete das Bibelstudium den Mittelpunkt ernstlichen Forschens und zog nächst den Originalsprachen des Griechischen und Hebräischen auch die orientalischen Dialekte: chaldäisch, syrisch und arabisch in den Kreis seines umfassenden Wissens. Für ein großes Glück seines Lebens betrachtete er den belehrenden Umgang des geistreichen Theologen J. A. Möhler, den er an der Universität München kennen gelernt hatte und die liebevolle Auszeichnung, welche ihm die Vorstände des Priesterhauses Brendel und Deinlein angedeihen ließen. Die Prüfung für die Aufnahme in das Priesterhaus in Bamberg war im Jahre 1834 so ausgezeichnet von ihm bestanden, daß er nicht nur als der Erste unter seinen Mitschülern den Vorrang erhielt, sondern ungeachtet seiner Gehörschwäche durch den Hochseligen Erzbischof Joseph Maria v. Fraunberg, in den geistlichen Stand aufgenommen war und wegen seiner Kanzelberedsamkeit den besondern Beifall desselben einärntete.

Nach dem Empfang der Priesterweihe besuchte Stenglein 1835 die Universität München und erwarb sich nach kaum sechswöchentlichem Aufenthalt die Doktorwürde der Theologie cum nota eminentiae, bei welcher Gelegenheit die oben erwähnte historisch kritische Untersuchung über den Verfasser des Briefes an die Hebräer im Druck erschien. Schon im folgenden Jahre errang er auch im Predigerkoncurs unter den Mitbewerbern den ersten Platz und der höchstselige Herr Erzbischof beabsichtigte für ihn in der Stadt eine eigene, selbstständige Predigerstelle zu gründen. Als Vorbereitung hiezu erging an ihn die oberhirtliche Einladung, in der Kathedralkirche des Erzbischofes Joseph Maria die Fastenpredigten in den Jahren 1837 und 1838 abzuhalten. Es geschah mit anerkanntem Erfolge; das Auditorium war äußerst zahlreich und die Vorträge besonders von den höheren Ständen fleißig besucht, so daß sich in kurzer Zeit der junge begeisterte Kanzelredner eine Art Celebrität in seiner Vaterstadt erwarb. Als Erzbischof Joseph Maria als Reichsrath 1838 dem Landtage beiwohnte, genoß der talentvolle Priester die Auszeichnung, seinen Kirchenfürsten nach München begleiten zu dürfen.

Da die in Bamberg zu gründende selbstständige Predigerstelle wegen Ungewöhnlichkeit auf Hindernisse stieß, so beabsichtigte der Erzbischof für das Militär Garnisonspredigten in Bamberg einzuführen, wie dies bereits in München geschah. Zu diesem Behufe wurde dem jungen Priester das Graserische Beneficium an der Oberpfarrkirche verliehen.

Die Vorsehung, welche die Herzen der Menschen lenkt wie

Wasserbäche, hatte dem eifrigen Verkünder des Evangeliums einen noch segensreicheren Wirkungskreis eröffnen wollen, um den er sich nie bewarb und der ihm wie eine reife Frucht gleichsam von selbst in den Schooß fallen sollte. Eine halbe Stunde von Bamberg entfernt liegt das freundliche und wohlhäbige Dorf Bug. Der Weg dahin führt durch den reizenden Theresienhain. Die Ortsbewohner ließen sich aus eigenen Mitteln so eben eine schöne Kapelle bauen und auf Bitte der Gemeinde äußerte der gnädige Oberhirt den Wunsch: Stenglein möge an Sonn- und Feiertagen den vollständigen Gottesdienst übernehmen und dies um so mehr als das ihm verliehene Beneficium grade zu der Mutterkirche gehörte, wohin die Gemeinde Bug eingepfarrt ist. So wurde dem jungen Priester ein Wirkungskreis für seine Individualität geschaffen, wie er sich denselben nicht willkommener hätte auswählen können und welche ihm die erwünschteste Gelegenheit an die Hand gab, nicht nur den Erwachsenen das Wort Gottes zu verkündigen, sondern auch den zarten Kinderherzen die Keime der Gottesfurcht einzuimpfen und sich die Liebe und Anhänglichkeit einer Gemeinde zu erwerben, welche mit der innigsten Verehrung ihm zugethan ist. Seit achtzehn Jahren setzt Stenglein diesen ihm so lieben Missionsdienst fort, ungeachtet ihm vielfache wissenschaftliche Arbeiten übertragen sind.

Die gelungenen Abhandlungen, welche Stenglein von Zeit zu Zeit in theologischen Zeitschriften veröffentlichte, veranlaßten ehrenvolle Einladungen zu literarischen Arbeiten für die Tübinger Quartalschrift, für das theologische Archiv in München und ganz besonders für die katholische Realencyklopädie in Regensburg, wohin Stenglein mehr als 400 Artikel lieferte und diese Arbeiten geschahen von ihm so geräuschlos und bescheiden, meistens ohne Benennung seines Namens nur mit einer bekannten Chiff. (Cm.), daß oft die eigenen Landsleute von seinen Arbeiten am wenigsten wußten, während das Ausland sie wohl kannte, wie dies die folgende Thatsache beweist. Als 1841 das 1100jährige Jubiläum der Salzburg bei Neustadt a/S. gefeiert wurde, war unter den Kirchenfürsten auch der hochwürdigste Bischof v. Keller von Rottenburg zugegen. Er besuchte Kissingen, an welchem Badorte in Gesellschaft zweier geistlichen Würdeträger von Bamberg auch Dr. Stenglein war. Kaum hatten diese seinen Namen genannt und ihn dem greisen Kirchenfürst vorgestellt, fragte der Bischof: ob er der Verfasser der kürzlich in der Tübinger Quartalschrift erschienenen Abhandlung, über den Aufenthalt Petri in Rom, sei, und klopfte ihn dann wohlgefällig auf die Schulter mit den Worten: solche gründliche Arbeiten können wir jetzt brauchen. Seine anwesenden Landsleute hatten von seiner schriftstellerischen Thätigkeit keine Ahnung gehabt. Nullus propheta in patria!

Die anstrengenden Arbeiten legten bei einer sitzenden Lebensweise den Grund zu häufigen Congestionen gegen Kopf und Brust, woran schon sein Vater litt und die ihm ein höchst lästiges Erbtheil

vielfacher Unterbrechungen seiner Studien wurden. Allein die Sonn- und Feiertage, an denen er in Bug den Bücherstaub abzuschütteln gezwungen ist und frische Landluft schöpfen kann, bilden ein heilsames Präservativ und tragen nicht wenig bei, die Einsamkeit des Studierzimmers zu unterbrechen und selbst bei ungünstiger Witterung auf der apostolischen Missionsreise den Körper zu stählen und zu kräftigen.

War ihm der seelsorgerliche Wirkungskreis in Bug ganz ungesucht zu Theil geworden, ja gleichsam durch göttliche Vorsehung als prädestinirt ihm erschienen: so durfte fast das Gleiche für den anderen Berufskreis gesagt werden, zu dem er sich von Jugend auf mit innigster Hingebung des Herzens vorbereitet hatte. Schon als Gymnasiast von 16 Jahren fand Stenglein Zutritt in die k. Bibliothek. Sein häufiger Besuch und die angestammte Liebe zu Büchern, bewogen den damaligen Bibliothekar Jäck, ihn für die Bibliothekariats-Geschäfte vorzubereiten, so daß der wißbegierige Jüngling von nun an eine unwiderstehliche Neigung zum Bibliothekfache in sich fühlte. Als Kandidat der Theologie bearbeitete er die Realkataloge über Theologie und Literaturgeschichte, welche Jäck in seiner Bibliothekbeschreibung 1834 dem Druck überlieferte, und bald darauf ihn von dem hohen Staatsministerium sich zum Accessisten erbat; nachdem Stenglein die Hofbibliothek in München und Berlin besucht und von dem Universitäts-Bibliothekar Dr. Harter in München das glänzende Zeugniß erhalten hatte, in welchem der Wunsch ausgedrückt worden, daß dieser junge Priester bei dem seltenen Reichthume literarischer Kenntnisse recht bald die Gelegenheit erhalten möge, eine Bibliothek zu leiten. Der Lieblingswunsch, der Bibliothek seiner Vaterstadt seine Dienste zu weihen, ging durch Jäck's Tod wirklich in Erfüllung im Jahre 1848 und hiemit hatte er seinen Lebensberuf glücklich erzielt. Als Bibliothekar ist Stenglein am rechten Platze: seine allgemeine klassische Bildung, seine linguistischen Kenntnisse, die außer den klassischen Sprachen französisch, italienisch, englisch und die orientalischen Dialekte umfassen; das weite Gebiet der alten und neuen Literatur, die Schärfe seines kritischen Geistes und das glückliche Lokalgedächtniß — alle diese Eigenschaften eines tüchtigen Bibliothekars stehen ihm zu Gebot, womit er auch noch die Liberalität vereinigt, auswärtigen Gelehrten die Benützung der Schätze für Philologie und Geschichte möglichst zugänglich zu machen. Seinem Eifer gelang auch erst kürzlich eine Dotation der Anstalt aus Staatsmitteln zu erwirken.

Wilhelm Stern,

Direktor des evangelischen Schullehrerseminars in Karlsruhe.

Stern Wilhelm, ist zu Mosbach am Neckar den 22. April 1792 geboren. Sein Vater war daselbst Landwirth und Bäcker. Von 1807 bis 1811 besuchte er das Lyceum in Karlsruhe; zwei Jahre studirte er Theologie in Heidelberg und ein halbes Jahr in Tübingen. 1814 nahm er eine Lehrstelle an der Erziehungsanstalt Pestalozzi's zu Iferten an; er lehrte daselbst hauptsächlich die lateinische Sprache, nahm an der Ertheilung des Religionsunterrichtes Theil, warf sich aber später hauptsächlich auf Ertheilung des naturgeschichtlichen Unterrichtes und der deutschen Sprache. Daneben machte er sich mit sämmtlichem Unterrichte bekannt, wie er in dieser Anstalt ertheilt wurde und nahm an allen Bestrebungen für Verbesserung des Unterrichtes Theil. Im Jahre 1817 war er genöthigt in sein Vaterland zurückzukehren, indem seine Urlaubszeit abgelaufen war. Er wurde am Lyceum in Karlsruhe als Hauptlehrer an einer der untern Klassen angestellt, wo er haupsächlich Latein zu lehren hatte. 1819 wurde ihm das Diakonat in Gernsbach im Murgthale übertragen. Hier besorgte er neben einer selbstständigen Pfarrstelle eine lateinische Schule. Er begann mit 4 Schülern und hatte wöchentlich zehn Stunden Unterricht im Latein zu geben. Nach einiger Zeit ertheilte er einen vollständigen Unterricht in allen Unterrichtsfächern, die sich auf die allgemeine Bildung beziehen, Vor- und Nachmittags, nur den Samstag ausgenommen; die Schülerzahl stieg auf 44; was er sich in Iferten an Unterrichtsfähigkeit erworben hatte, konnte er hier anwenden.

1823 erhielt er die Aufforderung, als Inspector an die Anstalt zu treten, welche zur Bildung evangelischer Schullehrer zu Karlsruhe von der großherzoglichen Regierung errichtet wurde. Mit seinem Freunde, dem Musiklehrer Joseph Gersbach, der auf seine Empfehlung berufen wurde, begann er diese Anstalt, welche Anfangs keine Uebungsschule besaß. Er gab sieben Jahre lang sämmtlichen Unterricht allein und Gersbach ertheilte den Musikunterricht. Als die Anstalt erweitert wurde, durfte er 1830 einen Zögling der Anstalt zur Unterstützung heranziehen. So geschah es, daß die Anstalt in der Folge, so wie die Uebungsschule, welche 1830 errichtet wurde, solche Lehrer erhielt, welche sämmtlich früher Zöglinge der Anstalt waren, und daß der Unterricht in allen Fächern einheitlich nach denselben leitenden Grundsätzen ertheilt werden konnte.

1834 erhielt er von der großherzoglichen Regierung den Auftrag, in Verbindung mit Lehrern, die er in Vorschlag zu bringen hatte, den Schulplan auszuarbeiten, der dem gegenwärtigen badischen Volksschulwesen zu Grunde liegt, und der auch in andern deutschen Staaten Beachtung gefunden hat. 1836 wurde er als evangelischer

Schulmann zum Mitglied der großherzoglich badischen Oberschulkonferenz ernannt. Diese Behörde ist den Schullehrerseminaren vorgesetzt, so wie allen gemischten Schulanstalten, welche nicht zu den gelehrten Schulen gezählt werden; auch hat sie die allgemeinen Verordnungen für das Volksschulwesen zu bearbeiten.

1839 wurde ihm die Direktion des evangelischen Schullehrerseminars übertragen. Dasselbe zählt ungefähr 70 Zöglinge; an demselben arbeiten noch drei Hauptlehrer; eine Uebungsschule, blos aus Knaben bestehend, wird in drei Klassen von drei Lehrern besorgt, welche die Zöglinge der Anstalt in die Ertheilung des Unterrichts einführen. Ostern 1858 zählte die Anstalt 72 evangelische Zöglinge, 7 israelitische, und 7 Ausländer, welche meist aus der Schweiz sind.

Zur Unterstützung des Unterrichts sind von Obigem folgende Lehrschriften erschienen:

1) Die Anfänge sämmtlichen Unterrichts. Ist vergriffen.
2) Die Grundlage des christlichen Religionsunterrichts. Ist vergriffen.
3) Geschichte des Schulseminars. Ist vergriffen.
4) Natur-, Erd-, Menschen- und Völkerkunde.
5) Belehrendes Lese- und Unterrichtsbuch.
6) Kleines Lese- und Unterrichtsbuch.
7) Lehrgang des Rechenunterrichtes, mit Aufgabenbüchlein und deren Auflösung.
8) Erstes, zweites und drittes Sprachbuch, und die Anleitungen dazu; die Anleitung zum dritten Sprachbuche enthält zugleich eine Anleitung zu Aufsätzen.
9) Satzbildungen und Anfertigung kleiner Aufsätze (zweites und drittes Sprachbuch zusammengezogen), nebst Anleitung dazu.
10) Deutsche Sprachlehre.
11) Lehrbüchlein des christlichen Glaubens, und evangelisch protestantischer Katechismus.

Die Schriften von 4 bis 9 sind in der Groos'schen Buchhandlung in Karlsruhe erschienen, 5 ausgenommen, die von der Müller'schen Buchhandlung verlegt sind.

Karl Stöber.

Stöber Karl — geboren den 30. November 1796 zu Pappenheim. — Der Sohn eines Apothekers mußte er fleißig in's Kräutersammeln gehen und lernte dabei die Umgegend seines Vaterstädtleins in ihren einzelnen und zum Theil entlegenen Parthien kennen. — Auf dem Gymnasium in Ansbach von 1811 bis 1814, wo er bei den Professoren Stieber und Schäfer im deutschen Styl das Meiste profitirte. — Von 1814 bis 1818 auf der Universität in Erlangen blos mit theologischen Dingen beschäftigt. — Von 1819 bis 1834 Pfarradjunkt und Subrektor in Pappenheim, und schrieb

zumeist für seine Schüler „Lieder und Erzählungen für die reifere Jugend. Nürnberg, J. Ph. Raw. 1837. 92 Seiten.“ Das Manuscript dazu wurde von einer Nürnberger Verlagshandlung b. m. zurückgewiesen, dagegen von dem Pfarrwaisenhaus in Windsbach, das 30 fl. dafür erhielt, als Geschenk angenommen. — Durch diese Erzählungen lernte Dr. Barth in Calw den Verfasser kennen und engagirte ihn für die Jugend-Blätter, die noch immer bei J. F. Steinkopf in Stuttgart herauskommen. — Von 1834 — 1842 zweiter Pfarrer und Senior des Kapitels in Weissenburg, wo er, um etwas damit zu verdienen, Manches schrieb. — Von 1842 bis jetzt Stadtpfarrer, Dekan und Distrikts-Schulinspektor in Pappenheim. — Schon als Subrektor in Pappenheim leitete er die Fortbildungsanstalt des diesseitigen Bezirks und nach seiner Rückkehr von Weissenburg nach Pappenheim nahm er sie wieder auf und steht ihr noch vor. Ein Distrikts-Schulinspektor muß zugleich Vorstand der Schullehrer-Fortbildungs-Anstalt sein, sonst gehts nicht, wie es soll.

Schriften:

1) Erzählungen von Karl Stöber, Gesammtausgabe mit Zeichnungen nach Professor Richter. Dresden bei J. Naumann 1841 bis 1843. Davon und daraus sind bereits erschienen die zweite Ausgabe und mehrere Hefte ausgewählte Erzählungen.
2) Geschichten und Erzählungen von K. Stöber. Dresd. J. Naumann 1846.
3) Hebel's ausgewählte Erzählungen mit einer Erzählung von K. Stöber als Vorwort. Pforzheim, Flammer und Hofmann. 1847.
4) Kalendergeschichten für alles Volk und alle Zeit von K. Stöber. Stuttgart. 1847. Steinkopf.
5) Der Erzähler aus dem Altmühlthale. Sammel-Ausgabe. Stuttgart. 1851. Steinkopf. (Ist auch in drei gesonderten Parzellen zu haben.)
6) Sabina die Bleicherin. Das Buch der Armen. Dresden. J. Naumann.

Gegenwärtig Mitarbeiter von:

1) Des Knaben Lust und Lehre, Blätter von Dr. Lauckhard in Weimar. Glogau. K. Flemming,
2) der Maje von O. v. Horn. Wiesbaden,
3) den Stuttgarter Jugendblättern,
4) dem Hallenser Volksblatt, sonst unter Rippelskirch, jetzt unter Nathusius; sonst auch von
5) dem Feierabend unter Heinrich Schwerdt. Gotha, Hugo Scheube. (Seit Herbst 1858 eingegangen.)

Alban Stolz.

Stolz, Alban, einer der geistreichsten und originellsten Schriftsteller der Gegenwart, als Volksschriftsteller würdig neben Hebel und Bitzius stehend, von Beiden übrigens hinsichtlich der Welt- und Lebensanschauung, Grundtendenz und Darstellung sehr verschieden, wurde geboren 1808 in der Amtsstadt Bühl, im badischen Mittel-

rheinkreis, studirte zu Rastatt, alsdann auf der Hochschule Heidelberg Philologie und Philosophie, endlich in Freiburg im Breisgau Theologie und wurde 1833 zum Priester geweiht. Nachdem er eine Reihe von Jahren in der Pastoration zugebracht und kurze Zeit Gymnasial-Lehrer zu Bruchsal gewesen und der erste Jahrgang seines berühmten „Kalenders für Zeit und Ewigkeit" erschienen war, kam er 1843 als Repetent an das neuerrichtete theologische Convict zu Freiburg. Er leitete von 1845 an als provisorischer Direktor diese Anstalt und wurde 1847 Professor der praktischen Theologie an der Freiburger Universität, in welcher Stellung er noch gegenwärtig als einer der hervorragendsten Lehrer wirkt. Ein glänzendes Zeugniß wissenschaftlicher Tüchtigkeit als Theologe liegt in Stolzen's „Katechetischer Auslegung des Freiburger Diözesan-Katechismus (Hirscher'schen Katechismus) für Geistliche, Lehrer und Eltern," Freiburg 1847, 3 Bde., von denen der 2. und 3. 1848 neu aufgelegt werden mußten; ferners gab er heraus: „Diamant oder Glas" 10. Aufl. Freiburg. 1854.") Vornämlich durch den „Kalender für Zeit und Ewigkeit," welchen er bis 1848 schrieb, steht Stolz in der deutschen National-Literatur in der vordersten Reihe der wenigen eigentlichen Volksschriftsteller, welche tiefpoetischen Gehalt mit einer durch und durch volksthümlichen Form verbinden, und ist zugleich ein Hauptrepräsentant der wiedererstandenen ächten Mystik des Mittelalters in zeitgemäßer Form; die einzelnen Jahrgänge (1843, das Menschengewächs 1844, ein halbes Vaterunser mit ungeschliffenen Zierrathen besetzt 1845, gib uns heute unser tägliches Brod und sonst nichts 1846, Essig und Oel 1847) sind zu mehr geworden als zu Volksbüchern im gewöhnlichen Sinne, denn sie befinden sich in hunderttausend katholischen und protestantischen Häusern Deutscher und Fremder, besonders slavischer Zunge, wurden im Buchhandel freigegeben und erleben noch immer neue Auflagen. Auch seine „Legende," worin die auf Verbesserung der Lebenszustände im christlichen Sinne gerichtete Haupttendenz des Verfassers vorherrscht und welche einen vom Kalenderton wesentlich abweichenden anschlug, erfreut sich einer weiten Verbreitung und ist jetzt (Spätjahr 1856) bis zum Monat Juli einschließlich vorwärts gekommen. Die erste Hauptfrucht der weiten Reisen, welche Stolz schier von Jahr zu Jahr zu unternehmen pflegt, war die originelle Schrift: „Spanisches für die gebildete Welt" Freiburg 1853 (jetzt in 3. Auflage erscheinend); mag man zugeben, daß hier wie in den Kalendern sichtlicher Zorn des Verfassers mitunter ohne Wissen und Wollen zu Einseitigkeiten und Vorurtheilen fortreiße, die er allzuschroff ausdrückt; die satyrischen Ausfälle und Hiebe gegen das Silbenstecher- und Professorenthum, gegen die Abgötterei, welche mit dem klassischen Alterthum getrieben wird, gegen weibliche Verbildung, Rafael und Schiller u. s. w. mögen da und dort Anstoß finden, aber ein im Ganzen sehr günstiges Urtheil über das Werk steht fest und der Verfasser hat glänzend dargethan, daß er auch

im Stande sei, für die „Gebildeten“ und „Aufgeklärten“ zu schreiben. 1855 unternahm Stolz eine Pilgerfahrt nach Jerusalem, deren Beschreibung (1859) bereits erschienen ist. — Nicht unter die geringsten Verdienste Stolzen's gehört, daß er der Gründer und Vorstand eines Gesellenbundes geworden ist, der bis 1856 der einzige blieb, welcher im Großherzogthum Baden aufzukommen vermochte.

Heinrich Wilhelm Stolze.

Stolze, Heinrich Wilhelm, Stadt- und Schloß-Organist und Musikdirektor in Celle ist geboren zu Erfurt am 1. Januar 1801, wo sein am 30. August 1830 daselbst verstorbener Vater Kantor und Musikdirektor war, der wegen Mangel an Zeit diesem seinem jüngsten Sohne nur wenig Unterricht ertheilen konnte. Den eigentlichen Unterricht im Klavier- und Orgelspiel, wie im Generalbasse erhielt er erst vom Organisten und nachmaligen Musikdirektor Ludwig Ernst Gebhardi, später aber im doppelten Contrapunkte und der Fuge vom Musikdirektor und Organisten Mich. Gottfr. Fischer, dessen Lehrer und Vorgänger Joh. Chr. Kittel, der letzte Schüler von Joh. Seb. Bach war.

Stolze besuchte von 1814 bis 1821 das Rathsgymnasium seiner Vaterstadt und fand schon früh Gelegenheit, für seinen Vater, dem im Jahr 1816 ein Nervenschlag die linke Seite lähmte, die Kirchenmusiken zu dirigiren und auch Unterricht in der Musik zu geben. Seine erste Anstellung jedoch erfolgte im Auslande, da Erfurt ihn nicht fesseln konnte, und es war Clausthal auf dem Harze, woselbst er nach abgelegter Probe als Organist der Markt- und Gottesackerkirche am 27. Oktober 1822 das Amt antrat, welches auch mit dem Unterrichte an der untern Klasse der hohen Schule, die für die Puchknaben bestimmt verbunden war. Hier hatte sich Stolze vornehmlich der Protektion des Oberbergrathes Albert zu erfreuen, der ein großer Freund und Liebhaber der Musik war, der ihm auch erlaubte, die Bergschule, wo er zuerst den Kursus in der Mineralogie durchmachte, zu besuchen, und ihn mit dem Lehrer derselben, dem Bergprobirer Bauersachs bekannt machte, welcher selbst als ehemaliger Bassethorn-Virtuose die Musik noch sehr liebte. Aber schon nach 1½ Jahren ward Stolze nach Celle, ebenfalls im Königreich Hannover, als Stadt- und Schloß-Organist, wie auch als Gesanglehrer des Gymnasiums und der höhern Töchterschule berufen, wo er am 4. April 1824 sein neues Amt antrat.

Hier war es erst, wo Stolze seine Thätigkeit entwickeln konnte, denn im Verlauf von 33 Jahren bildete und unterrichtete er nicht allein privatim nahe an 500 Schüler und Schülerinen in der Musik,

sondern er komponirte auch 67 Werke, wovon bereits ein großer Theil edirt ist. Darunter sind 20 Sammlungen von Orgelstücken, 35 Sammlungen von Gesangstücken, worunter 16 für Männerstimmen und 16 Kirchenstücke für gemischten Chor sind; ein vierstimmiges Choralbuch und ein Melodienbuch dazu, zu sämmtlichen Gesangbüchern des Königreichs Hannover, 258 Choräle und sämmtliche Intonationen und Responsorien nach der Landesagende enthaltend, gab er 1834 auf seine Kosten im Druck, welches ungeachtet des mehrfachen Unwesens im Choralgesange doch seine bleibende Stelle im Lande erhalten und sowohl Beifall wie Absatz gefunden hat. Eine Oper von Göthe: Claudine von Villa Bella in 3 Akten, die ihn mit dem Dichter bekannt machte und 2 Oratorien, 1) die Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer in 3 Theilen für den Männerchor mit Instrumentalbegleitung, vom Adjunkt C. Hagen in Rothenstein gedichtet, für die Jenaer großen Musikfeste bestimmt und 2) das Oratorium: Hiob, in 2 Theilen, Dichtung von Dr. Ad. Köler in Celle, für gemischten Chor mit Instrumentalbegleitung, welches am 1. Nov. 1850 zuerst in Celle unter seiner Leitung in hiesiger Stadtkirche und am 14. Okt. 1855 in Erfurt zur Vorfeier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs von Preußen vom Soller'schen Musikvereine in der Predigerkirche mit Beifall aufgeführt ward.

Außerdem arrangirte Stolze noch mehrere Werke berühmter Tonkünstler theils für 2, 4 und 8 Hände für das Pianoforte, theils für den vierstimmigen Chor und setzte auch Händel's Oratorium: „der Messias" mit Benutzung der Mozart'schen Bearbeitung in vollständig instrumentirte Partitur, weil Mozart viel verändert und 15 Musikstücke Händel's ganz weggelassen hatte, die wohl auch der Beachtung werth sind.

Stolze gründete selbst erst in Celle am 31. Okt. 1827 einen Singverein für gemischten Chor, der im Laufe der Jahre zwar mancherlei Veränderungen erlitt, den er aber als Musikdirektor mit der größten Liebe immer leitete und mit welchem er die schönsten Oratorien älterer und neuerer Tonkünstler aufführte. Auch gründete Stolze am 7. Dezember 1841 einen besondern Lehrer-Gesangverein für Männerstimmen, der mehrere Jahre hindurch Musikfeste veranstaltete, die er dirigirte. Und noch vor dem Jahre hatte derselbe Verein bei einer Anwesenheit Sr. Maj. des Königs von Hannover die Ehre, sich produziren zu dürfen.

Als Mitarbeiter mehrerer musikalischen Journale war Stolze auf besonderes Verlangen noch thätig, z. B. für das Orgel-Journal, Mannheim bei Heckel, für das Orgel-Museum, Meißen bei Gondsche, für den Orgelfreund und das Präludienbuch, Erfurt bei Körner, für den praktischen Organisten von Herzog, Mainz bei Schott, für die Siona, einer Sammlung von Festgesängen für den vierstimmigen Männerchor, und für die Tempelklänge, ebenfalls Festgesänge für den gemischten Chor, beide bei Kuhnt in Eisleben herausgekommen.

Seine in den Sommer eintretenden Schulferien benutzte Stolze größtentheils zu Reisen, theils um berühmte Tonkünstler persönlich kennen zu lernen, theils auch um großen musikalischen Aufführungen beizuwohnen. Mit mehrern Tonkünstlern trat er in briefliche Korrespondenz und verdankte namentlich Dr. Spohr in Kassel, dem er seine größten Kompositionen vorher zur Durchsicht und Kritik zeigte oder übersandte, vielfache Unterweisungen und Belehrungen.

Von dem Soller'schen Musikvereine in Erfurt, den Stolze bei seiner Gründung besucht hatte, und welcher einige seiner Kompositionen zur öffentlichen Aufführung brachte, erhielt er schon im Jahre 1827 das Diplom als Ehrenmitglied.

In neuester Zeit trat Stolze in Verbindung mit dem rührigen Verleger C. Holle in Wolfenbüttel, wo er nicht nur dessen erste unkorrekten Ausgaben von Mozart's und Beethoven's Klavierwerken korrigirte, wie später auch die Klavierwerke von Jos. Haydn, Clementi und Joh. Seb. Bach, sondern auch C. M. v. Weber's sämmtliche Klavierwerke in 2 Bänden in Revision übernahm und noch jetzt auch die Korrekturen zu L. v. Beethoven's sämmtlichen Werken von Dr. Liszt, besorgt.

Karl Volkmar Stoy.

Motto: „Arbeit meine beste Freundin."

Stoy, Karl Volkmar, ist geboren den 22. Januar 1815 zu Pegau, einem Städtchen im Königreich Sachsen. Der Vater war Archidiakonus, ein beliebter Prediger, geistig bewegt, streng, die Mutter mild, fromm. Fröhlich war die erste Jugend. Bei sparsamem Umgang mit andern Altersgenossen, vergnügten sich die 2, nur 1½ Jahre von einander entfernten Brüder. Später wird der Vater siech, die Mutter leidend, viel trübe Wolken steigen auf am Kinderhimmel.

Ersten Unterricht ertheilte ein Kandidat in einer Sammelschule, besucht von 20 Kindern, Knaben und Mädchen. Er war ein gründlicher und freundlicher Lehrer von guter Bildung.

Mit dem zwölften Jahre wird Stoy Alumnus der Landesschule Meißen, findet an den Lehrern König, Kreissig, Schulze wohlwollende Förderer und Freunde, Licht und Schatten des dortigen Schullebens üben gewaltigen Einfluß auf seine Entwickelung aus, namentlich auf seine Erziehung zur Selbstständigkeit.

Er bezieht 1833 als 18jährig die Universität Leipzig. Die Eltern sind bereits beide begraben. In ärmlichen Verhältnissen findet er manchen Wohlthäter und lebt bei Sparsamkeit ohne Sorgen. Sein Lebensplan war auf ein geistliches Amt von Jugend auf gerichtet. Aber die Philosophie, zu welcher ihn schon auf der Schule tiefe

Neigung gezogen, nimmt sein ganzes Wesen in Anspruch. Er hört zwar alle theologischen Hauptkollegien, hält auch mit gleichstrebenden Genossen exegetische freie Uebungen: aber die Vorlesungen und Conversationen bei Hartenstein und Drobisch geben seiner ganzen Lebensansicht die Gestalt. Er wird warmer Freund der Herbart'schen Philosophie.

Als daher 1837 ihm ein mäßiges Erbtheil zufällt, ist sein erster Vorsatz eine Wanderung nach Göttingen in Herbart's unmittelbare Nähe. Er erwirbt also die philosophische Doktorwürde und bezieht Ostern 1837 die Universität Göttingen.

Hier verlebt er 2 glückliche Jahre in Herbart's Nähe, treibt mathematische und naturwissenschaftliche Studien, arbeitet angestrengt. Leider bringt die unglückliche Katastrophe von 1838 störende Aufregung und Verstimmung.

Mittlerweile hat sich der Lebensplan gestaltet, er will als Docent für Philosophie und Pädagogik auftreten. Zu dem Zweck sucht er erst noch pädagogische Praxis und findet diese in der geistig-frischen, gerade damals mit den besten Lehrkräften ausgestatteten Erziehungs-Anstalt der Gebrüder Bender zu Weinheim an der Bergstraße.

Hier vergingen ihm nahebei 4 Jahre eines angestrengten, glücklichen Arbeitens und er verdankt diesem Aufenthalt viel.

Herbst 1842 schied er von dort, wandert nach Jena, April 1843 ist er als Docent der Philosophie habilitirt.

Die Vorlesungen über Pädagogik finden bald Theilnahme, eigenthümliche Umstände drängen eine kleine Erziehungsanstalt zu übernehmen. Dieselbe wächst, Bauten werden aufgeführt, gegenwärtig gehören zu ihr als Familienglieder 16 Lehrer und einige 70 Zöglinge, eine gleiche Zahl Externe.

An der Universität ist er thätig als ordentlicher Professor der Pädagogik durch Vorlesungen über Logik, Psychologie, Pädagogik, Geschichte der Pädagogik, durch Leitung eines pädagogischen Seminars, von welchem Mitglieder Studierende oder Kandidaten der Theologie oder des höhern Schulamtes sind, durchschnittlich 25. Die pädagogischen Uebungen werden vorgenommen an einer Seminarschule, bestehend aus 100 armen Knaben, welche in 4 Klassen sämmtlichen Unterricht durch die Mitglieder des Seminars erhalten. Auch Erziehung, denn an die Schule schließt sich ein großer Garten, welcher unter Aufsicht und Mitwirkung von Direktor und Lehrer durch die Kinder bebaut wird zum Besten der armen Eltern, in demselben auch Turnen und Spiel. Das in Schule und Umgang Erlebte wird in zahlreichen Konferenzen von den Seminarmitgliedern verarbeitet. Ueberhaupt fehlt's nicht an Arbeit.

Schriften:

Der deutsche Unterricht in den ersten 6 Schuljahren. Beigabe zum Programme der Bender'schen Anstalt. 1842.

De auctoritate in rebus paedagogicis Platonicae civitatis principibus. Jena. Schreiber. 1843.
Schule und Leben. Pädagogische Bekenntnisse. Jena. Frommann. 1845.
Altes und Neues, der pädagogischen Bekenntnisse zweites Stück. Jena. Frommann. 1846.
Die Noth der Schule, der pädagogischen Bekenntnisse drittes Stück. Jena. Frommann. 1847.
Rousseau, Fichte, Considerant und die Idee der Erziehung, der pädagogischen Bekenntnisse viertes Stück. Jena. Frommann. 1849.
Pädagogische Anlagen in Jena, der pädagogischen Bekenntnisse fünftes Stück. Jena. Frommann. 1852.
Hauspädagogik. Leipzig. Engelmann. 1854.
Schul- und Hauspolizei. Berlin. Oehmigke. 1856.

Karl Strack,

Pfarrer und Lehrer zu Oberrosbach, Großherzogthum Hessen.

(Autobiographie.)

Fulda, ein ansehnliches Dorf, an der Grenze des Vogelsberges ist der Ort, wo ich die ersten Jahre meiner glücklichen Kindheit verlebte. Hier wurde ich geboren den 6. Juli 1813. Mein Vater, Georg Friedrich Strack war Pfarrer daselbst. Er genoß einer seltenen Liebe in der ganzen Pfarrei, theilweise auch in Folge davon, daß er längere Zeit Assistent bei seinem sehr geachteten Vater gewesen und dann dessen Nachfolger geworden war.

Ich war das einzige Kind meiner Eltern und erfreute mich darum ihrer ungetheilten Liebe. Ihre Verhältnisse erlaubten ihnen, mir zu Gefallen zu leben, und sie haben dieses reichlich gethan. Doch wurde ich, sowohl was meine Kleidung und meine Spielsachen betraf, äußerst einfach gehalten. Auch durfte ich keine Unzufriedenheit äußern, wenn mein Vater, um diesem oder jenem armen oder kranken Kinde eine Freude zu machen, ein Stück von meinen Spielsachen wieder entzog. Ich konnte um so weniger etwas dagegen reden, da mein Verlust wieder über ein Kleines reichlich ersetzt wurde. Dabei wurde ich allerdings auch schon frühe daran gewöhnt, von dem, was ich hatte, den Dürftigen mitzutheilen. Es waren oft Kleinigkeiten, womit mein Vater mir Freude zu machen suchte. Er kam selten aus dem Felde oder anders woher nach Hause, ohne mir eine Blume, ein wenig Obst u. dgl. mitzubringen.

Schon bei meinem Erwachen war oft mein Bettchen mit dergleichen belegt und meine Eltern standen in der Nähe, meine Ueberraschung beim Erwachen zu beobachten und sich darüber zu freuen. Selten nur wurde mir eine Züchtigung zu Theil, wiewohl ich nicht sagen will, daß ich dergleichen nicht öfters verdient hätte. Nur einmal erinnere ich mich in meinem Leben, den Stock empfunden zu haben. Ich hatte mit einem Schul- und Spiel-

Kameraden den Unterricht bei meinem Vater versäumt, und eine unnütze Antwort gegeben, da derselbe mich rufen ließ.

Ich hätte hartherzig und gefühllos sein müssen, wenn ich bei so vielen Beweisen der Liebe, welche ich von meinen Aeltern empfing, nicht von der herzlichsten Gegenliebe durchdrungen worden wäre. Und diese kindliche Liebe war es, die mich vor weiteren Verirrungen bewahrte. Ein ernster Blick, eine sanftmüthige Zurechtweisung, auch wohl ein ernst strafendes Wort genügten in den meisten Fällen, mich zu warnen oder mich von der Wiederholung eines begangenen Fehlers zurückzuhalten.

Meinen ersten Unterricht erhielt ich von meinem Vater selbst. Auch da eine befreundete Familie des Dorfes sich einen Hauslehrer nahm und mich bereitwillig zur Theilnahme einlud, zog es mein Vater vor, mich ferner mit einem andern Knaben, dem Sohn eines geachteten doch nicht sehr bemittelten Schuhmachers zu unterrichten. Diesem Umstande verdanke ich es, daß ich bald meinen Altersgenossen in den meisten Lehrgegenständen voraus war. Der erwähnte Knabe sollte vorwärts kommen, damit er möglichst frühe sein Studium vollende. Mein frühe rege gewordener Ehrgeiz ließ es aber nicht zu, daß ich hinter demselben zurückbliebe. Ich weinte und klagte als mein Vater uns trennen und meinen Freund weiter führen wollte. Unser Unterricht war ein gründlicher, besonders in der lateinischen Sprache, deren Erlernung ich schon im siebenten Jahre begann. Unsere Lehrstunden konnten wegen der Dienstesgeschäfte meines Vaters nicht regelmäßig gehalten werden; dagegen benutzte derselbe die Gänge insbald, welche er wegen der Oekonomie und Amtsverrichtungen auf den Filialorten machen mußte, zu Erzählungen aus der Geschichte 2c.

Noch eines Umstandes aus meiner Kindheit, der, wie unbedeutend er auch scheint, besonders für meine religiöse Bildung von unendlicher Wichtigkeit war, muß ich erwähnen. Ich war gewohnt, wohin meine Eltern auch gingen und fuhren, ihr Begleiter zu sein. Eines Tages — ich mochte etwa 5 Jahre alt sein — kündigten sie mir an, daß sie nach einer benachbarten Stadt, wo wir nahe Verwandte hatten, reisen wollten, daß ich aber heute zu Hause bleiben müsse. Bitten und Thränen halfen nichts, wie überhaupt mein Vater, wenn er einmal eine verneinende Antwort gegeben hatte, nicht leicht durch meine Klagen zu einer Aenderung seines Wortes gebracht werden konnte. Ich war außer mir vor Schmerz. Da meinte eine Magd, welche mir besonders ergeben war, ich sollte mein Sonntagskleid anziehen und mich in die Chaise setzen, ich würde dann nicht wieder herausgeworfen werden.

Der Vorschlag gefiel mir und wurde mit Hilfe der Magd heimlich ausgeführt. Ich wartete längere Zeit, ohne daß meine Eltern gekommen waren. Endlich wußte ich vor Langweile nicht, was ich treiben sollte. Ich trieb allerlei Kurzweil in der Chaise und legte mich in den sehr geräumigen Kasten. Ehe ich mich dessen versah,

fiel der Deckel zu und ich konnte ihn nicht wieder öffnen. Ich schwebte in großer Lebensgefahr und schrie, so laut ich konnte. Mein Rufen wurde von Niemand gehört. Ich wäre verloren gewesen, wenn nicht eine alte Frau, welche überaus selten von ihrem Lehnstuhle am Ofen an's Fenster kam, gerade in dem Augenblicke, wo mein enges Gefängniß geschlossen wurde, in unsern Hof gesehen hätte. Sie rief mit ängstlicher Stimme meine Eltern herbei. Man denke sich deren Schrecken, als sie die Schlüssel zum Kasten nicht finden konnten. Derselbe mußte gewaltsam erbrochen werden und ich wurde schon ohnmächtig herausgezogen. Die Reise unterblieb. Als ich wieder zur Besinnung gekommen war, machte mir mein Vater so ernstliche Vorstellungen über meinen Ungehorsam und meine Unbesonnenheit, daß mir solche mein ganzes Leben unvergeßlich geblieben sind. Es bedurfte in der Folgezeit nur einer Erinnerung an meine Lebensgefahr und wunderbare Lebensrettung, um mich vor Leichtsinn und Ungehorsam zu warnen. Auch habe ich im Andenken an den erfahrenen göttlichen Beistand selbst in bösen Zeiten das Vertrauen auf Gott nicht verloren.

Leider sollte meine glückliche Jugendzeit ein allzufrühes Ende nehmen. Als ich 10 Jahre alt war, unterlag mein Vater dem Nervenfieber. Meine Mutter zog meinetwegen nach Gießen, und so kam ich, noch nicht 11 Jahre alt, auf die untere Ordnung der zweiten Klasse des dasigen Gymnasiums. Ich muß dabei bemerken, daß damals dieses Gymnasium in 4 Klassen eingetheilt war, und daß die 3 oberen Klassen wieder je 3 Ordnungen hatten. Die gelesenen Schriftsteller waren mir theilweise noch zu schwer und wenn auch die unterste Ordnung in den meisten wie Ovid und Virgil nur nachzuübersetzen hatte, so dauerte es doch längere Zeit, bis ich mich einigermaßen vorzubereiten im Stande war. Aber der gründliche Unterricht meines Vaters bewährte jetzt seine heilsamen Folgen.

Nach Vollendung des ersten Jahres gaben mir die Lehrer ihr Wohlwollen durch ein bewilligtes Prämium zu erkennen. Mein Schulgenosse aus Fulda, der mit mir nach Gießen gegangen war, trug nicht wenig dazu bei, meinen Eifer anzufeuern. Es war mir fast zur fixen Idee geworden, daß derselbe nicht über mich kommen sollte. Und doch geschah es später auf eine eigenthümliche Weise. Es wurde nun alljährlich von einer Ordnung zur andern versetzt und zwar zu Ostern. Versetzungen im Herbste geschehen nur ausnahmsweise als besondere Belohnung. Meinem Freunde sollte eine solche zu Theil werden. Er hatte auf der obersten Ordnung den zweiten Platz, ich den ersten. Man wollte mir nicht wehe thun, und so wurde ich etwas über 13 Jahre alt, in die erste Klasse versetzt. Nach der Versetzung baten mich die Lehrer, freiwillig in Secunda zurückzubleiben, da dieses wegen meiner Jugend mir heilsamer sein würde. Ich verstand mich dazu. Noch einmal wurde mir in Prima aus demselben Grunde eine außerordentliche Versetzung zuerkannt, so daß ich im

16. Jahr den Kursus des Gymnasiums beendigt hatte. Ich wäre noch länger in demselben geblieben, wenn nicht ein Mißverständniß, das mir von einem sonst geliebten Lehrer eine, wie ich meinte, unverdiente Strafe zuzog, meinen Unwillen erregt und mich im Aerger zu dem Entschluß gebracht hatte, noch ein anderes Gymnasium zu besuchen. Mancherlei Schwierigkeiten verhinderten die Ausführung dieses Planes und so wurde ich wider Willen der jüngste Student.

Während meines Gymnasiallebens hatten sich meine sonstigen Verhältnisse gänzlich verändert. Meine Mutter hatte sich durch den Kummer über den Tod meines Vaters ihre Gesundheit also geschwächt, daß sie zwei Jahre später mich als Waise zurückließ. Eine ledige Schwester der sel. kam, übernahm deren Stelle und ersetzte mir, soweit es möglich war, den schmerzlichen Verlust. Auch meine sonstigen Verwandten wetteiferten, mir ihre Liebe zu bethätigen. Dennoch fühlte ich oft gar schmerzlich meine Verlassenheit, da ich schon so frühe eltern- und geschwisterlos durch die Welt gehen mußte. Einer meiner Verwandten, ein angesehener kinderloser Kaufmann in Marburg, hatte mir sogar gleich nach dem Tode meiner Mutter die Offerte gemacht, er wolle mich zu sich nehmen, in seinem Geschäfte unterweisen und dann weiter für meine Zukunft sorgen. So günstig diese Aussichten waren, so konnte ich mich nicht zur Annahme verstehen, weil mich der Wunsch beseelte, wie mein Vater ein Pfarrer zu werden.

Die theologische Fakultät in Gießen war damals nicht zum Besten besetzt. Der Kirchenhistoriker Schmidt war durch Krankheit und Theilnahme am Landtag gehindert, Vorlesungen zu halten, so daß ich kaum eine bei ihm hören konnte. Kühnöl hatte sich selbst überlebt und übte, so viel gepriesen einstens seine Commentarien gewesen waren, keinen bedeutenden Einfluß mehr auf die studirende Jugend aus. Noch weniger anregend wirkten die übrigen Docenten. Es war kein Wunder, daß unter den Studirenden wenig wissenschaftlicher Sinn verbreitet war. Fast alle waren nur darauf bedacht, die vorgeschriebenen Kollegien zu hören, um im Examen zu bestehen. Ich kann nicht leugnen, daß ich auch einige Zeit hindurch in Gefahr schwebte, in diesen Schlendrian hineingezogen zu werden. Doch ich besann mich noch zur rechten Zeit eines Besseren und schloß mit einigen Gleichgesinnten einen Freundschaftsbund, dem der Endzweck zu Grunde lag, die gehörten Vorlesungen zu besprechen, und uns gegenseitig in denselben zu examiniren. Ich besuchte außerdem noch das philologische Seminar und die Vorlesungen über Geschichte bei Schmitthenner und über Philosophie bei Hillebrand. Beide gehörten damals zu den anregendsten Lehrern der Universität. Der Theolog Credner kam erst nach Gießen, als ich schon im Begriffe war, mein Examen zu machen. Ich konnte nicht mehr sein Zuhörer werden. Dennoch kam er mir, nachdem ich auch von ihm geprüft worden war, so liebevoll entgegen, daß ich äußerst angenehm davon überrascht wurde. Er bot mir mit dem Bemerken die Hand: „Sie sind eltern-

los; wo ich Vaterstelle bei Ihnen vertreten kann, wenden Sie Sich mit Vertrauen an mich.“ So wenig ich auch später mit Credner's theologischer Anschauung übereinstimmen konnte, so habe ich ihm doch niemals diese Worte vergessen können; ebenso wenig das, was er weiter für mich gethan hat.

Mehrere Anträge zu Hauslehrerstellen glaubte ich vorerst abweisen zu müssen, da ich wegen meiner geschwächten Gesundheit der Erholung bedurfte und da mich derselbe Kaufmann, dessen ich schon früher gedachte, abermals einlud, zu ihm zu kommen, und noch ein halbes Jahr in Marburg zu studiren. So wurde ich im Herbst 1832, wiewohl ich mein Prüfungszeugniß in Handen hatte, noch einmal Student. Ich hörte den Philosophen Suabedessen und den Philologen Hermann, der später nach Göttingen kam. Dabei suchte ich mich bei einem Privatlehrer im Französischen weiter auszubilden. Noch ehe das Semester verflossen war, das ich in Marburg zu verweilen gedachte, erhielt ich auf Credner's Empfehlung den Antrag, den Unterricht und die Erziehung der Kinder des Freiherrn v. Bodelschwingh-Plattenberg zu Geretzhoven bei Köln zu übernehmen. Die Verhältnisse waren der Art, daß ich nicht Nein sagen konnte. So reiste ich dann im März 1833 an den Ort meiner neuen Bestimmung ab. An zwei heiteren Frühlingstagen brachte mich das Dampfschiff auf dem Rheine nach Köln. Ich betrachtete die Gunst der Witterung als eine glückliche Vorbedeutung für mein künftiges Wirken. Ich täuschte mich nicht. Allerdings mußte ich die Erfahrung machen, daß aller Anfang schwer ist. Ich merkte gar bald, wie lückenhaft der Gymnasial-Unterricht gewesen war, den ich genossen hatte. Ich mußte oft bis tief in die Nacht arbeiten, um vor meinen Zöglingen tüchtig vorbereitet dazustehen. Mein ältester Zögling hatte eine entschiedene Vorliebe für Mathematik und Geschichte. Ich mußte bei Erklärung des Cornel und Cäsar auf der Hut sein, um nicht durch unerwartete Fragen über geschichtliche Details in Verlegenheit gebracht zu werden.

Eins nur machte mir meinen Aufenthalt in der mir so schätzbar gewordenen Familie unangenehm. Ich konnte nicht mit Berufsgenossen verkehren und nur selten einen evangelischen Gottesdienst besuchen. Mein Umgang außerhalb des Hauses beschränkte sich auf wenige wackere katholische Geistliche, denen ich die Anerkennung nicht versagen kann, daß sie mir freundschaftlich entgegen kamen. Einen von ihnen hörte ich auch zuweilen predigen, und gewiß nicht ohne Segen für mich.

Nach einem Jahre übernahm Herr v. Bodelschwingh das Stammgut zu Bodelschwingh bei Dortmund in Westphalen. Meine Lage wurde durch diese Wohnortsveränderung nicht wenig gebessert. Die Umgebung des Schlosses, das wir bezogen, war ungleich freundlicher als die unseres bisherigen Aufenthaltes. In dem Dorfe, das nur einige hundert Schritte vom Schlosse entfernt war, lebte ein

junger Pfarrer, dessen Umgang mir in jeder Beziehung ersprießlich war.

Drei Jahre blieb ich in dieser Stellung, welche auch für meine theologische Entwicklung von segensreichen Folgen war. In der Grafschaft Mark zeigte sich ein reges religiöses Leben. Der flache Rationalismus, der in Gießen dominirte, war dort weniger zu finden. Ich erkannte, daß ich bei meinen Ansichten in den dortigen Kirchen kaum predigen könne, und kam so zum Nachdenken über mich selbst und über die Lehren der Bibel. Alle diese Verhältnisse brachten eine Umwandlung bei mir hervor, für welche ich dem, der die Herzen der Menschen lenket wie Wasserbäche, nicht genug danken kann. Gerne wäre ich noch länger in Bodelschwingh geblieben, wenn ich nicht die Aufforderung von Seiten des Oberkonsistoriums in Darmstadt erhalten hätte, das Vikariat in der Pfarrei Brensbach im Odenwalde zu übernehmen. Ich mußte wegen meiner künftigen Existenz dem Rufe Folge leisten. Kurz vor Ostern 1836 kam ich in's Amt. Der Anfang war abermals ein schwerer. Ich hatte bisher nur selten gepredigt und mußte jetzt in der arbeitsvollsten Zeit so oft die Kanzel besteigen, daß mir öfters zur Vorbereitung nur wenige Stunden verstattet waren. Gar bald wurde mir durch die Liebe der Gemeinde mein Wirken erleichtert. Nachdem ich mich in meine neue Thätigkeit eingeschossen hatte, fing ich auch wieder das Schulmeistern an. Ich ertheilte mehreren Knaben Privatunterricht.

Ein Unglücksereigniß trug dazu bei, mein Verhältniß zum meinen Pfarrkindern noch freundlicher zu gestalten. Es war ein Schmied aus der Filialgemeinde bei Mannheim erschlagen worden. Ich nahm mich der unglücklichen Wittwe und deren sieben unmündigen Kinder fürbittend an, und hatte die Freude, daß meine Bemühung über Erwarten gesegnet wurde. Die reiche Stadt Mannheim spendete reichlich, und von anderer Seite, besonders von der großherzoglichen Familie in Karlsruhe wurden mir so ansehnliche Gaben übersendet, daß wenigstens keine Nahrungssorgen die Trauernden mehr drückten. Damals wagte ich zuerst vor dem größeren Publikum aufzutreten. Ich ließ die über diesen Fall gehaltene Predigt im Drucke erscheinen und hatte das Glück, daß sie bald zum zweiten Mal aufgelegt werden mußte.

Etwas über vier Jahre blieb ich in Brensbach. Ich zähle sie zu den glücklichsten meines Lebens. Im Frühjahr 1840 wurde mir die zweite Pfarrei mit der damit verbundenen Schulstelle zu Oberrosbach in der gesegneten Wetterau übertragen. Ich hoffte mit meiner Vorliebe für pädagogische Thätigkeit in der Schule bald erfreuliche Resultate zu erzielen. Doch mußte ich die Erfahrung machen, daß ein Lehrer, besonders auf dem Lande mit mehr Schwierigkeiten zu kämpfen hat, als sich der entfernt Stehende irgend vorstellen kann. Meine Schule war durch öfteren Wechsel der Vikarien und durch sonstige Verhältnisse in einen solchen Zustand gekommen, daß ich

Mühe hatte, dieselbe nur andern Schulen gleichzustellen, und als ich, um dieses zu erreichen, einige Stunden weiter unterrichten wollte, fand ich bei vielen Vätern unerwarteten Widerstand. Ich wünschte mich manchmal in mein Vikariats-Verhältniß zurück. Erst nach und nach gelang es mir, in ein freundlicheres Verhältniß mit den Kindern und deren Eltern zu treten.

Damals stand noch die Wurst'sche Sprachdenklehre in Ehren. Ich glaubte gleichfalls nichts Geringes geleistet zu haben, als ich beim ersten Examen über Subjekt und Prädikat, Ergänzung und Beifügung u. s. w. u. s. w. fragen konnte und rasch die erwünschten Antworten erhielt. Als es aber daran gehen sollte, einen kleinen Aufsatz zu liefern, da zeigte es sich, daß für unsere Volksschulen etwas Anderes nöthig sei, als grammatische Distinktionen und Definitionen. Ich änderte darum mein Verfahren, schloß den Sprachunterricht an die Lese- und sonstigen Lehrstunden, ich ließ kleine Aufsätze schreiben und machte beim Corrigiren derselben die nöthigen Bemerkungen nur da, wo die Schüler in den Sprachformen und deren Gebrauch unsicher waren, ließ ich weitere Uebungen anstellen. Am meisten Schwierigkeiten machte mir, und macht mir heute noch die Orthographie. Ihretwegen mußte ich auf Konjugation und Deklination näher eingehen. Wegen der Interpunktionslehre mußte ich den Unterschied zwischen einfachem, zusammengesetztem und zusammengezogenen Satze berühren. Doch geschah dies Alles je nach Bedürfniß, nicht in abgesonderten grammatischen Stunden.

Beim Rechenunterricht machte ich eine ähnliche Erfahrung, wie die Theorie durch die Praxis modificirt werden muß. Ich ertheilte diesen Unterricht nach der Anweisung von Diesterweg. Nun fanden sich in der unteren Abtheilung mehrere Schüler, welche zu Pfingsten konfirmirt werden sollten, aber noch nicht dividiren konnten. Ich sah wohl ein, wenn ich bei diesen den gründlichen elementarischen Gang einhalten wollte, so würde ich sie nicht dahin bringen, daß sie bei ihrem Austritte aus der Schule die erforderliche Fertigkeit hätten, die gewöhnlichen Aufgaben des Lebens zu rechnen. Ich entschloß mich daher, bei ihnen, wenn's nicht anders gehen wollte, mechanisch zu verfahren und ihnen kurzweg noch zu zeigen, wie sie es zu machen hätten, ohne mich weiter auf Gründe und Entwickelung einzulassen. Ich habe dieses weder im vorliegenden Falle, noch in andern, wo ich ähnlich verfahren mußte, zu bereuen Ursache gehabt. Ich sorgte immer dafür, daß durch tüchtige Uebung das Verfahren unverlierbares Eigenthum wurde. Einmal hatte ich längere Zeit mit der Ausrechnung leichter Regula de Tri-Beispiele zu thun gehabt. Ein Schüler von beschränkten Gaben konnte die Sache nicht fassen. Ich machte ihm darüber ernstliche Vorstellungen. Wider alles Erwarten löste er in der folgenden Stunde die gegebenen Exempel ziemlich schnell und richtig. Ich erkundigte mich, wie er die Sache gelernt und erfuhr, daß ihm von einem Handwerker gezeigt worden sei, wie er den An-

satz machen müsse, er habe sich dieses gemerkt und finde sich nun zurecht. Ich merkte mir auch die Sache, und stieß, wenn es nicht anders mehr gehen wollte, die Dummköpfe — sit venia verbo — mit der Nase auf die Tafel, d. h. ich sagte: So müßt ihr's machen. Meine Autorität und die Wahrnehmung, daß sie auf diese Weise ein richtiges Resultat erhielten, mußte bei ihnen die Stelle des Beweises vertreten. Dabei muß ich bemerken, daß in der hiesigen Gemeinde ungewöhnlich viele Kinder von höchst geringen geistigen Fähigkeiten gefunden werden, so daß ich manche erst nach beendigtem zwölftem und dreizehntem statt nach beendigtem zehntem Jahre in meine Schule bekomme. Oefters können dieselben noch nicht mit einer Stelle multiplizieren. Ich würde mich an meinen andern Schülern versündigen, wenn ich mich mit diesen Nachzüglern über Gebühr beschäftigen wollte.

Ich habe es überhaupt immer als die wichtigste Aufgabe des Rechenunterrichts betrachtet, tüchtige Rechner für's Leben zu bilden. Ich glaube, dabei gewinnt die allgemeine Menschenbildung mehr, als wenn man das formale Prinzip in den Vordergrund stellt. Ich habe öfters gesehen, daß bei den ehemals so beliebten reinen Zahlenoperationen die beschränkten Köpfe so verwirrt wurden, daß sie den Wald vor Bäumen nicht sahen. Die von mir erwählten Exempel waren meistens ganz genau dem Bedürfnisse des Lebens angeschlossen. Aufgaben, welche niemals in der Wirklichkeit vorkommen, suchte ich möglichst zu vermeiden. Deßhalb genügten mir auch die meisten mir bekannt gewordenen Sammlungen nicht, da sie noch viel zu viel Exempel enthalten, welche nach dem Grundsatze: „Nicht für die Schule, sondern für das Leben" gestrichen werden sollten. Auch bei den Brüchen wendete ich meistens nur solche Nenner an, von denen die Kinder entweder schon gehört hatten, oder wahrscheinlicherweise hören würden, Halbe, Drittel, Viertel, Achtel, Zehntel u. s. w. Ich huldigte immer dem Grundgesetze, das Ueberflüssige zu vermeiden, oder wenigstens zu beschränken, um für das Nothwendige desto mehr Raum zu gewinnen. Formenlehre habe ich aus diesem Grunde niemals getrieben, dagegen suchte ich die Kinder zu befähigen, ihre Aecker selbst auszumessen, dem Weißbinder, dem Pflästerer, dem Schreiner die Rechnung zu revidiren, wenn nach dem Quadratfuß die Kosten berechnet sind. Auch die Ausmessung der im Leben vorkommenden Körper, wie Walzen, Parallelopipeden, Prismen zog ich in den Unterricht, da für gar viele Handwerker, für den, der Bauholz kauft oder verkauft, eine solche Fertigkeit wünschenswerth, oder vielmehr nothwendig ist.

Den sogenannten Realien glaubte ich eine größere Sorgfalt widmen zu müssen, als es bisher nach meiner Erfahrung in den Landschulen geschehen war: Ich ging von der Ansicht aus, daß die Jugend durch Betrachtung der Welt und der Menschen über den engherzigen Gesichtskreis, in dessen Schranken sich meistens unsere Bürger

und Bauern zu halten pflegen, erhoben werden müsse. Ich glaubte dieselbe dadurch zur rechten Humanität heranbilden zu können, daß sie dem Grundsatz huldige: Nichts Menschliches soll ferne von mir sein. Auch hier stellten sich mir größere Schwierigkeiten entgegen, als ich gedacht. Ich merkte gar bald, daß unter den Schulkindern wenig Interesse für geographische, selbst für geschichtliche Belehrungen vorhanden sei, und daß die Eltern der Ansicht waren, in dergleichen Dingen waren sie auch nicht unterrichtet worden; sie wären ein unnöthiger Ballast der neueren Schuleinrichtung. Ich ließ mich natürlich nicht irre machen, ging aber doch mit mir selbst zu Rathe, wie ich es anfangen müsse, um den gewünschten Erfolg zu erzielen. Ich suchte auch hier die praktische Seite hervorzuheben, ich kümmerte mich weniger um systematische Ordnung und Vollständigkeit. Was gerade im Augenblick von Interesse war, hob ich hervor. Wann die Rekruten aus der Gemeinde nach den Garnisonsstädten abgehen mußten, so sprach ich von diesen, von der Reise dahin, von der Entfernung, den Zwischenstationen. Die Industrieausstellungen zu Berlin, London, München u. s. w. gaben mir Veranlassung; nicht allein aber diese Städte, über die Art und Weise, wie man dahin gelangen könne, sondern auch über berühmte Fabrikorte und Fabrikgegenden überhaupt, besonders in der Nähe, über Handel und Gewerbthätigkeit zu sprechen. Die Pariser Revolution von 1848 führte mich auf die frühere von 1784 und 1830 zurück. Der Krieg in der Krimm bot mir Gelegenheit dar, von den Russen und Türken, deren Vergangenheit und Gegenwart genauere Schilderungen zu geben. Die Neuenburger Affaire führte mich nach der Schweiz. Wenn Familien nach Amerika auswanderten, wurden die amerikanischen Verhältnisse ein Gegenstand der Unterhaltung u. s. w.

Außerdem ließ ich, da kein besonderes Lesebuch in meiner Schule eingeführt war, aus geeigneten Schriften geographische und historische Schilderungen vorlesen und knüpfte daran Wackeres an. Auf Spaziergängen suchte ich die Heimathskunde vorzubereiten. War auf diese Weise das Interesse erregt, dann konnte ich minder Interessantes zur Ergänzung hinzufügen. Doch war immer mein Bestreben darauf gerichtet, durch Erzählungen, Schilderungen, Abbildungen u. s. w. den Stoff möglichst anziehend zu machen. Nur auf diese Weise konnte ich meinen Zweck, besonders auf Herz und Gemüth zu wirken, erreichen.

Aehnlich verfuhr ich bei der Naturgeschichte und Naturlehre. Die Hausthiere behandelte ich genauer, ich gab Belehrungen über deren Nutzen, über ihre Behandlung, über Krankheiten u. s. w. Ich fügte aus der Technologie hinzu, was geeignet war, die Wißbegierde rege zu machen und zu befriedigen. Ich sprach von den nützlichen und schädlichen Thieren des Feldes, wie jene erhalten und diese vertilgt werden könnten. Hatte ich von Amerika gesprochen, so berührte ich auch die eigenthümlichen Produkte desselben u. s. w. Ich behandelte

nicht nur die Giftkräuter unserer Gegend, sondern auch die Pflanzen, welche sonst für den Landmann von besonderem Interesse sind, welche für die Apotheken gesammelt werden können, oder sonst heilsame Wirkungen haben. Ich bekümmerte mich weder um Linné noch um sonst ein System. Ich hatte nur die Gegenwart und Zukunft der Schulen im Auge. So behandelte ich auch die Naturgesetze und Naturerscheinungen. Ich nahm Einzelnes heraus, wovon ich mir denken konnte, daß es jetzt oder später das Nachdenken meiner Schüler beschäftige, oder was ihnen bei ihren wahrscheinlichen Berufsarbeiten von Nutzen sein konnte. Bei meinen Veranschaulichungen, Beweisen u. s. w. suchte ich soweit als möglich auf die Erfahrung der Schüler zu recurriren. Ich wollte vom Leben ausgehen und auf's Leben zurückkommen. Meine Muße zu schriftstellerischer Thätigkeit war immer eine beschränkte. Während der Wochentage war ich in meiner Schule, wozu noch Privatunterricht anfangs bei fremden Kindern und später bei meinen eigenen hinzukam, genug beschäftigt, und Sonntags mußte ich predigen, was natürlich nicht ohne Vorbereitung geschehen konnte. Doch war es mir Bedürfniß, mitunter über diesen oder jenen Gegenstand, der mir besonders am Herzen lag, mich auszusprechen. So lange das hessische Schulblatt noch einer bessern Richtung folgte, und noch nicht in die Hände der Wühler-Partei gekommen war, lieferte ich bisweilen Aufsätze in dasselbe, z. B. „über die Behandlung der Realkenntnisse." „Wie kann die Individualität der Schüler in der Schule berücksichtigt werden?"

Am meisten war ich bei der Allgemeinen Schulzeitung beschäftigt. Ich habe im Laufe von 3 Lustren viele Recensionen, besonders von Volks- und Jugendschriften, Lehrbüchern der deutschen Sprache und Lesebüchern geliefert.

Von den gelieferten Aufsätzen nenne ich folgende: 1) Wie kann dem Branntweingenusse in der Schule entgegengewirkt werden? 1845. Nr. 20 ff. 2) Ueber Schulstrafen. 1847. Nr. 102 ff. 3) Ueber Schulprüfungen und Schulvisitationen. 1848. Nr. 62. (Ich wollte namentlich den Unterschied von Beiden bemerkbar machen und zeigen, wie solche eingerichtet werden müßten, um Nutzen zu schaffen.) 4) Die Wünsche des hessischen Lehrerstandes. Veranlaßt durch die in diesem Betreffe erschienene Denkschrift. 1848. Nr. 101. 5) Wie müssen historische Volksbücher beschaffen sein? 1849. Nr. 120. 6) Ueber populäre Tendenzschriften. 1850. Nr. 35. 7) Der norddeutsche Volksschriftenverein in dem ersten Jahre seines Wirkens. 1848. Nr. 9. 8) Ueber den Gebrauch des badischen Katechismus. 1849. Nr. 62. 9) Ueber den deutschen Sprachunterricht in Volksschulen. 1851. Nr. 122. 10) Ueber die Schindler'sche Frage und deren Beantwortung durch Curtman und Grube. 1852. Nr. 106 ff. 11) Ueber Memoriren in der Volksschule. 1854. Nr. 112 f. 12) In wie weit soll sich der Lehrer um die Vergehungen der Schüler außerhalb der Schule bekümmern? 1853. Nr. 125. 13) Wie können

Schüler zur Gewissenhaftigkeit erzogen werden? 14) Ueber Schulerziehung. 1856. Nr. 24 ff. 15) Grundzüge einer biblischen Erziehungslehre. 1855. Nr. 95 ff. 16) Ueber den Gebrauch der Bibel in der Volksschule. 1854. Nr. 138 f. (Theilweise gegen den Vortrag von Hoffmann auf dem Frankfurter Kirchentag.) 17) Die innere Mission und die Volksschule. 1850. Nr. 13. 18) Ueber Jünglingsvereine. (Veranlaßt durch den Frankfurter Kirchentag.) 19) Welche Veranschaulichungsmittel stehen dem Lehrer in der Volksschule bei dem Unterricht in der Naturlehre zu Gebot? 1851. Nr. 85.

In der Allgemeinen Kirchenzeitung sprach ich, als die deutschen Grundrechte die Schule von der Kirche losreißen wollten, meine Ansichten in einem Aufsatze aus, mit der Ueberschrift: „Einige Punkte welche bei der beabsichtigten Trennung der Schule von der Kirche zu beobachten sind.“ 1849. Nr. 65 f. In der sächsischen Lehrerzeitung kommt ein Aufsatz von mir vor: „Ueber die Schwierigkeiten, womit die Volksschule zu kämpfen hat?“

In der „pädagogischen Encyklopädie“ von Schmid habe ich bis jetzt folgende Artikel behandelt: „Achtung, Ehrerbietung, Pietät, Frechheit.“ „Ausgelassenheit, Muthwillen, Neckerei, Besonnenheit.“ „Bescheidenheit.“ In dem „Elternhaus“ von Fölsing behandelte ich die Frage: „Was können Eltern für die intellektuelle Bildung ihrer Kinder thun?“ Sodann sprach ich mich aus: „Ueber den Gebrauch geographischer und naturgeschichtlicher Räthselfragen.“

In den Feierabend von Schwerdt lieferte ich eine kurze Lebensbeschreibung von Peter Hebel.

Die von mir bearbeiteten Volks- und Jugendschriften sind folgende:

1) Des Volkes Noth und Rettung, oder die Mäßigkeitsvereine in ihrer Nothwendigkeit und ihren segensreichen Wirkungen. Friedberg. 1845. (Dieses anspruchslose Büchlein wurde von dem Oberschulrath zu Darmstadt und von der Regierung in Wiesbaden zur Anschaffung für Schulbibliotheken empfohlen.)
2) Erzählungen aus den Zeiten der Religionskriege und Religionsverfolgungen in Deutschland. Ein Glaubens- und Friedenswort. Friedberg. 1853.
3) 500 Räthselfragen aus der Geographie und Geschichte, besonders der europäischen Länder. Leipzig, bei Gustav Mayer. 1853.
4) 400 Räthselfragen aus der Naturgeschichte. Nebst 100 orthographischen Räthselaufgaben. Leipzig, 1854.

(Beide Schriften sind im Kreise meiner Familie entstanden. Ich konnte, wegen anderweitigen Arbeiten meinen Kindern nicht genügenden Unterricht in den genannten Disciplinen ertheilen. Ich suchte daher bei Spaziergängen, bei den Abendunterhaltungen, nach Tische u. s. w. nachzuhelfen, durch die Einkleidung der Fragen in Räthselform suchte ich Interesse zu erwecken. Später brauchte ich diese Büchlein auch in meiner Schule, um bei den so nöthigen Wiederholungen durch die Abwechselung stets die Aufmerksamkeit zu fesseln. Ich veröffentlichte die Sammlungen, weil ich hoffte, Eltern und Lehrern damit einen Dienst zu erweisen, und den Kindern eine nützliche Unterhaltung zu bieten.)

5) Philipp der Großmüthige und
6) Peter der Große, für's Volk und für die Jugend erzählt. Friedberg. Bindernagel's Buchhandlung. 1855.
7) Leiden und Kämpfe der Evangelischen in Frankreich. Darmstadt. 1856. C. W. Leske.

(Durch diese historischen Volks- und Jugendschriften wollte ich das Interesse an der Geschichte beleben, und der übertriebenen Liebhaberei an Volks- und Jugendromanen entgegenwirken.)

Dr. Ludwig Adolph Strümpell.

Strümpell, Ludwig Adolph, Dr., Kaiserlich-Russischer Staatsrath und ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Dorpat, ist 1812 in dem braunschweig'schen Städtchen Schöppenstedt geboren. Die ersten geistigen Interessen erweckte in ihm der Unterricht, den er außer der Stadtschule von dem zweiten Geistlichen des Ortes in den alten Sprachen genoß und dessen Wirkung sich in glücklicher Weise mit den bildenden Einflüssen verband, welche das tief religiöse Gemüth und der von hohen und edlen Gedanken erregte Geist der Mutter auf ihn ausübten. Als er mit dem vierzehnten Jahre nach Braunschweig gebracht wurde, setzte ihn der als Philologe und Schulmann rühmlichst bekannte damalige Rektor des Catharineums, Traugott Fridemann, in die Sekunda, von wo aus er in den drei obern Klassen (prima, media und selecta) bis zum siebenzehnten Jahre den Gymnasialcursus durchmachte. Unter den Lehrern der Anstalt wirkten bestimmend auf seine Richtung vorzugsweise zwei ihm später näher befreundete Männer, Ludwig Elster, ein gründlich gebildeter und genialer Philologe, der für die klassischen Studien wundersam zu begeistern verstand, und Friedrich Griepenkerl, einer der ältesten und treuesten Schüler Herbart's, in frühern Jahren als Lehrer unter Pestalozzi und in der von Fellenberg'schen Anstalt thätig und damals an dem genannten Gymnasium, wie auch als Professor der Aesthetik, deutschen Sprache und Literatur an dem Collegium Carolinum vorzugsweise durch seine philosophisch-ästhetische Bildung höchst eingreifend wirksam. Dem zuletzt genannten Manne verdankt Strümpell die erste spezifisch-philosophische Einwirkung, durch welche von der Zeit an sowohl die Gesammtrichtung seiner Studien als auch die Entwickelung seines inneren Geisteslebens bestimmt worden ist. Die innige Freundschaft, die ihn mit Griepenkerl's ältestem Sohne Robert verband, dessen Begabung, wie auch seine spätern literarischen Leistungen bestätigt haben, sich schon damals mehr dichterischer, als philosophischer Art zeigte, hatte seine Aufnahme in Griepenkerl's Haus zur Folge und brachte ihn dadurch in eine an bildenden Einflüssen reiche Sphäre. Vom Gym-

nasium ging Strümpell auf das Collegium Carolinum über, eine Anstalt, die damals noch gewissermaßen eine Universität in kleinerem Maßstabe und in solchen Männern, wie Henke (jetzt in Marburg), Griepenkerl, Emparius, Dedekind, Petri (vgl. Dr. F. Süpke zum Andenken an D. Victor und Lebr. Petri, Braunschweig, 1857) und Andern durch Gelehrsamkeit und gründliche Wissenschaftlichkeit ausgezeichnete Docenten besaß, später aber bekanntlich in ihrem humanistischen Charakter durch Hinzufügung einer prävalirenden technischen Abtheilung bedeutend verändert ist und jetzt im Begriff sein soll, gänzlich in eine polytechnische Schule umgewandelt zu werden. Schon auf dem Collegium Carolinum, wo die Vorträge über Logik, Psychologie, Aesthetik, Literaturgeschichte, platonische Dialoge, Geschichte der Philosophie den speculativen Trieben des jungen Studirenden reiche Nahrung boten und insbesondere auch durch das glänzende Beispiel eines in formeller Hinsicht unübertrefflichen freien Vortrages, womit Griepenkerl namentlich in der Aesthetik seine Zuhörer entzückte, die Lust zum Versuch und zur Selbstübung im Gebrauch der Rede erzeugte und förderte, faßte Strümpell den Entschluß, sich gänzlich der Philosophie zu widmen. Die Lektüre Plato's, Cicero's, des Sextus Empiricus, Locke's, Hume's, Spinoza's und Herbart'schen Schriften beschäftigte ihn auf's Lebhafteste und das für die Herbart'sche Philosophie schon damals überwiegend erregte Interesse wurde noch dadurch gehoben, daß er zu jener Zeit die persönliche Bekanntschaft Herbart's machte, der aus Königsberg auf einer Reise durch Deutschland auch Braunschweig besuchte. Der tiefe Eindruck, den die imponirende Erscheinung dieses Mannes auf ihn hervorbrachte, kann nur Demjenigen verständlich sein, der aus eigener Erfahrung in seiner Jugend sich der geistigen Bedeutung eines derartigen Erlebnisses erinnert, wo das lebendige Bild einer durch intellectuelle und sittliche Größe ausgezeichneten Person, welcher eine starke, schon aus der Entfernung genährte Hochschätzung entgegenkommt, sich begeisternd in die Seele eines jüngeren Mannes einsenkt. Auch hing mit dieser Bekanntschaft der Entschluß zusammen, von Braunschweig nach Königsberg in Preußen zu gehen, wie es im Jahre darauf wirklich geschah. In Königsberg hatte Strümpell das Glück, von Herbart eines näheren Verkehrs gewürdiget zu werden, in Folge dessen das geistige Band zwischen ihm und dem Lehrer, welchem Pietät, Dankbarkeit und Liebe über das Grab hinaus bewahrt wird, noch enger wurde. Auf dieser Universität verbrachte er zwei Jahre, während welcher er außer den Spezialfächern der Philosophie und Pädagogik, besonders an den Vorträgen von Lobeck, Voigt, Schubert, Drumann und Richelot Theil nahm. Nach absolvirtem Doktorexamen 1833 begab er sich nach Bonn, in der Absicht, wo möglich die durch den Abgang des Professors Bobrick, eines Schülers von Herbart, nach Zürich gebotene Gelegenheit zu einer unter günstigen Umständen zu eröffnenden academischen Laufbahn

zu benutzen, in welcher allein er seinen Beruf glaubte erblicken zu dürfen. Gewisse Umstände jedoch bewogen ihn, diesen Plan für's Erste fallen zu lassen und zunächst in der Heimath, die so manche reiche Quelle, wie namentlich in der Wolfenbüttler Bibliothek, zur Vermehrung des Wissens und zur ferneren geistigen Kräftigung darbot, später aber in Leipzig unter Theilnahme an den Vorträgen, die Drobisch über mathematische Psychologie hielt, seine Zeit zu verwerthen. Die allem Anschein weit hinausgerückte Aussicht auf die Ausführung des erwähnten Planes, sowie andererseits der Umstand, daß in seiner bisherigen philosophischen Ueberzeugung sich wesentliche Abweichungen aufdrängten, über die er auch mit Herbart sich nicht einigen konnte, ließ jetzt den schon früher gehegten Wunsch in ihm von Neuem auftreten, einige Jahre der pädagogischen Praxis zu widmen. Es ist unstreitig eine sehr werthvolle Eigenthümlichkeit der Herbart'schen Philosophie, daß sie nicht blos eine theoretische Continuität zwischen ihrer Psychologie, Ethik und Pädagogik in sehr spezieller Weise aufrecht erhält und dennoch die letztere Doktrin in einem für die philosophische Erkenntniß höchst bedeutsamen Lichte erscheinen läßt, sondern, was mehr sagen will, durch die Einsicht, die sie bei dieser Continuität in das Gebiet der Pädagogik öffnet, auch auf die Willensthätigkeit namentlich jüngerer Anhänger leicht einen sittlichen Impuls ausübt, der sie veranlaßt, die Wirksamkeit eines Erziehers und Lehrers mit Hingebung zu ergreifen. Die Dimensionen jedoch, welche die zunächst liegenden Verhältnisse für diesen Zweck darboten, erschienen der Absicht zu eng. Deshalb wandte Strümpell sich an einen Mann, mit dem er schon von Königsberg aus durch die Vermittelung Herbart's über philosophische Fragen correspondirt und den er bei dieser Gelegenheit hochschätzen gelernt hatte, nämlich an den damaligen Professor der Philosophie in Dorpat J. B. Jäsche, einen Schüler Kant's und außer anderen Schriften Verfasser einer Geschichte des Pantheismus, der unter den Familien des wohlhabenden und gebildeten Adels in den deutschen Ostseeprovinzen Rußlands zahlreiche Bekanntschaften hatte. Ein bald darauf erfolgtes Anerbieten, in einer hochangestellten Familie Kurlands die Erziehung zweier Söhne zu leiten, wurde angenommen, und es folgte nun die fast achtjährige rein pädagogische Periode, die für ihn mit den nützlichsten Erfahrungen, mit geistigen Sorgen und Freuden, mit tiefgreifenden Veranlassungen zur Selbstprüfung und Selbsterkenntniß wie zur wissenschaftlichen Orientirung über die feineren Verhältnisse zwischen pädagogischer Theorie und Praxis erfüllt gewesen ist. Dieser Zeitraum seines Lebens gewährt ihm noch jetzt Stoff zum Nachdenken und führt bald düstere bald heitere Bilder in seiner Seele zurück, je nachdem der Blick der Erinnerung über die Blüthen und Früchte, die unter seinem Wirken gediehen, oder über die Bruchstücke und Trümmer hinschweift, die an einzelnen Stellen des Gemäldes umherliegen. Obgleich hier nicht der Ort für Selbstbekenntnisse ist, so

mag doch, was auch zur Belehrung Anderer, namentlich junger Erzieher in solcher Lage, dienen kann, so viel gesagt sein, daß Strümpell aus der Zeit seiner pädagogischen Thätigkeit her, für die ihm mit edler Hochherzigkeit ein freies Feld geöffnet wurde, unter allen aus seiner Erfahrung abstrahirten Folgerungen namentlich die hoch anschlägt, daß, je voller und kräftiger das Ideal der intellectuellen, sittlichen und religiösen Bildung in der Brust eines jugendlichen Erziehers wirkt, desto vorsichtiger er in sofern sein muß, daß er die von der Theorie eingegebenen künstlichen Erziehungsmittel nicht überschätzt. Vielmehr hat nach seiner Ueberzeugung der Erzieher, der als Fremder in einem fremden Hause wirken will, in allen Fällen an den in den jeweiligen faktischen Verhältnissen, wie in der Individualität, in der Familie, in Sitten und Gewohnheiten, in Neigungen und Interessen u. s. w. liegenden natürlichen Potenzen, selbst dann, wenn er zum Theil mit ihnen in Opposition sein muß, ununterbrochen festzuhalten und seine Zwecke an den dadurch thatsächlich bestimmten Entwicklungsgang der Kinder anzuschließen. — Abgesehen aber von der Bedeutung, die seine pädagogische Situation in Kurland und später in Litthauen für ihn gehabt hat, sowie an dem hohen Werthe, welcher dem gesellschaftlichen Verkehr mit vielen hochgebildeten Personen jener Provinz überhaupt zukommt, hatte Strümpell noch das besondere Glück, mit mehreren der ausgezeichnetsten Männer in ein näheres Freundschaftsverhältniß zu treten. Von diesen muß der damalige, im Jahr 1855 verstorbene Kreismarschall und langjährige Ehrencurator des Gymnasium illustre in Mitau, Otto v. Mirbach, als Schriftsteller durch seine römischen und kurischen Briefe auch in weiteren Kreisen bekannt, hier namentlich erwähnt werden. Durch ihn nämlich wurde Strümpell persönlich dem im Jahre 1854 verstorbenen Kurator des Dorpat'schen Lehrbezirks G. v. Krafftström zur Anstellung an der Universität Dorpat empfohlen, wohin er denn auch, nachdem eine Einladung an ihn ergangen war, im Herbst 1843 zum Zwecke der Habilitation an der genannten Universität sich begab. Die Vorlesungen, die er 1844 daselbst als Privatdocent über Pädagogik, Einleitung in die Philosophie, Psychologie hielt, wurden mit Beifall aufgenommen und hatten im Frühjahr 1845 seine Anstellung als außerordentlicher Professor der theoretischen und praktischen Philosophie zur Folge. Seitdem ist er bis jetzt daselbst in seinem Lehramt verblieben.

Außer zahlreichen Artikeln in Zeitschriften sind die von Strümpell verfaßten Schriften folgende:

1) De methodo philosophica. Regiom. 1833.
2) Erläuterungen zu Herbart's Philosophie mit Rücksicht auf die Berichte, Einwürfe und Mißverständnisse ihrer Gegner. Göttingen. 1834.
3) Die Pädagogik der Philosophen Kant, Fichte und Herbart. Braunschweig. 1843.
4) Die Vorschule der Ethik. Mitau und Leipzig. 1844.

5) De sumi boni notione qualem proposuit Schleiermacherus dissertatio. Dorpati. 1843.
6) Die Hauptpunkte der Herbart'schen Metaphysik, kritisch beleuchtet. Braunschweig. 1840.
7) Die Verschiedenheit der Kindernaturen. Dorpat. 1844.
8) Die Universität und das Universitätsstudium. Mitau und Leipzig. 1848.
9) Entwurf der Logik. Mitau und Leipzig. 1846.
10) Geschichte der Philosophie der Griechen. Erster Theil: Geschichte der theoretischen Philosophie der Griechen. Leipzig. 1854.

Adam Struth,

Komponist vieler bekannter Kinder- und Jugendlieder und instruktiver Musikstücke.

Der in letzter Zeit besonders viel gerühmte Komponist Adam Struth, dessen liebliche und seelenvolle Kinderlieder im Munde unserer Schuljugend an gar vielen Orten unseres Vaterlandes laut und lustig aus voller Brust ertönen, wiederum aber auch hier und da noch ganz unbekannt sind, ward 1810 den 2. Juni zu Lauterbach in Oberhessen geboren.

Große Liebhaberei zur Musik trat schon in frühester Kindheit bei demselben entschieden hervor, und wenngleich seine Eltern auch nicht gewillt waren, eine solche zu künftigem Lebensberufe heranwachsen zu lassen; so konnte man doch unmöglich seinen wiederholten Bitten widerstehen, ihn einem Lehrer im Flötenspiel anzuvertrauen. Der Knabe erhielt nun seinen ersten Musikunterricht im siebenten Jahre bei dem dortigen Stadtmusikus Rauschenbach, und machte auf der Flöte so rasche Fortschritte, daß bald die Erlernung der Violine und mehrerer anderer Instrumente darauf erfolgte. — Aber auch der Kantor Franke, dessen unser Komponist heute noch mit so rührender Anhänglichkeit gedenkt, nahm sich bald darauf des talentvollen Knaben an, und jetzt sah man ihn bei der Kirchenmusik auf dem Chore bald als Flötist fungiren, bald hörte man ihn eine Arie mit sicherer und frischer Stimme singen. Daß unser junger Freund aber auch schon damals neben wohl manchmal vorkommenden wilden Knabenstreichen zu selbstständigen Extravaganzen in der Kunst geneigt war; möchten wir als ein besonderes Omen zu seiner nachmaligen Stellung in der Künstlerwelt betrachten, denn außerdem, daß er jederzeit bei den städtischen Konzerten zu allen Gelegenheiten thätig mitwirkte, verfehlte er auch nicht, manchmal eine junge Garde unter seinen Jugendgespielen zu organisiren. Er ernannte dazu selbst den Hauptmann und rechnete es sich zur größten Ehre, das ganze Musik-Chor nebst dem Kapellmeister in eigener Person zu repräsentiren. Er schritt nämlich an der Spitze, auf seiner Flöte einen Marsch blasend, stolz voran, und begnügte sich damit, zur Vervollständigung seines

Musikchors nur noch einen kühnen Trommelschläger heranzubilden, wobei es auch wohl manchmal tüchtige Püffe setzte, wenn derselbe aus dem Takte kommen sollte. Ein andermal zeigte er auch schon in dem Tonsatze eine große Courage. Sein Lehrer, der Stadtmusikus, war nämlich mit seinem Orchester einmal auf einige Tage zum Aufspielen bei einer Kirchweihe auf dem Lande abwesend. Die übliche Musik auf dem Kirchthurme zu verschiedenen Tageszeiten mußte deßhalb unterbleiben, was unserm jungen Virtuosen gerade Gelegenheit verschaffte, sein Verdienst der ganzen Einwohnerschaft zu beweisen. Er überredete den noch einzigen zurückgebliebenen Lehrling zu einer Zusammenkunft, setzte für denselben zu dem Liede: „Guter Mond, du gehst so stille," eine zweite Flöte und ließ diese Melodie des Abends um 8 Uhr bei hellem Mondenscheine vom Thurme herab auf vier verschiedenen Seiten ertönen, verbrachte auch die ganze übrige Nacht in dem Wachtzimmer des Thurmes und trat des andern Morgens in der Frühe zu seinen, nicht wenig geängsteten Eltern mit triumphirender Miene, welche ihn des Abends zuvor vergebens hatten suchen lassen, und ihm zu seinem großen Erstaunen noch eine derbe, handgreifliche Lektion auf den Rücken ertheilten. — Dabei zeigte er aber auch bei manchen Gelegenheiten ein überaus weiches und tiefes Gemüth, besonders bei Anhörung eines schönen Gesanges, oder einer ungewöhnlichen Musikaufführung. Einstmals begleitete er seinen Vater, welcher als Linnenfabrikant jährlich zweimal die Messe zu Frankfurt am Main bezog, dorthin. Mit dem Ergrauen des Tages fuhr eine Gesellschaft von Meßreisenden auf einem großen offenen Wagen dahin ab. Auch unser schon vorerwähnter Kantor befand sich zufällig dabei, und als nun bald die helle Morgenröthe die aufgehende Sonne verkündete, da konnte man dem Drange nicht widerstehen, den Geist und Herz erhebenden Choral „Nun danket alle Gott" anzustimmen. Der gute Kantor sang vor, und als nun die kräftigen Stimmen der Männer weithin durch die Lüfte erschallten, da umschlich unsern jungen Freund ein so wehmüthiges Gefühl, daß er unmöglich im Stande war, mitzusingen. Als ihn nun gar ein etwas rauher Reisegefährte mit den Worten: „Junge, warum singst du nicht!" anfuhr, da fing er laut zu schluchzen an, und nur die Beschwichtigungen und Liebkosungen seines lieben Kantors konnten ihn wieder beruhigen. — In Frankfurt führte ihn sein Vater des Abends in die damals neue Oper: „Der Freischütz," welche Musik einen so mächtigen Eindruck auf den Knaben machte, daß den ganzen darauf folgenden Tag kein Sterbenswörtchen aus ihm herauszubringen war.

Als nun die Zeit kam, wo der Knabe zum Jüngling heranreift, da nahm man auch keinen Anstand, der so großen Neigung zur Musik unseres Freundes weitern Vorschub zu leisten, und sein Vater übergab ihn in seinem vierzehnten Jahre der weiteren künstlerischen Pflege der Musikdirektoren Dr. Gaßner und Heinrich Hoffmann in der Universitätsstadt Gießen. — Dort ging ihm nun zwar in der

Kunst eine neue Sonne auf; jedoch auch schwere Prüfungen und Leiden wurden schon dem jungen Herzen von der Vorsehung auferlegt, denn sein Vater konnte ihm, durch eine plötzliche Stockung seines Fabrikates selbst in Rückgang gerathen, fast gar nichts zu seiner Lebensexistenz bieten, und er mußte sich daher auf seinen höchst geringen Gehalt als erster Flötist bei den dortigen Universitätsconzerten, nebst Hilfeleistungen bei der Stadtmusik, sowie auch durch Musik-Unterrichtertheilen und Notencopiren höchst kümmerlich ernähren. Seine einzige Freude waren nun die Ferien, wo er jedesmal in Begleitung mehrerer Studenten in die Heimath zu den geliebten Eltern und Lehrern, das Ränzchen auf dem Rücken, wandern konnte; dabei Zeugniß von seinen Fortschritten in einem selbstveranstalteten Konzerte ablegen, und nebenbei noch eine reichliche Einnahme erzielen konnte, wobei er aber nicht verfehlte, seinen Eltern regelmäßig die Hälfte aus kindlich dankbarem Herzen zu überlassen.

Es war indessen nichts vermögend, seinen Eifer für die Kunst, und seinen Muth im Leben zu beugen, und bereits in seinem neunzehnten Jahre sehen wir ihn Gießen aus selbstständigem Triebe verlassen, und nach Koburg mit seinen kleinen Ersparnissen zum Kammermusikus Kaspar Kummer wandern. Derselbe vollendete seine Ausbildung im Flötenspiel vollständig, und ertheilte ihm auch den ersten, gründlichen Unterricht in der Harmonielehre. Letzteres wollte ihm zwar nicht besonders behagen, denn die Regeln und Ausarbeitungen fielen ihm etwas schwer, obgleich ihn auch zugleich der Wunsch beseelte, komponiren zu können. — Er sagte nun wiederum Koburg Valet und machte nach abermaligem kurzem Aufenthalte in Gießen sodann zwei Jahre lang Reisen als Flötist. Hier betraf ihn nun wiederum das Mißgeschick, daß er in Folge mancherlei Strapatzen und Entbehrungen leidend wurde, und sein Embouchure auf der Flöte verlor. Er reiste demnach zurück in seine Vaterstadt, hielt sich da mehrere Jahre hindurch auf und begann unermüdlich, das schon früher angefangene Klavierspiel fortzusetzen, worauf er es zwar niemals zu großer technischer Fertigkeit brachte, sich ihm aber eine immer desto größere Einsicht in die Harmonie- (Akkordenlehre) erschloß.

Die Jahre der Blüthenzeit, der Morgenfrische des Menschen traten nun ein, und der Entschluß, sich geradezu nach der Residenz seines angestammten Staates zu begeben, wurde alsbald bei ihm reif. Einige Freunde versagten ihm nicht die Mittel zur Ausführung desselben und schon nach Verlauf eines halben Jahres sehen wir ihn, durch die Vermittlung einer dortigen hohen Dame, der Freifrau v. Riedesel, das damals gerade durch die Pensionirung des berühmten Organisten Rinck erledigte Amt eines Musik- und Gesanglehrers am Gymnasium zu Darmstadt antreten. — Ausgerüstet mit den vielseitigsten Kenntnissen und wärmsten Lebensanschauungen legte er sich nun ganz besonders auf das Fach der Komposition, und that sich bald durch mancherlei im Stiche erschienene Werke, namentlich

im ein= und mehrstimmigen Gesange dermassen hervor, daß ihm nach Jahresfrist sein Fürst Ludwig III. eine allergnädigste Unterstützung zu zeitweiligem Aufenthalte in der Kaiserstadt Wien gewährte.

Während seiner nun wiederum angetretenen Stellung in Darmstadt erschien nun seine erste hervorragende, Angesichts der Revolution 1848 geschriebene Komposition für Baß oder Bariton: „Drei deutsche Krieger," Gedicht von Rückert, bei B. Schott's Söhne, Mainz, worauf ihm der greise Dichter folgendes schrieb:

Hochgeehrter!

„Sie haben einem längst verstorbenen Gedicht von mir durch „den Zauberstab der Musik wieder Leben verliehen, ob ein wirkliches „oder nur den schönen Schein davon, bleibt unentschieden. Das Ge= „dicht war zu seiner Zeit als ein patriotisches Traumbild in seiner „stillen Weise so gut berechtigt, als in seiner lauten rhetorischen „Arndt's weltberühmtes deutsches Vaterland. Aber für unsere un= „selige Zeit gibt es keinen solchen nur — Deutschen, der zwischen „Preußen und Oesterreich vermitteln könnte. Doch ich wünsche, daß „Sie auf Ihren Tonflügeln über diesen Graus sich hinüber schwingen „mögen."

Ergebenst

Neuseß, den 15. Nov. 1850. Rückert.

Durch solche und ähnliche Erfolge aufgemuntert, schrieb Struth nun in Darmstadt sehr viel, namentlich auch zwei Opern, deren Aufführung aber, wie leider nur so oft geschieht, durch Kabalen und Intriguen stets verhindert wurden. So lange aber ein Menschenkind nicht das Weltmeer zu dämmen vermag, oder dem Lauf der Sonne Stillstand gebieten kann, — so lange, sagen wir, wird auch die Niederträchtigkeit und Bosheit mancher Menschen dem wahren Genius keine Schranken setzen, denselben vielmehr zu neuen, und desto mächtigeren Thaten stärken und erheben.

Unser Gewährsmann ließ nun die leidige Opernschreiberei ruhen, und gab sich wieder anderweitigen Empfindungen hin. Der von ihm so gern gepflegte Umgang mit der Jugend bestimmte ihn nämlich dazu, den Grundstein zu seinen nunmehr weltbekannten Kinderliedern zu legen, und in der That, Struth hat in diesem Fache wahrhaft Großes geleistet, denn seine „Lieder aus der Kinderwelt" (Offenbach bei André) und seine „Jugendblüthen" (Leipzig bei Merseburger), „Jugendklänge" bei Fr. Kistner bezeugen den Reformator, den tiefen Erforscher des kindlichen Herzens, und seine eigenen, geheimsten Neigungen zu seinen über alles geliebten Kindern.

Dem Stande der Dinge nach hätte man nun erwarten sollen, Struth begnüge sich mit seinen errungenen Siegen. Aber nein! — Im Jahre 1854 sehen wir ihn plötzlich seine amtliche Stellung in Darmstadt freiwillig niederlegen, und sein Lebensschifflein abermals nach Wien lenken. — Dort gab's nun abermals manche harte Nuß

zu knacken, denn man kannte den Gesangkomponisten kaum dem Namen nach. Um nun nicht zu verhungern, verfolgte er daher wiederum eine neue Gattung von Musik, nämlich die der in Wien so sehr beliebten Salonstücke für das Pianoforte, und verlor dabei niemals aus dem Auge, auch an dem eigentlichen Heerd des Musikalienhandels, in Leipzig, dereinst seine Kräfte und Fähigkeiten geltend zu machen. Er reiste von Wien aus öfters dorthin, und um diese Zeit war es auch, wo derselbe, als er sich gerade in den steyrischen Alpen befand, einen Ruf als Musik- und Gesanglehrer der Frau Gräfin v. Deym zu Nemischl (in Böhmen) erhielt. Dort eingetroffen, eröffnete sich nun demselben in dem großen Familienkreise der Frau Gräfin ein so weites Feld, daß er alle Hände voll zu thun hatte. Er fand dort eine große Anzahl von Lehrern und Lehrerinen, welchen der, durch seine vielen und weitverbreiteten Schriften bekannte Dr. Georgens damals vorstand, und das Verdienst, welches er sich durch die Besorgung sämmtlicher Musikangelegenheiten in dem hohen Zirkel erwarb, wurde allgemein anerkannt. Mit einem Wort, es hatte sich unserm Freunde auch hier wiederum eine neue Epoche eröffnet, die ganz und gar geeignet war, die Geistesbildung desselben um mancherlei Erfahrungen und denkwürdige Grundzüge im Leben zu bereichern.

Des herumstreifenden Lebens nun endlich doch müde, wählte er sich 1857 einen dauernden und festen Aufenthalt in Leipzig, wo er sich fast einzig und allein mit der Komposition beschäftigt. Seine Werke, meistens instruktive und Salonkompositionen für das Pianoforte und Kinderlieder, wachsen wie Pilze aus der Erde, und täuschen wir uns nicht, so haben wir nicht allein noch viel Schönes und Gutes in der Musikliteratur von ihm zu erwarten; sondern es wird auch sein innigster Wunsch, bald in einem größeren Werke all' seine reichen Erfahrungen und mancherlei Erlebnisse zu bethätigen, in Erfüllung gehen.

Joseph Hartmann Stuntz,

königl. Hofkapellmeister in München.

Künstlerlaufbahnen und Künstlerschicksale — sie werden von der übrigen Welt selten zu Lebzeiten so gewürdiget, als sie verdienen; sehr erklärlich, weil man in den meisten Fällen überragend von Leid, Entbehrung und Täuschung zu hören bekommt, ohne im Stande zu sein, diese Schattenseiten zu verbessern und das Schicksal zu korrigiren. Desto mehr erfreut es das Herz, ein Leben voll Segen, Erfolg und Harmonie sich ausbreiten zu sehen, reich an verdienten Triumphen und Ehren, wolkenlos von äußeren Trübsalen und Sorgen, zufrieden

und abgerundet in sich selbst. Solche Biographieen, reinen Krystallen vergleichbar, sollte man oft lesen, weil sie den leichtwankenden Glauben wieder stärken, daß mit Talent, Gewissenhaftigkeit und Ausdauer auch in diesem „irdischen Jammerthal" ein volles Glück zu erringen sei. Solch ein sonnenbeschienenes heiteres Bild bietet uns das Leben des jüngst verewigten Kapellmeisters Joseph Hartmann Stuntz, dessen Stern wie der Mozarts schon in früher Jugend zu leuchten begann.

Geboren 23. Juli 1792 zu Arlesheim in der Schweiz, wohin sein Vater vor der neuen Wendung der Dinge aus Paris zu fliehen gezwungen war, erhielt er seine erste Bildung in Straßburg und zwar meistens durch seinen Vater, welcher bekanntlich selbst ein vorzüglicher Landschaftsmaler und trefflicher Musiker war. Der junge Hartmann zeigte anfangs ebenfalls große Anlagen für die zeichnenden Künste, doch war sein musikalisches Talent noch überwiegender und bald widmete er sich fast ausschließlich der Musik, in welcher er auch in kurzem so glückliche Fortschritte machte, daß er schon im vierzehnten Jahre ein Tedeum im Dom von Straßburg zur Aufführung bringen konnte — ein Werk, für welches der junge Künstler mit einer Lorbeerkrone beehrt wurde. Doch war dies nicht die einzige Gunst, welche seine Gönner ihm erwiesen. Als nämlich im Jahre 1808 eine Entfernung aus Straßburg räthlich erschien, um den rücksichtslosen französischen Conscriptionen zu entgehen, folgte er dem liberalen Anerbieten des Königs Maximilian I., welcher die Gnade hatte, den jungen Hartmann als Accessisten in der Hofkapelle aufzunehmen. Da sich zeigte, daß er besonders für die Composition ausgesprochene Anlagen besitze, so wurde er dem damals hochberühmten Hofkapellmeister Ritter Peter v. Winter zum Unterrichte übergeben; seine weitere Ausbildung leitete vom Jahre 1813 an der berühmte Salieri in Wien, wohin sich Hartmann mit königlicher Munifizenz dotirt, begab. Die damaligen politischen Verhältnisse nöthigten ihn jedoch, noch im nämlichen Jahre Wien wieder zu verlassen, und erst im Jahre 1815 wurde es ihm möglich, den Unterricht bei Salieri, und zwar bis zum Jahre 1816 fortzugenießen. Nachdem in eben diesem Jahre in München die italienische Hofoper gegründet worden war, wurde er im nächstfolgenden Jahre derselben provisorisch als Maestro beigegeben.

Zwei Jahre darauf sollten ihm neben den Lorbeer auch die Myrthen blühen. Sein Ehebündniß mit Fräulein Marie Apenburg v. Schaden — gleichfalls durch eine hohe musikalische Begabung und Bildung ausgezeichnet — befestigte das Glück seines Lebens. Auf einer Reise nach Italien, welche er in demselben Jahre unternahm, entstand im Auftrage der Direktion der Scala in Mailand die Oper la Rapressaglia, welche mit solchem Beifall aufgenommen wurde, daß sie sechzigmal hintereinander aufgeführt ward, und Stuntz den Titel eines Maestro di cartello einbrachte. Zu gleicher Zeit schrieb

er aus Auftrag des Casino dei nobili eine brillante Cantate zu Ehren der Ankunft Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich. Ebenso wurde er im Jahre 1820 nach Venedig berufen, wo er die Oper Costantino für das Theater alla fenice mit allgemeinem Beifall componirte. Nach seiner Rückkehr in seine Heimath schrieb er weiter für die königl. Hofbühne eine Oper „Charlot oder die Milchbrüder" nach Voltaire's Komödie von Sendtner bearbeitet. Abermals nach Italien berufen, schrieb er für Turin im Carneval 1821/22 die Oper Dalmiro ed Argene, und für Mailand die komische Oper Elvira et Lucindo.

Jetzt stand er auf der Höhe seines Lebens. Nach München zurückgekehrt ward er 1823 Kapellmeister, ein Jahr darauf Vokaldirektor der königl. Hofoper — welche er mit der Musik und dem Arrangement des Festspiels zur Jubelfeier des Königs Max I. begann, und im Jahre 1825 nach Winters Tode vom König Ludwig zum ersten Kapellmeister ernannt. Seitdem war er fortwährend mit der Composition theils von Messen und Psalmen, im strengen so wie im ungebundenen Style, theils von Chören, Cantaten und Ouverturen, theils Instrumentalstücken und einzelnen Arien ꝛc. beschäftigt. In die folgenden Jahre von 1826—32 fällt zuerst die Bearbeitung der Oper „Das Donauweibchen," weiter die Todtenfeier der Klara Vespermann mit einem Text von Schenk, die Cantate zur Eröffnung der Synagoge, endlich unter Beirath des berühmten Philologen Franz die in altgriechischer Weise ausgeführte erste olympische Ode Pindars. Seine Thätigkeit beschränkte sich in dieser Zeit nicht allein auf die Leitung der Oper, er war zugleich Direktor des im Jahre 1828 von Löhle, Zimmermann und Morigotti gegründeten Liederkranzes und schuf für denselben mehrere herrliche Tonwerke, unter diesen auch nach König Ludwigs Gedichten das „Sonett auf meine Frau" und den Schützenmarsch. Unter Compositionen verschiedener Gattung besonders im Kirchenstyl werden erwähnt: drei Missae solemnes mit Orchesterbegleitung, vier Missae a Capella vierstimmig im strengen Styl, über dreißig Motetten, Gradualien, Offertorien im freien wie im strengen Styl, ein Stabat Mater vom Jahre 1810, eine Litanei, ein Tedeum zur Vermählung des jetzigen Königs von Preußen mit der Prinzeß Elisabeth von Bayern vom Jahre 1823, ein vierstimmiger Hymnus mit Begleitung des Aeolodicons zur Firmungsfeier des Königs von Griechenland vom Jahre 1831, weiter für die protestantische Hofkirche ein Hymnus zur Geburtsfeier des jetzigen Königs von Bayern vom Jahre 1811, eine Cantate zur Reformationsfeier im Jahre 1817, zwei Psalmen und drei hebräische Hymnen. Unter den theatralischen Bearbeitungen sind ferner verschiedene Chöre, Märsche, Lieder in Trauerspielen, Ouverturen, darunter eine Festouverture zur Wiedereröffnung des zuvor abgebrannten Hoftheaters (1825) und das Ballet Alasnam und Balsora u. A. zu erwähnen.

So weit die Notizen, welche bis zum Jahre 1834 gehen; allein

wie überhaupt alle großen Künstler sollte Stuntz seine gediegensten und gefeiertsten Werke, durch welche er in das Herz seines Volkes eindrang, erst im reifsten Mannesalter schaffen. So schuf er in seinem 42. Jahre das berühmte und ächt populäre Walhallalied, im Jahre 1840 ein Bankettlied zum Künstlermaskenfest und im Jahre 1842 die unvergleichlichen und höchst originellen Landsknechtslieder für das große Albrecht Dürer-Fest, außerdem den Chor zur Grundsteinlegung der Befreiungshalle. Nebenbei liefen die trefflichsten Vokalcompositionen im Geiste Orlando's und Palestrina's fort, ohne ihn in seinem Arrangement alter Vokalwerke für die Allerh. Hofkapelle und in seinen eigenen Arbeiten zu beeinträchtigen. Unter den letzteren steht eine neue Oper „Maria Rosa" voran — ein schätzbares Werk, an dessen nicht ganz nach Wunsch erreichtem Erfolge die Unvollkommenheit des Textbuches zunächst Schuld war. Aus den letzten Jahren seines arbeitsreichen Lebens datirt ferner eine Ouverture vom Jahre 1857 und eine große Symphonie, welche mit entschiedenstem Beifall im Concert der Hofkapelle zur Aufführung kam. Bekannt ist, daß er noch im vorigen Jahre eine Nationalhymne zu Wohlmuths Text schrieb, deren Aufführung, wie wir vernehmen, erst in nächster Zeit bevorsteht. Schon vor sechs Jahren zog er sich bei der Feier der Rückkehr des Königs von seiner Reise nach Italien — wofür Stuntz eine Hymne componirt hatte — eine Erkältung zu und konnte sich von den Folgen derselben nie mehr recht erholen. Selbst ein Winter in Italien blieb erfolglos und konnte die allmählige Abnahme seiner Kräfte nicht aufhalten. Das Leiden seiner Herzkrankheit war bereits zu weit vorgeschritten, und so entschlief er an seinem 41. Hochzeitstage am 18. Juni 1859 Morgens 4 Uhr sanft und in den Willen des Himmels ergeben. Sein eigenes Requiem hatte er noch auf seinem letzten Krankenlager componirt. Denen, welche seine liebenswürdige Persönlichkeit — eine ächte Künstlernatur — kannten, wird er ewig unvergeßlich sein, eben so wie seine Werke in der Geschichte der Musik und im Vergleich mit allen lebenden Tonkünstlern immer einen hervorragenden Rang und bleibenden Werth behaupten werden. Möge die Erde ihm so leicht sein, wie sein Leben es war durch sein eigenes Verdienst. N. M. Z.

Peter Stürmer,

Lehrer am Landarmenhause zu Trier.

Stürmer Peter, ein wackerer Lehrer, geb. am 8. Januar 1814 in dem Hochwalddorfe Züsch, bei Hermeskeil, im Landkreise Trier. Genoß in seiner Jugend nur den Schulunterricht seines Vaters, der ebenfalls Lehrer war und schon im November 1829 starb. St. war das älteste von 7 Kindern, die der Verstorbene seiner Wittwe mit ganz Wenigem hinterließ. Schon bei Lebzeit seines Vaters hatte St. dessen Schule

nicht nur öfters gehalten, sondern auch einige Winter eine 80 bis 90 Kinder zählende Filialschule. Im Küsteramte trat er schon frühzeitig seinem sel. Vater helfend bei, und als dieser verstorben war, wurde ihm die Küsterstelle zu Nonnweiler — wo sein Vater von 1817 bis zu seinem Tode als Lehrer und Küster stand — (Nonnweiler ist eine Stunde von Züsch entfernt und im selben Kreise) — sowie die Schulstelle auf den Winter 1829/30 förmlich übertragen, auf daß St. Stütze und Ernährer seiner Mutter und Geschwister werden konnte. Im Winter 1830/31 versah St. wieder selbstständig den Schuldienst in einem Filialdorfe, und lebte diesmal wie früher den Reihentisch.

Kurz vor dem Tode seines Vaters hatte St. das Gymnasium in Trier besucht; er sollte Theologie studiren. Da es hierzu an Mitteln gebrach, sollte und wollte er auf die ganze Dauer der Studierzeit den Gnadentisch in 7 verschiedenen Häusern Triers haben. Die Vorsehung verfügte anders und rief ihn, selbst noch Kind, als Versorger der Seinigen in die Heimath und zu der väterlichen Leiche zurück. Im Sommer 1831 bezog er das Lehrerseminar zu Trier auf zwei Jahre, und im Herbste 1833 erhielt er des sel. Vaters Stelle (Lehrer- und Küsterstelle) von kgl. Regierung auf 4 Jahre übertragen. Nach Verlauf dieser 4 Jahre wurde St. in das Städtchen Baumholder, an der Grenze Rheinbayerns, bei Cusel, versetzt, und von hier im Juli 1840 an das kgl. Landarmenhaus in Trier als erster Lehrer und Organist berufen. (St. hatte früher nie Orgel, noch auch Klavier gespielt, wohl mehrere andere Instrumente ziemlich.) St. mußte sich für die Orgel darangeben und that's ohne Lehrer, so daß er wohl leidlich befriedigt. St. wurde hier, wie auch in Baumholder, definitiv angestellt, ohne ein sogenanntes zweites Examen machen zu müssen. Schulrath Hr. Dr. Gratz schenkte ihm dasselbe schon im Jahre 1836 auf Grund eines Besuches seiner Schule in Nonnweiler und der über ihn eingegangenen Schul-Inspektionsberichte. Im Landarmenhause hatte St. in den ersten 10 Jahren 80—100, seither 120—150 Schüler, meist jugendliche Verbrecher, Vagabunden und Bettler.

Im Jahre 1846 legte St. den Anstoß zu dem heute noch bestehenden „trier'schen Lehrervereine," der sich 1848 förmliche Statuten gab, und seither wurde er noch jedes Jahr als erster Präsident desselben gewählt.

1848 wurde St. durch die Lehrer des Stadtkreises Trier als Abgeordneter zu den im September desselben Jahres durch das preußische Ministerium anberaumten Provinzial-Lehrerkonferenzen gewählt, der er auch in Koblenz beiwohnte.

1849 gründete durch St's. Betreibung der trier'sche Lehrerverein das trier'sche Schulblatt und wählte ihn als Redakteur, welche Stelle er bis heute mit richtig pädagogischem Takte unentgeldlich bekleidet. Auch an den Gesangfesten, die besagter Verein 1849 in's Leben rief,

hat er den ersten Antheil, und er wurde auch bei den seither stattgefundenen 6 Lehrerfesten jedesmal als erster Vorsitzender gewählt.

St. widmete alle seine der Schule übrige Kraft dem Schulblatte und dem Streben des trier'schen Vereins, sowie den durch denselben zu Tage geförderten Schriften.

In dem Schulblatte legte St. eine große Reihe Aufsätze über Erziehungs- und Unterrichtswesen nieder, die, zusammengestellt, wohl mehrere umfangreiche Bände füllen dürften; hiervon mögen nachstehende auf eine besondere rühmliche Erwähnung Anspruch machen:

1) Der Volksschule Ostern im Jahrgang 1849;
2) Biographie des Regierungs- und Schulrathes Dr. P. Alois Gratz im Jahrgang 1850;
3) der Anschauungsunterricht;
4) die drei Könige der Volksschule;
5) König Jangpang oder der Fastnachtstraum eines armen Lehrers;
6) Pädagogischer Kalender im Jahrgang 1851;
7) der rechte Lehrer, Jahrgang 1852;
8) das Stäbchenlegen, Jahrgang 1853;
9) Land- und Stadtlehrer, Jahrgang 1854;
10) Erziehung und Pflege des menschlichen Körpers, Jahrgang 1855;
11) über Gesang in Mädchenschulen, Jahrgang 1856;
12) Hinblick auf die Jahreszeit, Jahrgang 1857;
13) Blicke in die Insektenwelt, Jahrgang 1858; von allgemeinem Interesse ist der am Schlusse jedes Jahrganges niedergelegte, beachtenswerthe Artikel: „Letztes Wort!"

Schriften:

1) Zwei- und dreistimmige Lieder nebst vorbildenden Notenübungen für die Hand der Elementarschüler. 1847.
2) Leichtes, lateinisches Magnifikat für Sopran, Alt und Baßstimme. 1858.
3) Der kirchliche Sänger. Eine Sammlung lateinischer Messen und anderer Meßgesänge; mehrstimmig und leicht ausführbar. 1858.
4) Der kleine Volkssänger. Hundert ausgewählte, altbewährte Volksmelodien für katholische Knabenschulen. 1854.
5) Die kleine Volkssängerin. Hundert ausgewählte, altbewährte Volksmelodien für katholische Mädchenschulen. Trier; sämmtliche bei Leistenschneider. 1854.

Erwähnenswerth ist noch, daß St. im letzten Kursus des trier'schen Schullehrerseminares (von 1840 auf 1841) als Musiklehrer angestellt war, (1841 wurde das Seminar mit jenem in Brühl vereinigt) und daß er von 1840—1848 Unterricht ertheilte an der Trier'schen Handwerker-Sonntagsfreischule.

Adolph Tellkampf,

Direktor der höheren Bürgerschule zu Hannover.

Tellkampf Adolph, geb. am 23. Mai 1798, empfing seinen früheren Unterricht bis zum eilften Jahre auf dem Gymnasium zu Bückeburg, den späteren von Hauslehrern. Er entschied sich in den Zeiten deutscher Erniedrigung für die militärische Laufbahn, um selbst über kurz oder lang für die Befreiung seines Vaterlandes thätig sein

zu können. Seine Hoffnungen gingen durch die Ereignisse im Oktober 1813 unerwartet schnell in Erfüllung und noch vor Ende des Jahres trat er in das vom damaligen Obersten v. Hedemann errichtete Feldbataillon. Im Jahre 1814 zum Offizier ernannt, begab er sich mit einem Theile des Heeres nach Belgien und wohnte im folgenden Jahre dem Feldzuge bei, der ihn mit den Truppen nach Paris führte. Als nach Abschluß des 2. Pariser-Friedens auch ein Hannover'sches Corps bei der Okkupationsarmee in Frankreich zurückblieb und er bei der Generaladjutantur desselben angestellt wurde, benutzte er (im Hauptquartier zu Condé) Muße und Gelegenheit zu seiner weitern Ausbildung in der Kenntniß der französischen Sprache wie in der Mathematik durch den Verkehr mit dortigen Gelehrten und das Studium französischer Werke. Nach der Rückkehr der Truppen in die Heimath nahm Tellkampf im Jahre 1819 seine Entlassung aus dem Militär, um sich in Göttingen ganz den mathematischen Studien unter Phileaut und Gauß zu widmen. 1822 promovirte er in Göttingen, blieb noch ein Jahr daselbst als Privatdocent und nahm dann die vom Preußischen Ministerium ihm angetragene Stelle eines Oberlehrers der Mathematik und Physik am Gymnasium zu Hamm in Westphalen an, wo er — 1834 zum Professor ernannt — eilf Jahre verweilt hatte, als die Berufung zum Direktor der in Hannover zu gründenden höheren Bürgerschule ihn 1835 in seine Vaterstadt zurückführte und ihm hier für eine ausgedehnte gemeinnützige Thätigkeit den erwünschtesten Wirkungskreis eröffnete. Diese Anstalt erfreut sich unter Tellkampf's Leitung eines weitverbreiteten und wohlverdienten Rufes. — Literarische Arbeiten von Tellkampf sind: Hist. critica opin. de corp. forma firma aut fluida, 1821; eine Preisschrift. Darstellung der mathematischen Geographie, 1824. Vorschule der Mathematik, 1829, seitdem in mehreren Auflagen. Viele Abhandlungen pädagogischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Inhalts in mehreren Zeitschriften.

Dr. Johann Theodor Tetzner.

Motto: „Lernen soll nicht Spielen sein."

Tetzner Johann Theodor Christian, Dr. phil., geb. zu Frankenhausen im Jahre 1792 am 15. November.

In einem kleinen Zimmer des Hinterhauses in der engen Rathsgasse des fürstlich schwarzburgischen Städtchens Frankenhausen wohnte mit seiner Familie der Bürger und Kürschnermeister Johann Heinrich Tetzner, ein kluger, geschickter und durch und durch braver Mann, dem auch einige Schulbildung nicht abging. In fremden Sprachen hatte er es freilich kaum bis zu den allerersten Anfängen gebracht, dafür aber wußte er mit der bürgerlichen Rechenkunst trefflich umzugehen, und wenn die Nachbarn in Bezug auf eine gehorsamste Bitte nach Oben oder eine Vorstellung, Bericht 2c. 2c. in Verlegenheiten

waren, so wendeten sie sich gewiß an den gefälligen Kürschnermeister, der in kurzer Zeit ihren Wünschen genügte und ein Schreiben anfertigte, das Hand und Fuß hatte.

Der Vater Tetzner stammte aus Jena, wo seine Eltern in der dortigen Leitergasse ein (verschuldetes) Haus besaßen und an Studenten vermiethet hatten. Dieser Umstand ist nicht zu übersehen, da er höchst wahrscheinlich Veranlassung gab, daß Universitätsleben und wissenschaftliche Bildung bei der Familie des armen Handwerkers zu Frankenhausen in hohem Ansehen standen. War auch kein gründliches Wissen bei dem Vater, so besaß er doch einen Anflug von mancherlei Kenntnissen, eine Ahnung von dem, was er nicht wußte, und eine hohe Achtung vor Kunst und Wissenschaft. Das bildete eine Schutzwehr gegen die Macht des Gemeinen, welche so leicht bei der Armuth sich eindrängt.

Nach mancher mühseligen Wanderung als Handwerksbursch fand der Vater Gelegenheit, sich in Stollberg am Harz häuslich niederzulassen. Er verheirathete sich auch daselbst, mußte aber mit Schulden anfangen; ein Hauskreuz nach dem andern traf den jungen Ehemann; ihm starb, nach langem Krankenlager, die Frau, und zwei Kinder folgten derselben. Die Vermögensumstände waren gänzlich zerrüttet; doch verlor der Unglückliche den Muth nicht. „Ist's nicht in Stollberg, so blüht dir das Glück wohl an einem andern Orte," dachte er und so sah er sich nach einer Gelegenheit um, wo er mit Rücksicht auf bessern Erfolg sich niederlassen möchte. Das gelang ihm auch scheinbar; er fand in Frankenhausen, was er suchte und siedelte dahin über. War er sich doch bewußt, daß er sein Handwerk aus dem Grunde verstand; wußte er doch, daß er sich in die verschiedensten Lebensverhältnisse mit Leichtigkeit finden konnte; hoffte er doch, und mit Recht, — daß die neuen und nicht unwohlhabenden Schwieger-Eltern ihm mit Geld-Unterstützung zur Seite stehen würden. Aber, der Mensch denkt und Gott lenkt! Es kam Alles anders, als er gerechnet hatte. Was half alle Kunst, Geschicklichkeit und Arbeitslust! Das Pelzwerk war nicht mehr Mode, verunglückte Spekulationen im Handel mit Hasenbälgen und Fuchsfellen brachten den betriebsamen Mann von Jahr zu Jahr mehr zurück und im Tetzner'schen Hause war oft Noth über Noth. Die Schwiegereltern wurden gewahr, daß die Sache nicht vorwärtsging und so zogen auch sie allmählich ihren Beistand zurück.

Und dennoch verfehlten die beiden Eltern nicht, an ihre Kinder zu wenden, was sie nur irgend erübrigen konnten. Nie wurden dieselben angehalten, auf Kosten des Schulunterrichts den Alten beim Gewerbe oder im Hauswesen beizustehen, wie es so häufig, selbst bei bemittelten Leuten, der Fall ist; aber an den nöthigen Büchern, guten Ausgaben der Klassiker, guten Hand- und Wörterbüchern fehlte es sehr oft. Was man noch erschwingen konnte, wurde an den ältern Sohn, Wilhelm Tetzner, gewendet, der das Unglück gehabt hatte,

durch die bösartigen Blattern lahme Arme zu bekommen, der also für jedes Handwerk untauglich war und der deßhalb zum Studiren bestimmt wurde. Der jüngere Sohn, unser Theodor Tetzner, war körperlich zu gesund, als daß er auf solche Auszeichnung hätte Anspruch machen können. Er mußte seine Wünsche unterdrücken; die Realisirung derselben war ja nicht möglich. Dankenswerth genug, daß ihn die wackern Eltern zur Schule treulich anhielten.

Die Frankenhäuser Schule war eine der damals gewöhnlichen kleinen Stadtschulen. In sechs Klassen mit sechs Lehrern war Volksschule, Bürgerschule, Realschule, Seminarium und Gymnasium inbegriffen. Die Anstalt machte auf den Namen eines Lyceums Anspruch und schickte auch jährlich einige Zöglinge auf die Universität, meistens nach Jena. Das ging zur Noth, so lange tüchtige Lehrer sich der Sache mit Ernst annahmen und namentlich hatte die Schule eine Art von Blüthe unter dem Rektorat des als pädagogischer Schriftsteller wohlbekannten Ernst Thierbach. Auch mit Thierbach's Abgange erhielt sich einige Zeit eine Nachblüthe, da jener treffliche Mann, trotz seiner vielen andern Geschäfte, wöchentlich immer noch mehrere Unterrichtsstunden ertheilte; aber dem hellern Blicke wurde der Verfall von Tag zu Tage mehr sichtbar. Es fehlte die leitende Hand und die alte Gründlichkeit war nicht mehr da. Die Zucht des Geistes verschwand und ein laxes, oberflächliches Wesen übertünchte die schon fortgeschrittene innere Verwesung. Den — schlecht besoldeten — Lehrern, zumal in den Oberklassen fehlte die nöthige Autorität, auch mangelten ihnen wohl die Kenntnisse, welche man mit Fug und Recht von einem Gymnasiallehrer fordern kann. So wurden z. B. die lateinischen und griechischen Dichter nicht nach dem Versmaße gelesen und es ist sehr zweifelhaft, ob einer der Herren Docenten recht wußte, was ein Herameter oder Pentameter sei; selbst machen konnte wenigstens Keiner einen solchen Vers. Sie waren Alle auf der Frankenhäuser Schule gebildet, hatten sodann Theologie studirt und betrachteten meist ihre jetzige Lage als einen Uebergang zum ruhigen Pfarrerleben.

Ehrenvolle Ausnahmen gab es auch hier, und Tetzner erwähnt besonders eines wackern Lehrers, Namens Hofmann. Dieser war ein Schulmeister wie er sein soll. Bei ihm, dem Hauptlehrer in Tertia, legten die Knaben, namentlich in den alten Sprachen, einen so guten Grund, daß er selbst durch die Verkehrtheiten späterer Einflüsse nicht verwischt werden konnte.

Unser Theodor Tetzner war nun vierzehn Jahr alt; er war confirmirt und mußte sich für irgend einen Beruf entscheiden. Zu einem Handwerke bezeigte er durchaus keine Lust, und studiren —? dazu hatten seine Eltern kein Geld; also ergriff er einen Mittelweg, ging unter das frankenhäusische Sängerchor und suchte sich zum Landschullehrer vorzubereiten.

Die Choristen, oder — wie man sie jetzt nennt — Seminaristen,

frequentirten nur einen Theil der gewöhnlichen Schulstunden; in dem, was sie für ihren Stand besonders wissen mußten, (Religion, Katechetik, Musik) erhielten sie hinlänglichen Unterricht von dem trefflichen Konsistorialrath Thierbach und von dem als Gründer der großen Musikfeste berühmt gewordenen Musikdirektor Bischof. Thierbach und Bischof waren für sie die einzigen Leitsterne; die Stunden der übrigen Lehrer wurden fast gar nicht beachtet, auch nur ausnahmsweise besucht.

So standen die Sachen, als Theodor Tetzner in seinem sechszehnten Jahr nach Prima versetzt wurde. Er war Chorist, wie jeder andere, sang mit vor den Thüren, um einige Groschen zu verdienen, trieb Musik, bearbeitete die Thierbach'schen Unterrichtsgegenstände und gab bei einzelnen Bürgern Privatunterricht, um sich Kleidung, Bücher 2c. 2c. selbst anzuschaffen, da die Umstände seiner Eltern so traurig waren, daß diese für ihren zweiten Sohn fast gar nichts mehr thun konnten.

Es war die Zeit des Napoleonischen Druckes. Die Nahrungslosigkeit war für die Armen zum Verzweifeln. Das Geschäft des Vaters lag gänzlich darnieder und verunglückte Spekulationen hatten den völligen Ruin des wackern Mannes auch in Frankenhausen noch vervollständigt. Ueberdies war der ältere Bruder Wilhelm nach der Universität Jena abgegangen, und, so knapp er auch gehalten wurde, so nahmen doch diese Ausgaben alle Kräfte der Eltern in Anspruch. So kam es natürlich, daß Theodor Tetzner auf seine eigenen Kräfte angewiesen blieb; auch fand er sich in das etwas leichte Choristenleben gar nicht übel und sein höchster Wunsch ging nun dahin, daß ihm eine hübsche Dorfschulmeisterstelle in der Nähe der geliebten Vaterstadt werden möchte. — Wie ganz anders stand es im Buche des Schicksals geschrieben! —

Unverhofft kehrte der ältere Bruder Wilhelm im Sommer 1810 von Jena zurück. Zwei seiner vertrautesten Freunde, von einem nervösen Fieber befallen, waren in seinen Armen gestorben; er hatte bei ihnen alle Pflichten der Freundschaft erfüllt, hatte sich aber dadurch selbst eine Nervenschwäche zugezogen, die seinem Leben Gefahr drohete. Auf Anrathen des Arztes begab er sich deßhalb nach Hause und versuchte, sich im Kreise seiner Familie und in den schönen Umgebungen der Vaterstadt zu zerstreuen und die geschwächte Gesundheit wieder zu kräftigen. Das gelang auch wirklich, und zwar in kürzerer Zeit, als man eigentlich hoffen konnte.

Doch, die Zeit rückte heran, wo die Vorlesungen auf den Universitäten begannen. Nach Jena abermals zu gehen, widerstand dem Gefühle des kaum Genesenen; auch machten Vater und Mutter bedenkliche Gesichter in Betreff des Geldpunktes. Die Universität Halle war in Frankenhausen fast gar nicht bekannt, wenigstens war unter den sogenannten studirten Leuten der Stadt kein einziger, der sein Wissen jener berühmten Anstalt verdankte. Das schadete aber Alles

nicht; genug, man wußte: Halle ist eine große Stadt; sie besitzt ein berühmtes Waisenhaus und es läßt sich dort für einen jungen Mann durch Unterrichtgeben einigen Zuschuß zu dem, was die Eltern schaffen können, verdienen. Das waren Gründe genug, Halle zu wählen.

So geschah es auch und diesem Umstande verdankt Theodor Tetzner, daß es auch ihm möglich geworden ist, die wissenschaftliche Laufbahn zu betreten. Sein Bruder nämlich brachte es in Halle, das damals unter westphälischer Regierung stand, durch unermüdete Thätigkeit und durch ein gesetztes, sittliches Betragen dahin, daß er Unterrichtsstunden an den Schulen der Frank'schen Stiftungen erhielt; auch verschaffte ihm seine Fertigkeit im Klavierspielen Zutritt in mehreren Bürgerhäusern und durch Musikstunden wesentliche Unterstützungen. Die Zuflüsse von Hause hörten ziemlich ganz auf und er half sich auf eigene Hand redlich durch.

Welchen erfreulichen Eindruck mußte aber eine solche Nachricht auf den jüngern Bruder ausüben! Die frühern Wünsche, die er gewaltsam unterdrückt hatte, machten sich schnell wieder bei ihm geltend. Es war ja möglich, unter Arbeit und Sorge, unter Entbehrungen aller Art, das erwünschte Ziel zu erreichen und er faßte den heroischen Entschluß, auf eigene Kraft vertrauend, die akademische Laufbahn zu beginnen; Gott werde ja weiter helfen!

Es war wahrlich keine geringe Aufgabe, so ohne alle Mittel, ohne alle vorbereitende Bildung, in verhältnißmäßig schon vorgeschrittenen Jahren, so etwas zu unternehmen; aber der Jugendmuth will oft die Schwierigkeiten nicht sehen, oder traut sich Kraft genug zu, dieselben zu überwinden und geht muthig in's Leben hinein. — Es wird sich schon machen. —

Die Eltern genehmigten den Plan, obgleich sie weder sich noch ihrem Sohne die Schwierigkeiten bei der Ausführung verheimlichten. Genug Tetzner verließ das Sängerchor und wurde Privatschüler, d. h. ein solcher Schüler, der an allen Unterrichtsstunden (mit Ausnahme der Katechetik und Musik) Theil nahm. Das war nun ein wunderliches Mißverhältniß. Im Lateinischen ging es zur Noth, da die Choristen einige lateinische Stunden, wo leichte Klassiker gelesen wurden, mit besuchten; aber man denke, wie es mit dem Griechischen stand. Man las den Homer, Xenophon's Memorabilien ꝛc. ꝛc. und Tetzner kannte nicht einmal die ersten Elemente der Sprache, der Lehrer gab sich auch nicht die Mühe, sich um diesen Anfänger zu bekümmern, dessen Privatfleiß es aber doch gelang, sich heranzuarbeiten, so daß er leidlich mit seinen Studiengenossen, die auch nicht viel wußten, fortkommen konnte. Es hatte manche Anstrengung gekostet, bis Tetzner, (zumal er noch immer, des Erwerbs wegen, Privatstunden geben mußte) sich Ostern 1812 zum Abiturienten-Examen melden konnte.

Die Frankenhäuser Schule hatte indessen mancherlei Veränderungen erfahren, leider aber nicht zum Bessern. Namen thun

hier nichts zur Sache, nur so viel sei gesagt, daß das Lehrerpersonal, besonders in den Oberklassen, seiner Aufgabe auch nicht im Entferntesten gewachsen war. Eine Indisciplin sonder Gleichen drohete das morsche Gebäude gänzlich zu zertrümmern. Hätte Thierbach nicht noch einige Stunden ertheilt, hätte er nicht die Fähigern hervorgezogen, sie durch Wort und Beispiel zur Thätigkeit ermuntert, — schon damals wäre die Schule eingegangen; aber er hielt sie noch einigermassen, er allein.

In solcher Anstalt und unter solchen Umständen hatte sich Tetzner zur Universität vorbereitet. Natürlich blieb außer einigen Privatstunden, welche Thierbach unentgeldlich ertheilte, Alles dem Selbststudium überlassen; aber das Examen wurde bestanden, das Testimonium maturitatis, freilich zugleich mit dem Testimonio paupertatis, in Empfang genommen und 1812 im August zog der, — wohl nur dem Namen nach bene praeparatur — in Halle ein, zehn Thaler in der Tasche, wofür noch ein Paar neue Stiefel anzuschaffen waren.

Nur kurze Zeit blieb der junge Studio mit seinem Bruder in Halle zusammen. Er wurde von diesem, der zu einer Hauslehrerstelle überging, bei den Schulinspektoren, zugleich in mehreren Familien eingeführt und trat so als Lehrer an Jenes Stelle. Daß er nur so viele Unterrichtsstunden ertheilen konnte, als nöthig waren, den allernothdürftigsten Unterhalt sich zu verschaffen, versteht sich von selbst, denn der Hauptzweck des Hierseins war ja nicht Lehren, sondern Lernen. Ferner ist zu bedenken, daß Tetzner's Universitätszeit in die verhängnißvollen Jahre 1812—1816 fiel, wo die Noth in Halle zum Theil übergroß war, die Leute froh waren, wenn sie nur die ewigen Forderungen und Einquartirungen befriedigen konnten; — wo Handel und Gewerbe gänzlich darniederlagen. Unter solchen Umständen ließ sich durch Unterricht wenig verdienen. Trockenes Brod und Wasser waren die gewöhnliche Nahrung und ein Gericht Kartoffeln galt als Sonntagsspeise. Wurde doch die Stunde kaum mit zwei guten Groschen honorirt! — Vom Genuß des Freitisches war nicht die Rede; Westphalen hatte nur wenige Stellen gegründet und auch diese wurden, da der Krieg und die Ausschweifungen des Hofes in Kassel alle Finanzquellen in Anspruch nahmen, bald eingezogen. Tetzner verlor, trotz aller Noth, doch den Muth nicht. So kann es doch nicht bleiben! das war sein Trost, wenn er auch einmal hungrig zu Bett ging.

Hinsichtlich der Studien hatte ihm sein Bruder noch manchen guten Rath ertheilt, der freudig befolgt wurde. Namentlich waren ihm philologische, philosophische und historische Vorlesungen am nothwendigsten, weil es in diesen Gegenständen mit der ehemaligen Frankenhäuser Schule schlecht genug bestellt war. Deßhalb wurden vorzüglich Lange und Schütz seine Lehrer und, wenn Ersterer auch nicht durch ausgezeichnete Unterrichtsgabe auf ihn einwirkte, so that

er es doch um so mehr durch Umgang, guten Rath und Unterstützung mit Hilfsmitteln (Lange war Bibliothekar an der Universitäts-Bibliothek). Ihm hat Tetzner viel, sehr viel zu verdanken. Schütz stand damals noch allein an der Spitze des philologischen Seminars und, selbst ein geistreicher Mann, verstand er es, Geister zu weisen. Auch Tetzner trat unter die Expectanten zu einer Seminaristenstelle, nahm an den Uebungen Theil, ohne je die geldlichen Vortheile zu genießen, da auch hier der Staat die Hand zurückzog. Logik wurde bei dem Ehrenmann Maaß, sowie theologische Encyclopädie und Methodologie bei dem unvergeßlichen Niemeyer gehört, welche zugleich das pädagogische Seminar leitete. Auch an den Uebungen dieser Anstalt nahm Tetzner thätigen Antheil. Im pädagogischen Seminar war es, wo er das Glück hatte, in nähere Bekanntschaft mit jenem großen Manne zu treten und dies auf eine für ihn charakteristische Weise. Die Erzählung finde hier auch deßhalb eine Stelle:

Die Seminaristen waren von ihrem herrlichen Lehrer zu einer freiwilligen Arbeit „über das Berufsgefühl" aufgefordert, welche in lateinischer Sprache abgeliefert werden sollte. Auch Tetzner hatte — man kann sagen — Frechheit genug, sich an die Arbeit zu wagen und sein Opus an dem bestimmten Tage abzugeben. Nach einigen Wochen brachte Niemeyer die Arbeiten wieder in das Seminar, recensirte dieselben, lobte, tadelte, gab Winke, ergänzte ꝛc. ꝛc, wie es der Moderator zu thun pflegt. Alle Aufsätze wurden so nach und nach durchgenommen, nur die des armen Tetzner blieb unberücksichtigt, worüber dieser sich wenig wunderte, da er recht gut wußte, wie es mit ihm stand und er meinte, der äußerst humane Niemeyer wolle den schwachen Jünger vor den Kommilitonen nicht blamiren. So verhielt sich die Sache auch wirklich und dennoch war es jene ganz verfehlte Arbeit, durch welche Tetzner die Aufmerksamkeit des großen Menschenkenners erregt hatte. Beim Schluß der Stunde hieß es: „Herr Tetzner, seien Sie so gut und kommen Sie einen Augenblick zu mir auf die Stube!"

Mit Zittern und Zagen wurde der Aufforderung genügt; aber mit freundlichem Blicke trat die majestätische Gestalt des Kanzlers dem Aengstlichen entgegen, erkundigte sich mit Theilnahme nach den finanziellen Verhältnissen desselben, nach dem Gange seiner Vorbildung ꝛc. ꝛc. und sprach so Vertrauen erweckend, daß auch der Schüchterne Muth faßte und unbefangen die Umstände schilderte, welche ihm das Studium so erschwerten. N. hörte theilnehmend zu.

„Wie es mit Ihrer Vorbildung steht," sprach er, „habe ich aus der Arbeit gesehen, welche Sie mir neulich eingereicht. Es fehlt Ihnen Alles, wodurch ein glückliches Beendigen Ihrer Studien bedingt wird. Hätten Sie noch in ökonomischer Hinsicht ein sorgenloses Leben, so ließe sich wohl noch Manches nachholen; aber Sie müssen zunächst für das liebe Brod arbeiten. So wird die Aufgabe

doppelt schwer. Doch, junger Mann, nicht verzagt! Die übergebene Arbeit durfte ich nicht öffentlich beurtheilen, — um Ihretwillen. Ich durfte Sie ja nicht dem Gelächter Ihrer Kommilitonen Preis geben. — Und dennoch habe ich aus einzelnen in dem Aufsatze ausgesprochenen Gedanken ersehen, daß in Ihnen Etwas liegt, was nicht verloren gehen darf. Herzlich bedaure ich, daß ich unter den obwaltenden Umständen nicht vermag, für Sie mehr zu thun, als Sie zu ermuntern, den einmal betretenen Weg nicht zu verlassen und muthig zu kämpfen; denn das Leben ist ein Kampf und es ist oft gut, wenn dazu die Kräfte schon in der Jugend gestählt werden. Bedürfen Sie eines Rathes oder einer Hülfe, so wenden Sie sich vertrauensvoll an mich; so weit es in meiner Macht steht, werde ich rathen und helfen." — Der brave Mann hat redlich Wort gehalten.

Die Zeiten wurden aber immer bedenklicher. Gottes Gericht hatte in Rußland gewaltet und die Trümmer der großen Armee zogen täglich durch Halle, ein grauenvoller Anblick! Dennoch begannen zu Ostern 1813 die akademischen Vorlesungen, obgleich die Anzahl der Studirenden nur eine sehr geringe war. Kaum, daß Tetzner monatlich fünf Thaler verdiente und davon mußte er Kost, Wohnung und alle andern Bedürfnisse bestreiten. Es sollte aber bald noch schlimmer kommen; die Universität wurde durch einen Machtspruch Napoleons im August 1813 plötzlich aufgehoben und die Studirenden mußten über Hals und Kopf das liebe Halle verlassen. Auch Tetzner begab sich in seine Heimath zurück, nicht wohl wissend, was nun weiter zu thun sei. Es hing ja Alles davon ab, wie sich die großen Weltereignisse gestalten würden. Siegte der französische Kaiser, so blieb höchst wahrscheinlich die Universität Halle aufgehoben und es war dann mehr als zweifelhaft, ob Tetzner wieder zu einer andern höhern Bildungsanstalt abgehen konnte. Aber er verzagte dennoch nicht. Niemeyer's Worte: „Das Leben ist ein Kampf ꝛc." schwebten ihm beständig vor der Seele und so setzte er auch in seiner Vaterstadt die angefangenen Studien rüstig fort. Der unverdrossene Thierbach unterstützte seinen ehemaligen Schüler mit Büchern, welche dieser, bei jetzt größerer Muße, als selbst auf der Universität, mit aller Ruhe durcharbeiten konnte. Auch kam er hierbei niemals mehr zu der Einsicht, daß bei den mancherlei Disciplinen das eigene Studium eben so weit bringe, unter Umständen wohl noch weiter, als das Anhören, Nachschreiben und Repetiren der Kollegien. Zugleich ertheilte er einigen der vornehmern Kinder, während seiner Anwesenheit in der Vaterstadt, theils aus Neigung, theils um etwas Geld zu verdienen, Unterricht. Von den Eltern konnte er ja nichts verlangen.

Die Schlacht bei Leipzig entschied das Schicksal der Welt, sie entschied das Schicksal der Universität Halle und somit auch Tetzner's Schicksal. Wurde Halle nicht wieder hergestellt, so sah es mit unserm armen Studio traurig genug aus.

In Preußen eilte Alles zu den Waffen; allein die Begeisterung in dem kleinen Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt, zu dem Frankenhausen gehört, war nicht so stark, daß sie gleich der in Preußen gewirkt hätte; dennoch zeigte auch Tetzner den guten Willen, bekam aber wie Alle, welche sich den Wissenschaften widmeten, den Abschied.

So kam das Neujahr 1814 heran; es erscholl die Kunde von der Wiedereröffnung der geliebten Friedericiana und eine fast verzweifelte Seele in Frankenhausen jubelte laut auf. So sollte es doch noch möglich werden, das begonnene Werk zum Ende zu führen. Ja die Aussichten wurden eben günstiger als je zuvor.

Bei seinem frühern Aufenthalte in Halle hatte Tetzner auch Unterricht in einer dortigen, stark besuchten Parochialschule ertheilt. Der Vorsteher derselben bedurfte jetzt eines Lehrers, dem er sich ganz anvertrauen konnte und seine Wahl fiel auf den jüngeren Tetzner, welcher sogleich der Aufforderung folgte und schon im Januar 1814 zu seiner Bestimmung abging. Bald war man über die Bedingungen einig. Tetzner verstand sich zu einer mäßigen Anzahl Unterrichtsstunden und machte sich zugleich anheischig, sich um die Anstalt nach Maaßgabe seiner Intelligenz, mehr zu bekümmern, als es sonst von Hilfslehrern wohl zu geschehen pflegt. Dafür versprach Jener ihm freie Wohnung, Kost, Heizung, Wäsche und monatlich einen Thaler Geld. Wer war froher als der, welcher bis dahin eine Schüssel Kartoffeln für Luxusessen gehalten hatte! Nun gab es für ihn keine Nahrungssorgen mehr, nun konnte er, weit weniger gehindert, seinen Studien obliegen und dabei gewann er größere Einsicht und Liebe zu dem Unterrichtswesen. Vom Hause hatte er nie etwas zu hoffen gehabt; jetzt war sogar der Vater gestorben, von nachgelassenem Geld oder Gut zeigte sich auch nicht eine Spur, und das geringe mütterliche Vermögen befand sich noch in den Händen der Großeltern, die dessen durchaus nicht entbehren konnten. Wozu bedurfte aber auch der Glückliche noch einer Unterstützung? Zwar mußte er arbeiten, viel arbeiten; doch that er es gern, zufrieden, daß ihm alle ängstlichen Nahrungssorgen fern blieben.

Jetzt studirte er nach der angefangenen Weise fort, besuchte wenige Vorlesungen, schaffte aber desto mehr für sich, besonders des Nachts, und so verstrich die Zeit bis zum Neujahr 1815, wo eine neue Epoche seines Lebens begann.

Der Vorsteher jener Parochialschule hatte eine Wittwe geheirathet, die vielleicht um die Hälfte älter war, als er selbst. Anfangs ging es ganz gut, aber bald gab es allerhand Häkeleien, woran wohl beide Theile nicht unschuldig sein mochten. Der Mann hatte mehr Geld gehofft, ihm sollte das neu angekaufte Haus nicht gerichtlich zugeschrieben werden, und — die Frau wurde auf den jungen Mann eifersüchtig. So kam es zu argen Auftritten im Hause und es konnte nicht fehlen, daß auch Tetzner in die Streitigkeiten mit hineingezogen wurde. Als einst in der Wuth die Frau sämmt-

liche Teller, welche für das Mittagsessen schon auf dem Tische standen, ergriff und an die Wand warf, daß die Scherben in der ganzen Stube umherflogen, da sah der Hausgenosse wohl ein, daß er bei solchen Verhältnissen nicht länger bleiben konnte. Auch war ihm für ein weiteres Unterkommen jetzt nicht mehr bange; er wußte, daß man ihn als Hilfslehrer nicht zurückweisen werde; deßhalb ging er zu Ostern 1815 auf das hallische Waisenhaus und nahm hier so viele Unterrichtsstunden, daß er, bei seinen geringen Ansprüchen an das Leben, von dem Ertrage derselben sich wohl ernähren konnte. Er unterrichtete an der lateinischen Hauptschule, an der Realschule, den Bürgerschulen und an dem Königl. Pädagogium, welches unter Niemeyer's besonderer Leitung stand.

Das Leben gestaltete sich immer freundlicher. Bei aller Arbeit blieb doch noch so viel Zeit übrig, daß man die eigenen Studien nicht zu vernachlässigen brauchte. Der späterhin so hart angegriffene und verdammte Professor Wegscheider hatte damals eben seine theologische Gesellschaft errichtet und Tetzner, ein eifriger Anhänger der rationalistischen Ansicht, trat derselben gern bei. Hier wurden Aufsätze geliefert und recensirt, da wurde disputirt und docirt, daß es eine Lust war und mancher tüchtige Theolog mag wohl erst in diesem Vereine die Weihe für seinen Beruf erhalten haben. Giseler, Lücke, Franke und Tetzner waren die ersten Mitglieder, der eigentliche Stamm, der sich dann weiter ausgebreitet hat. Außerdem wurden noch die philologischen Vorlesungen einiger jüngern Männer besucht und namentlich die des eifrigen Professors Jacobs, der es besonders verstand, Lust und Liebe für die klassischen Studien zu wecken.

Ueberhaupt herrschte zu jener Zeit unter den angehenden Lehrern auf dem hallischen Waisenhause ein rühmlicher Geist des Fleißes und viele Strebsamkeit. Waren die Unterrichtsstunden ertheilt, so ging es entweder an's Studiren oder man versammelte sich in den weitläufigen Gärten der Anstalt, wo oft über die wichtigsten Angelegenheiten haarscharf disputirt wurde. Hier, auf einer einsamen Gartenbank, las Tetzner viele der spätern lateinischen Schriftsteller, ingleichen den ganzen Homer. Auf seiner Stube übersetzte er unter Andern auch die Schiller'schen Räthsel in das Versmaaß des Originals, ganz so, wie sie später in der Hildesheimischen kritischen Bibliothek erschienen sind.

Ein Mann trat ihm jetzt näher, der auf Tetzner's nachmalige Lebensschicksale den wohlthätigsten Einfluß gehabt hat, nämlich Dr. Wilhelm Bernhardt, Inspektor der Bürgerschulen des hallischen Waisenhauses, ein tüchtiger Pädagog und guter Mensch. Bernhardt war es auch, der des zwischen Pädagogik und Theologie Schwankenden Neigung gänzlich auf das Erziehungs- und Unterrichtswesen lenkte, mit Rath und That zur Hand ging und kurz darauf (im Jahre 1816) seinem jungen Freunde eine Lehrerstelle an

dem berühmten Salzmann'schen Erziehungsinstitute zu Schnepfenthal verschaffte.

So verließ Tetzner das liebe Halle, seinen geistigen Geburtsort, und die Männer, welche ihm so theuer und werth geworden, mit wehmüthigem Herzen; doch auch Schnepfenthal zog ihn gar bald freundlich an. Es gab hier gewissermaßen ein Ausruhen von früherer, oft übertriebener Anstrengung. Zwar wollte das Abgeschnittensein von allem literarischen Verkehr nicht so recht behagen, dafür gefiel aber die schöne Gegend, die naturgemäße Lebensweise, die Freiheit von allen ökonomischen Sorgen, der nähere Umgang mit der unverdorbenen Jugend um so mehr und dankbar hat Tetzner es stets erkannt, daß an Praktik in der eigentlichen Erziehungskunst er Schnepfenthal mehr verdanke, als allen Theorien.

Im Unterrichtswesen herrschte hier übrigens große Licenz; jeder Lehrer konnte ziemlich treiben, was er wollte und wie er wollte. An Uebereinstimmung und Ineinandergreifen des Lektionsplanes war nicht zu denken und für Bildung des Gelehrten geschah fast gar nichts. Das lag auch gar nicht in dem Zwecke des Instituts. Trefflich war die körperliche Erziehung, woran Tetzner in's Besondere solchen Gefallen fand, daß er den ehrwürdigen Veteranen Guts-Muths (Gotthilf Salzmann's ersten Mitarbeiter zu Schnepfenthal) ersuchte, die gymnastischen Uebungen mitmachen zu dürfen. Er fand sich bald in die Sache, sie wurde ihm in mancher Hinsicht Herzensangelegenheit und so kam es, daß er bald selbst alle die Sprünge und Uebungen vormachen konnte und zum Theil den Unterricht leitete.

In Schnepfenthal vereinigte sich Tetzner auch wieder mit seinem Bruder Wilhelm (als Pfarrer im Hannöver'schen 1856 gestorben und bekannt als Herausgeber einer Naturgeschichte), der im Herbst 1816 seine Hauslehrerstelle aufgab und gleichfalls Lehrer an dieser Anstalt wurde.

Nicht zu übersehen ist, daß Tetzner hier die ersten schriftstellerischen Versuche machte, indem er mehrere Aufsätze in die von Guts-Muths redigirte pädagogische Bibliothek lieferte.

In Schnepfenthal für immer zu bleiben, das lag keineswegs in Tetzner's Plane. Ihm war schon bei seinem Abgang von Halle von Niemeyer die Versicherung geworden, daß er später, wenn er Alles, was in jenem Institute zu lernen, wohl begriffen habe, entweder nach Halle zurückkehren oder in eine anderweitig angemessene Stelle versetzt werden solle. Nach anderthalb Jahren schien dieser Zeitpunkt eingetreten zu sein. Ein Brief an seinen väterlichen Freund, mit welchem Tetzner in steter Verbindung geblieben war, erinnerte an das gegebene Versprechen und, o welche Freude! schon mit umgehender Post wurde der Schnepfenthal-Müde nach Halle berufen, damit er als Oberlehrer an die lateinische Schule des Waisenhauses treten, zugleich das Amt eines Aufsehers in der mit dem Gymnasium verbundenen Pensionsanstalt versehen und die gymnastischen Uebungen

der gesammten Anstalt, sowohl des Waisenhauses, als auch des Pädagogiums, leiten sollte!

Mit einem Gehalt von drei hundert Thalern und freier Station, einer beneidenswerthen Muße und der herrlichsten Gelegenheit zur eigenen Weiterbildung begannen die schönsten Jahre in Tetzner's Leben. Die jüngern Lehrer wurden insgesammt durch den Kanzler Niemeyer berufen und er kannte die meisten derselben schon von ihrer Universitätszeit her. Es waren gewöhnlich frühere Mitglieder des pädagogischen und philologischen Seminars. Seltener wurden Auswärtige herbeigezogen, aber es geschah doch auch und namentlich nahm man gern Leipziger, die aus Herrmann's Schule hervorgegangen waren. Das Zusammenwirken der vielen jungen Leute (es waren neun solcher jungen Lehrer) an einer und derselben Schule unter einer solchen Oberaufsicht brachte eine Regsamkeit unter das Ganze, wovon man an andern Instituten kaum einen schwachen Begriff hat. Auf der einen Seite war man zum frohen Lebensgenuß aufgefordert, auf der andern trieb es gewaltig zum Studiren. Selbst diese jungen Lehrer bekamen, wenn man ihrer Tüchtigkeit gewiß war, die Erlaubniß, auch in den obersten Klassen zu unterrichten und hier mag wohl erst Mancher (auch Tetzner) die Wahrheit des Wortes „docendo discimus“ im vollsten Umfange erkannt haben. In dieser Zeit entstanden Tetzner's „Voltigirschule“ ingleichen die „Geschichte der Hellenen und der Römer,“ welche Werke dem Unterricht ihr Entstehen verdankten und erst mehrere Jahre nachher im Buchhandel erschienen sind.

Wer zweifelt wohl daran, daß der Aufenthalt in einer Universitätsstadt dem wissenschaftlich Gebildeten mehr bietet, als jeder andere Ort! Wie anregend wirken die herrlichen Muster, welche man täglich vor Augen hat! An Aufmunterung, Rath, Unterstützung kann es Keinem fehlen, wer es nur sucht. Die meisten der jüngeren Lehrer hatten Zutritt in den Häusern der Professoren und gar Mancher wird sich der schönen Stunden erinnern, welche er im Kreise der Niemeyer'schen Familie zugebracht hat. Die Universitätsbibliothek nebst der bedeutenden Schulbibliothek standen Jedem offen; dabei das fröhliche Zusammenleben, die milde und doch so einflußreiche Herrschaft eines Niemeyer, eines Knapp — alles Dies konnte fast nichts zu wünschen übrig lassen. Die ältern Lehrer, zum Theil akademische Docenten (Lange und Wachsmuth) standen mit ihren jüngern Kollegen stets im freundlichsten Verkehr und wie entfalteten sich die Geister der Letztern und welche Früchte haben sie schon seit der Zeit getragen! Fast Alle, mit denen Tetzner am hallischen Gymnasium zusammen arbeitete, haben sich durch ihre Schriften oder hohe Stellung einen Namen erworben. So Gieseler, Thilo, Stallbaum, Schirlitz, Stäger, Fiedler, Herold, Karl Niemeyer 2c. 2c., alle diese Männer sind theils mehr, theils minder berühmte Leute geworden und sie Alle werden eingestehen, daß sie den

Hauptanstoß in der glücklichen Lage auf dem hallischen Waisenhause erhalten haben. Einer hatte dieses, der Andere jenes Lieblingsstudium und ein Jeder suchte den Andern für sich und seine Angelegenheiten zu gewinnen.

Im ganzen Collegio war z. B. nur Einer, welcher tiefere Einblicke in die mathematischen Wissenschaften gethan hatte, nämlich der jetzige Professor Stäger. Die Uebrigen zeigten auch Verlangen, einen Einblick in jenes Reich zu thun und so hielt Stäger Vorlesungen über Geometrie nach Thibaut, dessen Schüler er in Göttingen gewesen war. Viele der Zuhörer bekamen hier erst einen Begriff von Mathematik und Lust zu dieser Wissenschaft. — Stallbaum studirte eben den Plato, als dessen Herausgeber er sich einen solchen Namen erworben hat, und theilte gar gern von seinen Forschungen mit. Tetzner's Hauptfach war Geschichte und seine Kollegen hörten mit Aufmerksamkeit zu, wenn er ihnen über das wunderliche Volk der Zigeuner erzählte, was er mit vieler Mühe aus den Quellen zusammengesucht hatte. So ging es durchgängig; man mußte vorwärts, man mochte wollen oder nicht.

Sollte man es glauben, daß die Herren doch nie ganz zufrieden waren? Die Jugend überschätzt gar zu leicht ihr Verdienst und macht Ansprüche über das Maß. So ging es auch auf dem hallischen Waisenhause. Bald war Dieses, bald Jenes nicht recht; bald hielt man sich für nicht hinlänglich geehrt, bald nicht sattsam belohnt, bald nicht kräftig genug im edlen Wirken unterstützt; bald wurden die für unfehlbar gehaltenen Ansichten in den Konferenzen dennoch verworfen; bald entstanden auch kleine Zwistigkeiten unter dem Collegio, denn der Mensch bleibt in allen Verhältnissen Mensch. Von einer anderweitigen Anstellung hofften Alle das Beste und Alle sind wahrscheinlich — getäuscht worden.

Beinahe wäre auch Tetzner damals dem Lehrstande, der ihn doch scheinbar so unwiderstehlich gefesselt hatte, untreu geworden. Die Sache ist zu interessant, als daß sie hier nicht eine Stelle verdienen sollte.

Er hatte einige Männer genauer kennen gelernt, die sowohl in Hinsicht ihres Charakters, als ihrer Kenntnisse allgemein hochgeachtet waren und sie gehörten zu dem Bunde der Freimaurer. Um solchen Leuten näher zu treten, suchte auch Tetzner um Aufnahme in den Orden nach. Da Bernhardt ihn vorschlug, Maaß und Wegscheider die Bürgschaft übernahmen, wurde sein Wunsch schon 1817 am 31. Dezember erfüllt.

Längere Zeit darauf trug ihm ein einflußreiches Ordensmitglied die Predigerstelle in einem Halle benachbarten Dorfe an. Zwar hatte Tetzner seit seinen Universitätsjahren sich nur wenig mit theologischen Studien befaßt, überhaupt dieselben mehr als Nebensache betrachtet; indessen hoffte er dennoch, das theologische Examen zu bestehen und die Aussicht auf eine baldige und gute Versorgung erregte

in ihm wirklich die Idee, eine ruhige Predigerstelle dem mühe- und arbeitsvollen Schulleben vorzuziehen. Schnell wurden alle Anstalten getroffen; Wagnitz, Knapp und Niemeyer examinirten; die licentia concionandi war rühmlich errungen und schon wollte sich der neugebackene Candidatus Theologiae aufmachen, und in Magdeburg sich zum Candidatus Ministerii umschaffen zu lassen, als sich einige andere Schwierigkeiten zeigten, die ihn gar bald wieder auf den ersten Weg zurückführten.

Dem Patron waren mehrere Kandidaten vorgeschlagen; die Bauern wünschten aber zu ihrem Seelsorger einen gewissen Rambohr, frühern Kollegen von Tetzner und treuwerthen Freund. Er schien mehr begünstigt und so trat der erste Bewerber freiwillig zurück, zumal seine künftigen Beichtkinder feierlichst gegen ihn protestirten. Er sei, meinten sie, 1) ein Doktor (bei den Landleuten gleichbedeutend mit Arzt), sie verlangten aber keinen Arzt, sondern einen Pastor. — Er sei 2) ein Seiltänzer (Turnlehrer), was sich durchaus nicht für einen Prediger schicke. 3) Wisse man nicht, was man von ihm als einem Freimaurer halten solle.

Während der Unterhandlungen war es aber dem Tetzner ganz klar geworden, daß er sich zum Seelsorger einer Landgemeinde weniger eigne; dennoch hielt er eine Probepredigt, trieb aber von jetzt ab wieder das Schulwesen mit aller Lust und allem Eifer, ohne sich ähnliche Gedanken in seinem ganzen Leben wieder beikommen zu lassen.

So gut nun auch die Lage in Halle war, so wünschte Tetzner dennoch nach einiger Zeit eine Veränderung derselben, theils um den Kreis seiner Erfahrungen zu erweitern, theils um sich einen eigenen Herd zu gründen, was bei seiner bisherigen Stellung nicht möglich war.

So waren ihm denn zwei Jahre auf dem hallischen Waisenhause in den angenehmsten Verhältnissen verschwunden, als er, ohne sein Zuthun, durch Bernhardt nach Magdeburg als Lehrer an die daselbst neu errichtete höhere Gewerbe- und Handlungsschule empfohlen wurde. Den Ruf dahin erhielt er im Spätherbst 1819 und nahm ihn an, wiewohl er wußte, daß er sich von jetzt ab in ein ganz neues Feld hineinarbeiten mußte. Am 1. Dezember 1819 ward er durch den damaligen Direktor der Handlungsschule, Hundeiker (den Sohn) eingewiesen, aber es wollte ihm anfangs in seinem neuen Wirkungskreise wenig behagen und er sehnte sich recht herzlich nach dem lieben Halle zurück. Das eigentliche strengwissenschaftliche Leben war hier an der neuen Anstalt nicht zu finden; Aeußerungen des Jugendmuthes, welche in Halle selbst noch bei den jüngern Lehrern übersehen wurden, mußten verschwinden und eine gewisse Pedanterie sollte an die Stelle treten. Die Disciplin stand auf keiner hohen Stufe, denn die Anstalt war ganz neu, die Schüler aus den verschiedensten Schulen zusammengepfropft und ebenso bestand das Lehrer-Kollegium aus den heterogensten Bestandtheilen. Die alten Privat-

institute wurden in die Handlungsschule verschmolzen und man mußte die Vorsteher derselben — oft weiter nichts, als gewöhnliche Rechenmaschinen — mit in den Kauf nehmen. Ein Lehrer war Theolog, ein anderer Philolog, ein dritter eigentlich gar Nichts, oder von Allen Etwas; der Direktor, ein sonst guter lieber Mann, war von seinem Privatinstitut zu Verhelde (einer Nachbildung Schnepfenthals) zur Leitung eines so umfassenden Schulwesens berufen und wußte sich nicht hinein zu finden; zwischen den bloßen Fachmännern und den durchgebildeten Wissenschaftlichen herrschte wechselseitiges Mißtrauen; genug — es war ein Chaos, das erst nach und nach sich ordnen mußte. Da mitten hinein wurde Tetzner versetzt und da war es ja wohl kein Wunder, wenn ihm Manches hier nicht so recht gefiel.

Der Schritt war aber einmal gethan und die Sache ließ sich vorläufig nicht ändern; gab es doch auch in Magdeburg Einiges, was den Unmuth über jenes Unliebsame einigermaßen neutralisirte. Dahin gehörte: die Hoffnung, daß es bald besser werden müsse, da ein Zerrenner das gesammte Magdeburger Stadtschulwesen eingerichtet hatte und noch immer die oberste Leitung besaß; ein guter und prompt ausgezahlter Gehalt und, wenn man sonst wollte, reichlicher Nebenverdienst durch Privatstunden; ein liebes braves Weib, das sich Tetzner von Halle nachgeholt; das allmählige Zusammentreten der Gleichgesinnten und wissenschaftlich Gebildeten unter den Lehrern; auch wohl die Gewohnheit: — das waren die Würzen der bisher ungewohnten Speise.

Tetzner sah nun immer klarer ein, daß er sich in viele Unterrichtsfächer erst hineinarbeiten müsse, wenn er mit Nutzen wirken wollte. Er hatte z. B. in Halle in den Oberklassen des Gymnasiums Geschichtsunterricht ertheilt; — wie ganz anders mußte er hier in Magdeburg bei demselben Unterrichtsgegenstande verfahren! Die klassischen Studien mußten zurücktreten, die Realien wurden jetzt Hauptsache. So ungern er sich auch von dem lieb Gewordenen trennte, so diente es doch auf der andern Seite dazu, daß er den Kreis seines Wissens, vorzüglich aber seine Ansichten über das Unterrichtswesen selbst, erweiterte. Er hatte ja nun alle möglichen Arten von Schulen als Lehrer durchgemacht; von der niedrigsten Elementarklasse bis zu den obersten Klassen des berühmtesten Gymnasiums hatte er unterrichtet; mit der Erziehung für das höhere Geschäftsleben war er eben so vertraut geworden, wie mit dem Unterricht für den Gelehrtenstand. Hier in Magdeburg wurde er in das Realschulwesen eingeweiht.

Fünf Jahre verlebte Tetzner in Magdeburg und es ist ihm auch deßhalb recht wohl gegangen. Bei glücklichen Verhältnissen im Hause, im Umgange mit wackern Freunden, unter denen vorzüglich sein nächster Kollege, der Professor Richter und der, leider! zu früh verstorbene Direktor Heyß namhaft zu machen sind, waren ihm alle

billigen Wünsche befriedigt. Auch in der Schule hatte sich Manches anders und besser gestaltet; Hundeiker war nach Bremen berufen und Schulz kam an seine Stelle, ein für sein Amt ganz tüchtiger Mann.

Der Lehrer war an der Handlungs= und Gewerbeschule durchaus nicht mit Arbeiten überladen, daher blieb für Tetzner noch immer so viel Zeit übrig, daß er einige Schriften für die Jugend verfassen konnte. Dahin gehören die Unterhaltungsschriften: „Abende auf dem Hermannstein" und „die Schule der sieben Weisen." Darauf folgte, durch seine amtliche Stellung und durch den Umgang mit Heyse dazu aufgefordert, die Bearbeitung des „Leitfadens für den deutschen Sprachunterricht," ingleichen das „Lesebuch für Bürgerschulen." Auch wurden die schon in Halle vorgearbeiteten Hefte: „die Voltigirschule" und die „Geschichte der Hellenen" zum Druck befördert, die „Geschichte der Römer" aber in der Reinschrift vollendet.

Wenn sich auch nun Tetzner eben nicht ängstlich nach einer Veränderung seiner jetzigen Lage sehnte, da er wohl wußte, daß nicht jede Veränderung auch eine Verbesserung ist; so kam ihm doch ein Brief seines alten Freundes Bernhardt nicht ungelegen, in welchem ihm dieser mittheilte, daß man zu Langensalza, also in dem geliebten Thüringer Vaterlande, das Schulwesen ganz neu geordnet habe und daß man einen Direktor suche. Zugleich erfuhr er aus demselben Briefe, daß man in Halle nachgefragt und von dort auf seine (Tetzner's) Person hingewiesen sei. Ein gedruckter von dem Schulrathe Hahn in Erfurt ausgearbeiteter Einrichtungsplan lag bei, wornach mit einer Bürgerschule ein Seminar und eine Vorbereitungsklasse für Gymnasien verbunden sein sollte. Da blühete die Hoffnung, vielseitig zu wirken, da ließen sich die gesammelten Erfahrungen an den Mann bringen; da durfte Tetzner hoffen, selbstständiger zu sein, als in Magdeburg: er bewarb sich also um die Stelle und erhielt sie ohne Weiteres. Die ökonomischen Verhältnisse hatten sich zwar durch diese Veränderung nicht gebessert, indessen auf jeden Fall die amtlichen. Mit schwerem Herzen nahm er von seinen bisherigen Freunden, mit leichterm von seinem Amte Abschied und erreichte am 14. April 1824 seinen jetzigen Wohnort Langensalza.

Ein herzliches Entgegenkommen des (im Jahre 1834 zur Ruhe eingegangenen) hochverständigen Superintendenten Dr. Bonitz, der, selbst ein ächter Schulmeister, stets der Lehrer Freund war; ein brauchbares Lehrerkollegium; eine lobenswerthe Humanität von Seiten des Magistrats und eine für die damaligen Verhältnisse ganz zweckmäßige Organisation des Langensalzaer Schulwesens, belehrten den neuen Direktor gar bald, daß er eine glückliche Wahl getroffen hatte. Frisch und fröhlich begann er sein Werk und hatte die Freude, schon im ersten Jahre zu erleben, daß es trefflich gedieh und daß es sich die Achtung und das Vertrauen der wackersten Einwohner in einem hohen Grade erwarb. Bei seinen eigenen Unterrichtsgegenständen als

auch bei der Beaufsichtigung der ganzen Anstalt war er so ganz in seinem Elemente. Der freundschaftliche Umgang mit Bonitz und mit dem gediegenen Bürgermeister Kochlert ersetzten die frühern Verbindungen in Magdeburg. Die literarischen Arbeiten, welche von Langensalza datiren, stehen meistens im nächsten Bezug auf die dasige Schule, z. B. „Andeutungen aus der Geschichte des Mittelalters;“ „das Lesebuch für Oberklassen;“ „die allgemeine Geschichte nebst Leitfaden und Geschichtstabellen.“ Zugleich der „Schwimmer- und Voltigir-Katechismus,“ auch „Zeitgeist und Rock;“ „gewöhnliche Wahrheiten in ungewöhnlichem Gewande“ und eine Menge Abhandlungen und Recensionen in pädagogischen Zeitschriften.

„Es kann ja nicht immer so bleiben &c.“ und so war es auch mit dem Langensalzaer Schulwesen. Es ist Manches anders daselbst geworden; ob besser? das ist wohl noch eine Frage. Das Lehrerpersonal ist fast verdoppelt, aber auch die Armenschulen haben einen fast erschreckenden Umfang gewonnen. Hahn wurde versetzt, Bonitz starb und der neue Schulrath hatte nichts Eiligeres zu thun, als die wissenschaftliche Anstalt aufzuheben und der Stadt nur Bürger- und Volksschulen zu lassen. — Manche wollten sich mit dieser Maßregel nicht befreunden; Tetzner hat sich indessen auch in diese Ordnung gefügt, wohl wissend, daß man dem Geist der Zeit mit Erfolg nicht widerstreben kann, obgleich er nicht ohne Schmerz sich der vergangenen Zeiten erinnert. —

Die von ihm herausgegebenen, in das Unterrichtswesen einschlagenden Schriften sind ungefähr folgende:

a) Lesebuch für Bürgerschulen. Magdeburg. 1822. — b) Lesebuch für Oberklassen, 2. Aufl. Leipzig. 1843. — c) Geschichte der Hellenen. Brandenburg. 1824. — d) Geschichte der Römer. Brandenb. 1824. — e) Neue Voltigirschule. Nordh. 1822. — f) Katechismus der Voltigirschule. Leipzig. 1828. — g) Schwimmerkatechismus. Leipzig. 1828. — h) Andeutungen aus der Geschichte alter Völker. Mühlh. 1824. — i) Andeutungen aus der Geschichte des Mittelalters. Mühlh. 1824. — k) Allgemeine Geschichte, 3. Aufl. Leipzig. 1850. — l) Leitfaden für den Unterricht in der allgemeinen Geschichte, 3. Aufl. Leipzig. 1851. — m) Allgemeine Geschichte in Tabellen. Leipzig. 1837. — n) Erdkunde für Bürgerschulen, Seminarien &c. Leipzig. 1843. — o) Geschichte der Zigeuner. Weimar. 1835. — p) Preußen, Geschichte seines Volkes und seiner Fürsten. 3 Bde. 2. Aufl. Leipzig. 1845—46. — q) Gewöhnliche Wahrheiten in ungewöhnlichem Gewande. Langensalza. 1845.

Noch einige andere Schriften Tetzner's sind: a) Die Abende auf dem Hermannstein. Magdeburg. 1821. — b) Die Schule der sieben Weisen. Nordh. 1821. — c) Das Buch der Märchen und Fabeln. Quedlinburg. — d) Treumund, fünf erbauliche Betrachtungen. Nordh. 1822. — e) Phantasus, Taschenbuch. Langensalza. 1842. — f) Die Welt, Vierteljahrsschrift von Tetzner und Greßler, 1844—1847, vier Jahrgänge. Langensalza.

Friedrich Wilhelm Thiersch,

Hofrath und Professor der alten Literatur zu München.

Thiersch, Friedrich Wilhelm, einer der trefflichsten Männer Deutschlands, zu den ausgezeichnetsten Kennern Griechenlands in seiner klassischen Zeit und zu den thätigsten Beförderern seiner Wiedergeburt in unserer Zeit zählend, wurde am 17. Juni 1784 zu Kirchscheidungen bei Freiburg an der Unstrut, wo seine Eltern die Landwirthschaft betrieben, geboren, erhielt seine erste Bildung durch Privatlehrer, besuchte sodann die gelehrten Schulen zn Naumburg und Pforte und bezog 1804 die Universität Leipzig, wo er zwar die Theologie zu seinem Fachstudium machte, aber daneben auch den philologischen Wissenschaften einen vorzüglichen Fleiß zuwandte. Nachdem er 1807 Kandidat der Theologie geworden, folgte er der Einladung zweier Livländer nach Göttingen, wo er unter Heyne seine klassischen Studien fortsetzte. Im Jahre 1808 habilitirte er sich bei der Universität durch die Abhandlung: Specimen editionis Symposii Platonis (Göttingen, 1808), ward durch Heyne's Empfehlung Hilfslehrer am Gymnasium und im folgenden Jahre Assessor der philosophischen Fakultät. Schon damals entstand der Entwurf zu der später von ihm herausgegebenen griechischen Grammatik. Im Jahre 1809 erhielt Thiersch einen Ruf als Professor an das neu errichtete Gymnasium zu München und wurde hier der Begründer der philologischen Studien in Bayern. — Bei den damaligen von Christoph v. Aretin ausgehenden Schwierigkeiten und Parteiungen gegen die angestellten Ausländer lenkte er den Zorn durch seine Schrift über den angenommenen „Unterschied zwischen Nord- und Süddeutschland" (München, 1810) auf sich und es wird nicht mit Unwahrscheinlichkeit angenommen, daß ein Mordversuch, der auf ihn gemacht wurde, damit in Zusammenhang gestanden hat.

Thiersch's Wirkungskreis wurde durch den Abgang Jacob's 1810 nach Gotha erweitert, indem er dessen Stellen am Lyceum und der Akademie erhielt, er übernahm ferner den Unterricht in der Geschichte und Literatur bei den kgl. Prinzessinen, gründete zur Bildung von Lehrern für die gelehrten Schulen Bayerns das philologische Institut, welches 1812 mit der Akademie vereinigt ward, und zu gleicher Zeit zur Vereinigung der literarischen Kräfte jüngeren gleichgesinnten Gelehrten die Acta philologorum monacensium, 3 Bde., München. 1811—1826, zu welcher sowohl er, als viele Andere die gehaltvollsten Beiträge lieferten. Im Interesse der archäologischen Studien unternahm er im Jahre 1813 eine Reise nach Paris, wo er an Visconti einen warmen Freund und Führer fand. Der immer näher heranrückende Kriegsschauplatz trieb ihn zwar wieder in die Heimath, allein im folgenden Jahre kehrte er nach Paris zurück, zur Uebernahme der von Napoleon aus Bayern geraubten Kunstschätze bevollmächtigt. Napoleons Rückkehr von Elba unterbrach ihn

in diesem Geschäft und Thiersch mußte nach dessen zweiter Entfernung eine dritte Reise nach Paris unternehmen, um dasselbe zu beendigen. Thiersch bewies große Theilnahme für die Wiedergeburt Griechenland's. Schon im Jahre 1812 hatte er durch die Akademie in München die wissenschaftliche Verbindung zwischen Deutschland und Griechenland herzustellen gesucht; noch mehr gelang ihm dies durch die Gründung des Athenäums, einer Erziehungsanstalt für junge Griechen. Diese segensreiche Wirksamkeit erwarb ihm den Namen eines Philhellenen im schönsten Sinne des Wortes. Die folgenden Jahre widmete Thiersch seinem Lehrberufe, seiner schriftstellerischen Thätigkeit und der Fortsetzung seiner archäologischen Studien. Im Jahre 1831 reiste Thiersch selbst nach Griechenland und, überall mit wahrem Enthusiasmus aufgenommen, hatte er den günstigsten Einfluß auf die Stimmung Griechenlands für Deutschland und insbesondere für Bayern. Hierauf bezieht sich das wichtige Werk: „De l'état actuel de la Grèce et de moyens d'arriver à sa restauration" (2 Bde. Leipzig, 1833). Seine wissenschaftlichen Bestrebungen für allseitige Aufhellung des klassischen Alterthums bekunden unter Anderm die „Griechische Grammatik, vorzüglich des Homerischen Dialektes" (3. Aufl. Leipzig, 1826), von der ein Auszug als „Schulgrammatik" (4. Aufl. Leipzig, 1854) erschien. Ferner die Bearbeitung des „Pindar" (2 Bde. Leipzig, 1820) und die Schrift „Ueber die Epochen der bildenden Kunst unter den Griechen" (2. Aufl. München, 1829). Ueber eine 1822 unternommene Reise nach Italien berichtete er unter Anderm in den mit Schorn, Gerhard und Klenze herausgegebenen „Reisen in Italien" (Bd. I. Leipzig, 1826.) Von dieser Zeit an war Thiersch vorzugsweise bestrebt, die schon früher von ihm ausgesprochenen Ideen über Erziehung und Bildung zur Humanität zu verwirklichen. Zur Seite stand ihm eine genaue Kenntniß der Gymnasien Bayerns und anderer Länder, die er in dem Werke „Ueber gelehrte Schulen mit besonderer Rücksicht auf Bayern (3 Bde., Stuttgart und Tübingen, 1826 bis 1837) mittheilte, an welches sich die Schrift „Ueber die neuesten Angriffe auf die Universitäten (Stuttgart und Tübingen, 1837) anschließt. Gegen das darin aufgestellte und durchgeführte Princip des Festhaltens an den klassischen Studien, sowie gegen mehrere dadurch hervorgerufene pädagogische Streitfragen erhoben sich unter Anderm als Vertheidiger des Realismus Klumpp, in noch entschiednerer Weise aber Mager und Nagel. Dennoch kam der Schulplan für die bayerischen Gymnasien und lateinischen Schulen, den Thiersch 1829 entworfen hatte, zur Ausführung und liegt auch ungeachtet wiederholter Veränderungen den Schulordnungen von 1830 und 1853 zu Grunde. Einen noch heftigern Streit entzündete er durch die Schrift: „Ueber den gegenwärtigen Zustand des öffentlichen Unterrichts in den westlichen Staaten von Deutschland, in Holland, Frankreich und Belgien" (3 Bde. Stuttgart und Tübingen, 1838), welche namentlich

auch von Linde, Diesterweg, Schmitthenner u. A. heftige Gegner fand. Fast gleichzeitig hatte Thiersch 1837 bei dem Universitätsjubiläum zu Göttingen die regelmäßigen Versammlungen der Schulmänner und Philologen veranlaßt und wußte dieselben auch durch seine persönliche Theilnahme, wie in Mannheim, Gotha, Kassel, Erlangen, Dresden, zu beleben. Durch seine Betheiligung an der Kniebeugungsfrage erwarb er sich die Achtung seiner protestantischen Glaubensgenossen. Viele Abhandlungen von ihm enthalten die Denkschriften der Münchener Akademie der Wissenschaften. Im Jahre 1837 wurde Thiersch zum Mitgliede des obersten Kirchen- und Schulrathes ernannt und sein Einfluß auf alle Fragen des bayerischen Unterrichts- und Erziehungswesens gewann dadurch noch größere Bedeutung. Im Jahre 1848 ernannte ihn der König zum Vorstande der kgl. Akademie der Wissenschaften und zum General-Konservator der wissenschaftlichen Sammlungen.

Wie Thiersch durch seine wissenschaftlichen Arbeiten die Literatur der Alterthumswissenschaft wesentlich bereichert hat, so hat er sich auch auf der andern Seite einestheils durch seine rastlosen Bemühungen um die geistige Verjüngung Griechenlands, anderntheils durch seinen Einfluß auf die bessere Gestaltung des deutschen höhern Schulwesens ein bleibendes Verdienst erworben.

Am 18. Juni 1858 wurde Thiersch's Doktor-Jubiläum feierlichst begangen, worüber bei Teubner in Leipzig eine eigene Schrift von G. M. Thomas erschienen ist. Wenn Thiersch tief ergriffen und in edler Begeisterung diesen Tag den glücklichsten seines Lebens nannte, so nennen wir ihn einen einzig denkwürdigen in den Annalen der bayerischen Kulturgeschichte, nicht bloß weil er bewährt hat, auch an der Isar wisse man einen einzig verdienten Mann in einziger Weise zu ehren, sondern weil in seinem ungetrübten Lichte recht klar geworden ist, wie fest Gottlob auch im eigentlichen Bayerlande seit fünfzig Jahren die freie Wissenschaft gewurzelt ist, und wie sie trotz vieler und fast beständiger Widerwärtigkeiten Schule und Leben innig, segnend und veredelnd durchdringt. Möge die schützende Hand Gottes wie bisher so noch viele Jahre den Jubilar Thiersch der Wissenschaft, seiner Familie und seinen zahlreichen Freunden in der gleichen Frische des Körpers wie des Geistes erhalten!

Heinrich Christian Wilhelm Tiedemann.

Von dem hochgeehrten Herausgeber dieser Blätter aufgefordert, meine Biographie niederzuschreiben, habe ich mich dazu entschlossen, in dem vollen Bewußtsein, kein berühmter Schulmann zu sein; wohl aber in der Absicht, an meiner einfachen Lebensgeschichte einen

neuen Beweis zu geben, wie das hamburgische Schulwesen gestaltet ist, und namentlich an meinem Bildungsgange zu zeigen, wie der hamburgische Lehrerstand Alles sich selbst zu verdanken hat.

Am 24. März 1812 geboren, hatte ich bald das Unglück, meinen Vater zu verlieren, und fand nebst meiner Mutter und meiner damals noch lebenden Schwester Aufnahme in dem Hause eines wohlhabenden Oheims, wo ich unter sehr günstigen äußern Verhältnissen meine Kindheit verlebte. Auf meine Erziehung behielt den größten Einfluß meine brave Mutter, die mich, obwohl sie an mir nach dem bald erfolgten Tode meiner Schwester mit ganzer Seele hing, mit Strenge und Festigkeit erzog, und vor allen Dingen mich an einen unbedingten Gehorsam gewöhnte, wofür ich ihr Andenken noch heute segne, und wodurch sich in mir die Ueberzeugung gebildet hat, der ich als Lehrer immer treu geblieben bin, daß Gehorsam bei Kindern das Wichtigste ist. Freilich wurde ich auch sehr zurückgehalten von manchen Dingen, an denen andere Knaben ihre Kraft üben, und dies, verbunden mit einem etwas schwächlichen, besonders nervös-reizbaren Körper, diente dazu, mir früh eine Neigung zum Phantasieleben, zur Einsamkeit und zur Lektüre einzuflößen, obwohl ich beim Spiel mit andern Knaben auch sehr lebhaft, ja wild sein konnte. Im sechsten Jahre fing ich an, nachdem meine Mutter mich bereits zum Lesen gebracht und in den Anfangsgründen des Schreibens unterrichtet hatte, die Schule des Herrn C. H. Schünemann zu besuchen, in der ich bis zur Konfirmation verblieb.

Mit herzlicher Dankbarkeit und tiefer Verehrung gedenke ich meines lieben Lehrers, der eine ganz besondere Gabe hatte, Kinder zu fesseln, und der auf mich vorzüglich durch einen aufgeklärten und doch erwärmenden Religions-Unterricht einen tiefen Eindruck machte. Um so inniger betrübte mich sein Tod, der ein Vierteljahr vor meiner Konfirmation erfolgte, als derselbe in meinem Schicksal eine entscheidende Wendung hervorbrachte. Von meinem siebenten Jahre an war mein lebhaftester Wunsch gewesen, entweder Prediger oder Lehrer zu werden, und wenn ich jener Idee auch bald entsagte, so war der zweite Vorsatz in mir desto fester geworden, und mein guter Lehrer hatte sich so an den Gedanken gewöhnt, daß er mir schon manche Anleitung zu Theil werden ließ, um mich auf meinen künftigen Stand vorzubereiten, wie ich denn auch zuweilen helfend in der Schule mitwirken mußte. Nach seinem Tode aber trat mein Onkel immer deutlicher mit seinem Lieblingsplan hervor, mich, da er kinderlos war, zu seinem Geschäfte, dem eines Müllers auszubilden, und da die Einwirkung Schünemann's jetzt fehlte, ließ ich mich dazu überreden, weil ich aus Dankbarkeit mich dazu verpflichtet glaubte, und trat, nachdem ich am 16. März 1826 im kaum vollendeten 14. Jahre konfirmirt war, meine neue Laufbahn an. Damit begannen für mich die schmerzlichsten Jahre meines Lebens. Trotz der schwersten Kämpfe gelang es mir nicht, Neigung zu meinem erwählten Berufe

zu gewinnen, und da ich aus dem Grunde auch wenig Geschick dazu zeigte, trat zwischen mir und meinem Onkel eine große Verstimmung ein. Unzufriedenheit mit meiner Lage fing an, auf meine Gesundheit nachtheilig zu wirken, meine Nervenschwäche nahm zu, und dazu gesellte sich ein Augenübel. Obgleich manche unserer genauen Bekannten, unter andern unser Hausarzt, den Grund durchschauten und sich offen darüber aussprachen, erklärte ich dennoch mit Entschiedenheit, ich würde die drei Lehrjahre aushalten, weil ich es für schimpflich hielt, das nicht zu thun; als diese verstrichen waren, zögerte ich noch zwei Jahre, ehe ich mich zu dem Entschluß ermannte, einem andern Berufe mich zu widmen, wozu ich nach einigen heftigen Auftritten die Zustimmung erhielt. Nach meiner Meinung hielt ich mich nicht für fähig, jetzt Lehrer zu werden, sondern wünschte eine Stelle als Schreiber; aber auf Zureden eines Freundes meiner Mutter und auf seine Empfehlung meldete ich mich dennoch zur Stelle eines Gehülfs-Lehrers und erhielt dieselbe um Johannis 1831 bei dem Nachfolger meines Lehrers, Herrn J. C. F. Nirrnheim, der auch während meiner Schulzeit an derselben Schule gewirkt hatte.

Ich war einigermaßen verwundert, als ich bei meinem Engagement hörte, daß von einem Unterricht in mancherlei Wissenschaften die Rede war, den ich in der Mittelklasse ertheilen sollte; mit einigem Zagen begann ich daher meine neue Laufbahn. Nur zu bald wurde ich auch gewahr, wie viel mir fehlte, und da ich namentlich den richtigen Takt für die Handhabung der Disziplin nicht gleich zu treffen wußte, so beging ich manchen Mißgriff und hatte einige schlimme Jahre durchzumachen. Aber meine überwiegende Neigung zum Lehrerberuf ließ mich alle Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten überwinden, und vor allen Dingen ging ich mit Eifer an meine Fortbildung. Freundlich unterstützte mich darin mein Prinzipal, der mir in manchen Dingen, die ich als Knabe kaum nennen gehört hatte, wie Geometrie und Algebra, Unterricht ertheilte, und sobald ein neuer Kursus der Unterrichtsanstalt für angehende Lehrer — damals gemeinschaftlich unterhalten von der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens, und dem schulwissenschaftlichen Bildungsverein — begann, wurde ich Theilnehmer desselben. Diesem Unterricht habe ich viel zu verdanken, besonders in Beziehung auf Katechetik, Mathematik und Geographie; zugleich nahm ich anderweitig Stunden in der Englischen Sprache (Französisch hatte ich früher gelernt) und in der Musik, weil ich die Schulorgel zu spielen wünschte. Fast wäre mir das aber zu viel geworden; der Kursus währte drei Jahre, und nahm uns wöchentlich 7 Stunden in Anspruch; da ich nun täglich bis 6 Uhr in der Schule beschäftigt war, so mußte ich sogar den Vormittag des Sonntags mit benutzen, und eine Zeit lang fühlte ich eine solche geistige Abspannung, daß ich mir für einen Monat Dispensation von allen Stunden erbat; ich erholte mich, und vollendete glücklich auch diese Aufgabe. Da ich theils

durch den empfangenen Unterricht, theils durch gewonnene Erfahrung auch immer besser mit den Schülern umgehen lernte, so wurde meine Stellung eine sehr angenehme, zumal da das häusliche Leben bei meinem Prinzipal fröhlich und ansprechend war, ich auch mit meinen Mitlehrern im besten Vernehmen stand. Einige Jahre nach Vollendung des Kursus ward ich Mitglied des schulwissenschaftlichen Bildungsvereines, und dieser hat auf meine Lehrerwirksamkeit den günstigsten Einfluß gehabt. Die gründliche und doch humane Art, mit der die gehaltenen, oft höchst gediegenen Vorträge besprochen wurden; das rege Leben, welches im Verein herrschte; das Vorbild mancher sehr ausgezeichneten Lehrer, auf die noch jetzt das Vaterland mit Stolz blickt, mußten jeden empfänglichen jungen Mann begeistern und fortreißen.

So verlebte ich fast dreizehn Jahre in derselben Stellung, worauf sich allerdings in mir die Lust zu einem selbstständigen Wirkungskreise lebhafter regte, und da wiederholte Bemühungen, eine Anstellung zu erlangen, erfolglos blieben, wurde ich im einunddreißigsten Jahre Privatlehrer. Sehr bald gelang es mir, eine genügende Einnahme zu erlangen, um an einen eigenen Hausstand denken zu können, so daß ich mich im Jahre 1845 verheirathete, und noch in demselben Jahre bot sich eine erwünschte Gelegenheit dar, eine Privatschule fortzuführen, deren Vorsteher sich einen anderen Wohnort wählte. Diese Anstalt, an der ich noch heute mit großer Freude wirke, liegt zwar außerhalb der Vorstadt, also dem Namen nach auf dem Landgebiet, aber in einem durchaus städtischen Bezirke, und bietet mir einen höchst angenehmen Wirkungskreis dar. Außerdem unterrichte ich an den vom schulwissenschaftlichen Bildungsverein errichteten Anstalten zur Bildung angehender Lehrer und Lehrerinnen und bin Mitglied des obengenannten Vereins, sowie auch der Gesellschaft der Freunde des vaterländischen Schul- und Erziehungswesens. Für das Hamburger Schulblatt liefere ich von Zeit zu Zeit kleine Aufsätze, und auf eine deßfalls an mich gerichtete Aufforderung gab ich im Jahre 1841: „Die Geschichte Hamburg's für Schulen" heraus, wovon im Jahre 1853 die zweite Auflage bei Nolte und Köhler daselbst erschienen ist.

Franz Trautmann.

Trautmann, Franz, ist geboren den 28. März 1815 zu München — wovon jede Zeile, die er geschrieben hat, Zeugniß gibt, denn jede verräth das Münchener Kind. Sein Vater war Hof-Juwelier, dabei Kunstliebhaber und Kunstkenner, er hatte eine kleine Galerie von Gemälden, unter denen sich manches werthvolle Stück

befand. Die Mutter war eine jener seelenvollen Naturen, bei denen jedes Wort und jede Geberde Gotteshauche sind, die den reinen Spiegel einer Kindesseele vor jeder rauhen Berührung schützen. Unter solcher Pflege mußten die Keime einer farbigen Gemüthswelt unverkümmert gedeihen. Eine ältliche Tante begleitete den kleinen Franz auf seinen ersten Streifzügen durch die Vaterstadt. Sie ward nie müde, ihm auf seine Fragen Bescheid zu geben, oder, wenn ihr der Stoff ausging, erzählte er ihr selbst die wunderlichsten Geschichten aus alter Zeit, welche er an die Arche Noah, die Herenbastei, das alte Turnierhaus, oder an den Grabstein des Bischof Tulbeck leicht und spielend anknüpfte. Lag ja doch auch an ihrem Wege der schwarze Stein des Herzogs Christoph und die Steintafel mit den drei Nägeln und der Inschrift und waren doch die Bildnisse der Herzoge, Churfürsten und ihrer Frauen in den Corridoren der Residenz und der Marburg auch nicht gar weit davon. Wie mag da manches dieser Bilder die jugendliche Phantasie mit jenem Stein und jener Tafel und jener Inschrift zusammen gehalten haben? Wie viel von dem thatsächlichen Inhalte der „Abenteuer des Herzogs Christoph" mag da schon geistig produzirt worden sein, dem freilich erst der wissenschaftlich gebildete Mann die ästhetisch vollendete Form zu geben vermochte.

Es nahte die Zeit des Lernens für den Knaben und er mußte die Schule besuchen. Alles, was er dort sah und hörte, erschloß ihm wohl eine neue Welt von Verständnissen, aber sie konnten ihm doch den phantasievollen Verkehr mit der Tante nicht ersetzen. Die Ferienzeit hielt ihn jedoch wieder völlig schadlos, denn er durfte sie meist mit den Eltern und Geschwistern zu Andechs oder Wessobrunn verbringen. Dem Stadtknaben erschien der Gottesfriede, der über den Kreuzgängen und Refektorien lagerte, um so erhabener, als er eben erst dem Lärm der Hauptstadt entronnen war. Dabei erschloß sich ihm schon ein besseres Verständniß für das rein Historische. Er kannte schon die Geschichte des Herzogs Tassilo, der in der Wildniß verirrt war und, sich niederlegend, träumte, er sähe Engel eine Leiter auf- und niedersteigen, während sein Jäger die Quelle aufgefunden hatte, an welche spätere Zeiten das Kloster Wessobrunn anlehnten. Er wußte auch, was es für eine Bewandtniß mit dem Denkzeichen hatte, das dicht vor dem Eingange des Klosters stand, allwo zur Ungarzeit mehrere Mönche erschlagen wurden. Wenn er dann an der Quelle Wesso's und Tassilo's im Grase lagerte, so zauberte sich seine Phantasie eine Wildniß dahin, in welcher der Herzog umherirrte, und die Mücken und Heuschrecken verwandelten sich in wilde Hunnen, und in den Wolken, die über ihn hinzogen, erblickte er die Geister der erschlagenen Mönche.

Noch auf der Schule veranstaltete Franz Trautmann eine Sammlung seiner Gedichte, die der Buchhändler Fleischmann in Verlag nahm. Was darin zunächst vorwaltet, ist eine sprudelnde Jugend-

frische neben viel lyrischen Empfindungen. Doch ist auch in der Form mehr geleistet, als man von einem Schüler hätte erwarten dürfen.

Franz Trautmann benützte die zwei sogenannten philosophischen Jahre, welche auf bayerischen Universitäten dem Fachstudium vorausgehen, auf das eifrigste. Damals lehrten Görres und Schelling in München neben vielen geistig bedeutenden Männern. Trautmann trat mit den meisten derselben in unmittelbaren, geistigen Verkehr. Den größten Einfluß auf seine Entwicklung gewann indessen ein junger Britte, der mit Trautmann einen innigen Freundschaftsbund stiftete. In Begleitung dieses Horion durchstreifte er den Kontinent, vom Vesuv bis hinauf an die Nordspitze Schottlands und vom Herzen Ungarns bis zum Scheitel der Pyrenäen; der Insel Groß-Britannien aber ward vor allen Ländern eine tief eingehende Aufmerksamkeit geschenkt. Es gab eine Zeit, wo Trautmann's ganze Seele von Land und Leuten, Geschichte und Literatur dieser Insel erfüllt war, und heute noch sind an seinen Schriften deutlich die Muster zu erkennen, an denen er sich herangebildet hat.

In München war dazumal große literarische Oede. Da erhielt Trautmann eines Morgens eine schriftliche Einladung zu einer Tasse Thee von Saphir, der eben angekommen war, um den „Deutschen Horizont" herauszugeben. — Das Saphir'sche Billet war als ein fruchtbarer Regen auf lockeres Erdreich gefallen. Da zuckten über Nacht kleine lyrische Poesieblumen heraus, dazwischen sich wieder humoristische Arabesken rankten, während größere, ernstere Erzählungen wie hohe Bäume ihren geheimnißvollen Schatten hineinwarfen. Aber die Herrlichkeit dauerte nicht lange. Saphir machte sich unmöglich und mußte fort. — Daß aber Trautmann auf dem einmal betretenen Wege nicht weiter ging, hatte ein anderes Motiv, als die nunmehr mangelnde Anregung. Er erkannte, daß es nicht der Mühe werth gewesen sei, so viele Kenntnisse gewonnen zu haben, um sie schließlich in Tändeleien zu verlieren. Er warf sich der Jurisprudenz in die Arme, um sich eventuell geistig gesichert zu haben, wenn die poetische Ader etwa nie mit dem rechten, gesunden Blute durchströmt würde.

Der junge Dichter brachte in die Hörsäle schon jenen freiern Blick mit, der von der einzelnen Materie immer zurückschließt auf den Geist der Wissenschaft. Dicht vor sein Auge trat die Größe und Majestät, welche uns aus der Summe abstrakter und objektiver Begriffe anwehen, die aus dem Rechtsbewußtsein des römischen Volkes hervorgegangen sind. Ueberwältigend wirkte auf ihn die römische Geschichte; aber wärmer schlug ihm doch das Herz, als er an der Hand des deutschen Privatrechtes und der Rechtsgeschichte auf den vaterländischen Boden hinübergegleitet und in jene Zeiten des Mittelalters eingeführt wurde, deren Gährungen es vorbehalten blieb, die Ideen der alten und neuen Zeit zu vermitteln.

Wenn nun auch die rein historische Seite seines Studiums

Trautmann geistig befriedigte, so fand doch seine Phantasie in der Rechtswissenschaft nirgends ausgiebige Nahrung. Damals hatte die Münchener Kunstschule eben ihre frischesten Blüthen getrieben und manches glückliche Talent ward zum Bewußtsein seiner Kraft gefördert. Auch Trautmann glaubte sich zum Maler befähigt; aber er mochte sich doch nicht verhehlt haben, daß die Ziele seines Lebens auf anderen Pfaden vorgezeichnet seien.

Inzwischen hatte er die Theorie mit der Praxis vertauscht und seit Jahresfrist abwechselnd bei Land- und Stadtgerichten praktizirt. Da finden wir ihn im Jahre 1841 in Possenhofen am Starnberger-See wieder, wo er landschaftliche Studien malte. Ein Tourist blieb bei ihm stehen, schaute ihm treuherzig über die Achsel und sprach mit ihm über Dies und Jenes. Zwei verwandte Naturen, die lange Jahre in München neben einander gelaufen waren, sollten sich hier finden. J. F. Lentner hat jetzt einen gefeierten Namen; damals schwankte er hin zwischen Buchhandel, Kunst und literarischem Streben. Es war im Fischerhause kein freies Stüblein mehr zum Uebernachten übrig. Trautmann theilte sein Lager mit dem neuen Ankömmling und in derselben Nacht entstand zwischen Beiden eine innige Freundschaft. Die nächste Folge davon war die gemeinschaftliche Herausgabe der „Lesefrüchte.“

Trautmann war jetzt wieder literarisch ungemein thätig und so leicht er auch produzirte, so viel Fleiß verwandte er doch auf die Ausführung. Im Winter des gleichen Jahres ward von dem Künstler-Maskenfeste der Zug Kaiser Maximilians in prachtvoller Weise ausgeführt, wozu Trautmann „Kaiser Maximilians Urstände“ dichtete. Dieser, die Zeit des letzten Ritters schildernde Cyklus fand außerordentlichen Anklang und ward auf dem Platze selbst in Tausenden von Exemplaren vergriffen. Das urkräftige Heinzenlied, das Junker Seilwitz in der Chronika des Herrn Petrus Nöckerlein vorträgt, ist dieser Dichtung entlehnt worden. Daneben versuchte sich Trautmann auch als dramatischer Schriftsteller. In den „Verstoßenen“ behandelt er einen Familienstoff aus der Mitte des 17. Jahrhunderts. In rascher Aufeinanderfolge schrieb er ein lyrisch-dramatisches Stück, betitelt: „Proteus“ — dessen erste Abtheilung „ein Gang auf den Helikon“ heißt und in lyrisch reizender Apotheose Seidelmann's Hintritt behandelt, während der zweite Theil das „Weltende“ betitelt ist und den Untergang der Dinge darstellt. Daran schloßen sich mehrere Lustspiele und Dramen, welche auf der Münchener Hofbühne und anderwärts zur Aufführung kamen, so „Cagliostro,“ „Schloß Latour,“ „Jugurtha“ u. s. w.

In Folge der literarischen Anerkennung, die Trautmann fand, fühlte er sich gekräftigt, nunmehr mit dem corpus juris gänzlich, mit der Palette aber als etwaiger Hauptaufgabe zu brechen und lediglich die schriftstellerische Laufbahn in's Auge zu fassen. Prinz Karl von Bayern suchte gerade einen Sekretär; man richtete sein Augenmerk

auf Trautmann. Allein sechs Wochen großer, in ihrer Art ungewohnter Thätigkeit verliefen, worauf eine nervöse, todesgefährliche, mehrwöchentliche Krankheit eine solche Störung verursachte, daß nach mehreren Rückfällen Trautmann die Stelle dem Prinzen zu Füßen zu legen für gut fand. Der Prinz drückte dem Dichter in einem höchst gnädigen Schreiben sein Bedauern darüber aus und gab sich der Hoffnung einer baldigen Wiederherstellung hin. Aber die geistige Thätigkeit, der sich Trautmann zu frühe hingab, hatte eine tiefe Melancholie zu Folge, der sich die fixe Idee beigesellte, daß er von Gott verlassen und von den Menschen verfolgt sei. Er flüchtete sich in die Einsamkeit des Landlebens, und die bessere Natur siegte wieder. Mächtig gekräftigt kehrte er nach München zurück. Noch trat er scheu auf, denn seine Idiosynkrasie hatte ihn noch nicht gänzlich verlassen; aber die Liebe, mit der man ihm überall begegnete, verscheuchte endlich die krankhaften Bilder. Aus so unsäglich psychischen Leiden entwickelte sich allmählig eine Seelenläuterung und ein lebendiges Bedürfniß nach Gottesnähe und Gotteseinheit, welches seine innern Schrecken überwältigte und in Segen verwandelte. Es war das eine Schule, welche Trautmann durchlaufen mußte, um jene klaren Anschauungen in die verschiedensten Seelenzustände zu gewinnen, durch deren Schilderung seine Schriften so anziehend geworden sind.

Damals hatten gerade die Herren Braun und Schneider in München die Fliegenden Blätter begründet. Alles drängte sich hinzu; die besten Maler und Schriftsteller wetteiferten als Mitarbeiter. Aber Trautmann ging unberührt daran vorüber. Er war damals mit einer größern dramatischen Arbeit und dem Plane zu einem romantischen Epos beschäftigt. Der Weg zu jenen Erzählungen aus dem deutschen Mittelalter, in welchen er sich als Meister bekunden sollte, hatte er noch nicht gefunden. Da begegnete ihm eines Tages der treffliche Maler Spitzweg und stellte an ihn die Frage, ob er nicht etwas für die Fliegenden Blätter schreiben möge? Ein ungläubiges Kopfschütteln war die Antwort. Trautmann schlenderte weiter durch den Kapellenhof der alten Residenz. Da tauchte mit einem Male in seiner Erinnerung das Bild der alten Tante Anna auf. Der Grabhügel, unter dem sie schlummerte, war schon tief eingesunken. Aber er fühlte, wie sie ihn bei der Hand ergriff und mit sich fortzog bis zum schwarzen Steine des Herzogs Christoph. Dort blieb sie stehen mit ihm. Wie damals brach sich seine Phantasie eine Bahn. So recht unmittelbar, gesund und naiv unbefangen wollte er die Geschichte von Herzog Christoph's Wurf und Sprung schreiben. Glühend von dem Entwurfe eilte er heim und begab sich an die Arbeit. Trautmann wußte selbst nicht, wie gut er geschrieben. Am gleichen Tage ward das Manuscript den Hrn. Braun und Schneider übergeben und von denselben acceptirt. Als es in den Fliegenden Blättern zum Abdruck kam, gefiel es allgemein. Aber Trautmann erkannte deutlich, daß die kleine Erzählung nur eine

Episode aus einem größern Werke sei. So erwuchs ihm die Idee zu seinem später so berühmt gewordenen Buche: „Die Abenteuer Herzog Christoph's von Bayern, genannt der Kämpfer."

Von nun an war Trautmann's ganze Thätigkeit nur einem Ziele zugewendet. Unablässig verfolgte er dasselbe in allen Erzählungen, die von ihm in den Fliegenden Blättern, dem Nürnberger Trichter, der Hauschronik, oder sonst wo erscheinen mochten. Viele dieser Erzählungen sind wieder in „der guten, alten Zeit" abgedruckt. Leider wurden zwei der schönsten Blüthen Trautmann'scher Poesie nicht darin aufgenommen: „Das Fräulein von Planta," eine Sage, wie ein wallendes Rosenblatt, duftig, wie goldner Abendschein und süß melodisch, wie der Gesang der Aeolsharfe — und dann „Maria Conflans," eine Erzählung aus Frankreichs politisch bewegter Zeit, lebendig und spannend — mit einem tiefen, sittlichen Bewußtsein geschrieben. —

Nachdem wir in Kürze über Trautmann's bisherige Thätigkeit berichtet haben, führen wir seine größern Werke in Reihenfolge auf und fügen über jedes ein Urtheil bei, wie wir es aus den achtbarsten, kritisirenden Blättern entnehmen:

Eppelein von Gailingen, 1852, Verlag bei Sauerländer in Frankfurt a/M.

Die Abenteuer des Herzog Christoph's von Bayern, genannt der Kämpfer, 1853. (2. Auflage 1856), Verlag bei Sauerländer in Frankfurt a/M.

Die gute, alte Zeit, 1855, Verlag bei Sauerländer.

Petrus Nöckerlein, 1856, Verlag bei Sauerländer.

Das Plauderstübchen, Verlag im katholischen Büchervereine zu München, 1855.

Das Münchener Stadtbüchlein, Verlag bei Fleischmann in München, 1856.

Ludwig Schwanthalers Reliquien, Verlag bei Fleischmann 1857.

Das Feld der Volksschriftstellerei wird auf manche Weise betreten; wir schildern gegenwärtig diejenige, welche Trautmann eingehalten hat. In historischer Beziehung besitzt er eine begründete Anschauung vergangener Zeit, wodurch er dem Leser mühelose Einsicht in die Vergangenheit gewährt, und zwar nicht nur in ihre äußern Erscheinungen, sondern in ihre innern Bedingungen. Indem er das Gute, wie das Böse nicht in äußern Ereignissen allein abhandelt, sondern aus der stillen Innenwelt der Einzelherzen herausschafft, versinnlicht er dem Leser weit mehr, als die Geschichtsdarstellung im gewöhnlichen Sinne: die Geschichte des menschlichen Herzens, in dessen schönen, heitern, düstern, ernsten, schelmischen oder tadelerregenden

Schattirungen. Es waltet in seinen Schriften herzliche Naivetät und ein gewisser Zauber wohlthuenden Humors; es tritt in religiöser Beziehung nach keiner Seite hin Verletzendes auf, während fromme Wärme für Sitte und Katholicität sichtbar ist. Das hat ihm die Gemüther in den verschiedenartigsten Lagen geniegt gemacht, und hat zugleich dem Leser die wirkliche oder innere Wahrheit — der Geschichte oder Sage entnommen, — und die innere Wahrheit der Herzensgeschichte vor die Augen gestellt. Dadurch ist Trautmann ein ächter Volksschriftsteller geworden.

Eppelein von Gailingen ist ein treffliches schalkhaftes Spiegelbild aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Der Held in seiner baroken Ritterlichkeit ist ein Don Quixote, aber ein sehr ernster, und ein Schalk Eulenspiegel zugleich, aber ein sehr objektiver; überdies fließen in ihm Sage und Geschichte zusammen und machen ihn zum wahren Volkshelden, obschon nicht zum Helden für das Volk. Er ist das Bild der Karrikatur des Ritterthums, wie sie in Deutschland einst wirklich gewesen und ein Schrecken und Abscheu der Zeitgenossen. Der Dichter moralisirt nicht über seine Helden; Persiflage, Selbst-Ironie und der endliche Ausgang der Geschichte versöhnen mit den Gräueln, die Eppelein ausführt. —

Herzog Christoph ist ein lebendiges Stück Mittelalter mit ergreifender Wahrheit geschildert. Abwechselnd ernst und heiter, aber immer mit tiefem, christlichem Bewußtsein. Der Reichthum an geschichtlichen Vorkommnissen, an welche sich das Sagenhafte anmuthig anreiht, wäre unübersehbar, wenn nicht alles Massenhafte bis zur gefälligen Aeußerung überwunden sein würde. Herzog Christoph selbst ist ein ächter, deutscher Held, gewaltig an Leib und Seele. Alle Menschen beseligt er um sich, während ihm selber das Glück niemals lächelt. Seine Margareth stirbt als die Frau eines Andern; die Kaiserstochter Kunigunde heirathet sein ihm feindlich gesinnter Bruder Albertus und die dritte Geliebte bürgerlicher Herkunft muß er auch einem Andern lassen. Aber dieses „Muß" — ist nicht das „Muß des Aergernisses," sondern es ist der große, eigne Wille Christoph's, ein Wille voll des erhabensten Opfermuthes und diese Entsagung macht ihn zum christlichen Helden in der tiefsten Bedeutung des Wortes und gibt ihm zugleich eine Größe, die über das Maß des gewöhnlichen Heldenthums weit hinaus geht. Was Trautmann selbst von ihm sagt: „Wenn schon er kein mächtiger Kaiser, sondern nur ein schlichter Fürst und Ritter war, ist doch sein Andenken nie vergangen, und wird auch nie vergessen werden!" — das läßt sich auf Trautmann's Opus anwenden, welches den Namen des Herzogs Christoph führt. —

Die gute alte Zeit ist ein Volksbuch, mit welchem Franz Trautmann wieder in einer andern Form auf jener neuen Bahn erscheint, welche er eben mit allen seinen Schriften beabsichtigte. Ein Wort über diese Richtung. — Wie sich im Laufe der Zeit, zunächst

durch den revolutionären Geist der Negationen, der in allen Gebieten Hand in Hand mit dem fortschreitenden Materialismus sein unheilvolles Wesen treibt, sich der Geist eines ächten Volkslebens verlor — so ist er auch aus der Volksliteratur gewichen. Insoferne nun Trautmann jenem versunkenen Schatze nachgegangen und ihn hell und leuchtend an's Licht gehoben, hat er in seinen Erzählungen eine neue Richtung angebahnt. — Das Mittelalter schloß den höchsten Reichthum des Volkslebens in sich und bleibt für Jeden ein unversiegbarer Quell geistigen Schauens und Schaffens; in ihm wirkte die religiöse Begeisterung und durchdrang alle äußern Verhältnisse des Staates, wie der Familie und des Einzelnen. Dieser Geist ist in Trautmann's Erzählungen aus der guten alten Zeit und ebenso in jene, welche das Plauderstübchen und das Münchener Stadtbüchlein enthält, übergegangen. Die Stoffe, welche sich Trautmann gewählt hat, enthalten eine Fülle des geistig Tiefen und gemüthlich Heitern; aber er weiß seinem Stoffe auch noch jenen warmen Schöpfergeist einzuhauchen, der seine Erzählungen im Auge des Aesthetikers zu wahren Kunstwerken macht. —

Petrus Nöckerlein ist der erste humoristische Roman aus dem Mittelalter und löste mit seinem Erscheinen die längst gestellte Anfrage der deutschen Literatur an ein solches Werk. Seiner Handlung nach ist er die Geschichte eines bürgerlichen Glücksritters. Aber derselbe ist rein geblieben von aller Unsitte; in verzweifelter Geldnoth thut er seine argen Schritte; aber einer verbrecherischen Absicht ist er sich nicht bewußt und nur sein unergründlicher Leichtsinn läßt ihn den Finger übersehen, den warnend und strafend das Gewissen immer wieder erhebt. Aber auch die andern Gestalten, welche in dem Buche erscheinen, widern uns nicht durch Grundverdorbenheit an. Es ist kein Schuft unter ihnen und kein vollendeter Verbrecher, vor dessen Anblick wir uns scheuen müßten. In allen ist wenigstens Eine gute Seite, an der wir uns festhalten, wenn eine dunkle That den Mann verdecken will. Auch der Seilwitz, der arge Junker, ist am Ende kein böser Gesell, selbst das bemooste Haupt aller Universitäten „der Glockenton" kann mit Behaglichkeit betrachtet werden. — Es ist ein durchaus liebenswürdiger Geist, der den Dichter beseelt; es herrscht darin ein Humor, der nicht mit Wortwitzen spielt, sondern aus der Situation und der Zeichnung hervorleuchtet. In der Behaglichkeit der Darstellung in diesem Buche erinnert Trautmann an den Anstand, welcher besonders die englischen Schriftsteller kennzeichnet.

Trautmann's neueste Schrift „Ludwig Schwanthaler's Reliquien" ist sowohl der Person des Geschilderten, als seiner Abfassung und ganzen Form wegen, nachhaltig und interessant. In Betreff der Form sucht Trautmann offenbar mit jedem neuen Produkte schon an sich ein Neues zu gestalten und so hat er auch hier in gemüthlich sicherer Angriffsnahme des zerstreuten Stoffes bewiesen, mit welcher Einfachheit sich das mannigfache innere und

äußere Leben einer bedeutenden Individualität unmittelbar zur Anschauung bringen lasse, ohne daß der Leser irgendwo mit zu viel Ballast von Briefen und dergleichen gehemmt, oder ihm diese und jene düstere Seite mehr vor die Augen gerückt wird, als unbedingt nöthig ist. —

So steht Trautmann jetzt in Mitte einer schönen Produktivität. Gefördert von der Anerkennung, die er gefunden, wird er noch viel Herrliches leisten. Seine Verdienste um die Geschichte im Allgemeinen hat die Universität München in glänzender Weise anerkannt, indem sie dem Dichter das Diplom der philosophischen Doktorwürde überreichte. Von der königlichen Familie wird er mit Auszeichnung behandelt. Wir schließen mit den Zeilen, welche eine andere Lebensgeschichte Trautmann's aufweist: „Möge er der Worte eingedenk sein, welche König Max zu ihm sprach, als er ihm sein Bild in Gold überreichte: „Denken Sie daran, so oft Sie es betrachten, daß ich ein schönes Buch von Ihnen erwarte."

Johannes Tröster,

Professor an der Oberrealschule zu Eßlingen. *)

Einer ehrbaren und begüterten Familie entstammt, wurde Johannes Tröster geboren den 11. September 1804 zu Holzelfingen, einem Dorfe auf der schwäbischen Alb, das auf luftiger Höhe dem weit bekannten schönen Schlößchen Lichtenstein gegenüber liegt, wo die klaren Wasser der Echatz aus den Bergen hervorsprudeln in das viel besuchte Pfullinger Thal hinein. Die frische Natur mit ihren mannigfachen Erscheinungen gab in Verbindung mit einem einfachen, frommer, ländlicher Sitte dienenden Familienleben dem Knaben die ersten Eindrücke des Geistes und Gemüthes, aus denen sich eine edle Wißbegierde und Lernlust frühzeitig entwickelte, die sich in dem Drange bald in bestimmterer Weise dadurch kund that, daß er sich den Lehrerberuf als das Ziel des nächsten Strebens vorhielt, und so weit es die örtlichen Verhältnisse und Lehrmittel gestatteten, für denselben vorbereitete.

Es wurden damals die Schulamtszöglinge alsbald nach der Entlassung aus der gewöhnlichen Volksschule (Konfirmation) ohne besonderen Vorbereitungs= (Präparanden=) Kursus in das Staats-Seminar aufgenommen, soferne sie nur das Ziel der gewöhnlichen Volksschulen in genügender Weise bei einer Aufnahmsprüfung nachzuweisen vermochten und hinsichtlich einiger besonderer Fertigkeiten (Musik, Zeichnen 2c.) Anlage und Befähigung an den Tag legten. Die Aufnahme war nicht ganz ohne Schwierigkeiten zu Stande ge-

---

*) Von einem Freunde verfaßt und eingesandt. D. H.

kommen; dem ernsten Willen aber gelang es, durchzudringen, und der Erfolg rechtfertigte auf's schönste den Zug des Herzens nach einer Wirksamkeit auf dem Felde der geistigen Kultur, wie die Unterstützung, welche demselben zur Verwirklichung und Förderung zu Theil geworden.

Tröster's Aufenthalt im Seminar zu Eßlingen, das 1811 gegründet sich durch das erste Decennium unter einer höchst kümmerlichen äußeren Ausstattung mühsam emporzuringen hatte — fällt in die Periode von dessen wirklicher Blüthe. Die Räume waren erweitert, die Lehrkräfte ergänzt und der belebende Genius seines Gründers B. G. Denzel eben in der rechten Frische, die das neuerwachte pädagogische Treiben und Streben in der Anstalt, welche er der inneren Einrichtung nach seine Schöpfung nennen konnte und die nun eine seiner Idee entsprechende Gestalt gewonnen hatte, ordnend und regelnd weiter führte. Der Kursus dauerte 3 Jahre von 1819 bis 1822 und wurde von Tröster mit ausgezeichnet befriedigendem Erfolg der ersten Anstellungsprüfung absolvirt.

Die Verwendung an einer ländlichen Elementarschulklasse in dem Eßlingen nahe gelegenen Dorfe Nellingen auf den Fildern folgte dem Austritt aus der Seminaranstalt. Vielleicht war diese erste Anstellung entscheidender für die spätere Entwickelung des Berufslebens, als es bei vielen Andern der Fall ist; einestheils war die Verbindung mit dem Seminar stets eine recht innige geblieben und wurde Veranlassung zu einer eben so eifrigen als glücklichen Anwendung der von Denzel aufgenommenen Grundsätze und ihrer methodischen Durchführung nach Pestalozzischer Anlage, andererseits entschied die Stellung zu dem Prinzipal, einem sehr wackeren, durch schöne Kenntnisse und Fertigkeiten ausgezeichneten Manne, Schulmeister Kies, für die Richtung, welche Tröster in der eigenen Fortbildung einschlug, indem derselbe zum Studium der mathematischen Fächer ihn ermunterte, worauf er schon während des Seminarlaufes besonderen Fleiß verwendet hatte und das er nun auch eifrig fortsetzte.

Nach $2^1/_2$ Jahren wurde ihm das Provisorat an der Musterschule in Eßlingen übertragen. Diese Anstalt steht in unmittelbarer Verbindung mit dem Seminar, indem hier vorzugsweise die Zöglinge in das Gebiet der eigentlichen Schulpraxis eingeführt werden. Der Umgang mit der damals zahlreichen Kinderschaar, 90 - 100 Mädchen vom sechsten bis zehnten Jahre, entwickelte seine ganze Lebendigkeit im Lehrgeschäft, und er eignete sich hier wohl am meisten die innige und zugleich so freundliche Hingabe an die Kinder- und Schülerwelt an, welche im späteren Wirken ihm stets ausgezeichnete Erfolge sicherte.

Von dieser Stelle, die er $1^1/_2$ Jahre bekleidete, war die Brücke ihm gebahnt, zu einer Lehrerstelle an dem Seminar selbst zu gelangen. Das war bis dahin sein Ideal gewesen. Unter Denzel's unmittelbarer Leitung war er an der Musterschule schon gestanden, doch so-

wohl die höhere Stellung an und für sich, als der noch engere Verkehr eines täglichen Mitarbeiters an der Aufgabe der Lehrerbildung selbst, hatte Reiz genug, da 1826 Gelegenheit sich darbot, die Stelle eines Lehrers am Seminar zu suchen. Die Befähigung hiezu mußte durch eine besonders veranstaltete Prüfung nachgewiesen werden, und es konnte nicht fehlen, daß für ihn ungeachtet einer starken und ehrenvollen Konkurrenz der Zweck derselben erreicht wurde. Er trat das neue Amt an im Frühjahr 1826.

Zuerst waren ihm die Fächer der Geographie, vaterländischen Geschichte, Orthographie, deutscher Sprache und Styls (letzterer in den unteren Kursen) übertragen; die bald erfolgte Vacatur der Lehrstelle für den mathematischen Unterricht bot ihm Gelegenheit zum Unterricht in diesen Lieblingsfächern, und mit gleichem Eifer behandelte er dieselben bis zum Jahre 1831.

Dieses Jahr brachte einen Entscheidungspunkt für Tröster's Zukunft durch die Gründung einer Anstalt, welche um ihrer eigenthümlichen Richtung willen hier einer Erwähnung verdient.

Der neu aufstrebende Realismus hatte sich dem Humanismus zur Seite gestellt, der mit dem Studium der altklassischen Literatur bisher das ausschließliche Recht einer sogenannten höheren oder wissenschaftlichen Bildung in Anspruch genommen, und während das reale Prinzip anderwärts mit Glück um seine Anerkennung und Berechtigung rang, lag es wenigstens in Württemberg, wo in Wahrheit die sogenannte klassische Bildung ihren Thron Jahrhunderte hindurch behauptet hatte, darob noch unentschieden im Kampfe. Gegenüber dem aufstrebenden höheren Gewerbsleben und der hervordrängenden materiellen Richtung der Zeit konnten sich aber die zumeist den humanistischen Grundsätzen dienenden lateinischen Schulanstalten des Vorwurfs der Einseitigkeit kaum mehr erwehren. Einige durch ihren wissenschaftlichen Ruf bewährte und hochgestellte Männer, Oberstudien- und Konsistorialrath Dr. v. Klaiber, Professor und jetzt Oberstudienrath v. Klumpp in Stuttgart und Professor Dr. Klaiber, Pfarrer in Stetten im Remsthal, faßten gemeinsam den Entschluß, eine Anstalt zu gründen, welche nach der Anlage des Unterrichtsprinzips die Lösung der Frage über Humanismus und Realismus auf dem Boden des Unterrichts und der Erziehung selbst darstellen und zur Vermittlung der einander entgegengestellten, nur scheinbar sich ausschließenden Prinzipien in der wirklichen Praxis einen Beitrag geben sollte.

Ein in letzterem Orte, Stetten, eben zu dieser Zeit frei gewordenes Apanagenschloß bot ausgezeichnete Räumlichkeit, und unter den ersten Lehrkräften, welche zur Ausführung des Planes gewonnen wurden, war Tröster. Er trat im Frühjahr 1831, nachdem er sich unter einer namhaften Zahl württembergischer Lehrer durch seinen Eifer um ihre Heranbildung für's Schulamt ein dankbares Andenken gesichert hatte, an der neugegründeten Anstalt ein.

Die ihm hier übertragenen Lehrfächer waren Mathematik und

Naturkunde. Nachdem in Vorstehendem der Zweck dieser Anstalt angedeutet worden ist, wird es der Versicherung nicht bedürfen, daß gerade seine Aufgabe nicht eben leicht war. Die Behandlung seiner Fächer sollte der bewährten Methode in Uebung der alten klassischen Sprachen als Bildungsstoff besonders in Konkurrenz sich stellen. Es ist nicht nöthig hier weiter einzugehen. So viel ist durch die Erfahrung bestätigt: Die Anstalt gelangte durch glückliches Zusammenwirken ausgezeichneter Kräfte rasch zu hoher Blüthe und zu großem ehrenvollen Rufe, nicht blos im engeren und weiteren Vaterlande, sondern weit über die deutschen Grenzen hinaus; die Zahl ihrer Zöglinge, die theils hochgestellten adeligen Familien, theils dem höheren Beamten- und Bürgerstande angehörten, war zeitweise über 100 gestiegen, und einer ihrer hervorragendsten Lehrer war Tröster von 1831—1840.

In Vergleichung der Mittel und Gelegenheit für seine eigene Ausbildung zum Lehrerberufe war dieser Erfolg gewiß ein ganz ungewöhnlicher. Die Mehrzahl seiner Mitlehrer waren Universitätsbürger gewesen, geachtete Philologen aus ächt klassischer Schule und von streng wissenschaftlicher Vor- und Durchbildung. Was ihm hieran ermangeln konnte und mußte, das errang er sich durch unermüdetes Streben für seine Fortbildung nicht nur in den seinem Unterricht anvertrauten Fächern, sondern durch den täglichen Verkehr mit wissenschaftlich hochgebildeten Männern*) auch in den sonstigen Disciplinen und in allem dem, was den gebildeten Lehrer kennzeichnet.

Da die Anstalt in Stetten Privatanstalt blieb und damit den Wechselfällen der Konkurrenz ausgesetzt war, so mußte die Absicht der meisten Lehrer darauf gerichtet bleiben, entweder an höheren Bildungs-Anstalten des Staates oder im Kirchendienste verwendet zu werden. Tröster fand eine Aussicht hiezu in dem in Württemberg frisch und kräftig sich entwickelnden Realschulwesen. Er hatte, da die Anforderungen hiebei auch auf Kenntniß der neuen Sprachen, besonders Französisch sich erstrecken, auch diesem Studium sich zugewendet und zur Vervollkommnung in der Konversation während eines längeren Urlaubs seine Studien in der französischen Schweiz (Genf und Neufchatel) fortgesetzt, und so ermangelte, nachdem die Befähigung für Oberrealstellen durch die normalmäßige Prüfung mit bestem Erfolg erwiesen war, nichts für die Verwendung im öffentlichen Dienste des Staates. Nach 9jähriger Wirksamkeit in Stetten wurde ihm die Stelle des ersten Reallehrers in Nürtingen übertragen.

Diese Stadt, seit lange bekannt durch ihre Schulanstalten, hatte auch lange vor anderen Städten gleicher Kategorie eine Realschule errichtet; doch war die ältere lateinische Schule durch eine Reihe aus-

---

*) Außer den schon genannten Gründern der Anstalt besonders L. Bauer, später Professor am Gymnasium in Stuttgart, Schulinspektor Heigelin daselbst, Seminarinspektor Harleß in Schwabach, Josenhans, Inspektor am Missionshause in Basel, die nachmaligen Pfarrer Heß in Seitmannsdorf bei Koburg, Schmidlin in Wangen, Eifert in Eningen, Direktor Strebel in Stuttgart, Dr. Phil. Wackernagel u. A. m.

gezeichneter Lehrer nacheinander von weit bedeutenderer Frequenz; es galt auch hier das Ringen um's Gleichgewicht, das in kurzer Zeit erreicht war nicht sowohl hinsichtlich des Besuchs der Realschule von Seiten der Schüler aus der Stadt, deren Zahl von Anfang an nicht unbedeutend gewesen ist, sondern hauptsächlich durch auswärtige Zöglinge, die er in sein Haus aufnahm und die zum Theil aus ziemlicher Entfernung her seiner speziellen Erziehung und Unterweisung anvertraut wurden. Tröster's Wirken war auch hier von reichgesegnetem Erfolge begleitet und dem zahlreichen Lehrerkreise bot er durch Lebendigkeit und Regsamkeit auch im geselligen Verkehr mancherlei Anregung und freundschaftlichen Genuß.

Die Vacatur der ersten Lehrerstelle an der Oberrealschule in Eßlingen war ihm Veranlassung, einen erweiterten Wirkungskreis zu suchen. Diese durch ihre Gewerbthätigkeit längst ausgezeichnete Stadt hat sich im Laufe der letzten Dezennien einer schönen Blüthe und eines großen Aufschwungs der Fabriken zu erfreuen. Solchen Verhältnissen entsprechend entwickelt sich auch das Schulwesen, insbesondere die Realschule. Auf diesem Boden fand Tröster auch Gelegenheit zu einer vielseitigen Thätigkeit zunächst in der Anstalt selbst, der eine gesteigerte Frequenz bevorstand, in der damit wie anderwärts eingerichteten gewerblichen Fortbildungsschule, die seiner speziellen Leitung unterstellt ist, und in dem Pensionate, das von Nürtingen aus auch hieher ihm gefolgt und derzeit nicht blos von Zöglingen des Inlands sondern auch von mehreren aus fernen Ländern, aus Frankreich, aus der Krimm und aus New-York besucht ist; dann aber auch durch die Leitung des Gewerbvereins, eines Instituts, das sich die Förderung gewerblicher und merkantilischer Interessen durch freiwilliges Zusammenwirken zur Aufgabe gestellt hat und zu dessen Vorstand er erwählt wurde.

Man ist gerne geneigt, den Werth eines Mannes, insbesondere seiner Wissenschaftlichkeit nach den Produkten zu bemessen, die er auf den großen Markt der Literatur geliefert hat und die bald von neuer methodischer Anlage gewisser Unterrichtsdisziplinen, bald von tieferer Auffassung und wissenschaftlicher Durchdringung eines Lehrstoffes Zeugniß geben sollen. Ob eine solche literarische Thätigkeit, wie sie in jetziger Zeit in fast überreichem Maße uns entgegen tritt, allenthalben mit der Berufspraxis in gleichem, überhaupt in richtigem Verhältniß steht, bleibe dahingestellt; Tröster hat darin bis jetzt nicht das Feld seines Wirkens und Strebens gesucht. Er ist der Mann der unmittelbaren Praxis; das ist er aber auch ganz, mit der vollen Hingabe der Zeit, der Kraft, der Liebe und Aufopferung, welche ein so ausgedehnter Berufskreis erfordert, und das sichert seinem Namen, wo verdiente Schulmänner der Reihe nach aufgezählt sind, einen ehrenvollen Platz.

Es bedarf indeß doch noch der Erwähnung dessen, was neben der hervorragenden Richtung auf die praktische Thätigkeit Tröster's

zur Darstellung einer Skizze seines Lebens ebensowenig fehlen darf. Die württembergische Oberschulbehörde hat seit mehreren Jahrzehnten die Einrichtung getroffen, daß zur Erhaltung des Eifers für ein wissenschaftliches Streben und ernstliche Fortbildung je nach 2 Jahren über Gegenstände des Schulunterrichts oder des Erziehungswesens Preisaufgaben gegeben werden; die eingehenden Bearbeitungen werden durch eine besondere Kommission geprüft und je nach den Leistungen prämirt. Schon im Jahre 1828 wurde eine Arbeit Tröster's „Ueber die Behandlung des Anschauungsunterrichts in der Volksschule" mit dem ersten Preise gekrönt. Sie wurde seiner Zeit in den „Jahrbüchern von d'Autel und Bahnmaier," der ersten eigentlichen pädagogischen Zeitschrift auf württembergischem Boden, zum Abdruck gebracht. Wenn diese Arbeit auch nicht als eigene Schrift auftrat, so hat sie doch zur Erläuterung der Idee Denzel's über die Behandlung dieses nach seiner Berechtigung unter den Gegenständen der Volksschule strebenden Lehrstoffes wesentlich beigetragen. — Bei der im Seminar zu Nürtingen veranstalteten Feier des hundertjährigen Geburtstages des Schulreformators Pestalozzi den 12. Januar 1846 war er unter den Rednern des festlichen Tages und schilderte mit Begeisterung den Einfluß Pestalozzi's auf die Volksbildung und besonders die Stellung Denzel's zu diesem Meister und Begründer der neuen Volksschule. Der Vortrag findet sich in den „Blättern aus Süddeutschland," einer pädagogischen Vierteljahrsschrift von Eisenlohr, Stockmaier und Bührer herausgegeben von 1837 bis 1849. Ebenso nahm er an der Gründung und an den Versammlungen des Reallehrervereines in Württemberg sehr lebhaften Antheil und trug nicht wenig durch seine Vorträge zur Lösung der Frage über die Abgrenzung und Konzentrirung des Lehrstoffes für diese Schulkategorie bei. Ein Vortrag über die Behandlung des naturhistorischen Unterrichts, der in dem „Korrespondenzblatt für das Gelehrten- und Realschulwesen" Aufnahme gefunden, verdient hier besonders namhaft gemacht zu werden. — Es mag genügen an dieser kurzen Skizze. Darum nur noch Eines, zugleich zur Beleuchtung der verschiedenen Ansichten über den Bildungsgang der Lehrer für das Realschulwesen.

Als Tröster wenige Tage seine Wirksamkeit an dem Institut zu Stetten angetreten hatte, fragte einer der Zöglinge: „Herr Tröster, wo haben Sie studirt?" Auf die bescheidene Mittheilung, daß er seine Bildung im Seminar zu Eßlingen erhalten habe, kam die weitere Frage: „Sind Sie Provisor gewesen?" — Es ist nicht nöthig, daran Reflexionen anzuschließen. Frage und Antwort wiederholten sich nicht mehr, während einer vieljährigen Berufslaufbahn.

Als im Jahre 1856 Lehrer und Zöglinge der genannten Anstalt zu einer 25jährigen Gedächtnißfeier der Gründung derselben in den leergewordenen Räumen sich zusammenfanden, gab es der Erinnerungen gar mancherlei — wehmüthige und frohe, doch der letzteren, wie

Alle rühmten, Gott Lob! mehr. Die Anstalt hatte sich zwar einige Jahre vorher aufgelöst; sie hatte ihre Mission erfüllt; Grundsätze, die sie durchzuführen bestrebt war, hatten in den vom Staate gepflegten und geleiteten Anstalten Boden gewonnen und es bedurfte weniger mehr hiezu einer eigenen mit kostspieligen Mitteln unterhaltenen Anstalt. Aber ein geistiges Band hält die alten Genossen dieser so schönen Gemeinschaft für eine große Sache, die Förderung geistiger Kultur in einer den Bedürfnissen der neuen Zeit entsprechenden Richtung, auf's engste zusammen. Das Erinnerungsfest gab Beweis davon. Tröster gehörte zu den Wenigen, welche von der ersten Entwickelung der Anstalt noch Zeugniß geben konnten. Er hätte vielleicht nicht besser dem, was sie an geistigem Gute ihm selbst geboten und wozu sie ihm gewiß in erster Linie Anregung und Mittel zur Fortbildung gewährt hatte, einen Ausdruck geben können, als daß er obige Frage eines seiner ersten Zöglinge sich und den Freunden in's Gedächtniß rief, der er jetzt als Antwort hinzufügen konnte: „er sei, wie Figura zeige, vom Provisor zum Professor geworden."

Dr. Gustav Ferdinand Thaulow,

Professor an der Universität in Kiel.

Thaulow, (Gustav Dr.), stammt aus einer alten norwegischen Familie und sein Vater wurde, während noch Dänemark Norwegen wie jetzt die Herzogthümer unter sich hatte, als auf deutscher Universität gebildet und Deutscher durch und durch in Schleswig Beamter, wo sein Sohn (Dr. Gustav Thaulow) den 6. Juli 1817 geboren wurde. Dessen Jugendzeit war, so lang sein Vater lebte, eine angenehme. Dieser starb aber schon, während der Sohn noch auf Schulen war, und dies zwang ihn, durch Unterricht sein Brod zu verdienen. So hatte er fortwährend unterrichtet und erzogen, studirte aber dabei Theologie und Philosophie, ohne daran zu denken, daß er das würde, was er wirklich geworden ist. Es empörte ihn einerseits der Anblick, mit welchem Leichtsinn Lehrer Lehrer wurden und andrerseits beunruhigte ihn der Zustand der Philosophie, die seiner Meinung nach in das Leben eingreifen müsse. Da faßte er 1842 den Entschluß, sich als Docent der Philosophie und Pädagogik an der Universität zu Kiel zu habilitiren und schrieb dafür die Abhandlung „de paedagogica in veram disciplinare farenam redigenda." — In den Jahren 1844 und 1845 machte Thaulow eine große wissenschaftliche Reise nach Norwegen, Schweden, Deutschland, Holland, Belgien, Frankreich, Spanien, Italien. An der Universität hörte er über Geschichte der Philosophie, Philologie und Geschichte, Logik,

Psychologie und Anthropologie, Ethik, Rechtsphilosophie, Einleitung in die Philosophie, Pädagogik und Didaktik, Geschichte der Erziehung, Gymnasialpädagogik, Kunstgeschichte. An den Examenübungen für die Schulamtskandidaten nahm Thaulow von 1850—1857 thätigen Antheil. Im Jahre 1846 wurde er außerordentlicher, im Jahre 1854 ordentlicher Professor der Philosophie und Pädagogik und Direktor des pädagogischen Seminars, das er 1843 privatim gegründet. 1848 strebte Thaulow eine Verbindung der verschiedenen Lehrergattungen an, brachte eine allgemeine Lehrerversammlung zu Kiel am 2. Oktober 1848 zu Stande, wo er präsidirte. Auch gründete Thaulow eine pädagogische Zeitschrift für die Herzogthümer Schleswig, die er drei Jahre redigirte und die noch mit dem Namen „Schulzeitung für die Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg" existirt. An der Kommission für Entwerfung einer allgemeinen Schulordnung 1848 und 1849 nahm er ebenfalls regen Antheil. Desgleichen wurde die philosophische Fakultät zu Kiel 1855 beauftragt, Vorlage zu machen für ein Regulativ zu einem Schulamtsexamen, woran er sich in hohem Grade betheiligte.

Die Themate, welche in dem pädagogischen Seminare behandelt worden sind, erschienen seit einigen Jahren in der Universitätschronik der Kieler Universität.

Die Verdienste, die sich dieser Gelehrte auf dem pädagogischen Gebiete schon durch andere Schriften erworben hat, erhöhete er noch durch die Herausgabe der Lehren Hegels über Pädagogik in dem Werke: Hegel's Ansichten über Erziehung und Unterricht. Kiel ꝛc. Ein Theil dieser Lehren bezieht sich auf die allgemeine Grundlegung der Pädagogik, d. h. auf den Begriff der Erziehung, die Bedeutung der Erziehung, die allgemeinsten Fragen, welche zunächst bei der Erziehung und der Erziehungslehre in Betracht kommen.

Schriften:

1) Ueber die Idee der Universitäten. 1839. 2) Einleitung in die Philosophie der Pädagogik. 1845. 3) Ueber die Nothwendigkeit und Bedeutung pädagogischer Seminare auf Universitäten. 1845. 4) Die Schule der Zukunft. 1846. 5) Pestalozzi-Rede. 1846. 6) Plan einer National-Erziehung. 1848. 7) Eigener Plan einer Nationalerziehung. 1848. 8) Universitäts- und Schulzeitung. 1849—1852. 9) Verhandlungen der ersten allgemeinen schleswig-holstein'schen Lehrer-Versammlung zu Kiel. 1848. 10) Wie man in Frankreich mit der deutschen Philosophie umgeht. Ein Sendschreiben an Bachilems Saint-Hilaire. 1852. 11) Das Kieler Kunst-Museum. Zugleich eine Einleitung in das Studium der Kunst. 1853. 12) Hegel's Ansichten über Erziehung und Unterricht in 4 Bänden. 1853—1854. 13) Die Gymnasialpädagogik im Grundrisse. 1857.

Im Jahr 1857 erschien weiter eine Einleitung in die Philosophie und Encyclopädie der philosophischen Wissenschaft ebenfalls im Grundrisse zum Behuf seiner Vorlesungen über die Gymnasialpädagogik.

Dr. Johann Emanuel Veith.

Veith, Johann Emanuel, einer der ausgezeichnetsten katholischen Schriftsteller unseres Jahrhunderts, geboren 1788 zu Kuttenplan in Böhmen von jüdischen Eltern, studirte zu Prag und Wien Heil- und Thierarzneikunde, wurde 1816 Professor, 1819 aber Direktor der berühmten Veterinärschule zu Wien und galt als einer der tüchtigsten Lehrer und Schriftsteller seines Faches (Handbuch der Veterinärkunde, Wien 1817, 4. Aufl. 1840; Handbuch der gerichtlichen Thierarzneikunde, ebendas. 1826, 2. Aufl. 1836). Bereits noch als Student hatte Veith die christkatholische Taufe empfangen, 1818 aber wurde er Liguorianer, 1821 Priester und vertauschte so seine einträgliche Stellung mit der eines Seelsorgers zu Mautern und Frohnleiten in Steyermark, dann eines Predigers in Wien, wobei er Gelegenheit in Hülle und Fülle fand, auch als Arzt des Leibes zu wirken. Er trat in den Weltpriesterstand über, wurde 1830 Cooperator in der Stadtpfarrei zu den 9 Engelschören am Hofe, 1832 aber Domprediger. 1845 mußte er sich wegen Kränklichkeit pensioniren lassen, 1847 ernannte ihn Kardinal Fürst Schwarzenberg zum Domherrn, 1848 die Prager Universität zum Doktor der Theologie; Veith tritt als Fastenprediger abwechselnd zu Wien und Prag auf. Ein origineller, reichgebildeter, tiefsinniger Geist, steht Veith als Kanzelredner und asketischer Schriftsteller in vorderster Reihe; was von den Schriften Alban Stolzen's gilt, muß bei aller sonstigen Verschiedenheit auch von denen Veith's gesagt werden, „selbst die in das Gewand der Unterhaltung sich hüllenden haben religiöse Zwecke; indem sie Herz und Verstand regen und ergötzen; dem Fühlenden wie dem Denkenden ein buntes Allerlei bieten, will ihr Verfasser mittelst Ernst, Humor und Witz, kurz durch Alles einem die Religion lieb machen und uns im Glauben befestigen. Ein genaues Verzeichniß der Schriften Veith's findet man in M. Brühl's „Geschichte der Katholischen Literatur Deutschland's vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart" (Leipzig 1854) S. 410 ff.; es sind Erzählungen, Predigten (darunter eine politische Passionsschrift für den ermordeten Kriegsminister Latour, Wien 1849), asketische Schriften, deren Lieblingsthema die Passionsgeschichte ist; außerordentliche Verbreitung gewannen das „Vaterunser" (1831, 1852), sowie die „heiligen Berge" (1833, 1840 u. s. f.)

Johann Ludwig Völter,

Pfarrer in Zuffenhausen.

Völter, Johann Ludwig, Sohn eines Mannes, der mehr als 40 Jahre im Schulamt an einer und derselben Gemeinde stand und dessen Haus lange Zeit Mittelpunkt der Thätigkeit für innere und

äußere Mission in weiterer Umgebung war, des im Jahre 1850 im 78. Lebensjahre gestorbenen Mädchenschulmeisters Chr. Erhard Mich. Völter zu Metzingen, O.=A. Urach im Königreich Württemberg *) und der Justine Katharine, geb. Barner. Als das neunte unter 20 Geschwistern, von denen noch 14 am Leben sind, geboren zu Metzingen den 16. Februar 1809. Neben einem nicht eben bedeutenden Vermögen hatte der Vater eine geringe Schulmeistersbesoldung, von der er dem Provisor Kost und Wohnung und 20 fl. baar Geld verabreichen mußte, während er nicht einmal eine Amtswohnung hatte oder eine Entschädigung dafür erhielt; dennoch ließ er von 8 Söhnen 5 in Tübingen studiren. Ludwig entschied sich für das Studium der Theologie, und durchlief die in Württemberg gewöhnliche Laufbahn der Theologie Studirenden: trat aus der lateinischen Schule in Blaubeuren im Herbst 1822 in das niedere theologische Seminar in Urach ein und bezog im Herbst 1826 die Universität Tübingen, wo er bis 1830 verweilte. Im Herbst dieses Jahres betrat er die praktische Laufbahn zuerst als Pfarrvikar in Dürrwang=Mühlacker, wo er 3 Jahre lang neben der Arbeit im Predigt- und Seelsorgeramt auch Kinder in Latein und Musik zu unterrichten hatte. Noch mehr wurde er in die pädagogische Praxis eingeführt, als er im Herbst 1833 von dem damaligen Stadtpfarrer Heim in Winnenden (starb als Dekan in Tuttlingen) an die von ihm daselbst gegründeten Anstalten (Schullehrerseminar, Taubstummenanstalt und Kinderrettungsanstalt) berufen wurde. Er hatte hier theils die unmittelbare Inspektion über diese Anstalten zu führen, theils Unterricht am Schullehrerseminar und an der Taubstummenanstalt zu ertheilen. Im Jahre 1835 wurde ihm die Stelle eines Pfarrverwesers in Winnenden übertragen, die er bis 1839 bekleidete. 1839 wurde er nach Lichtenstern O.=A. Weinberg als Anstalts=Inspektor berufen. Neben der bereits hier bestehenden Kinderrettungsanstalt gründete er eine zweite, sowie eine Bildungsanstalt für freiwillige Armenschullehrer und stand diesen Anstalten 11 Jahre, bis zum Jahre 1850, vor. Seit September 1850 ist er Pfarrer in Zuffenhausen O.=A. Ludwigsburg. — Seit 1842 Herausgeber des Süddeutschen Schulboten. —

Schriften:

1) Geographische Beschreibung von Württemberg, hinsichtlich der Gestalt seiner Oberfläche, seiner Erzeugnisse und Bewohner. Als Grundlage des ersten geographischen Unterrichts sowie zur Selbstbelehrung. Stuttgart 1836.
2) Württemberg. Das Land und seine Geschichte. Ein Lese= und Lehrbuch für Volk und Jugend. 2. verb. und verm. Ausgabe. Stuttgart 1847.
3) Der Unterricht in der Erdkunde. Andeutungen zur organischen Gestaltung desselben auf christlich wissenschaftlichen Standpunkt. Reutlingen 1839.

---

*) Dessen Lebenslauf siehe „Süddeutscher Schulbote 1850.“ S. 122 ff.

4) Geschichte und Statistik der Rettungsanstalten für arme verwahrloste Kinder in Württemberg. Mit Erörterungen und Vorschlägen. Ein Beitrag zur Lösung der Frage des Pauperismus. Stuttgart 1845.
5) Beiträge zu einer christlichen Pädagogik. Heilbronn 1846.
6) Beiträge zur christlichen Pädagogik und Didaktik. Stuttgart 1852.
7) Die kirchlichen Fragen der Gegenwart. Heilbronn 1847.
8) Das Heilige Land und das Land der israelitischen Wanderung. Für Bibelfreunde geschildert. Mit einer Karte von Palästina und vom Peträischen Arabien. Stuttgart 1855.
9) Einige Broschüren.

Außerdem lieferte Völter Aufsätze im „Christenboten," in den „Weihnachtsblüthen," in „Heim's und Hoffmann's großen Propheten," in „Schmid's Pädagogischer Encyklopädie."

Karl Christoph Vogel,

Doktor der Philosophie und Direktor der allgemeinen Bürgerschule in der städtischen Realschule zu Leipzig.

Vogel, Karl Christoph, wurde 1795 in Stadtilm im Schwarzburg-Rudolstädtischen geboren, wo sein Vater, der 1840 als russischer Staatsrath und Professor der Medizin an der Universität Kasan starb — als praktischer Arzt lebte. Seinen ersten Unterricht erhielt er auf dem Lyceum zu Arnstadt, wohin seine Eltern übersiedelten, studierte darauf von 1812—1815 zu Jena Theologie und Philologie, und übernahm dann die Stelle eines ersten Lehrers an der erst in Tharand, seit 1816 aber in Wackerbartsruh bei Dresden blühenden Lang'schen Erziehungsanstalt. Im Jahre 1820 machte er eine große wissenschaftliche Reise durch England und Frankreich, kehrte in seine frühern Verhältnisse zurück, übernahm die Mitdirektion und nach dem Tode Lang's die alleinige Leitung der Anstalt, jedoch nur bis zum Jahre 1823, wo er dieselbe auflösete, in Penässe die Prüfung für das höhere Schulamt bestand und bald darauf gleichzeitig zum Direktor der Bürgerschule in Torgau und der höheren Stadtschule zu Crefeld berufen wurde. Er zog den Ruf nach Crefeld vor, organisirte die dortige Schule als vollständige Realschule — die erste in den Rheinprovinzen und verlebte in diesem seinem Amte acht sehr glückliche Jahre. Im Jahre 1832 erhielt er den Ruf, an Gedike's Stelle die Leitung, resp. Reorganisation der allgemeinen Bürgerschule zu Leipzig zu übernehmen. Diese große Aufgabe hat er mit der thatkräftigen, liberalen Beihülfe der städtischen Behörden glücklich gelöst, zunächst durch zeitgemäße Umgestaltung der eigentlichen Bürgerschule, die Herstellung einer städtischen Realschule (1834) und die Gründung einer zweiten Bürgerschule (1849). Im Jahre 1846 gab er in Verbindung mit einigen Berufsgenossen den Impuls zur Gründung eines

Rettungshauses für Verwahrlosete, welches unter dem Namen „Pestalozzi-Stiftung“ 1853 in's Leben trat und fortwährend segensreich wirkt. Am 7. Oktober 1858 feierte er das 25jährige Jubiläum seiner hiesigen Wirksamkeit, bei welcher Gelegenheit ihn der König von Sachsen durch Verleihung des Albrechtordens, die Stadt aber durch Ernennung zum Ehrenbürger auszeichnete. Schon vorher hat er vom Kaiser von Oesterreich, in Anerkennung seiner Bemühungen auf dem Felde der geographischen Wissenschaften, die große goldene Medaille erhalten. — Vogels Thätigkeit ist vorzugsweise auf das Praktische gerichtet. Seine Schule ist seine Welt, die möglichst enge Verbindung derselben mit dem Elternhause seine Hauptaufgabe, die er namentlich durch Herstellung eines besonderen Organes „Mittheilungen der allgemeinen Bürgerschule zu Leipzig an das Elternhaus ihrer Zöglinge,“ von welcher nach Bedürfniß jährlich 6—10 Nummern erscheinen und die bereits im 16. Jahre ihren gesegneten Fortgang haben, indem sie das Haus in genauester Kenntniß von allen wichtigen Erfahrungen und Erlebnissen der Schule setzen und von den in ihr zur Geltung zu bringenden Grundsätzen und Ansichten in einfachster Weise unterrichten. — Seine literarische Thätigkeit war stets durch seine amtliche Wirksamkeit bedingt und veranlaßt. Es erschien von ihm: „Lesebuch für Schule und Haus“ (13. Auflage), „Neues englisches Lesebuch“ (2. Aufl.), „die Bürgerschule zu Leipzig. Ein Bild nach dem Leben,“ „des Kindes erstes Schulbuch“ (7. Aufl.), „Neuer Schulatlas mit Randzeichnungen“ (8. Aufl.), „Handbuch zur Belebung geographischer Wissenschaft rc. rc., 3 Theile,“ Naturbilder (3. Aufl.), Geschichtsbilder (2. Aufl.) und Landschaftsbilder (3. Aufl.), „Netzatlas auf Wachspapier“ (4. Aufl.), „Wandkarten und Wandnetze auf Wachstuch“ und eine große Anzahl kleinerer Schriften, Programme und Aufsätze in Zeitschriften. Seit 1852 gibt er mit Fr. Körner „Die höhere Bürgerschule. Organ zur ausschließlichen Besprechung der Real-, höheren Bürger- und Töchterschulen rc. rc.“ heraus (Leipzig bei Bähnsch), nachdem er sich vorher mehrere Jahre an der Redaktion der „Allgemeinen Schulzeitung“ in Darmstadt betheiligt hatte. Seine Vorliebe für die geographischen Wissenschaften hat sich auf seinen dritten Sohn Eduard, den allbekannten kühnen afrikanischen Reisenden vererbt, dem Gott eine glückliche Rückkehr verleihen möge, dem alternden Vater zum Trost und zur Freude. Seine älteste Tochter Elise hat sich als Schriftstellerin, auch für die Jugend, einen guten Namen erworben.

Friedrich Wilhelm Ferdinand Vogel,

Organist der Neuen Kirche und Lehrer der Schule für Komposition und Orgelspiel in Bergen.

Vogel, Friedrich Wilhelm Ferdinand, einer der gediegensten Orgelspieler unserer Zeit, geboren den 9. September 1807 zu Havelberg in der Mark Brandenburg, woselbst sein Vater Conrector der Stadtschule und Organist war. Den ersten musikalischen Unterricht erhielt er im Violinspiele bei dem dortigen Domkantor. Wenn gleich er auf diesem Instrumente nie etwas Besonderes leistete, so war jener Unterricht doch von wesentlichem Vortheil für ihn. Insbesondere gab ihm das Violinspiel Gelegenheit, an der Ausführung Haydn'scher Sinphonien Theil zu nehmen, die in den dortigen Winterkonzerten, wenn gleich mit geringen Mitteln, doch wacker ausgeführt wurden. Ein halbes Jahr nach dem Beginn des Violinunterrichts sollte auch das Klavierspiel begonnen werden. Welche Umstände zufällig zusammenwirken mochten, kurz die erste Klavierstunde schien ihm nicht interessant genug. Er bezeigte einen so entschiedenen Widerwillen gegen die Sache, daß der Klavierunterricht noch auf bessere Zeiten aufgeschoben wurde. Inzwischen wirkten jene Haydn'schen Tongebilde durch ihre Anmuth immer mächtiger auf das kindliche Gemüth und erzeugten immer mehr die Neigung zu einem selbstständigen Wirken. Von den Instrumenten, auf denen man sich frei bewegen kann, zog ihn endlich keines mehr an als die Orgel. Er war neun Jahre alt, als er einst auf einem Spaziergange mit seinem Vater den Entschluß faßte, Orgel spielen zu wollen, und am nächsten Sonntage schon spielte er einen Choral zur Beichte, den er ganz für sich einstudirt hatte. Er setzte die Uebungen fort, und lernte fast wöchentlich zwei bis drei Choräle auswendig. So spielte er ein ganzes halbes Jahr zum Gottesdienste, ohne irgend eine Unterweisung im Klavier- oder Orgelspiele gehabt zu haben. Erst nach dieser Zeit genoß er den Unterricht des Domorganisten in Havelberg, der in einem großen Kreise für den besten Organisten galt. Dieser Unterricht war blos praktisch. Komponiren mußte Vogel, was er wollte und wie er wollte. Von seinem zehnten bis vierzehnten Jahre versah er vollständig den Organistendienst seines Vaters. In seinem 15. Jahre bezog er das Gymnasium zu Stendal in der Altmark, indem seine Eltern, nach seiner eigenen Neigung, ihn zuerst für die Theologie bestimmt hatten. Da jedoch in jener Stadt sich weniger Gelegenheit darbot zur musikalischen Ausbildung, indem auch nur selten größere Tonwerke ausgeführt werden konnten, so vertauschte er nach zwei Jahren dieses Gymnasium mit dem Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin. Nur ungern verließ er jene Schule, wo er der Zuneigung seiner Lehrer sich in hohem Grade erfreute. Sein sehnlicher Wunsch, in Bezug auf seine musikalische Ausbildung ernstlichere Schritte zu thun, als es bis jetzt bei dem wissenschaft-

lichen Studium der Fall sein konnte, realisirte sich sehr schnell. Schon am dritten Tage nach seiner Ankunft in Berlin hatte er das Glück, Heinrich Birnbach in einer Gesellschaft im Lokale einer der Logen kennen zu lernen. Von mehreren Freunden aufgefordert, spielte er auf dem Flügel eine freie Phantasie. Sie ward von der Gesellschaft mit einem freundlichen Applaus aufgenommen. Noch freundlicher aber waren die Worte Birnbach's, der hinter ihm stand: „Ich sehe, was Ihnen fehlt, wenn Sie's auch wissen wollen, so besuchen Sie mich." Vogel genoß von jetzt an fünf Jahre den Unterricht dieses Mannes, der in allen Theilen der Komposition seine Schüler selbstständig leitet, so daß einem Jeden nach Maßgabe seiner Naturanlage jeder Weg offen steht. Nachdem verließ er in seinem 19. Jahre das Gymnasium um, einem innern Drange folgend, sich gänzlich der Musik zu widmen. Jetzt blieb ihm Raum, den Kompositionen jeglicher Tongattung, so wie dem praktischen Orgelspiele seine erhöhete Thätigkeit zu widmen. So wie in der Komposition er Birnbach's Grundsätzen und dessen Leitung die Richtung verdankte, auf der er sich in Tonwerken bewegt, so folgte er im praktischen Orgelspiele seiner eigenen Ansicht und Methode. In seinem 24. Jahre begann er eine Kunstreise durch Deutschland, Holland und die Schweiz. In den fünf Jahren dieser Reise verweilte er den Winter über gewöhnlich in Berlin. Wenn seine Konzerte überall sich des Anklangs freier Gemüther erfreueten, und z. B. in Hamburg, Frankfurt, der Schweiz und Amsterdam zu den besuchtesten überhaupt gehörten, so hat er dies zum Theil dem freien, selbstständigen Unterricht Birnbach's zu verdanken, der in seiner Lehrmethode seine Schüler vor Einseitigkeit bestmöglichst bewahrt, sowie dem Umstande, daß er frühzeitig eine große Neigung hegte, wie im Dramatischen, sich in die Charaktere Anderer hineinzudenken, wo man sich gewöhnt, seine eigene Subjectivität der Mannigfaltigkeit der Sache so weit unterzuordnen, als die Subjectivität selbst dadurch nicht verloren geht. Deshalb arbeitete er fortwährend auch in jeder Gattung von Komposition mit ziemlich gleichem Erfolge, in dem Heitern und Komischen, wie in dem Ernsten und Tragischen.

So weit reichen die in „Schilling's Universal-Lexikon der Tonkunst" niedergelegten Data.

Auf seiner Concertwanderschaft*) machte Vogel eine dreijährige Station in Hamburg 1838—1841, woselbst er einige Gesangvereine leitete und Unterricht in der Komposition ertheilte. Vom Mai 1841 bereiste Vogel Dänemark, er ging nach seinem Concert in Kopenhagen nach Lund in Schweden. Den Winter über verweilte er in Deutschland. Mit dem Frühjahr 1842 bereiste er Schweden bis Gefle hinauf und kehrte zum Winter nach Kopenhagen zurück. Von

*) Durch freundliche Mittheilung des verehrten Biographen erhalten. D. H.

jetzt an verweilte Vogel jedes Jahr 7 Monate in Kopenhagen als Privat-Lehrer der Komposition und Dirigent mehrerer Gesangvereine. Fünf Monate des Jahres benutzte er zu seinen Reisen. Im Jahre 1845 wurde ihm das Organistenamt der deutschen und französischen reformirten Gemeinde übertragen mit der Vergünstigung in jedem Jahre fünf Monate seiner Concertreise widmen zu dürfen. Vogel machte von hier aus mehrere größere Reisen durch Norwegen und Schweden, bereiste Deutschland und zum dritten Male Holland, und hatte sich auf allen genannten Reisen eines soliden pecuniären Erfolges zu erfreuen. Im Jahre 1852 errichtete die Königl. Norwegische Regierung, zum Theil durch seine Bemerkungen dazu angeregt, zur Ausbildung tüchtiger Organisten eine Schule für Komposition und Orgelspiel, und übertrug ihm das Lehramt derselben, da es sich günstig traf, daß gerade zu jener Zeit das Organistenamt der Neuen-Kirche in Bergen erlediget war, indem durch die Vereinigung beider Aemter das nöthige Einkommen bewerkstelligt werden konnte. Mit großer Freundlichkeit kam die Stiftsdirektion in Bergen, welche das Organistenamt zu besetzen hatte, dem Vorhaben der Regierung entgegen, indem auch sie die von ihm beantragte, und von der Regierung genehmigte, Reisevergünstigung von vier Monaten jedes Jahres ihm zugestand. Wenn gleich Christiania als die Hauptstadt ein geeigneterer Platz für die Organistenschule in vieler Beziehung wäre, — (bis jetzt gab kein lediger Organistenposten daselbst die Gelegenheit zur Uebersiedelung) — so erfreut sich die Schule dennoch in Bergen eines gedeihlichen Bestehens.

Von Vogel's Kompositionen ist bis jetzt nur erschienen: 1) 6 Lieder für 1 Singstimme mit Pianofortebegleitung; 2) 2 vierstimmige Gesänge für großen Männerchor (Hymne; „Tausend Sternenheere loben" 2c. 2c. — ausgeführt auf dem Gesangsfest in den Rüdersdorfer Kalkbergen 1857, und „Bardengesang"), Berlin bei Challier u. Comp.; 3) 3 Gesänge für Sopran, Alt, Tenor und Baß, ebendaselbst; 4) 3 Geschwindmärsche für Pianoforte, ebendaselbst. In einiger Zeit wird bei Körner in Erfurt erscheinen: Concertino (C-dur) für die Orgel mit Posaunen-Begleitung. — Im Manuscripte; für Orchester: 2 Symphonien, Es-dur und C-moll (letztere aufgeführt zu Berlin in den Liebigschen Symphonienkonzerten) und mehrere Ouverturen, Märsche für Militärmusik, 2 Violinquartette, Andantes für Blechinstrumente, Orgeltonstücke (Fugen, Präludien 2c. 2c.), Kanons nach den verschiedenen Gattungen, „die Entführung," komische Oper in 2 Akten, Gesänge für 1 Singstimme mit Pianofortebegleitung, Gesänge für Männerstimmen, Chöre für Sopran, Alt, Tenor und Baß (Motetten 2c. 2c.). — Außerdem im Manuscripte einige kleinere dramatische Arbeiten („Künstler und Kaufmann," Drama in 1 Akt 2c.) Gedruckt erschien in der „Norddeutschen Jugendzeitung 1854": „Die Puppe," Drama in 1 Akt, (bei der Preisbewerbung belobt.) Einige Aufsätze erschienen in Zeitschriften („Die Sprache in Bezug auf ihre

Anwendung im Gesange, mit besonderer Berücksichtigung der deutschen und dänischen Sprache." „Intelligenz," Kopenhagen 1847.)*)

Die obengenannte Oper: „Die Entführung" legte Vogel einer deutschen Hofbühne vor. Sie wurde wegen des Textes abgelehnt. (Vogel kann unbefangen nur beistimmen. Der Text war ursprünglich für einen Akt bestimmt. Für einen Akt zu viel und für zwei Akte zu wenig würde sie bei andern Bühnen wahrscheinlich dasselbe Schicksal erfahren, zumal die Textanforderung heutiges Tages eine gesteigerte ist gegen früher.)

Dr. Johann Jakob Vogt.

Dieser überall, wo es sich um gründliche Besserung der Volkszustände handelt, unermüdet thätige Mann ward geboren im Jahre 1816 zu Diesbach bei Thun im schweizerischen Kantone Bern. Er ist das fünfte Kind einer armen, zahlreichen Handwerkerfamilie. Sein Vater, ein stiller, fleißiger Mann, arbeitete weitaus die meiste Zeit außer dem Hause auf seiner Profession, in Folge dessen die Erziehung der Kinder zumeist der Mutter oblag, einer sehr thätigen und ordnungsliebenden Frau voll inniger Frömmigkeit und großer Glaubenskraft. Im Jahre 1824 starb der Vater und die Mutter stand nun allein da mit sieben unerzogenen Kindern. Sie übernahm eine große Aufgabe und kämpfte einen schweren Kampf; doch das lebendige Gottvertrauen, dem in allen Lagen des Lebens sie treu blieb, erleichterte die Last ihrer Sorgen, und klärte den Blick in die Zukunft. Es muß den Kindern unvergeßlich bleiben und mächtig bestimmend auf ihr junges Leben, wenn eine Mutter, umknieet von 7 Kleinen, in lebendiger Glaubensfülle um Beistand und Segen zu Gott fleht, und dann daneben von früh bis spät mit heiterer Rührigkeit das Möglichste thut zur treuen Uebung ihrer Mutterpflichten. „Bete und arbeite!" war ihr Wahlspruch, und dieser verpflanzte sich tief in das Gemüth auch unseres Johann Jakob. Er genoß die sehr mittelmäßige Dorfschule seines Vaterortes, verweilte dann bis nach erfolgter Admission zum heil. Abendmahl in einer Privatarmenerziehungs-Anstalt bei Bern, und mußte nun, gleich seinen Brüdern, auch ein Handwerk lernen. Wir sagen, er mußte; denn Neigung und ein frühentwickelter selbstdenkender Geist zogen ihn mächtig zum Lehrfach hin. Er wollte vorab „Schulmeister" werden, und es läßt sich die Stärke seines Triebes bemessen, wenn man weiß, daß er nicht zurückschreckte, als ein kaum 17jähriger, aller Mittel entblößter Jüngling direkt vom Handwerk weg und ohne eigentliche Lehrerbildung, einer gemischten

*) Die Zeitschrift „Intelligenz, Kopenhagen" begann 1847 und endete im Kriegsjahr 1848.

Schule mit mehr als 150 Kindern in engem, dumpfem Lokale vorzustehen. „Greif's an mit Gott," rieth ihm die gute Mutter. Und der Sohn that's mit Gott, überwand die Schwierigkeiten und strebte fortan mit eisernem Fleiß nach Bildung und praktischer Tüchtigkeit. Zyro (Professor der Theologie in Bern) und Fröbel (Erzieher in Burgdorf) gaben vornehmlich seinem Streben Richtung und Halt. Letzterer öffnete ihm die Tiefen einer naturrichtigen Pädagogik, während Ersterer ihn impulsirte zu höherer philosophischer Lebenserfassung. Seinem Studiengang nach ein Autodidakt und in all' seinem Ringen und Kämpfen nächst Gott auf sich selber gewiesen, mußte ihm persönliche Selbstständigkeit in Urtheil und Handlung, für sich und Andere zum Prinzip und Strebeziel des Daseins erwachsen. Die gesammte menschliche Lebensbewegung hat denn auch in seinen Augen nur so weit Werth, als sie beiträgt, die Wohlfahrt der Individuen, resp. der Gesammtheit auf Grund lebendiger Gotterkenntniß zu fördern. Die persönliche Selbstständigkeit zerlegt er in Selbstachtung, Selbsterhaltung und Selbstbestimmung; diese im Sinne und Geiste des Christenthums innert den Schranken gegebener Möglichkeiten harmonisch zur freudigen Uebung zu bringen, bezeichnet er als Aufgabe der erzieherischen Thätigkeit, sowohl bei der Jugend als gegenüber vorhandenen socialen Gebrechen. Die Stärkung des Mittelstandes durch planmäßige Hereinziehung der gesellschaftlichen Extreme ist folgerichtig das Ziel seiner pädagogisch-politischen Bestrebungen! Zur Verwirklichung dieser Grundgedanken suchte Vogt in privater und amtlicher Stellung stetsfort thätig zu sein; namentlich richtete sich seine Wirksamkeit auf die Hebung der Volksschule und die Lösung der Armenfrage. In beiden Richtungen darf er sich das Zeugniß geben, bis jetzt nicht Unbedeutendes geleistet zu haben, und zwar sowohl durch persönliches Wirken, als auf dem Wege schriftstellerischer Thätigkeit. Als Lehrer machte er in rascher Folge alle Stufen des Schulamtes praktisch durch, stand fünf Jahre dem Knabenwaisenhause der Stadt Thun als Erzieher vor, leitete mittlerweile im Auftrage der obersten Erziehungsbehörde einen Lehrerbildungskurs und bekleidete zudem bis 1850 das Amt eines Schul-Kommissärs (Inspektor). Zu Ende des Jahres 1849 übertrug die Berner Kantons-Regierung an Vogt die Einrichtung und Leitung der neuerrichteten Zwangsarbeitsanstalt zu Thorberg, welcher Aufgabe er auch mit ungetheilter Kraft sich hingab. Er mußte jedoch in Folge des eingetretenen Regierungswechsels schon auf 1851 diese Stellung wieder verlassen und zog sich von da an — nicht gemacht, ein Spielball politischer Launen zu sein — in's Privatleben zurück, um seiner Lieblingsneigung, der schriftstellerischen Thätigkeit, zu leben. Vor diesem Zeitpunkt waren bereits von ihm in Druck gegeben: a) Gedanken und Ansichten über das Berner Schulwesen (Bern 1846), b) Die Politik, zur Begründung, Einordnung und Bearbeitung derselben als Gegenstand der Volksbildung (Bern 1847), c) Die Hebung

des Handwerkerstandes. Eine von der gemeinnützigen Gesellschaft des Kantons Bern mit dem ersten Preise gekrönte Preisschrift (Bern 1850), d) Bericht über einen, im Auftrag der hiesigen Regierung gemachten Besuch der Strafhäuser, Arbeits- und Armenanstalten Süd-Deutschlands (Neue schweizerische Vierteljahrsschrift I. Band I. Heft, Bern 1850). Die erste Frucht seiner nunmehrigen Muße war sein Buch über das Armenwesen und die diesfälligen Staatsanstalten (2 Bände, Bern 1853 und 1854); eine Arbeit, die, nach einstimmigem Urtheil der öffentlichen Kritik, mit seltener Schärfe und Sachkenntniß die „Armennoth" zeichnet, und Vorschläge zur gründlichen Hebung derselben in einer Vollständigkeit und Begründung bringt, wie sie zur Zeit kein anderes Werk bietet. Im Jahre 1854 unternahm Vogt die Gründung und Herausgabe des „Schweizerischen Volksschulblattes," dessen Tendenz vornehmlich dahin geht, die Volksschule von leerer Ueberschwenglichkeit zu entkleiden und ihrer natürlichen Stellung, als Hülfsanstalt der christlichen Familienerziehung, zurückzugeben. Dabei vindizirt er dem Lehrer eine ökonomisch gesicherte Lage nach den Anforderungen eines geregelten Haushalts aus dem Mittelstande. Seine Pädagogik, denn es läßt sich denken, daß Vogt auch da seine eigenen Wege geht, kann hier nur in groben Zügen skizzirt werden. Durch Studium und Erfahrung von der Unzulänglichkeit der Vernunftkraft zur Erzielung des wahrhaften Menschenglücks überzeugt, legt er, wie seiner Weltanschauung überhaupt, so speziell auch dem erziehenden Wirken die Idee Gottes zu Grunde. „Gott verklärt sich im All und die Welt verherrlichet Gott:" das ist das Centrum, zu dem Alles, was in die Sphäre des Glaubens, Wissens und Könnens fällt, tendiren soll; das die Emanationsquelle der ewigen Weisheit und Liebe, der Brennpunkt alles Lebens und aller Bewegung. Dieser primitiven Bestimmung nach Maßgabe seiner Wesenheit, seiner Stellung und seiner Möglichkeiten zu entsprechen, ist jedes Dinges, jedes Geschöpfes, jedes Individuums ureigenste Daseinsregel und oberstes Verhaltsgesetz. Der Mensch soll in der Kette der Wesen das sein, wozu er geschaffen ist. Der Mensch ist zum Menschen geschaffen — er soll Mensch sein: Das ist sein ewiges absolutes und unveräußerliches Recht. Er hat individuell das Recht der Eingehörigkeit in den Gattungsverband — das absolute, unveräußerliche und ewige Recht auf Menschensinn und Menschlichkeit. Aus diesem ersten Rechte fließt ein zweites: das Recht auf Besitz und Erwerb. Insoferne es nämlich gewiß ist, daß das Sein eines Wesens weder aus sich selbst erfolgt, noch durch sich selbst eine Dauer hat: insofern begreift das Recht auf Existenz auch in sich, das Recht auf die vom Schöpfer gegebenen Mittel dazu; denn Dieses fällt alsdann mit Jenem zusammen, weil die Verwirklichung des Einen durch die Ausübung des Andern bedingt ist; darum hat jedes Individuum kraft seines Rechtes auf's Leben auch das Recht auf Erwerbung der Mittel zur Fristung desselben. Ein drittes, absolutes, ewiges und unver-

äußerliches Recht des Menschen ist das Recht auf persönliche Freiheit. Er hat Brief und Siegel dafür in der Ganzheit und Vollendung seines physischen und seelischen Organismus. Er kann nach freiem Ermessen so oder anders handeln und mit Bewußtsein und Absicht etwas glauben, denken, thun oder lassen. Das Recht Mensch zu sein, das Recht auf Existenzmittel und das Recht auf persönliche Freiheit bilden zusammen die dreieinige Basis des Rechtsstandes im Staatsleben. Da ist die Blüthe des reinen Menschenthums, wo diese Dreiheit der Seinsrechte klare und lebenskräftige Geltung hat. Jedes Recht ist auf seiner Rückseite Pflicht. Wie es des Menschen ureigenstes Recht ist, Mensch zu sein: so ist es auch seine ureigentliche Pflicht Mensch zu sein, und Pflicht, in jedem seiner Mitmenschen demselben Rechte werkthätige Achtung zu bezeugen. Wie jeder für sich ein Recht hat auf Besitz und Erwerb: so hat er auch die Pflicht zu diesem Erwerb und Pflicht, den Besitz und Erwerb Anderer heilig zu halten. Wie er endlich auf persönliche Freiheit ein Recht hat: so hat er auch die Pflicht zur Pflege und Wahrung dieser Freiheit und Pflicht, in gleichem Maße die Freiheit auch Anderen zu gewähren. Die Pflicht Mensch zu sein und seine Mitmenschen als solche zu achten, die Pflicht zur redlichen Erwerbung der Existenzmittel und zur Heilighaltung des Besitzes und Erwerbes Anderer, sowie die Pflicht zur Wahrung der Freiheit für sich und die Andern bilden zusammen die dreieinige Basis der Moral und Gesittung im Staatsleben. Da ist das Fruchtfeld des reinen Menschenthums, wo diese Dreiheit der Seinspflichten treu zur Bethätigung kommt. Erfüllt der Mensch jene Rechte und diese Pflichten, so realisirt er in sich und durch sich den Begriff der persönlichen Selbstständigkeit. Wie sich die Urrechte und Urpflichten mit Nothwendigkeit als Grundlinien für ein bestimmungsgemäßes Menschenthum darbilden: so muß mit gleicher innerer Nothwendigkeit der Inhalt der persönlichen Selbstständigkeit sich in wesengemäße Richtungen gliedern, die einerseits ihre Ursächlichkeit in jenen Rechten und Pflichten haben und andererseits dann positiv die Form geben zur Erfüllung dieser Rechte und Pflichten im Einzelleben. Diese Richtungen setzt Vogt, wie oben bemerkt, in die Selbstachtung, die Selbsterhaltung und die Selbstbestimmung und bezeichnet sie als den Inhalt der persönlichen Selbstständigkeit resp. als die dreieinige Form der Verwirklichung jener Rechte und Pflichten im Individuum. Und wie, streng genommen, die Forderung „Mensch zu sein,“ die übrigen Rechte und Pflichten in sich faßt und bedingt: so kommt unter den Gliederungen der Selbstständigkeit der „Selbstachtung“ ebenfalls die Priorität zu. Die Selbstachtung ist die Erfüllungsform des Rechtes und der Pflicht Mensch zu sein; sie wird erzeugt aus wahrhafter Selbstkenntniß, ist mehr innerlich, geistig und ideell und regelt und festigt das sittliche Sein. Die Selbsterhaltung ist die Erfüllungsform des Rechtes und der Pflicht zu Besitz und Erwerb, und in sofern der Selbstachtung gegensätzlich, als sie mehr

äußerlich, sachlich und physisch ist, die Realverhältnisse beschlägt und die zeitliche Existenz vermittelt. Die Selbstbestimmung dann ist die Erfüllungsform des Rechtes und der Pflicht zur Freiheit; sie bewegt sich im Verstandesleben und wirkt nach Außen und Innen zugleich, mit freiem Erwägen stets Jeglichem dienstbar. Das ist Vogt's Grundriß des rein menschlichen Bildungsbaues. Er begnügt sich jedoch nicht damit; denn, sagt er, beschränkte man sich darauf, so würde sich die Pädagogik im rein Menschlichen bewegen und dadurch alles positiven Haltes verlustig gehen. Man wäre alsdann nicht weiter gekommen, als zur etwas völligern Erfassung, Begründung und Präzisirung des neu-pädagogischen Hauptgesetzes: „Bilde den Menschen zum Menschen." Diese Phrase ist aber so außerordentlich relativ, nebelhaft und dehnsam, und so sehr abhängig vom subjektiven Ermessen, daß sie unmöglich genügen kann. Denn wie der „Einzelne" das „Menschliche" faßt, so schafft er sich das erzieherische Ideal. Der Schulmann setzt sich an die Spitze. Der Philosoph erblickt es im Denken; der Theologe im Dogma und in der Moral, beim Landwirth erhält es agricole Zusätze; der Kapitalist schätzt es nach Prozenten; der Industrielle setzt es in die Spekulation; der Händler in einen „guten Schick;" der Vagabund in üppiges Nichtsthun; der Gourmand in leckere Bissen; dem Seemann steckt der beste Mensch in der Theerjacke; beim Krieger paradirt er in grande tenue; des Grönländers Ideal schwimmt im Fischthran; beim Indianer ist es durch die Zahl der Scalpe bedingt; der Hindu setzt die höchste Menschlichkeit in ascetisches Hinbrüten, und der Kannibale behauptet: er bilde den Menschen zum Menschen, wenn er ihn recht viele Feinde auffressen lehrt. — So himmelfeste Wahrheit es ist, daß die persönliche Selbstständigkeit in ihrer Verzweigung zur Selbstachtung, Selbsterhaltung und Selbstbestimmung die ganze Lebensbewegung des Menschen wesengemäß umfaßt und in der Erziehung zur naturrichtigen Veredlung zu bringen hat: so sicher und gewiß ist es, daß das Menschenthum den gefährlichsten Verirrungen preisgegeben ist, wenn es sich selbst überlassen bleibt; denn das Maßgebende ist dabei überall im Menschen, statt über dem Menschen; daher die unendliche Zerfahrenheit im Leben, weil jeder das Ich als Maaßstab an außer ihm Seiendes legt; daher aber auch das durchaus Ungenügende eines Bildungsgesetzes, das keinen andern Grund und Halt hat, als den, den es aus Zuständen schöpft, die es zu veredeln berufen ist, und zufolge dem Jeder nach seinem eigenen Schatten hascht. — Was Regel geben soll, muß fest sein, sicher, positiv; darum setzt Vogt auf den Bau des Menschenthums das Gnadenreis der göttlichen Offenbarung und fordert zur Selbstständigkeit das Prädikat der Christlichkeit, als gottgegebene Norm und Bestimmlinie. Das Menschliche ist nicht die Peripherie des menschlichen Lebens und Strebens; denn er ist vermöge seiner Anlagen berufen, sich über sich selbst zu erheben und durch's Endliche zum Unendlichen, durch's Irdische zum Ewigen und durch's Menschliche

zum Göttlichen zu dringen. So fixirt Vogt mit tiefster Berechtigung die christliche Selbstständigkeit als Lebenszweck und gibt der Pädagogik die Aufgabe, diesen Zweck auf naturrichtigem Wege im Individuum zu vermitteln. Um die Faktoren der Selbstständigkeit gruppiren sich in elementären Formen die Beziehungen des Individuums zu Gott, Mensch und Natur, geben den Lehrstoff und wecken, nähren und pflegen die Kräfte in inniger Wechselwirkung zur bestimmungsmäßigen Selbstthätigkeit im gottgeordneten Lebensberuf. Keine Seite des Lebens bleibt unkultivirt, keine Kraft geht verloren, jeder Forderung des Daseins wird die Erziehung gerecht. Und in dem Maß die Selbstständigkeit des erzieherischen Objektes zunimmt, in dem Maße nimmt die erziehende Einwirkung ab, bis jene ihre beziehungsweise Vollendung hat und diese gänzlich zurücktritt. Das Verhalten der Erziehung zur Selbstständigkeit im Bildungsverlaufe bedingt die Methode oder die Art der Mittelbenutzung zum Einwirkungsziele, wie ebenso auch die Erziehungs-Oekonomie oder die weise Bemessung der Erziehungs-Momente, sowohl unter sich als zur jeweiligen Selbstständigkeitsstufe im Erziehungsobjekt. Der schöpferisch geordnete Ausgangspunkt der Erziehung, beziehungsweise die Vollendung der Selbstständigkeit ist das Eintreten der Pubertät. In dieser Zeit soll das erzieherische Pensum gelöst und der junge Mensch zur christlichen Selbstachtung, Selbsterhaltung und Selbstbestimmung disponirt sein. In der Erziehung selbst darf die stetige Hinsicht auf gleichzeitige Pflege der Selbstständigkeitszweige niemals vernachlässigt sein. In der mangelhaften Beachtung dieses Bildungsgesetzes wurzelt die Disharmonie zwischen Wissen und Können, die eine unendliche Reihe von Deformitäten im Leben erzeugt und Grund ist des weltschweren Vorwurfs: die Schule entspreche den Bedürfnissen nicht und sei ein nothwendig Uebel. Die Erziehung hat unter allen Umständen dafür zu sorgen, daß der junge Mensch nach Mitgabe seiner Möglichkeiten im Kreise seines Lebensberufes sich im Sinn und Geiste christlicher Gesittung selbst richtig achten, redlich erhalten und grundsätzlich bestimmen lerne. Die Pädagogik bezeichnet Vogt als integrirenden Theil der göttlichen Weltordnung, knüpft sie an die menschliche Perfektibilität als eine vom Schöpfer gesetzte Wesenheit, deren Erfüllung die Realisirung der Menschenbestimmung bedingt. Sie scheidet sich ihm in drei Haupttheile, die nur bei steter gegenseitiger Beziehung zu sichern Resultaten führen und darum zugleich drei Gesichtspunkte geben, aus denen jeder erzieherische Akt geprüft und begründet sein will. Sie sind in logischer Aufeinanderfolge: 1) Der zu erziehende Mensch in seinen Anlagen und Lebensfunktionen oder die Seinslehre; 2) Der in der Entwickelung begriffene Mensch, beziehungsweise das auf ihn Einwirkende oder die Erziehlehre; 3) Der erzogene Mensch in seiner Bestimmungserfüllung und die christliche Lebenslehre. Die Seinslehre betrachtet den Menschen in seinen Wirksamkeiten, Kräften und naturhistorischen Verhältnissen und zerfällt in die Lehre vom

seelischen Sein (Psychologie), in die Lehre vom leiblichen Sein (Simatologie) und in die Lehre von den naturhistorisch geographischen Verhältnissen des Menschen (Ethnographie). Die Erziehlehre, die im unerzogenen Menschen den erzogenen zu vermitteln hat, scheidet Vogt sachgemäß in die pädagogische Stofflehre (Methodik), in die pädagogische Mittellehre (Didaktik), und die Lehre vom erzieherischen Haushalt oder die pädagogische Zwecklehre (Erziehungs-Oekonomie). Die Lebenslehre endlich stellt den ausgebildeten Menschen in seiner christlichen Selbstständigkeit dar und beschlägt nach den Grundrichtungen derselben das religiöse Leben, das berufliche Leben und das sociale Leben. — Das sind einige Grundzüge von Vogt's pädagogischen Anschauungen und Bestrebungen. Betreffend die nähere Ausführung derselben verweisen wir die Leser an seine Schriften, worunter namentlich auch die „Pädagogischen Fragmente," oder Geschichte der erzieherischen Umbildung einer Anzahl verwahrloster Knaben, (Bern 1856), und eine gegenwärtig zu Ende gebrachte reichhaltige Preisschrift über Mädchenerziehung. Nachdem Vogt in letzter Zeit von der hohen Regierung wiederholt in Armensachen mit Aufträgen betraut worden, gründete er jüngst auch das „Schweizerische Gewerbeblatt," ein Central-Organ des Handwerkerstandes zur Pflege und Förderung seiner Interessen. Beide Blätter erfreuen sich fortwährend eines schönen Wirkungskreises und dürfen den resp. Ständen auch außer der Schweiz mit Nachdruck empfohlen werden. Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von so hervorragender und eingreifender Thätigkeit es auch vielfach mit Neidern und Gegnern zu thun hatte. Als Beweis, wie strenge Vogt in der Art Fällen es mit sich selbst nimmt, diene folgender charakteristische Zug: Um seine Stellung und Wirksamkeit zu untergraben, beschuldigte man ihn der Neigung zum Trunke; um nun diesem Vorwurf auch allen Schein von Grund zu nehmen, antwortete er mit dem Gelöbniß zu Gott, fürder auch nicht einen Tropfen irgend eines geistigen Getränkes mehr genießen zu wollen. Es wurde seinen Bestrebungen aber mitunter auch überreiche Satisfaktion. Er sah einen der Grundgedanken seiner Vorschläge zur Armenreform: die Ausscheidung der absolut Armen von den relativ Armen, in die Berner Gesetzgebung übergeben; aus den Berichten und Vorschlägen über Armenpflege traten ihm häufig seine eigenen Ideen entgegen und findet er gestreuten Samen mehr und mehr kräftig zu Thaten erblühen. Aus dem Königreich Sachsen wurde ihm hoher Besuch zur Einvernahme über verschiedene Spezialpunkte seiner Armenreform und zur innigsten Befriedigung die direkte Nachricht, daß im Gerichtsbezirk Chemnitz seine Vorschläge bereits vollständig zur Ausführung gebracht seien und daß seine Majestät der König die Sache an Ort und Stelle persönlich untersucht und befohlen habe, die Armengesetzgebung des Landes auf Grund dieser Vorschläge einer Revision zu unterwerfen. Gegenwärtig lebt Dr. Vogt mit Familie auf seinem kleinen Besitzthum zu Diesbach, Cantons

Thun, und bekleidet neben seiner schriftstellerischen Thätigkeit das Amt eines Armeninspektors.

Dr. Wilhelm Friedrich Volger.

Volger, Wilhelm Friedrich Dr., geboren in Neetze bei Lüneburg (wo sein Vater Prediger war) am 31. März 1794, ward nach dem frühen Tode beider Eltern in Lüneburg erzogen, besuchte das dortige Johanneum und studirte von 1812 bis 1815 in Göttingen, anfangs Theologie, dann Schulwissenschaften. Er ward 1815 erster Collaborator am Johanneum in Lüneburg, 1818 Subconrector, 1829 Rektor, 1844 Direktor der mit dem Gymnasium das Johanneum bildenden Realschule. Seit langen Jahren besonders der Geographie und Geschichte zugewandt, ward er Mitstifter des Alterthums- und naturwissenschaftlichen Vereins, welchem ersten er durch Herausgabe der jährlich erscheinenden Mittheilungen besondere Thätigkeit widmete. Er übernahm im Jahre 1839 die Ordnung und Katalogisirung der nicht unwichtigen Stadtbibliothek, die seit der Zeit unter seiner alleinigen Verwaltung steht. Durch schriftstellerische Arbeiten, Verwaltung milder Stiftungen und des Amtes eines Wortführers des Bürgervorsteher-Kollegiums wird seine Musezeit vielfach in Anspruch genommen.

Schriften:

Anleitung zur Länder- und Völkerkunde. 2 Bde. 1820. III. Aufl. 1833.
Lehrbuch der Geographie. Erster Kursus 1823. XVI. Aufl. 1857.
" " " Zweiter Kursus 1833. IX. Aufl. 1856.
" " " Dritter Kursus 1832. II. Aufl. 1837.
Handbuch der Geographie. 2 Bde. 1828. V. Aufl. 1846.
Handbuch der Weltgeschichte. 2 Bde. 1835.
Lehrbuch der Geschichte. Erster Kursus 1832. IX. Aufl. 1855.
" " " Zweiter Kursus 1833. III. Aufl. 1845.
Geschichtstafeln. 3 Hefte. 1848—1855.

Verschiedene andere kleinere Schriften, Programme, Abhandlungen ꝛc., namentlich von Zeit zu Zeit erscheinende Darstellungen aus der Geschichte der Stadt Lüneburg (Neujahrsblatt, Osterblatt ꝛc.)

Johann Gualbert Wälder,

Schullehrer in Langerringen bei Augsburg.

Wälder, Joh. Gualbert, ein tüchtiger und wackerer Schulmann, der Sohn eines armen Dorfschullehrers, der bei einem Einkommen von nicht 200 fl. nur etliche Wochen weniger als fünfzig Jahre dieselbe

Schulstelle versah, wurde am 6. Juli 1809 zu Beuren, kgl. Ldg. Roggenburg in Schwaben geboren. Der für die Erziehung seiner sieben Kinder so sehr besorgte Vater schickte den talentvollen, höchst lebhaften Knaben zuerst an die lateinische Schule nach Weißenhorn und sorgte auch sogleich für seine musikalische Bildung. Obwohl er die herrlichsten Fortschritte machte und jedes Jahr mit einem Preise beschenkt wurde, so mußte er doch wegen Armuth der Eltern und besonders wegen Kränklichkeit des Vaters nach einigen Jahren die Studien verlassen, und weil eben der Vater baldige Hilfe wünschte, zum Lehrfache übertreten, was bei ihm um so lieber geschah, als er in den Knabenjahren öfter den Wunsch ausdrückte, ein Professor werden zu wollen, mithin die Neigung zum Lehrfache bei ihm schon früher vorherrschte. — Seinen Vorbereitungs-Unterricht erhielt er während zweier Jahre von Lehrer Ignaz Britzelmayr in Augsburg, der wegen seines ausgezeichneten Wirkens vor einigen Jahren mit der silbernen Medaille des Verdienstordens der bayerischen Krone dekorirt wurde, und wie sehr er diesen vortrefflichen Unterricht benützte, beweiset sich dadurch, daß er als der Erste in das Schullehrer-Seminar in Dillingen im November 1828 aufgenommen wurde. Noch heute verehrt und liebt Wälder diesen seinen Lehrer und spricht oft mit innigster Hochachtung und tiefstem Danke von ihm; besonders rühmt er dessen ausgezeichneten Eifer und festen pädagogischen Takt und vor allem jene liebevolle Strenge, väterliche Sorge und Leitung, ohne welche er vermuthlich bei so vielen Talenten und so großer Lebhaftigkeit auf Irrwege gerathen wäre. Hatte Wälder schon während seiner Vorbereitungszeit mit allem Eifer sich bemüht, sowohl im Lehrfache, als auch in der Musik allen Anforderungen bestens zu entsprechen, so war dies im Seminar noch mehr der Fall; wie sehr er aber die vollkommenste Zufriedenheit der Lehrer und Vorgesetzten sich nach allen Richtungen erwarb, beurkundet seine erhaltene ausgezeichnete Censur, wie auch, obwohl er die meiste Zeit im Seminar sehr kränkelte, ja im zweiten Jahre wegen Krankheit drei Monate hindurch in der Kur zu Augsburg sich befand, dennoch als ganz vorzüglich befähigt, und der höchsten Stelle besonders empfohlen, mit dem dritten Fortgangsplatze entlassen wurde.

Das Seminar in Dillingen stand aber damals in wirklicher Blüthe da. Der erste Inspektor, Xaver Heindl, früher selbst Lehrer an den deutschen Schulen zu Rosenheim und Neuburg a/D., dann Professor zu Neuburg und Augsburg, ein ausgezeichneter Pädagog und Lehrer, leitete die Anstalt auf das vortrefflichste. Durch seine ausgezeichneten Kenntnisse in der Pädagogik und Didaktik, die Gabe der Entwickelung in der sokratischen Lehrart, den gründlichsten Unterricht in allen Lehrgegenständen, die er vortrug, wobei er stets auf den elementarischen Stufengang und die Behandlungsweise in der Schule hinwies, und dies seinen Zöglingen praktisch darstellte, wirkte er mit bestem Erfolge auf die scientivische Ausbildung der Semi-

naristen, wie er anderseits durch strenge Hausordnung und Handhabung der Disciplin auf unpartheiische, väterliche Weise mit weisem Ernste stets gepaart die sittliche Bildung der Zöglinge begründete und förderte und vor allem die Charakterbildung anstrebte. Nicht minder ehrenhaft und würdig füllte der zweite Inspektor, Basilius Schwarz, seine Stelle aus. Auch er war ein vortrefflicher Lehrer, von ausgezeichneten Kenntnissen, von unübertrefflichem Eifer, voll von Liebe für seinen Beruf und für seine Zöglinge, der es verstand, dieselben ganz zu fesseln, ihnen gleichsam in das Herz hinein zu steigen und aus ihnen Alles zu machen. Nebenbei, daß er in den vielen ihm übertragenen Lehrfächern einen unermüdeten Fleiß und vollkommenste Tüchtigkeit entfaltete, gab er aus reiner Liebe zur guten Sache und aus regstem Eifer für die Kunst den Seminaristen mit großer Aufopferung den gründlichsten Unterricht im Generalbasse und in der Modulation- und Präludirkunst, welche Fächer er als Schüler des großen Michael Haydn meisterlich verstand, und wirkte ungemein viel für gründliche Musikbildung. Ueberhaupt wußten beide verehrte Inspektoren ihre Zöglinge für ihr Fach zu begeistern und ihnen eine Berufsliebe einzupflanzen, die wirklich das Herz wärmte.

Es ist sehr auffallend, daß uns jene Zeit, da die Schullehrer-Seminarien in ihrem ersten Anfange waren, so viele für ihren Stand recht begeisterten Jünglinge lieferten, während solche Begeisterung jetzt so selten gefunden wird. Wir hatten Gelegenheit, seit vielen Jahren mehrere jener jüngern Lehrer zu beobachten, die entweder unmittelbar aus dem Seminar herkamen oder in den ersten Jahren ihrer praktischen Wirksamkeit standen. Welcher Unterschied zeigt sich uns hier! Während wir in den frühern Jahren an der jüngern Lehrerwelt einen großen Eifer, ein wahres Ergriffensein von ihrem schönen Berufe einen gleichsam natürlichen Drang zu ihrer Fortbildung und eine große Liebe für alles Gute und Schöne wahrnahmen und uns dieser schönen Früchte wahrer Bildung herzlich freuten, fanden wir in der neuern Zeit leider diese so schönen Eigenschaften an mehrern, dem Seminar kaum entwachsenen und in den ersten Jahren ihrer Anstellung sich befindenden Lehrern nur selten, ja wir überzeugten uns, bei mehrern von großer Gleichgültigkeit, wenig Lust zur Arbeit, Hang zu weltlichen Vergnügungen und konnten wohl nur ausnahmsweise hin und wieder wirklich berufstreue jüngere Lehrer finden. — Wir sind durchaus nicht gewillt, hier der Seminarsbildung die ganze Verantwortung zur Last legen zu wollen, da wir nur zu gut wissen, daß seit jener Zeit ein ganz anderer Geist der jüngern Welt im Allgemeinen sich bemächtigte, und bisher die rechten Mittel nicht gefunden und angewendet wurden, jenen Geist zu fesseln und aus dem Felde zu schlagen; aber das bleibt gewiß Wahrheit, daß Lehrer voll von edler Hingabe und von Begeisterung für ihren Beruf gewiß mächtig auf ihre Zöglinge einwirken und auch in diesen ächte Be-

rufsfreudigkeit wecken können, es müßte nur nicht mehr wahr sein, daß das Beispiel mehr wirke, als die dürre Lehre.

Die erste Anstellung im praktischen Schulfache bekam Wälder zwei Monate nach dem Seminar-Austritte, indem er im Oktober 1830 die Schulgehilfenstelle in Grönenbach, kgl. Landgerichts daselbst, erhielt. Nach der Mahnung seiner Vorgesetzten und seiner frühern Lehrer stellte er sich selbst strenge Aufgaben, vor Allem aber, seine Schule zu pflegen wie einen Garten Gottes und nie stille zu stehen in seinem Berufe, sondern stets fortzuarbeiten und sich fortzubilden. Seine vorzüglichste Sorge war zuerst auf die Bearbeitung eines Lehrganges für sämmtliche Gegenstände seiner Schule gerichtet sowie auch auf eine einfache und zweckmäßige Stundeneintheilung, wie er auch für sich die Grundanfänge jedes Lehrstoffes schriftlich ausarbeitete, welche Arbeiten er jetzt noch öfter mit Freuden durchsieht. Obgleich er nur $1^1/_4$ Jahre daselbst wirkte, so erwarb er sich doch durch seinen unermüdeten Fleiß, durch Liebe zu den Schülern, durch Bescheidenheit, durch Ungezwungenheit und Natürlichkeit im Umgange und durch große Berufstreue allgemeine Achtung und Liebe, besonders durch seinen Eifer im Musikfache, wodurch die dortige Kirchenmusik einen großen Aufschwung nahm. In den letzten Tagen des Jahres 1831 wurde er als zweiter Schulgehilfe nach Burgau berufen, doch wegen der schwächlichen Gesundheit bei so übergroßer Schülerzahl und bei leidigen, nicht zu beseitigenden Verhältnissen erhielt er auf seine unterthänigst gehorsamste Bitte schon nach einigen Monaten die Schulverwesersstelle zu Steinekirch bei Zusmarshausen, und hier konnte er sich erholen, da die Schülerzahl sehr gering war. Doch gönnte er sich wenig Ruhe; die Begeisterung für seinen schönen Beruf trieb ihn mächtig an, die ihm von seinen Lehrern empfohlenen Werke von Natorp, Zeller, Sailer, Schwarz, Niemeyr, Hergenröther, Müller, Dinter u. s. w. zu studiren und sich immer mehr für sein Fach auszubilden. Nebenbei warf er sich vorzüglich auf das Studium der Geschichte, die ihm in freien Stunden jetzt noch als Lieblingsbeschäftigung gilt, und worin er wegen seines glücklichen Gedächtnisses große Kenntnisse besitzt. Zugleich beschäftigte er sich sehr mit musikalischer Fortbildung, studirte theoretische Werke und bildete sich nach und nach zu einem tüchtigen Organisten und gründlichen Musiker.

Im November 1832 erhielt er auf seine Bitte die neuerrichtete Abstantie in dem hübschen Markte Oberdorf bei Kaufbeuren. Am Tage seiner Ankunft erkrankte der dortige Lehrer Schmöger und blieb drei Jahre für seinen Beruf unfähig. Wälder übernahm, obgleich selbst immer etwas brustleidend, mit größter Bereitwilligkeit die ganze Diensteslast und unterrichtete bereits immer allein zu gleicher Zeit in zwei an einander stoßenden Lehrzimmern über 130 Schüler. Dies war ihm nur möglich, weil er, was er bei seinem Präparandenlehrer und im Seminar sah, eine zwar strenge, aber da-

bei doch liebevolle Schuldisciplin einführte, alle Kinder immer zweckmäßig beschäftigte, alle Klassen zu gleicher Zeit mit einem und demselben Lehrgegenstande behandelte und Eltern und Kinder durch Freundlichkeit und leutseliges Benehmen gleich an sich zu ziehen wußte. Nach einem Jahre wurde ihm die Verwesung des dortigen Schuldienstes übertragen und die Gemeinde bot ihm freiwillig eine jährliche Zulage von 40 Gulden an, gewiß ein Beleg, was er leistete und wie sehr seine Leistungen auch anerkannt wurden. Als Verweser unterrichtete er auf den Wunsch seines Pfarrers und Distrikts-Schul-Inspektors Lechner, der ihn wie seinen Sohn liebte, zwei Jahre hindurch die dritte und Vorbereitungsklasse und erhielt vor allen Lehrern des Distriktes bei der Schulprüfung die Note der Auszeichnung. Im Oktober 1833 machte er den Konkurs für definitive Anstellung, erhielt hiebei in der ersten Klasse die Note I. a. und wurde auch in der Musik als vorzüglich befähigt erkannt. Da war es den Konkurrenten, die im Seminar in so glücklichem, brüderlichen Verhältnisse lebten, eine Herzensfreude, sich bereits alle wieder zu sehen und ihrem verehrten Hrn. Inspektor Heindl wiederholt den innigsten Dank und die vollste Hochachtung und Liebe in Wort und That zeigen zu können. Nur daß der zweite Inspektor, der schon bei ihrem Seminar-Austritte quiescirt wurde, in ihrem Cirkel fehlte, erregte manchen stillen und lauten Wunsch.

Drei Jahre verlebte Wälder in dem lieben, ihm unvergeßlichen Oberdorf und obwohl er neben der so zahlreichen Schule auch noch den Musikunterricht besorgte, viele Schreibereien zum dortigen königl. Landgerichte und Rentamte übernahm, täglich an seiner Fortbildung arbeitete, was sein ungemein reichhaltiges, schon 1830 begonnenes Tagebuch bekundet, das er jetzt noch fortsetzt, so blieben ihm bei der nützlichsten Verwendung der Zeit wochentlich doch einige Stunden zur Musikunterhaltung, wobei auch sein verehrter Herr Pfarrer sich betheiligte und besonders die Streichquartette von Joseph Haydn den Hauptgenuß bildeten.

Seine erste definitive Anstellung erhielt er auf sein Gesuch im Oktober 1835 auf den Schuldienst in Villenbach, kgl. Landgerichts Wertingen, woselbst er nur zwei Jahre in brüderlicher Einigkeit mit Pfarrer und Gemeinde wirkte, denn im Oktober 1837 wurde ihm die Versehung der Kantorsstelle verbunden mit einem Schuldienste in Donauwörth übertragen. Mit großer Berufstreue versah er diesen so beschwerlichen Posten, mußte denselben aber schon im November 1838 aufgeben, da sich bei ihm in auffallendster Weise Symptome der Luftröhrenschwindsucht zeigten. Er erhielt den Schuldienst zu Graben, kgl. Landgerichts Schwabmünchen, woselbst er sich erst nach drei Jahren gänzlich hergestellt sah, aber ungeachtet längern Leidens seine Pflichten doch mit Liebe und Pünktlichkeit erfüllte. Um in ein milderes Klima zu kommen, vertauschte er sich auf ärztliches Anrathen im Monate Mai 1842 auf die Schulstelle in Wörishofen,

kgl. Landgerichts Türkheim, erhielt aber schon im September 1844 in besonderer Berücksichtigung seiner hervorragenden Qualifikation den Schuldienst in Langenerringen, kgl. Landgerichts Schwabmünchen, woselbst er sich noch befindet.

Sein Wirken als Lehrer, Meßner, Organist, Kantor und Gemeindeschreiber wurde stets als vorzüglich anerkannt und es hat derselbe nicht nur von den betreffenden Schulgemeinden und Schülern Liebe und Achtung in sehr hohem Grade, sondern auch von allen seinen Vorgesetzten vollkommenste Zufriedenheit und Anerkennung sich erworben, was immer beim Abgange an einer frühern Lehrerstelle und ganz besonders rührend sich bethätigte, als er 1851 und 1856/57 äußerst schmerzvolle und langwierige Krankheiten durchzukämpfen hatte. Eine unendliche Freude gewährte es ihm, als im Jahre 1853 sein ehemaliger Hr. Seminar-Inspektor Heindl von Augsburg aus ihn besuchte und ihm seine vollste Zufriedenheit über sein thätiges Wirken zu erkennen gab. — Oftmals stand ihm bisher eine Gelegenheit offen, angenehmer placirt zu werden, aber die schönen Verhältnisse zu und in der Gemeinde, die Liebe zu seiner Schule, die von ihm mit unendlicher Mühe hergestellte wirklich ganz gute Kirchenmusik, die unter seiner Leitung neugebaute ausgezeichnet gute Orgel und Anderes lassen ihn zu schwer von einem Orte abkommen, wo er seit bald fünfzehn Jahren so viele glückliche Berufsmomente erlebte und auch in Leidensstunden die liebevollste, ungeheucheltste Theilnahme erfuhr.

Große Verdienste um die Lehrerwelt und um das pädagogische und musikalische Fach erwarb sich Wälder durch seine schriftstellerische Thätigkeit und besonders durch seine vorzüglichen von großem praktischem Werthe zeugenden Konferenzarbeiten und Aufsätze, wovon die meisten in pädagogischen Zeitschriften u. s. w. erschienen. Besonders gelungene Arbeiten, die gründliche Bildung und reiche Erfahrung beurkunden, sind folgende:

1) Der Lehrgang für Denk- und Zifferrechnen. (Repertorium der pädagogischen Journalistik und Literatur von Dr. Heindl. Jahrgang 9.) 2) Lehrgang für das Rechtschreiben. (Repertorium. Jahrgang 9.) 3) Die Hauptgebrechen der Lehrerbildung. (Neue Münchener Zeitung. Jahrgang 1855. Beilage Nr. 44 und 45.) 4) Das Beispiel, als vortreffliches Erziehungsmittel. (Repertorium. Jahrgang 9.) 5) Ueber Belohnungen und Bestrafungen in der Schule. (Repertorium. Jahrgang 11.) 6) Die ökonomischen Verhältnisse der Lehrer Bayerns. (Schulfreund. München 1840.) 7) Warum sind so viele Lehrer immer noch so wenig geachtet? (Schulbote. Augsburg. Jahrgang 13. Heft 1.) 8) Ueber das Aufführen großartiger Tonstücke für den katholischen Cultus. (Repertorium. Jahrgang 11.) 9) Ueber die Anwendung der bezifferten Orgelstimme. (Repertorium. Jahrgang 9.) 10) Mittheilungen aus dem Tagebuche eines Lehrers. (Repertorium. Jahrgang 12. und 13.) Diese Mittheilungen, die noch viele Fortsetzungen

hoffen lassen, sind sehr interessant und höchst belehrend. Die bisherigen Lieferungen umfassen bloß Musikalisches und zwar: a) Ueber Musik im Allgemeinen. b) Ueber Musikunterricht. c) Ueber Volks- und Kirchengesang. d) Ueber figurirte Kirchenmusik. e) Ueber weltliche Musik. f) Ueber musikalische Fortbildung. g) Ueber die Orgel. h) Ueber die Symphonie, Oratorien, Tempo, Takt und Chordirektion. Alle diese Abtheilungen liefern den Beweis von des Verfassers großen und tiefen musikalischen Kenntnissen, von seiner Gewandtheit im schriftlichen Ausdrucke und von seiner ausgezeichneten, unermüdeten Thätigkeit. Vorzügliche Anerkennung fanden seine „5555 Denkrechnungsbeispiele in 330 stufenweisen Aufgaben für die drei obern Kurse der Werktagsschule," was sich dadurch beweiset, daß in einigen Monaten die fünftausend starke erste Auflage im Selbstverlage des Verfassers vergriffen war. Die zweite, unveränderte Auflage erschien bei Kollmann in Augsburg.

Seine musikalischen Werke, die sämmtlich bei A. Böhm in Augsburg erschienen, und wegen ihrer praktischen Brauchbarkeit große Verbreitung fanden, sind:

1) Generalbaßlehre in Verbindung des Präludirens und Modulirens für Anfänger und zum Selbstunterrichte.
2) Kleine, theoretisch praktische Orgelschule, für das Bedürfniß katholischer Orgelzöglinge eingerichtet.
3) 100 ausgesetzte Generalbaß-Beispiele, als kurze Vor- und Zwischenspiele und als praktische Beigabe zu jeder Generalbaßlehre.
4) Violinschule zum eigentlichen Hausgebrauche oder zum Unterrichte für Zöglinge in Stadt und Land, die nicht so fast nach künstlerischer Ausbildung, als vielmehr nach schneller und gründlicher Erlernung des Violinspieles streben.
5) Kurze Anleitung zum Violaspiele.
6) Kurze Anleitung das Violoncello zu spielen.
7) Kurze Anleitung zum Violonspiele.
8) Kurze und vollständige Abhandlung über das Wesen und die Behandlung der Orgel.
9) Sonntagsmesse für vier Singstimmen, Streichquartett, zwei Clarinetten, zwei Hörner und ausgesetzte Orgel- oder Direktionsstimme.

Zu diesen Musikwerken instrumentirte er noch:

a) Robert Führer's Vocal-Requiem für das kleine Orchester.
b) Dessen vier Vocal-Messen für Streichquartett, zwei Clarinetten und zwei Hörner.
c) Dessen 19 Vesperpsalmen für zwei Violinen, Violon, zwei Hörner, zwei Trompeten und Pauken.
d) Dessen Vesper-Hymnen zu zwei Violinen, Violon und zwei Hörner.
e) Dessen Vocal-Te Deum für das kleine Orchester.
f) Dessen kurze 3 lateinische Messen für zwei Violinen, Violon, zwei Clarinetten und zwei Hörner.
g) Dessen 3 Ruralmessen dto.
h) Dessen zwei kleine Requiem aus **F.** und **E moll** für zwei Violinen, Violon und zwei Hörner.

i) Dessen zwei Veni sancte spiritus dto.
k) Zu Robert Führer's 10 Missae Seraphicae setzte er größtentheils die Füllstimmen und eine vollständige Direktionsstimme mit solcher Genauigkeit, daß dadurch eine Partitur ersetzt ist.

Auch diese sämmtlichen Werke sind bei A. Böhm in Augsburg erschienen.

In allen Musikwerken, besonders der ersten Abtheilung, die als sehr gelungen rezensirt und wovon zwei, nämlich Nr. 1. und 3. durch das Kreisblatt von Schwaben und Neuburg dem Lehrerpersonale besonders empfohlen sind, zeigt der Verfasser seine gründlichen Musikkenntnisse, wie auch seinen rastlosen Fleiß, von dem gewiß noch Manches zu erwarten steht, besonders da er in letzter Zeit des Präparanden-Unterrichtes sich gänzlich entschlagen hat, welches Geschäft ihn über 24 Jahre hindurch neben seinen vielen Berufsarbeiten sehr in Anspruch nahm.

Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß durch seine Anregung und aufopfernde Thätigkeit von Seite der hohen kgl. Regierung von Schwaben und Neuburg die Einleitung zur Bildung eines Unterstützungs-Vereines für dienstunfähige Lehrer getroffen und sichere Hoffnung gegeben ist, diesen wohlthätigen Verein demnächst ins Leben treten zu sehen.

Haben wir nun bei der Darstellung des Lebens und Wirkens eines achtbaren Mannes und Collegen etwas länger verweilt, so geschah es nicht um zu loben, sondern um der Wahrheit Zeugniß zu geben und belehrend und ermunternd auf die jüngere Lehrerwelt einzuwirken. **Dr. Heindl.**

Karl Wagner.*)

Wagner, Karl, geb. zu Darmstadt 1802, besuchte das Gymnasium seiner Vaterstadt und studirte von 1819—1824 in Heidelberg, Göttingen und Gießen, anfangs Theologie, dann ausschließlich Philologie, promovirte auf der Landesuniversität, wurde 1826 als Lehrer an der Realschule, 1827 definitiv als Lehrer am Gymnasium zu Darmstadt angestellt. Er führte das Präsidium bei der Philologenversammlung zu Darmstadt im Jahre 1845, wurde 1853 zum Professor, 1857 nach Dilthey's Tod provisorisch zum Direktor des Gymnasiums und 1858 mit Entbindung von dieser Stelle zum Mitglied der Oberstudiendirektion ernannt. Seine Schriften sind, abgesehen von dem, was in Zeitblättern zerstreut steht, folgende:

1) Rerum Corinthiarium specimen. Darmstadii, 1824. 88 pag. 8.
2) Nekrolog für den Professor der Chemie Dr. L. W. Zimmermann. In Voigt's Norddeutschem Nekrolog. 1826.

*) Da es dem Oberstudienrath, Prof. Dr. K. Wagner nicht gefallen hat, mehr über sich mitzutheilen, als die Angabe seiner äußeren Lebensverhältnisse und Schriften, so müssen wir uns auf Nachfolgendes beschränken. D. H.

3) Aeneas Silvius' Aufruf zum Türkenkrieg. Aus dem Lateinischen übersetzt. Morgenblatt 1826.
4) De Periandro Corinthiorum tyranno septem sapientibus adnumerato. Darmst. 1828. 40 pag. 4.
5) Stuart's und Revett's Alterthümer von Athen. Aus dem Englischen übersetzt. Bd. I. und III. Darmstadt 1828 und 1833.
6) Alterthümer von Attika, aus dem Englischen übersetzt. Darmst. 1829.
7) Alterthümer von Jonien, aus dem Engl. übers. Darmst. 1829.
8) Poetische Geschichte der Deutschen. (Erste Auflage unter dem Titel: Deutsche Geschichten aus dem Munde deutscher Dichter. 1831.) 4. Auflage. 1858.
9) (Mit Fr. Haas) Bender's Aufgaben zum Uebersetzen aus dem Deutschen in's Französische. Darmstadt 1834. 3. Aufl. 1853.
10) Lehrbuch der Griechischen Sprache nach Hamilton rc. rc. Zwei Theile. Gießen 1834.
11) Briefe an Joseph Heinrich Merik von Göthe, Herder, Wieland und anderen bedeutenden Zeitgenossen. Mit Merik's biographischer Skizze. Darmstadt 1835.
12) Briefe an und von Joseph Heinrich Merik. Ebend. 1838.
13) Beschreibung und Geschichte von Darmstadt. 1840. 3. Aufl. 1847.
14) De locis aliquot Sallustii. In der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1842.
15) Merik, als Naturforscher. In Wihl's Jahrb. f. Kunst u. Poesie. 1843.
16) Lebensskizze von Ernst Schleiermacher. In Voigt's Nekrolog 1844.
17) Ueber die Grenzen der Rede- und Lehrfreiheit in athenischem Vortrag bei der Philologenversammlung. 1845. In den Verhandlungen S. 94 bis 106.
18) Gustav Adolf am Rhein. Eine Rede. Darmstadt 1846.
19) Briefe aus dem Freundeskreise von Göthe, Herder, Höpfner und Merik. Leipzig 1847.
20) Allgemeine Schulzeitung. Darmstadt 1848, 1849, 1854, 1855 (mit Prälat Dr. Zimmermann gemeinsam.)
21) Handbuch des Wissenswürdigsten für Volksschulen und andere Lehranstalten. I. Theil: Lesebuch, Sprachbuch und Rechnungs-Aufgaben. 20. Aufl. Stuttgart 1852. II. Theil: Natur- und Erdkunde, Geschichte, deutsche Sprache, Münz-, Maß- und Gewichtkunde. 17. Aufl. Stuttgart 1852. (Erste Auflage unter dem Titel: Handbuch für die Jugend in Bürgerschulen von Fr. L. Wagner, dem Vater, Frankfurt 1796.)
22) Flores et fructus latini. Puerorum in usum legit et edidit C. W. Lipsiae 1856.
23) De Bacchiadis Corinthiorum. Darmstadii 1856. Gymnasialprogramm.
24) Zum Andenken an Dilthey. Darmstadt 1857.
25) Osterprogramm des Gymnasiums zu Darmstadt. 1857
26) Lehren der Weisheit und Tugend in auserlesenen Fabeln, Erzählungen, Liedern und Sprüchen. (Erste Auflage, Leipzig 1792, herausgegeben von Fr. L. Wagner, dem Vater.) 23. Aufl. 1858.

Wilhelm Richard Wagner.

Wagner, Wilhelm Richard, 1813 in Leipzig geboren, gehört unstreitig zu den größten jetzt lebenden Tondichtern, und wer sich besonders für ihn begeistern will, muß sich damit bekannt machen, was Liszt über ihn aussagt. Süße, dem Ohre sich einschmeichelnde Melodien hat er dem Herzen nicht abgelauscht, aber im Reiche der ernsten Harmonie herrscht er als König. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt studirte er Philosophie und Aesthetik, doch wendete er sich unter den schönen Künsten früh und mit solchem Erfolge der Musik zu, daß er bereits im Alter von 21 Jahren Musikdirektor in Magdeburg, 1836 in Königsberg, im nächsten Jahre in Riga ward und von dort 1839 nach Paris ging, wo er zwei Jahre verweilte. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er 1843 durch die Gnade des Königs als Kapellmeister in Dresden angestellt. Außer Symphonien, Ouverturen, Sonaten und anderen Tondichtungen machte er durch seine Opern: „die Feen," „das Liebesverbot," „Rienzi," „der fliegende Holländer" und besonders durch den „Tannhäuser" Aufsehen. Die Disharmonie der Zeit unterbrach plötzlich sein harmonisches Wirken. Tief in die Dresdner Maiereignisse verwickelt, flüchtete er nach der Schweiz; allein während Polizei und Gerichte ihn verfolgten, meldete er sich vor dem Richterstuhle der Kunst mit seinem „Lohengrin" und der Spruch lautete zu seinen Gunsten. Selbst in Dresden fand sich eine Partei, welche dem Künstler vergeben wissen wollte, was der Mensch verschuldet hatte, und welche die Aufführung des „Tannhäuser" durchzusetzen wußte. Der Beifall, der sich bei der einmaligen Aufführung kundgab, verhinderte nicht, daß neue Steckbriefe hinter dem Flüchtigen erlassen wurden. Er lebt inzwischen am Züricher See und beendet seinen „Ring der Nibelungen," leitete dort im Frühling von 1853 das große Musikfest, das ein Ereigniß für die Schweiz geworden ist, und setzt seine musikalischen Studien fort. Ihm genügt das geniale Schaffen, er strebt nach philosophischem Durchdringen der Kunst und gerade darin steht er hervorragend auf der Höhe derselben.

Theodor Waitz,

Professor der Philosophie an der Universität in Marburg.

Waitz, Theodor, geb. den 17. März 1821 zu Gotha, ist der Sohn des durch vieljährige stille Wirksamkeit am Schullehrerseminare dieser Stadt verdienten Schulrathes Waitz. Seine erste Bildung erhielt er in der dortigen Seminarschule. Später besuchte er das Gymnasium, unter dessen Lehrern namentlich der elegante Lateiner Wüstemann Liebe zu den Alten in ihm erweckten. Dem Wunsche des

Vaters gemäß sollte er auf der Universität Jena, die er im Jahre 1838 bezog, Theologie studiren, doch zog ihn seine Neigung so entschieden zur Lectüre Platon's und Herbart's hin, daß er jener Wissenschaft schnell untreu wurde. Göttling's philologische und seit 1840 Drobisch's mathematische Vorlesungen in Leipzig übten auf ihn während der Universitätszeit die größte Anziehungskraft. In Leipzig 1841 zum Doktor der Philosophie promovirt, begab er sich im folgenden Jahre auf eine längere Reise nach Frankreich und Italien, auf welcher er das Material zu seiner Ausgabe des Aristotelischen Organon sammelte (Aristotelis Organon graece voll. II. 1844 et 1846). Seit 1844 als Docent der Philosophie und Pädagogik an der Universität Marburg wirkend, war es hauptsächlich die Psychologie, der er seine Thätigkeit zuwendete. Von Herbart ausgegangen sah er sich in dieser Wissenschaft gleichwohl zu einigen wesentlichen Abweichungen von ihm genöthigt und strebte namentlich die Lehren der Physiologie für jene in besonnener Weise zu verwerthen. Seine hieher gehörigen Schriften sind: Grundlegung der Psychologie 1846, Lehrbuch der Psychologie als Naturwissenschaft 1849. Abgesehen von mehreren kleineren Arbeiten ist er nächstdem als Schriftsteller hauptsächlich im Fache der Pädagogik thätig gewesen. In seiner Allgemeinen Pädagogik (1852) hat er sich nicht minder als in der Psychologie vielfach von Herbart und dessen Schule getrennt. Größere Beachtung als sie gefunden zu haben scheint, verdient wohl seine Abhandlung über die Methoden des Unterrichts im Lesen und Schreiben (Mager's Pädag. Revue 1851 pag. 101). Durch einen von Dr. Thiersch angeregten Streit veranlaßt verfaßte er endlich die kleine Schrift: Zur Frage über die Vereinfachung des Gymnasialunterrichts 1857. Im Jahre 1848 zum außerordentlichen Professor der Philosophie an der Universität Marburg ernannt, wirkt er noch jetzt an dieser Hochschule fort.

K. F. W. Wander.

Motto: „Die erste Forderung, die ich an den Lehrer weil an den Menschen mache, ist Entschiedenheit in seinen Grundsätzen, Ueberzeugungstreue und Volksgesinnung.“
Wander.

Wander, K. F. W., Volksschullehrer, einer der eifrigsten, unermüdetsten und hartnäckigsten Kämpfer für eine würdigere Stellung der Volksschule, wurde den 23. Dezember 1803 zu Fischbach bei Hirschberg in Schlesien geboren und trat mit einer sehr dürftigen Vorbildung 1822 in das Seminar zu Bunzlau, das er in Kenntnissen wenig bereichert, aber angehaucht von einem bessern Geiste des Unterrichts, wie er von einigen Lehrern (Hoffmann, Dreist,

Karow) ausging, nach 2 Jahren verließ, um eine Hilfslehrer-Stelle in Gießmannsdorf bei Bunzlau anzunehmen, wo man ihm wöchentlich 12½ Sgr. Gehalt bot. Seine Stellung war dort so, daß er die Briefe an seine Freunde von „Kampfdorf" nannte. — Nach ein Paar Monaten, als er einige Veränderungen in der ihm besonders übergebenen Schule vorgenommen, wollten ihn die Stimmführer der Opposition mit Knitteln aus dem Dorfe treiben. Er ließ sich indeß nicht stören, und als er nach 2¾ Jahren nach Hirschberg berufen ward, ergossen sich bei seinem Abschiede die Kinder in Thränen, die Eltern sprachen ihm auf die mannigfachste Weise ihren Dank aus, Erwachsene und Kinder gaben ihm das Geleite unter den herzlichsten Segenswünschen. Etwa 22 Jahre alt hatte er sich die Achtung der Gemeinde weniger durch eine gewisse Lebensklugheit, als durch rücksichtsloses Festhalten dessen, was er als Recht erkannt, erobert. In „Kampfdorf" hatte sein Wille Stahlbäder genommen. Von hier aus datirt sich seine Charakterbildung. Es war Anfang 1823, als Wander seinen neuen Beruf in Hirschberg antrat. Die Bezirksschulen wurden in eine gemeinschaftliche Stadtschule vereinigt und es ward ihm die zweite Lehrerstelle an derselben und die Führung der ersten Knabenklasse übergeben. Die städtische Schulanstalt wurde das nicht, was sie ihrem Plane gemäß werden sollte. Unter vergeblichem Ringen nach Erreichung des Ideals, das sich Wander von einer mäßig guten Stadtschule gemacht hatte, befand er sich oft in einem Zustande innerer Mißstimmung, war seine Stellung eine drückende. Die städtischen Behörden thaten nichts, um ihm dieselbe zu erleichtern, sondern sie zeigten bei jedem kundgegebenen Wunsche, daß es ihnen genüge, wenn die Stelle besetzt sei. Dieses stille Leiden wirkte aufreibender auf Wander, als alle späteren Verfolgungen. Auf Zureden einiger Freunde entschloß er sich, dem Minister von Altenstein den Wunsch nach einer andern Stellung auszusprechen. Derselbe schien darauf eingehen zu wollen. Allein die von der kgl. Regierung zu Liegnitz über Wander eingezogenen Nachrichten mochten nicht der empfehlendsten Art gewesen sein. Minister von Altenstein scheint an eine Seminarlehrerstelle für ihn gedacht zu haben, was sich aus einer Aeußerung eines dortigen Schulrathes schließen ließ, der sich gelegentlich gegen Wander äußerte: „Wir haben bei ihrer etwaigen Versetzung auch ein Wort zu sprechen; Sie würden uns schöne Seminaristen ziehen." Aus dieser Aeußerung mußte Wander erkennen, daß man beschlossen hatte, ihm einen größern Wirkungskreis zu gewähren. Er dachte nun um so nachhaltiger den Bedürfnissen seiner Schule und der Volksschule überhaupt nach und suchte das Bessere, was er gefunden zu haben glaubte, zu verbreiten. So trat eine Reihe von Schulbüchern an das Licht, und er betheiligte sich bei der Beantwortung pädagogischer Fragen in öffentlichen Blättern. Auf Befehl des Ministers Eichhorn, welcher die Bedeutsamkeit der in den von Wander herausgegebenen Schriften: „Volksschule als Staats-

anstalt. Leipzig, O. Wigand" und „Der geschmähete Diesterweg. Leipzig" niedergelegten Grundsätze viel richtiger erkannte und würdigte, als das Volk und der größte Theil seiner Lehrer, wurde am 22. Februar 1844 die Disciplinaruntersuchung gegen Wander eröffnet, ohne daß jedoch die Suspension vom Amte deßhalb verfügt worden wäre. Der in der Plenarsitzung vom 13. Juni gefaßte Beschluß der kgl. Regierung zu Liegnitz lautete dahin, daß Wander „wegen Ungehorsams gegen die Befehle seiner vorgesetzten Behörden, wegen Erregung von Mißvergnügen unter den Lehrern mit den bestehenden Verhältnissen des schlesischen Lehrerstandes, sowie wegen Aufregung in politischer Beziehung aus seinem gegenwärtigen Amte in eine andere — nach Maßgabe der Ausführbarkeit — gleich gut oder auch schlechter dotirte Stelle, jedenfalls aber ohne Anspruch auf Umzugs- und sonstige Unkosten, unfreiwillig zu versetzen, seine Lehrbefugnisse auch wegen Abneigung gegen das positive Christenthum und Verletzung der Ehrfurcht gegen die christliche Religion dahin zu beschränken, daß ihm nicht ferner der Religionsunterricht der Jugend zu gestatten und er gehalten sei, die Kosten des Verfahrens zu tragen." Der Rekursbescheid des Oberpräsidenten v. Merkel vom 16. Januar 1845 hob die Strafversetzung auf, bestätigte dagegen die Abnahme des Religionsunterrichtes *). Unterm 16. Juli 1848 beantragte Wander bei dem Unterrichtsminister die Wiederherstellung seiner vollen Lehrbefugniß, die auch unterm 16. September desselben Jahres erfolgte. — Wegen eines von Wander auf das deutsche Vaterland am Hirschberger Kinderfeste den 3. September 1849 ausgebrachten „Hoch" wurde er am 21. September 1849 durch den Kreis-Superintendenten auf's Neue vom Amte suspendirt und wegen Theilnahme an der Volksversammlung in Spiller in einen weitern Prozeß verwickelt, der endlich mit der Entfernung aus seinem Amte endete. Nun ohne Amt und darum auch ohne Brod, sah sich Wander veranlaßt, nach der neuen Welt (Virginien, Pennsylvanien, Ohio, Kentucky, Newyork) überzusiedeln, um sich theils von den deutschen Verfolgungen zu erholen, theils auch um sich dort einen neuen Wirkungskreis zu suchen. Im Herbst 1852 kehrte Wander wieder zurück nach Hirschberg, zog das folgende Jahr nach Löwenberg, wo er, wie aus Bunzlau, ausgewiesen wurde**), worauf er sich im Frühling 1853 in Hermsdorf bei Warmbrunn in Schlesien niederließ, wo er seitdem in großer Zurückgezogenheit literarischen Arbeiten lebt.

Schließlich möge hier noch das, für Lehrer und Eltern sehr

---

*) Ueber das amtliche Wirken des Lehrers Wander, insbesondere als Religionslehrer, liegen die ausgezeichnetsten, von der kgl. Superintendentur unterm 24. Juni 1845 beglaubigten Zeugnisse vor und zwar das erste über den Zeitraum von 1827 — 1834 unterm 17. Mai 1848 vom Superintendenten Nagel, das zweite über den Zeitraum von 1834—1839 unterm 19. Mai 1845 vom Pastor Henckel, das dritte Zeugniß über den Zeitraum von 1839 — 1845 vom Revisor Jäckel ausgestellt.

**) Hierüber hat Wander eine eigene Broschüre herausgegeben: „Die Niederlassung des Lehrers Wander in Löwenberg. Ein Beitrag zur Kenntniß der preußischen konstitutionellen Rechtszustände." Hamburg bei C. Wurger, 1855.

beachtenswerthe Abschiedswort folgen, das Wander am 23. März 1850 vor seinem Scheiden aus der von Fräulein W. Schöndorffer'schen Privatanstalt in Hirschberg, an der er seit 1827 thätig gewesen war, gesprochen hatte, was um so mehr als vollkommen gerechtfertigt sein dürfte, da es zugleich den Ausdruck der pädagogischen Ansichten und Grundsätze Wander's bildet:

„So wäre denn hiermit mein Tagwerk an dieser Anstalt beendet; es wäre der Schluß eines Wirkens gesetzt, das mich nahe ein Vierteljahrhundert mit dieser Schule verbunden hat. Ich habe die ersten Keime derselben gesehen; ich bin mit ihr durch alle Räume, die sie inne gehabt hat, gewandelt; ich habe alle Leiden und Freuden mit ihr empfunden. Welche Reihen von Schulgenerationen sind an mir vorübergegangen von Fanny H., der edeln, schon zur Ruhe gegangenen Golz, der ich bei meiner beginnenden Thätigkeit den ersten Religionsunterricht ertheilte, bis heut!"

„Wohl kann ich sagen, daß mich ein schönes Band mit dieser Schule vereint hat, ein Verhältniß in edler Freiheit, auf keinen andern Grundlagen als denen der gegenseitigen Achtung und des Vertrauens. Es war nur Ein Gedanke, der die Vorsteherin und ihre Mitarbeiter beseelte, der, alle Anlagen der uns anvertrauten Jugend harmonisch zu entwickeln, sie zu edlen Menschen heran zu bilden; das Bestreben, ihr den heitern Himmel, der sich über ihrem kindheitlichen Paradiese wölbt, nicht durch die Wolken finsterer Zucht und düsterer Lebensansicht zu trüben. Die Schule sollte ihr Garten sein, in den und in dem sie mit Lust wandle. Und sie ist darin mit jugendlicher Freude gewandelt."

„Die Freiheit des Wirkens ist mir — ich sprech' es gern und freudig aus — in dieser Schule nicht beengt worden, nicht — ich rede nicht von der edeln Vorsteherin, denn in ihr hatte sie ja die festesten Wurzeln — nicht durch die königl. Regierung, die gerade über diese Schule ihr Aufsichtsrecht nur in der Form wohlthuenden Schutzes geübt hat; nicht von den hiesigen Behörden; nicht von den Geistlichen aller Konfessionen von Havenstein an, der mich in die Anstalt eingeführt, bis auf die Gegenwart herab; nicht von den Aeltern, deren Vertrauen mir in ermunternder Weise zu Theil ward."

„Und dennoch mußte dieses Verhältniß gelöset werden? Dennoch. Der Entschluß zu diesem Schritt ist in mir zu einer Zeit entstanden, die den einzigen Schatten auf mein Leben in dieser Anstalt wirft. Es schien als sollte das Herz der Kinder der Kampfplatz werden, auf dem Schule und Haus in entgegengesetzten Prinzipien sich begegneten. Ich schweige davon. Die erste Forderung aber, die ich an den Lehrer, weil an den Menschen mache, ist Entschiedenheit in seinen Grundsätzen, Ueberzeugungstreue und Volksgesinnung."

„Nur noch zwei Worte! Ich will nicht davon reden, was die Anstalt von mir empfangen hat; ich hab' ihr nichts gegeben, als mich selbst. Damit sie aber täglich Besseres erhalten möchte, hab' ich es mir zur Aufgabe gemacht, ununterbrochen an meiner eigenen Tüchtigung zu arbeiten. Darin allein hat die mir mehrseitig zum Vorwurf gemachte Abgeschlossenheit ihren Grund. Ich bin der Ueberzeugung, der Lehrer, der sich den Zerstreuungen unserer Gesellschaften und Zirkel hingibt, ist für die Schule verloren."

„Aber ich habe mehr empfangen, als ich gegeben habe. Ich habe hier schöne Stunden meines Lebens gelebt und, daß nicht umsonst, darüber empfange ich täglich Versicherungen von Nah und Fern, die mich manche Verkennung vergessen lassen."

„Wenn ich zurückblicke auf das Vierteljahrhundert meiner Wirksamkeit in dieser Schule, so ist meine Seele mit Dank und Freude erfüllt."

„Mit Dank zunächst gegen Den, der mir verliehen, mit wenig Unterbrechungen, ja mit wenigeren, als in der Anstalt, mit welcher ich amtlich verbunden bin, hier zu wirken.

„Mit Dank gegen die edle Vorsteherin der Anstalt, die noch heut, obgleich an Jahren vorgeschritten, mit einer seltenen Geistesfrische ausgestattet ist, und die mit dieser Geistesfrische den langen Zeitraum hindurch bildend und belebend auf mich eingewirkt hat. Nicht Einmal bin ich von ihr geschieden, wenn wir nach dem Schluß der Schulstunden noch über die Behandlung irgend eines Unterrichtsgegenstandes, über einen Disciplinar-Fall, über irgend eine pädagogische Frage, gesprochen, ohne einen neuen Gedanken empfangen zu haben, oder irgendwie erfrischt und angeregt worden zu sein."

„Wir reden von Pestalozzi in der Schweiz, und ich habe selbst zwei Lehrer (Dreist u. Henning) gehabt, die unmittelbar von ihm die pädag. Weihe erhalten hatten. Worin besteht aber der Pestalozzianismus? Darin, daß er das schlummernde Leben weckt, die Kräfte wach ruft, daß er spricht: Mägdlein, ich sage dir, stehe auf! Und gerade dieser pestalozzische Geist war es, der in der Vorsteherin dieser Anstalt lebte und von ihr ausging. Wo sie hintrat, da war Leben. Ihre Methode? Welche? Keine. Der pädagogische Geist hat keine Methode, er ist selbst die Methode. Die Lehrer werden nicht im Seminare nach einer bestimmten Staatselle gemacht; sie werden wie die Dichter geboren. Sie werden nicht, wie Bücher oder Baumwollenwaaren, verschrieben; sie werden in glücklichen, sehr glücklichen Augenblicken gefunden. Wenn der Himmel einen Ort, eine Schule, eine Jugendschaar lieb hat, dann schenkt er ihr eine solche Lehrkraft. Es gibt auch einen pädagogischen Genius — es ist die geheimnißvolle wunderbare, Alles um sich erweckende Macht, die vom ganzen Menschen ausgeht und den ganzen Menschen ergreift; die magnetische Zauberkraft, mit welcher der bildende Geist das zu bildende Herz unwiderstehlich an sich reißt, so, daß der Zwiespalt des äußern Lebens sie nicht zu trennen vermag. Dieser Genius hat nicht nur über dieser Schule geschwebt, er hat in ihr gewandelt, er hat in ihr gelebt und gewirkt. Diesem Genius verdanke ich es, daß ich frisch und jung geblieben bin, daß ich gar nicht geneigt bin, alt zu werden."

„Dafür dank ich der edeln Vorsteherin, das hat sie mir, dem Lehrer, gethan. Aber sie hat auch an meinen Lebensschicksalen stets den lebhaftesten Antheil genommen. Jede Freude, die mir zu Theil ward, sie glänzte in ihrem Auge wieder; jedes Ungemach, das mich verfolgte, sie fühlte es mit, sie trug es mit. Und, wenn alle feindlichen Mächte sich wider mich erhuben, in ihrer Seele war noch Theilnahme für den Verfolgten."

„Ich habe nichts als das schwache Wort des Dankes für so viel Gutes, das ich von ihr empfing. Ihr zur Seite zu stehen, so lange sie in der Anstalt walten werde, hab' ich ihr versprochen. Sie scheidet; ich folge."

„Dank aber auch den Aeltern für das allseitige Vertrauen, durch das sie meinem Wirken Boden gegeben haben."

„Dank endlich auch Euch, meine lieben bisherigen Schülerinnen für Eure Liebe und treue Anhänglichkeit, mit der Ihr mich stets erfreut, wodurch Ihr mir oft einige Lichtblicke in das nicht selten sehr ernste Leben meiner Gegenwart gebracht habt. Den Ernst des Lebens, ich hab' ihn nicht in Euern Kreis getragen; und die Schärfe, die man an mir tadelt, Ihr habt sie sicher nicht empfunden; sie hat Euer Paradies nicht getrübt. So lebet wohl und behaltet mich lieb!"

„Und so scheide ich denn von dieser Anstalt und Allen, die mit ihr verbunden, mit den wärmsten Segenswünschen!"

In der pädagogischen Welt ist Wander als Verfasser zahlreicher, anerkannt guter Schulbücher bekannt, die, wie folgt, sind:

Schriften:

1) Der Satz in seiner Allseitigkeit. Lesebuch und Sprachlehre in Verbindung. Berlin 1829.
2) Scheidemünze. Oder: Neue Sprichwörter. Erste und zweite Gabe. Leipzig 1831.
3) Weihnachtsnüsse, oder 500 neue deutsche Sprichwörter für Kinder. Hirschberg 1832.
4) Vollständige Uebungsschule der deutschen Rechtschreibung in 4 Theilen. Berlin 1832.
5) Das Sprichwort angewandt zu Unterredungen über die Sonn- und Festtagsevangelien. 1836. Berlin.
6) Schlesische Schulpräparandenbildung. Hirschberg.
7) Darstellung der beiden ersten schlesischen Lehrerfeste. Meißen 1842.
8) Das dritte schlesische Lehrerfest. Hirschberg 1843.
9) Liederbuch für Lehrerfeste. Hirschberg 1842.
10) Die Volksschule als Staatsanstalt. Leipzig 1842.
11) Der geschmähete Diesterweg. Leipzig 1843.
12) Der deutschen Sprache Lustgarten. Berlin 1839.
13) Erster Führer durch den deutschen Dichterhain. Breslau 1845.
14) Offenes Sendschreiben an den preußischen Kultus-Minister Dr. Eichhorn. Leipzig 1846.
15) Zeittafel für den Geschichtsunterricht. Hirschberg. (4. Aufl. 1850.)
16) Deutsche Jugendbibliothek. 3 Thle. Kinderwelt in Prosa, und 3 Thle. Poetische Kinderwelt. Grimma 1844—1846.
17) Neue Fabeln mit Holzschnitten von Richter. Leipzig 1846.
18) Bibliothek der neuesten Land- und Seereisen. 2 Bde. Hirschb. 1846.
19) Dr. Pfaffius, Theologischer Beweis, daß die Schule eine Dienstmagd der Kirche. Leipzig. 1845.
20) Vollständiger Aufgabenschatz für den Unterricht in der deutschen Sprache. 7 Hefte. Berlin 1842—1846.
21) Päd. Wächter 1849—1853. IV. Jahrgang. Die letzten $^2/_3$ des III. Jahrganges sind, während Wander in den Vereinigten Staaten reisete, vom Lehrer Reimann redigirt.)
22) Der Auswanderungs-Katechismus. Glogau 1852.
23) Verslehre (2. Aufl.) Satzbilderschule. Stylschule. Leipzig 1856.
24) Vollständiger Sprichwörterschatz in 2 Abtheilungen. Leipzig.
25) Ernst Will, oder das Leben in der Gemeinde Strebmannsdorf. Volksbuch. Berlin 1848. (2. Aufl. 1856.)

Wander war ferner Mitarbeiter am Schlesischen Schulboten von Scholz, Schlesischen Schullehrerzeitung, Schlesischen Provinzialblättern, Schlesischen Zeitung, Schlesischen Chronik; an R. Blum's Taschenbuch: Vorwärts, Dr. H. Gräfe's Neuer allgemeiner Schulzeitung und ist jetzt Mitarbeiter des in Hamburg erscheinenden Journales: „Das Jahrhundert."

Dr. Georg Weber,

Direktor der höheren Bürgerschule zu Heidelberg.

Weber Georg, wurde am 10. Februar 1808 zu Bergzabern, einem jetzt zur bayerischen Pfalz gehörigen Städtchen geboren. Schon im dritten Jahre verlor er seinen Vater, der ein bürgerliches Gewerbe trieb, und wurde dann von der verwittweten Mutter in ärmlichen Verhältnissen aber mit liebevollem Herzen erzogen. Als einziges Kind sollte er die Stütze ihres Alters werden. Er verlebte eine harte Jugend voll Arbeit und Entbehrung, voll Mühe und Sorgen, nur erheitert durch die mütterliche Liebe und die schöne Natur, wo grüne Matten und waldige Höhen mit Rebhügeln und Ackerfluren abwechseln. Es war natürlich, daß unter solchen Umständen der Knabe frühe einen ernsten Sinn zeigte und sich trotz eines weichen, empfindsamen Gemüthes und einer warmen Liebe zur Natur und Einsamkeit, die ihn durch's ganze Leben begleitet haben, bald an Selbstthätigkeit und praktisches Handeln gewöhnte. Ohne anderen Unterricht als die dürftige Lehre in einer geringen Volksschule, fühlte der Knabe dennoch bald den Trieb nach höherer Ausbildung in sich. Eine schöne Handschrift verschaffte ihm Zutritt bei dem Dekan des Ortes, der ihn zu Schreiberdiensten gebrauchte und ihm dafür einigen Unterricht im Latein ertheilte. So erreichte er das siebenzehnte Jahr, ohne noch einen Beruf erwählt zu haben. Da erwachte der Wunsch zum Studiren mit solcher Stärke in ihm, daß er alle Schwierigkeiten, die in seiner Lage einem solchen Streben entgegenstanden, überwand. Durch eigene Anstrengung ohne einen Lehrer erwarb er sich im Lateinischen und Griechischen die nöthigen Kenntnisse, um in das Gymnasium zu Speyer eintreten zu können. Vielleicht geschah es aus Rücksichten für sein vorgerücktes Alter und für die Reife des Geistes, die er in anderen Gegenständen beurkundete, daß man ihn in eine Klasse wies, für die ihn seine mangelhafte sprachliche Vorbildung kaum befähigt hätte. Aber durch Fleiß arbeitete er sich bald nach, so daß er im Jahre 1828 nach einem Aufenthalte von vierthalb Jahren mit dem Gymnasial- und Lyceal-Absolutorium versehen die Universität beziehen konnte. Er begab sich nach Erlangen, in der Absicht Theologie zu studiren; aber er änderte bald seinen Plan. Geschichte und alte Literatur, für die ihn schon in Speyer sein Lehrer Anselm Feuerbach, dessen nähern Umgang er genoß, zu begeistern gewußt, waren die Fächer, denen er sich ausschließlich widmete. Von 1829—1830 besuchte er die Universität Heidelberg, wo er neben Creuzer und Bähr besonders in K. Friedr. Hermann den rechten Führer fand. Das Interesse, das er dem Studenten bewies, hat er dem Manne erhalten bis zur Stunde, wo ihn in Göttingen ein allzu früher Tod der Wissenschaft und den Freunden entriß. Nur durch die wohlwollende Unterstützung einiger Gönner konnte Weber den Aufenthalt auf der Universität bestreiten; es war ihm daher höchst

erwünscht, als er durch Vermittelung Hermann's eine Hauslehrerstelle bei einer in Heidelberg wohnhaften englischen Familie erlangte, durch die er den Nahrungssorgen überhoben wurde und die ihn doch nicht so sehr in Anspruch nahm, daß er am Studium gehindert gewesen wäre. Freilich konnte er die Hände nicht in den Schooß legen, was auch nie seine Sache war. Unter diesen Verhältnissen verblieb Weber bis zum Jahre 1833 in Heidelberg, meistens mit Privatstudien beschäftigt in der frühen Morgenstunde und tief in die Nacht hinein, doch besuchte er auch noch einige Vorlesungen, besonders die geschichtlichen von Chr. Fr. Schlosser, mit dem er von der Zeit an in nähere Verbindung kam, ein Umgang, der auf Weber's künftigen Bildungsgang bestimmend einwirkte. Im Jahre 1832 gewann er die akademische Preisfrage durch die lateinische Abhandlung: De Gytheo et rebus navalibus Lacedaemoniorum, die er dann als Dissertation bei seiner Doktor-Promotion drucken ließ. Im Jahre 1833 verließ Weber Heidelberg, um sich mit seinen Zöglingen nach der Schweiz zu begeben. Er verlebte ein Jahr in Genf, wo er das Material zu seiner Schrift: „Der Calvinismus im Verhältniß zum Staat" sammelte. Den Winter 18³⁴/₃₅ verbrachte Weber in Italien, wobei er während eines fünfmonatlichen Aufenthaltes in Rom Gelegenheit hatte, treffliche Studien über Kunst und Alterthum zu machen. Von Italien begab er sich nach Paris, wo die angefangene Schrift über den Calvinismus ausgefertigt wurde, die dann im nächsten Jahr (1836) bei Mohr in Heidelberg im Druck erschien. Hatte er sein Schriftchen über Gytheum seinen beiden ersten Lehrern C. Fr. Hermann und Anselm Feuerbach gewidmet, so widmete er dieses geschichtliche Werk dem Manne, der ihm in dieser Bahn vorzugsweise Führer und Rather war, Chr. Fr. Schlosser. Nach einem zehnmonatlichen Aufenthalt in Paris wurde er von dem Magistrate seiner Vaterstadt Bergzabern zum Subrektor einer neu zu begründenden Lateinschule vorgeschlagen und von der Regierung ernannt. Er bekleidete diese Stelle dritthalb Jahre zur großen Freude seiner bejahrten Mutter, die während dieser Zeit starb. Die Bekanntschaft mit Geheim-Rath v. Thiersch, der sich um die Gründung dieser Schulen große Verdienste erwarb, gehörte zu den angenehmsten Ereignissen in dieser Wirksamkeit. Mit Neujahr 1839 verließ Weber seinen Geburtsort, um in seiner zweiten Heimath Heidelberg, wo viele Freunde für ihn thätig gewesen waren, die Stelle eines wissenschaftlich gebildeten Lehrers an der höheren Bürgerschule zu übernehmen. Hier begründete er seinen Hausstand, indem er sich verheirathete und einige Zeit nachher am schönen Neckarufer sich ein Haus baute und setzte seine geschichtlichen Studien und Arbeiten fort. Außer mehreren Abhandlungen und Recensionen in den „Heidelberger Jahrbüchern," in den „Theologischen Studien und Kritiken" arbeitete er eine „Geschichte der englischen Reformation" aus, die anfangs auf 4 Bände berechnet den Titel: „Geschichte der akatholischen Kirchen und Sekten

in Großbritannien" führte, aber mit der Reformationsgeschichte in 2 Bänden abgeschlossen ward (Leipzig 1845 und 1853). Damit verwandt ist eine größere Arbeit über „Milton's prosaische Schriften" in Raumer's historischem Taschenbuch Jahrgang 1852 und 1853. Zwei Reisen nach England in den Jahren 1842 und 1851 hatten ihm zu einer tiefern Einsicht in die Sitten, Lebensanschauungen und Nationaleigenthümlichkeiten dieses Volkes verholfen. Aber durch seinen Beruf als Geschichtslehrer an der Anstalt auf „Weltgeschichte" hingewiesen, hat Weber sich in den letzten Jahren ausschließlich diesen zusammenfassenden Arbeiten gewidmet, besonders seitdem ihm nach dem Tode des Direktors Louis im Mai 1848 die Direktion der Höheren Bürgerschule übertragen wurde, welche Stelle er bis zur Stunde bekleidet. Von seinem „Lehrbuch der Weltgeschichte" erschienen in neun Jahren (1847 — 1856) sieben starke Auflagen; von seiner „Weltgeschichte in übersichtlicher Darstellung" wird soeben die fünfte Auflage veranstaltet. Seine noch übrigen Lebensjahre wird die größere auf 10 — 12 Bände berechnete: „Allgemeine Weltgeschichte für die gebildeten Stände" ausfüllen, wobei sein einziger Wunsch ist, daß seine Lebenskraft und Lebensdauer zur Beendigung dieses Unternehmens hinreichen möge. Die beiden Sammelwerke, sowohl das literarisch-historische Lesebuch, das in den Jahren 1851 und 1852 in 5 Bändchen erschien, als das „Lesebuch zur deutschen Literaturgeschichte" (1856) sollten als Ergänzungen der literargeschichtlichen Abschnitte des „Lehrbuchs" dienen.

Johann Christian Weeber.

Weeber Johann Christian, geboren in Warmbronn, einem württembergischen Dorfe, den 4. Juli 1808. Von seinem Vater, dem dortigen Schullehrer und Organisten für's Lehrfach bestimmt und gebildet, übernahm er im Jahre 1825 eine Lehrgehilfenstelle an der Mädchenschule zu Metzingen, von wo aus er nach Stetten im Remsthale übersiedelte und im Frühlinge 1831 an der dortigen neu gegründeten Privat-Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt als Musiklehrer eintrat. Hier fand er Gelegenheit, seinem Lieblingsfache, der edlen Musika, die er schon in seinen Knabenjahren unter Anleitung seines Vaters und des Organisten Weller zu Vaihingen a. d. Enz mit besonderer Vorliebe gepflegt hatte, in umfassender Weise zu huldigen. Außer der Instrumental-Musik war es besonders der Gesang, der seiner weiteren musikalischen Ausbildung besondern Vorschub leistete. Die Meisterwerke eines Händel u. A., welche zeitweise in der Anstalt zur Aufführung kamen, machte er zu seinen täglichen Studien.*)

*) Längere Ferien benützte er mehrmals zu größeren Reisen, um musikalische Autoritäten kennen zu lernen, und sich mit denselben in Verkehr zu setzen.

Dabei war es ihm möglich, in dem benachbarten Stuttgart viele gediegene Musik jeder Art hören zu können, auch mit manchen erfahrenen und berühmten Tonsetzern, unter denen ganz besonders Dr. Konrad Kocher zu nennen ist, Umgang zu pflegen. Unter Anleitung des letztern wurde er vorzüglich in's Fach der Kirchenmusik hineingezogen, und so kam es denn auch, daß ihm im Jahre 1843 bei Errichtung des Königl. Schullehrer-Seminars in Nürtingen die Stelle eines Oberlehrers für Musik übertragen wurde, die er nun seither, und wie er hofft, — nicht ohne Segen, — bekleidet. — Einige Jahre später wurde ihm von der städtischen Behörde auf sehr zuvorkommende Weise die Organisten- und Musikdirektors-Stelle an der Stadtkirche beigegeben.

Das Jahr 1850 machte ihm sein Berufsleben ganz besonders wichtig. Zum Gedächtnisse des hundertjährigen Todestages Johann Sebastian Bach's veranstaltete er nämlich im Vereine einiger Nachbarstädte am 14. August in Nürtingen eine musikalische Feier, um den, immer noch zu wenig gehörten unsterblichen Meister einem größeren Publikum, namentlich der Lehrerwelt, als Heros kirchlicher Tonkunst vorzuführen. Dieser herrliche Tag hatte zur Folge, daß endlich auch in Württemberg, wie schon lange her in Norddeutschland, die Lehrergesangfeste, — deren Tendenz ist, die ächt klassische Kirchenmusik, nämlich das Oratorium, den geistlichen Männergesang, sowie das Orgelspiel unter den Lehrern zu pflegen und zu fördern, — unter seiner Veranstaltung und Leitung und mit kräftiger Unterstützung des Seminar-Vorstandes zu Stande kommen konnten, — wovon das erste am 14. August 1856 in Nürtingen, das zweite am 6. August 1857 in Hall, und das dritte am 5. August 1858 in Kirchheim u. T. mit günstigem Erfolge abgehalten wurde. Dadurch vornehmlich hoffte er den Grund zu einer stetigen nicht ohne nachhaltige Wirkung bleibenden Vereinigung unter den Lehrern im Interesse der Pflege der Tonkunst in Kirche und Schule gelegt zu haben. —

Seit dem Jahre 1842 sind von ihm im Drucke erschienen:

1) Leichte Orgelstücke zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienst. Stuttgart.

2) Liederbuch für die deutsche Schuljugend. Eine Sammlung zweistimmiger Lieder, mit besonderer Rücksicht auf einheimische Volksweisen. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Stuttgart. 1848.

3) Liederbuch für das deutsche Volk. Vierstimmige Männerchöre. Stuttgart. 1851.

4) Liedersammlung für die Schule. Vier Abtheilungen in stufenmäßig geordneter Folge bearbeitet (in Gemeinschaft mit Pfarrer Krauß.) Dritte Aufl. Stuttgart. 1854.

5) Kirchliche Chorgesänge zum Gebrauche beim evangelischen Gottesdienste aus alter und neuer Zeit. Der Zeitfolge und Schwierigkeit

nach zusammengetragen. (In Gemeinschaft mit Pfarrer Krauß.) Heft 1—4. Stuttgart. 1854.

6) Die Tonleiterübungen für das Pianoforte, diatonisch und chromatisch in Oktaven, Decimen, Sexten und Terzen, nebst den gebrochenen Akkorden und den Harmonie-Verbindungen der ersten, vierten und fünften Stufe in engen und weiten Lagen bearbeitet ꝛc. Stuttgart. 1856.

7) Kirchliche Männerchöre aus alter und neuer Zeit zur Pflege des edleren Kirchengesangs gesammelt und bearbeitet ꝛc. Stuttgart. 1856.

8) Sammlung leichter kirchlicher Gesänge zum Gebrauche in Schule und Kirche, als Vorschule zu den „kirchlichen Chorgesängen" gesammelt und bearbeitet (in Gemeinschaft mit Pfarrer Krauß.) Erstes und zweites Heft Stuttgart. 1858.

9) Pfingstgruß, Gedicht von Schuster. Für vierstimmigen Männer-Chor komponirt und dem schwäbischen Sängerbunde gewidmet. Stuttgart. 1858.

10) Mehrere vierstimmige Choräle in Dr. C. Kocher's „Zionsharfe." Stuttgart.

Albert Werfer,

Pfarrer und Bezirks-Schulinspektor zu Essendorf bei Biberach.

Werfer Albert, wurde geboren den 27. September 1815 zu Neresheim in Württemberg, wo sein Vater als Oberamtsarzt angestellt war. Letzterer starb in gleicher Eigenschaft zu Ellwangen, da A. Werfer kaum sieben Jahre zählte, ohne Hinterlassung eines Vermögens. Seine ganze Erziehung fiel nun der Mutter anheim, einer Schwester Christoph Schmid's, des Verfassers der Ostereier. Die eben so geist- als gemüthreiche Frau ließ es sich auf alle Weise angelegen sein, die Keime unserer heiligen Religion in dem Herzen des Knaben zu pflegen und scheute, obwohl Wittwe, kein Opfer, demselben eine sehr sorgfältige Bildung geben zu lassen. Ihr Bruder Christoph Schmid und ein Onkel väterlicher Seits, der Rektor am Gymnasium zu Ellwangen war, unterstützten die Mutter mit Rath und That. Drei Geschwister A. Werfer's hatte Gott schon frühe in der Blüthe ihrer Jahre zu sich genommen.

Nachdem A. Werfer das Gymnasium zu Ellwangen absolvirt hatte, begab er sich nach München, um dort bei Schelling, Schubert und Franz Bader Philosophie zu hören. Empfehlungen von Christoph Schmid verschafften ihm freien Zutritt im Hause v. Schubert's, der „dem Sohne einer Wittwe" sogleich das Honorar für seine Kollegien erließ. Neben dem Studium der Philosophie zog das damals eben in München aufblühende Leben der Kunst den Jüngling mächtig an; und er brachte seine freie Zeit meistens in den Kunst-

sammlungen und in Künstleratteliers zu. Noch schwankend, welchen Beruf er wählen solle, veranlaßte ihn der Besuch der Vorlesungen des damals von Tübingen nach München berufenen berühmten Professors Möhler, sich der Theologie zuzuwenden. Die Vorträge und die Persönlichkeit Möhler's hatten ihn für dieses Fach ganz begeistert. Er trat daher im Jahre 1838 in das Wilhelmsstift zu Tübingen, worin die Kandidaten der kath. Theologie in Württemberg ihre volle Ausbildung nebst fast freier Verpflegung erhalten. Im Herbste 1840 wurde A. Werfer in Rottenburg am Neckar zum Priester geweiht und feierte sein erstes heiliges Meßopfer in der schönen Wallfahrtskirche Schöneberg bei Ellwangen. Chr. Schmid hielt die Festrede dabei.

Hierauf war A. Werfer Vikar bei Prälat Friedrich von Walter, Pfarrer zu Kirchbierlingen, wurde aber nach dem Tode dieses ausgezeichneten Mannes schon im Herbste 1841 wieder nach Tübingen berufen und zum Repetenten der Philosophie und Theologie am Wilhelmsstifte ernannt. Außer den gesetzlichen Repetitionen las er hier ein Kolleg über Anthropologie und eröffnete für die Studirenden deutsche Stylübungen, mit denen er Vorträge über deutsche Literaturgeschichte verband. Während seines Aufenthaltes zu Tübingen gab A. Werfer seine erste Schrift heraus: Quintin Messis, ein Gedicht in zwölf Gesängen. Augsburg, J. Wolffische Buchhandlung. 1843. Es hat die Jugendgeschichte des berühmten, niederländischen Malers Quintin Messis zum Gegenstand. Die Berliner „Literatur-Zeitung“ erkannte das Gedicht zwar für eine Erstlingsarbeit, ermunterte aber „den Begabten“ zum muthigen Fortschreiten auf dieser Bahn. Als Repetent trat A. Werfer in Tübingen in ein näheres Verhältniß zu seinen früheren Lehrern, den Professoren Dr. von Kuhn und von Hefele, was nicht wenig zu seiner Weiterbildung beitrug.

Nach zwei Jahren wurde ein Benefizium in Essendorf bei Biberach erledigt, das die Universität Freiburg im Breisgau zu vergeben hatte. Einestheils um seine betagte Mutter zu sich nehmen zu können, anderntheils, um den damals in Tübingen für kirchlich gesinnte Männer eben nicht angenehmen Verhältnissen auszuweichen, suchte A. Werfer um dieses Benefizium an, und wurde vom Senate zu Freiburg einstimmig zum Kaplan (wie man in Württemberg sagt) ernannt. Er bezog diese Stelle im Spätherbste 1843, nahm seine Mutter zu sich und verlebte in ihrem Umgange zehn schöne Jahre in ländlicher Zurückgezogenheit. Die Muse, welche ihm das Kaplaneileben gewährte, benützte er zu schriftstellerischen Arbeiten. Im Jahre 1845 gab er bei Laupp in Tübingen sein „deutsches Legenden-Buch“ heraus. Sein Hauptzweck war dabei, der Legende wieder jenes alte prunklose, edle Gewand zu geben, das ihr neuere Bearbeiter vielfach ausgezogen hatten. Nach Ansicht der Kritiker war dem Verfasser dies auch wirklich gelungen und Professor v. Drey in Tübingen, ein feiner Kenner der Literatur äußerte hierüber in einem

Briefe: „Der Ton dieser Darstellung von Legenden hat mir so wohl gefallen, daß ich das Buch zu denjenigen gestellt habe, welche ich nächstens in das Bad zu Niedernau mitnehmen will.“

Diesem Buche ließ A. Werfer mehrere Erzählungen folgen, von denen besonders hervorzuheben sind: Lebensbilder aus dem Volke und für das Volk. Tübingen, Laupp'sche Buchhandlung. 1. Auflage. 1848. 2. Aufl. 1856. Die barmherzige Schwester, eine Erzählung. 1. Aufl. 1850. 2. Aufl. 1856 und die Verlobten von Alessandro Manzoni; bearbeitet für die reifere Jugend und die Gebildeten im Volke. Mit einer Vorrede von Chr. v. Schmid, Verfasser der Ostereier. Tübingen bei Laupp, 1847, in zwei Ausgaben. Diese Schriften wurden mit Beifall angezeigt und gelesen und verschafften dem Verfasser einen Namen als Volks- und Jugendschriftsteller. Nur ist der Preis derselben zu hoch, um eine größere Verbreitung im Volke selbst zu finden.

Im Jahre 1851 gab A. Werfer Gedichte heraus, gleichfalls bei Laupp in Tübingen. Wolfgang Menzel zeigte sie in seinem Literaturblatte (Nr. 42) an und nimmt, indem er mehrere aushebt, dabei Veranlassung, über Poesie im Allgemeinen und christliche Poesie insbesondere zu sprechen. Er hebt mit Freude hervor, daß der Dichter vielfach den in der deutschen Poesie so beliebten subjektiven Reflexions-Standpunkt zu verlassen angefangen hat. Geheimrath v. Schubert, der ehemalige Lehrer A. Werfer's schrieb diesem darüber: „Der sanfte, stille, Johanneische Sinn, der in diesen Gedichten waltet, bezeugt nicht nur Ihre äußere, er bezeugt eine innere Aehnlichkeit mit Ihrem theuern Oheim, dem Domkapitular Christoph v. Schmid. Wie thun doch solche Töne des Friedens dem Herzen so wohl in dieser Zeit, darin man so viele rauhe Mißtöne vernehmen muß!“

Im Jahre 1852 wurde A. Werfer zum Bezirks-Schulinspektor ernannt und zugleich zum Mitgliede einer Kommission für Herausgabe eines neuen Lesebuchs für die kath. Volksschulen Württembergs. Im Jahre 1854 wurde er von dem Senate der Universität Freiburg zum Pfarrer in Essendorf ernannt. In diesem Jahre verlor er seinen ehrwürdigen Oheim Christoph v. Schmid und seine geliebte Mutter, die beide an der Cholera zu Augsburg starben.

In den Besitz der hinterlassenen Schriften des Verfassers der Ostereier gekommen, hat A. Werfer bisher ein Bändchen mit drei neuen Erzählungen Chr. Schmid's herausgegeben. Auf den ausdrücklichen Wunsch seines verewigten Oheims hat er auch dessen Lebensbeschreibung, die bisher nur Bruchstück war, vollendet. Das letzte Bändchen erschien im vorigen Jahre in der Wolff'schen Buchhandlung zu Augsburg unter dem Titel: „Erinnerungen aus meinem Leben von Christoph v. Schmid. Viertes Bändchen: Spätere Berufsjahre, Schriftstellerleben, Lebens-Ende. Herausgegeben von A. Werfer, mit Facsimile.“ Die Augsburger Postzeitung sagt, daß dem

Vollender dieser Biographie dafür „der wärmste Dank und die allseitigste Anerkennung gebührt."

Weitere Schriften A. Werfer's sind: Leben der heil. Elisabeth von Ungarn. Regensburg bei Manz 1844. Legenden für die christkatholische Jugend, Stuttgart bei Stoppani 1847. Kath. Missionsbüchlein in 2 Auflagen. Gmünd 1850 und 1851. Heinrich das Findelkind. Tübingen bei Laupp 1852 und Leben ausgezeichneter Katholiken der drei letzten Jahrhunderte, herausgegeben unter Mitwirkung Anderer von A. Werfer, vierzehn Bändchen, 1851 bis 1856, bei Hurter in Schaffhausen. Ferner gab er den Jahrgang 1848 des Kalenders für Zeit und Ewigkeit heraus, verfaßte die Artikel über christliche Kunst in dem Kirchen-Lexikon von Wetzer und Welte und war Mitarbeiter an dem Hausbuch für christliche Unterhaltung von Dr. Lang ꝛc. Seine ausgedehnte Pfarrei und sein Schulbezirk zugleich gönnen diesem Schriftsteller jetzt wenig mehr Muse und er möchte wieder gerne in einen ruhigern Wirkungskreis zurückkehren, einestheils um den Nachlaß der Schriften des Verfassers der Ostereier herauszugeben, anderntheils um selbst noch als Schriftsteller seinen Mitmenschen nützlich werden zu können.

Ignaz Heinrich Wessenberg,

Großh. Bad. Geheimer Rath und vormaliger Bisthums-Verweser in Konstanz.

Wessenberg Ignaz Heinrich, Freiherr von Ampringen, ein Mann des Lichts, dessen unermüdliche Thätigkeit auf die Aufklärung und Veredlung der Menschheit von je gerichtet war, wurde am 14. Oktober 1774 zu Dresden geboren. Sein Vater war Erzieher von Friedrich August, nachher Oberhofmeister der Churfürstin und Konferenzminister. Seine Studien machte Wessenberg zum Theil zu Dillingen unter G. M. Sailer's Leitung, zum Theil in Würzburg und Wien. Würzburg war damals, wie er selbst sagt, die trefflichste Lehranstalt für junge Männer, die sich für Kirchenämter ausbilden und befähigen wollten, weil dort der Geist Franz Ludwigs von Erthal waltete, der einen Verein ausgezeichneter Lehrer angestellt hatte, deren Streben weniger auf Glanz und Celebrität, als auf gründlichen Unterricht und Veredlung der Schüler gerichtet war. Dem Adel und Ansehen seiner Familie verdankte er schon als Jüngling Domherrnstellen in mehreren deutschen Hochstiftern; seinen ernsten Studien und der Freundschaft Karls v. Dalberg Klarheit und Unbefangenheit in seinen religiösen Ansichten; seinem eigenen Herzen die lebendige Frömmigkeit, die ihn zur Verwaltung geistlicher Aemter vor anderen geschickt machte. Er war zum Domdechant in Konstanz herangerückt, als ihn Dalberg 1802 zum Generalvikar dieses auch einen großen Theil der westlichen und mittleren Schweiz umfassenden,

Bisthums erhob. In diesem bedeutenden Wirkungskreise war er besonders darauf bedacht, die Geistlichkeit weiter heranzubilden, und schuf sich ein wirksames Hilfsmittel dazu, in dem seit 1804 von ihm herausgegebenen „Archiv für Pastoralkonferenzen in den Landkapiteln des Bisthums Konstanz" (Freiburg). Er suchte der deutschen Sprache in der Liturgie den gebührenden Einfluß zu verschaffen, den deutschen Kirchengesang einzuführen, die Seelsorge fruchtbarer zu machen, und erließ gebildete Fastenmandate. Bei Ertheilung von Dispensationen verfuhr er nur nach den Anweisungen seines Bischofes (Dalberg) und der durch die Umstände gebotenen Billigkeit. Im Einverständnisse mit der Regierung des Kantons Luzern ging er schon 1806 an die Ausführung des Planes, die Ueberzahl der Klöster zu vermindern, ein Seminar und Priesterhaus für junge Geistliche zu errichten, so wie eine große Armenanstalt zu gründen. Vom päpstlichen Nuntius zu Luzern verdächtigt, verweigerte ihm die römische Curie die Bestätigung zu seiner 1814 durch Dalberg bewirkten Berufung zur Coadjutors-Stelle im Bisthum Konstanz, und da ihn nach Dalberg's Tod die Kapitularen zum Bisthums-Verweser ernannt hatten, befahl ihnen der Papst durch Breve vom 15. März 1817 die Wahl eines im bessern Rufe stehenden Subjekts. Wessenberg sollte unbedingt sein Amt niederlegen. Zu seiner persönlichen Rechtfertigung reiste Wessenberg nach Rom, ohne jedoch seinen Hauptzweck zu erreichen. Die Erwiderungen Consalvi's auf seine Vertheidigungs-Schriften enthalten nichts als eine Menge theils wahrheitswidriger Beschuldigungen, theils ungerechter Vorwürfe, und das schließliche Ansinnen einer unbedingten Verzichtleistung auf sein Amt. Endlich erklärte Wessenberg der römischen Curie, daß er auf der Linie seiner Verpflichtungen gegen seinen Landesherrn, das Bisthum Konstanz und Deutschland still stehen müsse, nachdem er seine persönlichen Gesinnungen gegen das Oberhaupt der katholischen Kirche ausgesprochen habe. In dieser männlichen und gesetzmäßigen Haltung gegen die römische Curie bestärkte ihn der Großherzog von Baden, der erklärte, Wessenberg in der Ausübung seines Amtes schützen zu wollen. Zugleich erklärte der Großherzog, die Sache für eine allgemeine Kirchenangelegenheit deutscher Nation, und brachte die mit officiellen Aktenstücken herausgegebene Denkschrift: „Ueber das neueste Verfahren der römischen Curie gegen den Bisthums-Verweser" an den deutschen Bundestag. Endlich wurde in Folge des Konkordats, das Leopold's Nachfolger mit dem Papste 1827 abschloß, das Bisthum Konstanz aufgelöst und Wessenberg fiel als erstes Opfer. Seitdem lebte er in Baden als Privatmann, fortwährend einem besonnenen Fortschritte auf dem Gebiete der katholischen Kirche huldigend. In der Versammlung der Stände des Großherzogthums Baden zeichnete er sich unter den Mitgliedern der ersten Kammer durch Thätigkeit und großherzige Denkungsart aus. Zu seinen zahlreichen Schriften gehören:

1) „Die Elementarbildung des Volkes." Zürich. 2. Aufl. 1833.
2) „Philosophisch = historische Betrachtungen über Schwärmerei." Heilbronn. 1833.
3) „Die christlichen Bilder." St. Gallen. 2. Aufl. 1845.
4) „Betrachtungen über die wichtigsten Gegenstände im Bildungsgange der Menschheit." Aarau. 1836; sowie einige kleine ascetische Schriften.

Auch als zarter und frommer Dichter bewies sich Wessenberg in dem Epos: „Fenelon." Konstanz 1812, in den „Blüthen aus Italien" daselbst; „Pilgerfahrt eines Jünglings," daselbst 1831.

Wir schließen diese biographische Skizze mit Wessenberg's eigenen Worten, die wir einem Briefe des edlen Mannes entnehmen. „Vor Kurzem bin ich" — so schreibt er — „in mein 79. Lebensjahr getreten, und ich verwende jetzt die Tage, welche mir Gott noch hienieden verleihen will, um ein Paar Werke, die mich schon lange Zeit beschäftigen, zu vollenden. Das eine handelt „Von der wahren und wünschenswerthen Eintracht zwischen Kirche und Staat," das andere sucht den „Wahren Zusammenhang aller Dinge mit, durch und in Gott" in gründlicher und faßlicher Weise darzustellen. Den Abend meines Lebens erheitert mir das Bewußtsein, in meinem Wirken und Bestreben immer die Förderung des Reiches Gottes im Auge gehabt zu haben und das innigste Vertrauen auf die Leitung der ewigen Liebe und Weisheit begleitet mich in das Jenseits."

Dr. W. Wiegand,

Direktor des Gymnasiums und der Realschule zu Worms.

Wiegand Wilhelm Dr. wurde geboren zu Herbstein, einer kleinen Stadt des ehemaligen Fürstenthums Fulda, welche seit 11. Mai 1810 zum Großherzogthum Hessen = Darmstadt gehört. Der einzige Sohn seiner Eltern, welche er frühe verlor, besuchte derselbe zu seiner wissenschaftlichen Ausbildung das Gymnasium, sowie das damalige Lyceum, eine vollständige phil. Fakultät in drei Jahres=Cursen nach der Organisation von Gierig zu Fulda, sodann die Großherzoglich hessische Landesuniversität zu Gießen, um Philologie zu studieren. Ostern 1828 bestand er das vorschriftsmäßige Gymnasiallehrer=Examen, erwarb sich durch öffentliche Vertheidigung einer lateinisch geschriebenen Abhandlung über die platonischen Briefe die Doctor = Würde, und hielt nun von Ostern 1828 bis Sommer 1829 Vorlesungen an der Landesuniversität über Geschichte der alten Philosophie, über Plato's Phädo und Simposien, sowie über Lucretii de rerum natura et Ciceronis de natura deorum. Im Juni 1829 ward er als erster Lehrer an dem aus einer vormaligen französischen Secondärschule reorganisirten Gymnasium zu Worms angestellt, am 14. Sept. 1833 provisorisch, und am 4. März 1834 definitiv an eben demselben als

Director ernannt. Im Jahr 1834 wurde er nebstdem vorsitzendes, später nach Anstellung der diese Funktion auch in Rheinhessen übernehmenden Kreisräthe, außerordentliches Mitglied der Kreisschul-Commission des Kreises Worms, (für das Volksschulwesen,) 1837 wurde er außerdem prov. Rektor der städtischen Volksschulen, um die beschlossene Reorganisation derselben auszuführen; nachdem 1853 mit dem Gymnasium eine Realschule verbunden worden war, trat er das 16 Jahre lang provisorisch geführte Rektorat der Stadtschulen ab, und übernahm dafür 1853 nebst dem Gymnasial-Direktorat zugleich die Direktion der in demselben Lokale befindlichen Realschule.

Im Drucke erschienene Schriften.

I. Selbstständig im Buchhandel erschienene Schriftwerke.

1) Epistolarum quae Platonis nomine vulgo feruntur specimen criticum, Gissae 1828.
2) Grundriß der Geschichte der Philosophie für die Schüler der obersten Klasse von Gymnasien und für angehende Studierende. Worms bei Schmidt. 1854.
3) Plato's Staat, übersetzt (Bch. I. — V.) von Prof. Dr. W. S. Teuffel zu Tübingen und (Bch. VI. — X.) von Dr. W. Wiegand. Stuttgart bei Metzler 1855, zweite Auflage 1858.
4) Plato's dreizehn moralisch politische Briefe, zum ersten Male treu und allg. verständlich verdeutscht, durch sprachliche, historische und philosophische Anmerkungen erläutert. Stuttgart. 1858 (unter d. Presse.)
5) Zur Geschichte der Wormser Bischöfe I. Theil. Worms bei Schmidt. 1855.
6) Einleitung in Plato's Gottesstaat für junge Freunde der Akademie. Worms 1858.

II. Beilagen zu Schul-Programmen.

A. Zum Gymnasial-Programm.

1838: 1) Ueber die Frequenz der Anstalt vom J. 1804 — 1838. 2) Ueber die verschiedenen Gymnasial-Fonds. 3) Reorganisation der Stadtschulen.

1839: 1) Ueber die gut eingerichtete Volksschule als beste Vorbereitung für den höhern Unterricht. 2) Ueber Erweiterung des Real-Unterrichtes. 3) Ueber den vormaligen Rektor Wiener und die von ihm (in der Darmstädter-Gymnasial-Bibliothek befindliche) Programmen-Sammlung

1840: Ueber die ursprüngliche Einheit der platonischen Politie.

1841: Ueber die Stufen der menschlichen Erkenntniß, und deren Hauptirrwege.

1842: Erklärung von Plato's Politie X., S. 620. B.

1843: Blick auf die Zukunft des deutschen Schulwesens. Eine Schlußrede der öffentlichen Prüfung als Rückblick auf die letzten 10 Schuljahre.

1845: Vorläufiger Bericht über den Erfolg des praktischen Versuches einer Versöhnung der feindlichen Principien des Unterrichtswesens.

1846: Sendschreiben an Fr. Osann über Plato's Politie IX., 9.

1847: 1) Schlußrede der vorjährigen Prüfung über die Frage: wiefern sind Gymnasien philosophische Bildungsanstalten? 2) Probe einer Uebersetzung der platonischen Politie.

1848: Die alten Wormser Schulgesetze nach einer aufgefundenen schriftlichen Urkunde.

1849: Zur Methode des Unterrichtes in der deutschen Sprache.

1850: 1) Weitere Erfahrungen über die Verbindung von Realklassen mit dem Gymnasium. 2) Vorschlag zur Erleichterung des Erlernens der fremden Sprachen. 3) Zur Vermittlung des niedern oder höhern Unterrichtes.

1852: Drei Paragraphen über Ideal, Eintheilung und Gliederung der Philosophie.

1853: Ueber die Mathematik: ihr Verhältniß zur Philosophie und den Erfahrungswissenschaften, systematischer Ueberblick ihrer Disciplinen, ihre Geschichte.

1854: Symbolae criticae ad Epistolarum quae Platoni vulgo tribuuntur secundam (auch separat im Buchhandel erschienen.)

1855: Weiteres Bruchstück von dem Wegweiser zur Wissenschaft und zum Studium der Hochschule über die Naturwissenschaften, handschriftliche Leichenrede über den ehemaligen Wormser Rektor Friedrich Zorn, Verfasser der Wormser Chronik.

1856: a) Philosophische Gründe für die Unsterblichkeit der Seele, 1) aus Buch X. des platonischen Staates, Probe einer neuen Uebersetzung dieses Schriftwerkes, 2) aus Plato's Phädo, eine Rede, 3) aus der Betrachtung der Stufenleiter der Schöpfung, ein Gedicht.
b) Nachruf an den verewigten Prof. K. F. Hermann zu Göttingen.
c) Das tausendjährige Gedächtniß an den ersten Lehrer Deutschlands, Hrabanus Maurus zu Fulda und Mainz, sowie an seinen Studien-Freund und Amtsbruder Samuel, Bischof von Worms.

1857: Uebersetzung und Erklärung des sechsten platonischen Briefes (auch separat im Buchhandel erschienen.)

1858: Schulvorträge und Einleitung in Plato's Gottesstaat (oben, unter I. 6.)

B. Zum Stadtschulen-Programm.

1) 1840: Geschichte des Wormser Gesammtschulwesens.

2) 1842: Haus- und Schulordnung der Wormser Elementar-Stadtschulen.

3) 1843: Das Verhältniß der Volksschule zu den Bildungsanstalten für praktische Berufsthätigkeit.

4) 1851: Beitrag zu einer Einigungsformel für den Unterricht in der deutschen Sprache.

5) 1852: Nachricht über ein altes Schulfest der ehemaligen Freireichsstadt Worms, genannt der Wiesengang, ein Beispiel der Vorzeit für die Jetztzeit.

III. Beiträge zu philologischen und pädagogischen Zeitschriften.

A. Abhandlungen.

1) Epistolarum quae Platonis nomine vulgo feruntur spec. crit. Gissae 1828.

2) Ueber den Zweck, welchen Plato bei der Abfassung seines Dialogs Ione vor Augen gehabt — in der Darmst. Allg. Schulzeitung 1828 Nr. 159.

3) Homer und die kyklischen Dichter — ebend. 1831.

4) Ciceronis locus ex I. libro de Nat. Deorum coniectura correctus — ebend. II. Abthl. 1829 Nr. 122, — von Orelli in seiner Ausgabe des Cicero (Vol. IV. P. 2. p. 597.) gebilligt.

5) Epistola critica (de VI. u. VIII. Ep. Plat.) ad Fr. Osannum ebend. Nr. 139.
6) Aehrenlese der Kritik und Erklärung des Plat. Staates — in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. J. 1834, 1835, 1842 (und in den obengenannten Programmen von 1842 u. 1846.)
7) Verbesserung einer Corruptel des Polybius VI. 32. und hiemit Berichtigung versch. (falscher) Ansichten über die Beschaffenheit des römischen Lagers — in Jahn's Jahrbuch für Philologie und Pädagogik, Supplement-Band IV. 1836. Heft II. S. 292. — als die richtige Ansicht gewürdigt von Herrn Prof. Joach. Marquardt, in Danzig, in dem (von Prof. Becker zu Leipzig begonnenen) Handb. der römischen Alterth. III. Thl., 2. Abthl., S. 319. (Leipzig 1853.)
8) Das Gymnasium zu Worms oder Geschichte seiner Erhaltung in krit. Zeiten — in der Gymnasial-Z., Beibl. zur Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft. 1841.
9) Ueber die Tendenz des erweiterten Gymnasiums zu Worms. — in der Päd. Revüe. 1846. Bd. XII.

B. Recensionen..

1) Initia philosophiae Platonicae auct. Ph. G. v. Heusde. Traiecli ad Rhenum 1827 — in Dr. Seebode's Krit. Bibl. 1828. Nr. 35.
2) Platon's Phädon von Große. Halle 1828. — ebend. 1829. Nr. 72.
3) Platonis Dial. select. rec. etc. Stallbaum. Vol. I. sect. 1.—3. Gothae 1827 — ebend. Nr. 73.
4) Selecta principum Historicorum.... discipulorum institutioni accom. D. Wyttenbach. Ed. auct. et em. Lips. 1825. — ebend. 1830. Nr. 75.
5) Platonis Phaedo expl. et emend. proleg. et annot. D. Wyttenbachii, access. suppl. Wyttenbachii notatio cr. editoris Germanici. Lips. 1825. — ebend.
6) Platonis Dialogi secundum Thrasylli tetralogias dispositi. Ex rec. K. F. Hermanni. Lips. 1851—53. — in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1853. Nr. 69 — 71.
7) Uebersicht der griechisch römischen Philosophie von Prof. K. Prantl in München — in der Darmstädter Allg. Schulzeitung. 1854. Nr. 142.
8) Plato's ausgewählte Werke. Deutsch von Prof. Prantl in München. I. Bd. Phädo, II. Bd. Gastmahl. Stuttg. 1854. ebend. Nr. 143.

IV. Reden.

1) Ueber die Aufgabe des erweiterten Gymnasiums zu Worms und die hauptsächlichsten Bedingungen ihrer Lösung — abgedruckt in der oben erwähnten Gymnasial-Zeitung 1842.
2) Zur Beantwortung der Frage: Warum hat die so schöne Saat Pestalozzi's noch so wenige entsprechende Früchte getragen? Eine Rede an der Feier des 100jährigen Geburtstages Pestalozzi's, gehalten am 12. Januar 1845 — abgedruckt in den Rhein. Blättern für Erziehung und Unterricht. Bd. 36. Heft 1. S. 3 — 18.
3) Rede zum 50jährigen Jubiläum des aus dem kath. Seminar und protestant. Gymnasium 1804 vereinigten paritätischen Gymnasiums zu Worms, zugleich eine Geschichte dieser Anstalt enthaltend. Worms, im Verlag von D. Schmidt.
4) Schlußworte der Gymnasialprüfung 1855 über die zwei Hauptarten

von Gymnasialschülern und über die Gefahren für die Jünglinge auf der Hochschule — in der Darmstädter Allg. Schulzeitung 1855 Nr. 63.

5) Eröffnungsrede bei der Gymnasialprüfung 1857 über die Wichtigkeit der Schulprüfung für Schüler, Lehrer, Eltern und die nächste Umgebung der Schule. — ebend. 1857 Nr. 17.

6) Worte an die abgehenden Realschüler, wie nothwendig es sei, für die scientifische und sittliche Bildung, daß der ganze Cursus der Realschulen absolvirt werde; Worte an die zur Universität abgehenden Primaner über den Umfang der Philologie und über die vernünftige Methode des Unterrichtes im Griechischen und Lateinischen. — ebend. (Nr. 5 u. 6. auch im Progr. 58.)

V. Festliche Gelegenheits-Gedichte.

1) Elegie (Deutsch) auf den Tod Sr. K. H. des Großherzogs Ludwig I. 1830, in der Wormser Zeitung.

2) Lateinische Ode und deutsches Gedicht beim Scheiden des pensionirten Direktors Schneidler 1830.

3) Gratulations-Gedicht bei der hohen Vermählung Sr. K. H. des Erbgroßherzogs Ludwig mit J. K. H. der Prinzessin Mathilde von Bayern. 1833.

4) Lateinisches Gedicht auf das 25jährige Jubiläum der Besitznahme der Rhein-Provinz von der Großherzoglichen Regierung — in der Wormser Zeitung. 1841.

5) Lateinische Elegie auf den Tod Sr. K. H. des Großherzogs Ludwig II.

6) Gedicht gelegentlich des Besuchs der Stadt Worms am 22. März 1848 von J. J. K. K. H. H. dem Großherzoge Ludwig III. und der Großherzogin Mathilde.

7) Lateinische Elegie auf die 100jährige Gedächtnißfeier der Geburt des in Gott ruhenden Großherzogs Ludwig I. 1854.

8) Ode auf das 50jährige Jubiläum des vereinigten Gymnasiums zu Worms, in Musik gesetzt von Kunz. 1854.

Von vorstehenden und andern festlichen Gelegenheits-Gedichten erschien eine Sammlung unter dem Titel: Ein Feststrauß amtlicher Gelegenheits-Gedichte zur Allerh. silbernen Hochzeitsfeier Sr. K. H. des Großherzogs Ludwig III. und J. K. H. der Frau Großherzogin Mathilde. Worms 1858.

Dr. L. Wiese,

Geh. Ober-Regierungsrath in Berlin.

Unter den Pädagogen unserer Zeit dürften eben so wenige an innerer Bedeutung als an Einfluß auf die charakteristische Gestaltung des jetzigen Schulwesens mit dem Mann sich messen können, mit dessen Leben und Wirken wir uns im nachfolgenden beschäftigen wollen, und der auch durch seine Schriften die Aufmerksamkeit eines gebildeten Publikums verdient. Ludwig Adolf Wiese wurde geboren zu Herford am 30. Dec. 1806. Ein naher Verwandter von ihm war der Dr. Plahmann, Vorsteher der sogenannten Pestalozzi'schen Erziehungsanstalt in Berlin, an welcher Männer wie Friesen und andere unter-

richteten. Auch bei Wiese mögen allgemeine und unbestimmte pädagogische Anregungen, die er in frühester Jugend empfangen hatte, und die oftmals eine unabhängige Entwickelung nur allgemein veranlassen, wohl später selbständig ihre Früchte getragen haben. 1829 promovirte er in Berlin zum Doctor der Philosophie, wobei er eine Dissertation de Val. Messallae Corvini vita et studiis doctrinae drucken ließ, und wurde in demselben Jahr als Lehrer am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium daselbst angestellt. Direktor desselben und der damit verbundenen Schulen, namentlich auch der für die Geschichte so wichtigen von Joh. Jul. Hecker gestifteten Realschule, war Aug. Gottl. Spilleke, dessen Thätigkeit in Berlin noch unvergeßlich ist. Dieser hatte sich ganz der Leitung seiner Schulen und namentlich des Gymnasiums gewidmet, wie er denn z. B. auf schriftstellerische Thätigkeit verzichtete, und er fand in dem jungen Lehrer einen Schüler, der von seinen Winken und seinem Vorbild den besten Nutzen zu ziehen, und sich seine Lehrweise auf eine wahrhaft glänzende Art anzueignen wußte. Wiese hinterließ daher bereits in Clausthal auf dem hannoverischen Harz, wo er auf zwei Jahre das Conrectorat am Gymnasium übernahm, den Ruf eines ausgezeichneten Schulmannes.

Kohlrausch, der Verfasser der deutschen Geschichte, welcher in Hannover etwa dasselbe Amt bekleidet, wie Wiese jetzt in Preußen, hatte ihn für den hannoverischen Staatsdienst zu gewinnen gewußt. Mancher erinnert sich in den hannoverischen Bergstädten noch dankbar seines Unterrichts, und sein Auftreten mit seinen Schülern bei einem öffentlichen Examen hatte einen wahrhaft glänzenden Erfolg. Wiese's Aufenthalt auf dem Harz wurde 1833 durch seine Berufung als Prorector an das Gymnasium zu Prenzlau beendigt, wodurch er bereits nach zweijähriger Unterbrechung nach Preußen zurückkehrte. In Prenzlau schrieb er 1834 das Programm des Gymnasiums über die pädagogischen Grundsätze in der Platonischen Republik. Und ebenso daselbst 1838 das Programm des Gymnasiums „Ueber die Schuldisciplin." Dieses Programm schildert die Schattenseiten in dem Wesen unserer heutigen Jugend nur allzu wahr, und man wird es kaum beschuldigen können, daß es zu sehr in's Schwarze gemalt hat, wenn auch die pädagogischen Grundsätze des Verfassers selbst, die sich im wesentlichen gleich blieben, eine gewisse in diesem Programm vorherrschende düstere und melancholische Richtung abgestreift, und mit einer vorzugsweise heitern und freien Auffassungsweise vertauscht haben. Dies Programm, obgleich nicht in den Buchhandel gekommen, fand doch eine auszeichnende öffentliche Beurtheilung durch Deinhart in Bromberg, und lenkte überhaupt wohl die Aufmerksamkeit der pädagogischen Welt nicht ohne Grund auf den erst zweiunddreißigjährigen Lehrer zu Prenzlau, der nun schon neun Jahre im Amt war, und die Erfahrungen aus der Schulstube mit einem Luthereifer vortrug, welcher in den nach seiner englischen Reise geschriebenen, auch in der Form wahrhaft eleganten Schriften durch Melanchthonische Milde

gesänftigt war. In demselben Jahr 1838 wurde Wiese an das Joachimsthal'sche Gymnasium zu Berlin, ein Alumnat wie Schulpforte, berufen, von welchem aus nicht allein Wiese, der dort den Professorstitel erhielt, als Geheimer Regierungsrath vor Jahren in das Cultusministerium eintrat, sondern aus dessen Lehrerzahl noch im Jahr 1857 Professor Mützell, in weitern Kreisen als Hymnolog bekannt, zum Provincialschulrath für die höhern Lehranstalten der Provinz Brandenburg befördert wurde, während gleichzeitig sein Vorgänger, der Provincialschulrath Kießling, bei des bekannten Philologen Meineke Rücktritt vom Direktorat, das Direktorat des Joachimsthals übernahm.

Wiese's Unterricht war auch hier ein vorzüglicher. Außer seinem Unterricht in den alten Sprachen wird besonders gerühmt sein Unterricht in der deutschen Literaturgeschichte, in der philologischen Propädeutik, welcher nicht ohne Grund, wohl von ihm selbst, nachmals als überflüssig aus dem Gymnasialunterricht beseitigt worden ist, und in der Religion, wobei er sich vielfach an Schleiermacher anschloß. Hier schrieb er 1838 sein letztes Schulprogramm: De vitarum scriptoribus Romanis. 1841 besorgte er die in Berlin bei Enslin in 4 Bändchen erschienene Ausgabe von A. G. Kästner's schönwissenschaftlichen Werken, ohne sich jedoch auf dem Titel als Herausgeber zu nennen. Der Abdruck der Kästner'schen Schriften ist mit der größten philologischen Sorgfalt geleitet worden. Wer indessen von dem geistvollen, aber überhaupt zur Schriftstellerei nur selten geneigten Herausgeber, dem beliebten Lehrer der deutschen Litteraturgeschichte, viele eigene litterarhistorische Beigaben zu finden hofft, wird seine Erwartung getäuscht sehen. Im gleichen Verlag erschien 1842: „A. G. Spilleke nach seinem Leben und seiner Wirksamkeit dargestellt," eine Schrift, die trotz ihres verhältnißmäßig nicht ganz geringen Umfanges noch im Mai, wo Spilleke gestorben war, beendigt wurde. Wiese schildert dessen pädagogische Wirksamkeit mit einer Genauigkeit, welche ihm zwar nur der Schulmann, aber dieser auch um so aufrichtiger Dank wissen wird. Uebrigens heißt es am Schluß der Vorrede: „Für Unbefangene ist die Aufnahme, welche ich meiner Schrift wünsche, in jenen Worten bezeichnet: hic liber honori *soceri* mei destinatus professione pietatis aut laudatus erit aut excusatus." In demselben Jahr unternahm er auf sechs Monate eine wissenschaftliche Reise nach Italien, wie er denn correspondirendes Mitglied des archäologischen Instituts zu Rom ist. 1850 aber unternahm er seine bekannte pädagogische Reise nach England. Es ist nun unverkennbar, wie diese Reisen den Gesichtskreis erweiterten, wie auch der Schriftsteller, dessen Aufmerksamkeit bisher nur der Schule zugewandt gewesen war, am Leben der Gegenwart den lebhaftesten Antheil nahm, auf der andern Seite aber auch dann zu seinem geliebten preußischen Schulwesen, nicht bloß mit dem Auge des Lehrers, sondern bereits mit staatsmännischem Blick zurücksah. Einen Reisebericht von der zweiten Reise veröffentlichte Wiese in den „Deutschen Briefen über englische

Erziehung, nebst einem Anhang über belgische Schulen." (Berlin 1851) Die Briefe sind an Heinrich Abeken, königl. preuß. wirklichen Legationsrath zu Berlin, der mit Lepsius zu den vertrautesten Freunden des Verfassers gehört, gerichtet. Das nicht sehr umfangreiche Buch enthält in künstlerischer Darstellung über die englischen Schulen, was andere kaum in voluminösen Werken zu entwickeln verstanden haben würden. Seine sehr bestimmte Tendenz geht jedoch auf eine Vergleichung der englischen mit den deutschen Schulen.

Das Resultat seiner Beobachtungen faßt Wiese selbst folgendermaßen zusammen: „Im Wissen sind unsere höhern Schulen den englischen weit voran, aber die dortige Erziehung ist wirksamer, weil sie eine bessere Ausrüstung in das Leben mitgibt." Als im Jahr 1855 die zweite Auflage der damals auch bereits in's Englische übersetzten Schrift erschien, stand ihr Verfasser schon seit längerer Zeit der Leitung des Gymnasial- und Realschulwesens im Ministerium des Unterrichts vor. Große Umsicht, rastlose Thätigkeit nach allen Seiten hin, der lebhafteste Anschluß an Alles, was den Lehrerstand betrifft, auch die Sorgfalt für die so nothwendigen Gehaltsverbesserungen für Gymnasial- und Reallehrer, ferner bei der allerernstesten, oft wahrhaft religiösen Bestrebung die Zurückweisung inhaltloser Schulpedanterie und hohlen Bureaukratismus, sind Eigenschaften, die besonders hervortreten bei dem Mann, mit welchem diese Zeilen sich beschäftigen. Wir führen zuletzt noch drei von Wiese gehaltene öffentliche Vorträge an, mit denen die Reihe seiner bisherigen Vorträge schließt. 1852 erschien: „Bildung und Christenthum, eine historische Betrachtung." 1854 „über die Stellung der Frauen im Alterthum und in der christlichen Zeit," eine sehr anziehende Untersuchung, welche mit den von Riehl in seinem Buch über die Familie ausgesprochenen Ansichten etwa zusammentrifft, und 1857 eine sehr ernste historische Betrachtung: „die Bildung des Willens. Zur Geschichte der deutschen Pädagogik." Im Jahr 1858 erhielt L. Wiese den Titel eines Geh. Ober-Regierungsrathes. Im Sommer 1858 machte er eine Reise in die Rheinprovinz, welche den Real- und höhern Bürgerschulen galt, auf deren Reorganisation er seit lange sein Augenmerk gerichtet hat. Im Herbst 1858 besuchte er die Philologenversammlung zu Wien. Bei der Neubildung des preußischen Ministeriums im Herbste 1858 wurde das Cultusministerium dem durch Religiosität, Gelehrsamkeit, Kunstsinn und Humanität gleich ausgezeichneten Herrn von Bethmann-Hollweg übertragen. Noch in voller Manneskraft ging Wiese in seiner bisherigen amtlichen Stellung in das neue Cultusministerium über. Vor Kurzem erschien von W. das Schriftchen: „Ueber den Mißbrauch der Sprache." Berlin 1859.

Max Joseph Winkler,

Chorregent und Seminar-Musik-Lehrer in Eichstädt.*)

Motto: — — — —. D'rum sang der Dichter,
Daß Orpheus Lied Fels, Baum und Strom sich nachzog,
Weil nichts so hölzern, marmorn, ehern ist,
Das nicht Musik mit ihren Zaubern schmilzt.
Der Mann, der nicht Musik hat in sich selbst,
Den nicht der Wohllaut süßer Töne rührt,
Taugt zu Verrath und Mord und allem Bösen;
Die Regung seines Sinn's ist dumpf wie Nacht,
Und all sein Trachten dunkel wie die Hölle.
Shakspeare.

Winkler, Max Joseph wurde 1810 zu Waldstetten in Schwaben geboren. Sein Vater, der noch als Schullehrer daselbst wirkt, bemerkte bald, daß der kleine Max entschiedene Musikanlagen äußerte und hielt ihn frühzeitig zur Musik an; allein die Noten mochte er nicht lernen. Sein gutes musikalisches Gehör ließ ihn Alles leicht fassen, und so meinte er, bedürfe es der Noten nicht, weil ihm alles trockene Lernen verhaßt war. Er war etwa im neunten Jahre, als er zufällig eine Sonate von Kozeluch unter den Musikalien seines Vaters fand. Er probirte aus eigenen Mitteln daran und es ging. Die Sonate gefiel ihm in ihrem einfachen, lieblichen Style, er mußte von jener Stunde an stets vom Klaviere hinweggeholt werden und eine totale Veränderung ging mit ihm vor.

Der Vater mochte an Sonntagen, an welchen er mit Schule und Christenlehre für die Kleinen sehr stark beschäftigt war, wohl auch einmal fertig werden, deßhalb trug er dem Max auf, die Choral-Vesper, natürlich auch mit Hymnus, den Marianischen Antiphonen und den treffenden Benedicamus zu lernen. Der Max hatte wohl ein paar Mal die Psalmen durchgespielt, aber es war ihm das Ding zu langweilig und schien ihm zu leicht, als daß er sich damit noch plagen sollte. Zudem mußte er stets dabei sein und somit wußte er ja, wie Alles auf einander folge. Einmal war der Vater noch nicht auf dem Chore, da die Vesper beginnen sollte und Max mußte nun an die Orgel. Das Domine war vorbei; es kam kein Vater, dagegen wohl Aengsten und Zweifel. Doch ging Alles recht gut, so flüssig und ohne Zögerung, daß kaum ein Unterschied zu bemerken war, und so war die erste Vesper glücklich überstanden und mit ihr alle übrigen. Der Vater war aber schon beim ersten Anfange da, aber auf der Stiege des Chores, und wäre allenfalls schon zu Hilfe gekommen; der praktische Mann wußte, wie dem Max beizukommen sei, wie er denn überhaupt mannigfaltige Praktiken applicirt hatte. Ein Beneficiat im Orte, ehemaliger Klostergeistlicher und Organist zu Wettenhausen, also ein Mann des musikalischen Vertrauens, übernahm bei Max den Unterricht im Generalbaß oder wie es dortmals hieß, in der Partitur. Da gab es eine sogenannte Partiturregel. Diese war nichts

*) In vielen ernsten und heitern Stunden des Austausches lernte der Biograph Winkler kennen, und ward ihm also die Mittheilung des Folgenden ermöglicht.

anderes, als eine Sammlung von bezifferten Beispielen vom Dreiklange anfangend, denselben in Sequenzen dominantisch übend, und so auch seine Versetzungen u. s. w. Wer diese Partiturregel recht tüchtig spielen konnte, der war in der Gegend als Meister daheim und wenn es hieß: „Du, der kann die Partiturregel spielen,“ so war damit das Höchste gesagt. Aber es wurde keine Erklärung der Versetzungen und Verbindungen gegeben; das war wie ein Geheimniß behandelt und vielleicht war es auch gut, denn dies reizte. Der Max hatte die Partiturregel bald los, denn er war ja durch Kozeluch erwacht. Er transponirte diese Beispiele in die meisten Tonarten und so lernte er dadurch alle Akkorde praktisch, ohne daß er die Namen derselben wußte. Auf der Baßnote stand z. B. die Ziffer 6; da hieß es bloß: „Hier nimmt man es halt so.“ Niemand erklärte ihm den Namen und das Wesen des Akkordes. Zu jener Zeit war Bürgermilitär im Orte organisirt, wobei sich auch türkische Musik mit obligater Begleitung des Halbmondes, der Cinellen und der Becken befand. Das war für Max ein Gaudium, und das erste Instrument, welches er hierbei traktirte, war die große Trommel, die er hie und da bei den Proben schlagen durfte. Dies war für ihn eine Uebung im Takte. Ueberhaupt herrschte ein recht musikalisches Leben in diesem Kreise, das seine Wirkung auf Gemüthlichkeit, Frohsinn und Bildung im Allgemeinen sehr deutlich äußerte.

Der beständige Organist war nun der kleine Max und er spielte nun schon einige Orgelsoli von Bühler; doch das Lieblingsinstrument wäre ihm die Violine gewesen und hätte er darin einen stufenmäßigen und tüchtigen Unterricht erhalten, so wäre aus ihm etwas geworden. Bei einer kleinen Messe von Jaumann spielte er zum ersten Male die zweite Violine auf dem Chore. Der Max konnte die Noten wieder nicht und so fiel ein gewisser Violinbogen auf den Zeigefinger desselben, so daß Blut floß. Diese Kur wirkte und Max lernte nun die Noten.

Zum Schulfache bestimmt, sollte er einige Schulen studiren, deßhalb schickte ihn der Vater mit dem zurückgelegten 11. Jahre nach Augsburg. Hier ging ihm, soweit dieses bei seiner mangelhaften Vorbildung sein konnte, ein neues Licht auf; wenigstens äußerte sich dieses bei ihm in Bezug auf Geschmacksbildung. Bei St. Moritz und heil. Kreuz war er Singknabe unter dem guten Pater Mathias Fischer, der ein großer Organist war und dessen Kunst selbst W. A. Mozart in einem Briefe an seinen Vater würdigte. Das musikalische Leben in Augsburg war damals sehr rege und es kamen sehr schöne Oratorien zur Aufführung. Die Kräfte waren sehr bedeutend. Die Violinspieler Neugebaur, Reithmayr und Markl behandelten ihr Instrument mit Meisterschaft und der Veteran Seitz seinen Violon mit Virtuosität. Da waren auch Trompeter, die bei Tuschen am Ende jederzeit die Scala sehr schnell auf einer einfachen Trompete bis in's obere C hinaufbliesen; es waren dies noch Bläser, für die

man Trompetensätze schreiben durfte, wie sie zur Zeit von Michael Haydn vorkamen und die dennoch mit Zartheit exekutirt wurden. — Der noch mit Jugendeifer und Frische für die Kunst wirkende allgemein hochgeschätzte Herr Regierungsrath Dr. Joseph v. Ahorner war dortmals schon der Mittelpunkt schöner musikalischer Bestrebungen, und diese äußerten sich besonders für die Chormusik der Studirenden bei St. Peter. Da wurden in dessen Wohnung häufig Proben gehalten, und nach denselben, — wenn man den Verbrauch der Kerzen nach den übriggebliebenen Restchen hätte schätzen wollen, so hätte sich bedeutendes Defizit herausgestellt. Der eben so gütige Jugendfreund als leidenschaftliche Musikbeschützer wußte dies; aber er kannte auch seine Studenten und brachte dortmals und bis jetzt für die Kunst und die studirende Jugend große Opfer, und jene Spaziergänge, bei welchen die kunsttreibende Studentenschaft ihre Konsumtionsfähigkeit erproben durfte, werden wohl jedem unvergeßlich sein. Dem regen Kunstsinn des allverehrten Jugend- und Musikgönners hatte man dortmals hauptsächlich das Herbeischaffen guter Kirchenwerke zu danken, besonders jene des klassischen Eybler, die leider nicht genug verbreitet sind.

In seinen Vakanzen brachte Max für die Landwehrmusik mehrere Piecen mit, die er in Augsburg hörte und aufschrieb. Diese Sachen wurden nun nach dem Bedürfnisse der Waldstetter eingerichtet und dies war der Anfang seiner Uebungen im Instrumentiren. Er mußte nun lernen für Es und B Klarinetten zu schreiben, sowie auch für Hörner und Trompeten; aber es ging dies sehr leicht. In diese Zeit fällt auch seine Liebhaberei zur Posaune, die er gewöhnlich blies und auf welchem Instrumente er bald eine große Fertigkeit sich erwarb. Damals kam ihm die erste Partitur zu Gesichte, denn seine bisherigen Arrangements für türkische Musik wurden brevi manu gleich in Stimmen geschrieben. Diese Partitur enthielt das Offertorium von Diabelli: Salve regina als Kanon. Seine Freude darüber läßt sich nicht beschreiben und es ging nun bei ihm auch an's Komponiren.

Im Orte war ein Seifensieder, welcher zu einem Operntexte kam, betitelt „Abels Tod." Er machte sich das unschuldige Vergnügen, denselben als von ihm gemacht auszugeben, wozu nun Max die Musik machen sollte. Es war dies ein Riesengedanke; doch die Sache war an und für sich nicht so neu. Was Leben und Anregung des Unterrichts anbelangt, dieses Schulleben, das die Jugend so in sich aufnahm und sie an sich zog, mag diese Schule zu einer der besten in ausgedehnter Gegend gemacht haben, dafür noch manche aus dem Bauern- und Handwerksstande bezeugen mögen. Waldstetten hatte einen Lehrer, der seinem Berufe mit aller Liebe und einem Lehrertalente lebte, das die Kleinen unwiderstehlich an ihn zog. Waldstetten war gesegnet mit vortrefflichen Seelsorgern. Der geistreiche Pfarrer Singer, der die Zierde eines Katheders gewesen wäre, ein Kanzelredner, wie es nur wenige geben mag, da er ver-

stand, in scheinbar einfacher Rede dem Zuhörer bis in's innerste Herz hinein zu dringen, der seinem tiefen Sinn das eingreifendste Wesen in Sprache und Vortrag zu leihen vermochte (jede Predigt und auch jede Christenlehre war ein Mustervortrag) — dieser unvergeßliche Mann weihte seine Kraft dieser Gemeinde. Ein intimer Freund des großen Christoph Schmid, verstand er es, wie dieser, zu den Kleinen herunter zu steigen und aus ihnen Alles zu machen. Man muß es selbst gesehen und gehört haben, welche Sprache der gelehrte Mann da anzunehmen wußte, wie sein ganzes Wesen selbst Kind wurde und wie er es vermochte, den Himmel im Unschuldsblicke der Kinder noch zu erhöhen. Es war ein wahrer Kinderfreund. Ganz besonders mag hierbei berührt werden, daß er sich der Schule durchaus nicht zu bemächtigen suchte. Wenn er zur Schule kam, und dies geschah bereits täglich, so war er da als zweiter Lehrer und Freund, der nur mitzuhelfen und mitzuthun schien, dem Lehrer seine volle Stellung belassend und in dessen Sache nie eingreifend. Freilich wußte er, daß die Schule in guter Hand war. Ehre seinem Andenken! Ihm folgte Mayerhofer, ein Priester secundum ordinem Melchisedech, ein Mann der bescheidensten, ansprechendsten Liebenswürdigkeit, so sanft, so herzlich gut, ein vortrefflicher Redner, wieder ein Pfarrer, wie sich einen solchen eine Gemeinde nicht besser wünschen kann, ein ausgezeichneter, gebildeter Musiker, der sehr viel für die Kirchenmusik that, wie sein Vorgänger. Ihm verdankt Waldstetten den Neubau der schönen Pfarrkirche mit ihrer vortrefflichen Orgel von Bohl in Augsburg verfertigt. Leider schied er viel zu früh. Solche Priester sind ein wahrer Segen; in solchen wandelt Christus unter uns, denn in ihnen ist das Wort Fleisch geworden. —

Also nicht so neu war die Idee des Seifensieders, für Waldstetten ein Theaterstück mit Musik zu geben, denn dies that die Jugend schon lange vorher unter der nicht rastenden Thätigkeit des Lehrers. Da wurden früher aufgeführt: Die jungen Räuber von Jahn; die Schulfrüchte, ein Singspiel mit recht ansprechender Musik, wobei der Max die Hauptparthie, nämlich den Bettelknaben singen mußte u. s. w. Dies waren dann Freuden für Groß und Klein und seit dieser Zeit sind die Waldstetter nie des Theaterspielens los geworden. Man sehe aber nicht mit altklugen Augen auf solches Vergnügen herunter, denn es bekundet einen Sinn für etwas Schönes, der, wenn die Sache recht geleitet wird, gute Früchte bringt, während anderwärts vielleicht wenig Empfehlendes getrieben wird. „Abels Tod" wurde in Angriff genommen und Max komponirte über Hals und Kopf. Vor Allem schrieb er zu jedem Akte, deren vier waren, eine Ouverture, natürlich weil ohne Anleitung, so auch ohne nur einen Schein von Form; für die Violinen mörderisch schwer, ohne alle Durchführung, viel Aehnlichkeit mit der Zukunftsmusik, aber voll Begeisterung und Vieles im Gesange gut, richtig empfunden und ein-

fach gegeben. Doch war das Meiste ein Beleg trostlosen Alleinseins. Es ist schrecklich dieses Alleinsein bei dem regsten Eifer und bei Talent. Mit richtigem Gefühl und gutem Geschmacke konnte der Vater wohl Fingerzeige geben; aber dies genügte nicht; doch aus dem Operetchen wurde aus äußern Gründen nichts. — Nun hielt der Vater für seinen talentvollen Max die musikalische Zeitschrift Cäcilia. Dies war ein herrlicher Fund. Max wurde durch sie eingeführt in das, was in der Musikwelt vorging; die leitenden Aufsätze und gründlichen Recensionen ließen ihm ein bedeutendes Licht aufgehen und er lernte daraus sehr viel. Nun kam der Eintritt in das Schullehrerseminar zu Dillingen. Hier fand er im Generalbasse den gründlichen Unterricht des dortigen zweiten Herrn Inspektors Basilius Schwarz, der ein Schüler von Michael Haydn war und in diesem Unterrichte auch das System und die Namen der von ihm längst gebrauchten Akkorde. Obgleich ihm das Komponiren strenge untersagt war, so konnte er es doch nicht lassen und setzte unter andern kleinern Sachen ein Offertorium für Sopran- und Violinsolo voll von Schwierigkeiten. Dies geschah in der Freizeit an einem Orte, dem man vor anständigen Leuten salva venia vorsetzt, denn der Drang war einmal da und mußte befriedigt werden. Eine Neujahrs-Kantate, in der Vakanz komponirt, in welcher ein sehr schöner Chor und auch ein gelungener Instrumentalsatz in Form einer Ouverture vorkam, machte den Hrn. Inspektor auf Winkler's Talent aufmerksam und mit aller Theilnahme und Güte wurde Max zum Studiren guter Musik ermuntert. Dies wußte er aber nicht anzufangen. Die Unterweisung blieb aber nicht aus. Mit Mozart's „Misericordias Domini," dieser köstlichen Perle ward angefangen; dann kam eine Messe von Vogler aus F-dur.

Nun war der Lichtpunkt aufgegangen und die Dunkel begannen zu schwinden. Max war nun an der Sache, am Resultat; aber er hatte noch den ganzen Weg von vorn herein zu beginnen und durchzumachen.

Für den, der sterben muß, ist der Tod eine sehr ernste und traurige Sache, aber der Weltgang ist auf diese Nothwendigkeit angewiesen und eines Jeden Stelle wird von einem Andern zu seiner Freude eingenommen. So wollte es des Schicksals Lauf, daß Winkler an die Stelle des verstorbenen Chorregenten Jäger in Günzburg an der Donau kam. Jetzt begann das sogenannte praktische Leben und weil Winkler voll Unkenntniß der Welt war, so rannte er da und dort an; doch hatte er von Gott die Gnade, sich die gemachten Erfahrungen zu merken und auf etwas Aehnliches zu schließen. Sein Einkommen bestand aus 118 fl. baarem Gelde, 2 Klaftern weiches Holz, 4 Schober Wellen und am Lichtmeßtage aus 2 Pfund gelbem Wachs. Zu dieser Besoldung denke man sich einen jungen Menschen ohne Erfahrung, ohne alle Kenntniß des Geldwerthes und mit gefühlvollem Herzen gegen Nothleidende, und es wird wenig

Versicherung brauchen, zu glauben, daß Winkler größtentheils in gewissen Verlegenheiten sich befand. Einem seiner Freunde, der ihn sehr belästigte, kaufte er Musikalien zu 106 fl. ab, und somit blieben ihm von seinem glänzenden Jahresgehalte noch 12 fl. Dazu ging ihn ein Schauspieldirektor an, für ihn bei einem reichen Bräuer auf 14 Tage für 18 fl. zu bürgen; doch der Direktor war kein Mann des Wortes und der betrogene Chorregent mußte seine Güte im Werke zeigen und den reichen Bräuer baar bezahlen. Von dieser Zeit an ließ er sich nicht mehr beigehen, einen Gutständer zu machen. Da die Geldverlegenheiten sich unangenehm entgegenstellten, kam materielle Unterstützung in der Form von Klavierunterricht im Institute der englischen Fräulein, wodurch er monatlich 15 fl. sich gewann und wofür er diesem Hause noch heute mit Dankbarkeit ergeben ist. Sieben Jahre war er in Günzburg und gab sich, obwohl bereits die ganze Zeit kränkelnd und zwei Jahre an heftigem Kopfschmerze leidend, mit voller Seele den Studien hin. Bis spät in die Nacht wurde studirt und contrapunktisch gearbeitet, denn jetzt half nichts mehr, Albrechtsberger, Gottfried Weber's Theorie, Preindl's und Beethoven's Studien und Partituren wurden trotz aller Finanz-Ebbe gekauft und die Cäcilia fortgesetzt. Hier komponirte er seine drei Trauerchoräle in Gethsemane nach dem Texte seines oben besprochenen, stets innigst verehrten Pfarrers Singer, die bei Böhm in Augsburg erschienen und Seiner Durchlaucht dem Fürsten Anton v. Fugger zu Babenhausen gewidmet sind. Diesem edlen und enthusiastischen Kunstfreunde gefielen sie so sehr, daß er den Komponisten auf die freundlichste Weise zu sich einlud. Winkler hat oft mit vielem Humor erzählt, wie er sich auf dem Wege von Günzburg nach Babenhausen eine gar wohlgesetzte Anrede an den Fürsten ausgedacht hatte und wie der gütige Fürst durch seinen herzlichen Gruß: „Ach, grüße Sie Gott, lieber Winkler, weil Sie nur gekommen sind; aber jetzt wollen wir sogleich singen," gar nicht an's liebe Tageslicht kommen ließ. Einige Tage des angenehmsten Aufenthaltes hatten zur Folge, daß der Fürst Winkler im Spätsommer selbst in Günzburg abholte, um die Schöpfung einzustudiren, welche zur Feier des Geburtstages der Fürstin aufgeführt werden sollte. Winkler zählt diesen Aufenthalt von vier Wochen zu den schönsten Stunden seines Lebens. Der Fürst, eine Persönlichkeit voll Witz, Humor und Geist, die Seele seiner Umgebung, voll Liebenswürdigkeit und hohem Sinne für Musik und Malerei und darin über dem Dilletantismus stehend, eröffnete im Laufe dieser so freundlichen Tage Winkler, daß er gewillt sei, für seine Ausbildung dadurch zu sorgen, daß er ihm, vom nächsten Jahre anfangend, einen hinreichenden jährlichen Gehalt geben werde, damit er seine Studien an jedem beliebigen Orte vollenden und sich dann seine Existenz, ohne alle Rücksicht auf ihn, gründen könne. Gab es nun einen glücklichern Menschen, als Winkler? Gewiß nicht. Der edle Fürst starb aber im Spät-

jahre und mit ihm Winkler's Hoffnungen, aber nie das verehrendste Andenken an diesen hochherzigen, wahrhaft allgeliebten hohen Mann.

Günzburg war für Winkler eine gute Schule im Dirigiren, Einstudiren und Arrangiren, letzteres besonders durch das Entstehen der Casino-Gesellschaft. Da mußte ein Octett erst zusammengestellt werden und es gab somit viel zu thun, die Musik einzurichten und einzustudiren. Ein junger Musiker von Talent und Geschick sollte ja nie eine solche Gelegenheit unbenützt vorüber gehen lassen, im Gegentheile dieselbe mit allem Eifer ergreifen, denn dies verschafft ihm die nothwendige Uebung im Instrumentiren und er kann, weil er eben seine Arbeiten selbst hört, sich schnell große Erfahrungen sammeln. — Da es Winkler's stetes Bestreben war, den rechten Weg zu haben, dieses ihn auch fortwährend besorgte, so schickte er Kompositionen an Gottfried Weber mit der Bitte um Durchsicht. Diese ward freundlich gewährt und Winkler erhielt aufmunternde und tröstende Rückantwort. Sein Streben war redlich, treu und dauernd.

Im Jahre 1837 eröffnete sich ihm in Eichstädt die Chorregentenstelle an der Dom-Pfarrkirche und bald darauf die Musiklehrerstelle am kgl. Schullehrer-Seminar wie auch des Chorregentendienstes zu St. Walburga daselbst. Hier fand er endlich einen Mann, mit dem musikalisch zu verkehren war, nemlich den dortigen Seminar-Präfekten Zeheter, seinen nachmaligen Schwiegervater. Mit demselben verbunden, erschien „die Generalbaß- und Harmonielehre von Zeheter und Winkler in zwei Theilen" bei Beck in Nördlingen. Winkler bearbeitete den zweiten Theil, nämlich die Lehre vom Kontrapunkte. Obwohl sehr strenge mit seinen Berufsarbeiten beschäftiget, studirte er fortwährend die Werke unserer größten Meister und bildete sich durch Studium und Selbstübung zu einem Komponisten, der selbst in München große Anerkennung fand. Er komponirte das Melodram „Erdenfluch und Himmelssegen" von dem geistreichen Saphir gedichtet, das bei der Aufführung im Privat-Musikverein zu München den ungetheiltesten Beifall sich erwarb und wobei dem Komponisten die Ehre des Hervorrufes zu Theil wurde.

An Kirchenwerken sind von ihm erschienen: 1 Sonntagsmesse aus F; 1 größere Messe aus C; die schon berührten 3 Oelbergsgesänge; 1 Lytanei aus C und ein Graduale aus D. — Aus allen Arbeiten Winkler's beurkunden sich ein herrliches Talent, fleißiges Studium und gediegene Kenntnisse im Kontrapunkte. Von vorzüglichem Werthe sind besonders die Lytanei und das Graduale wegen des streng kirchlichen Charakters, der guten Durchführung und der so umsichtigen Instrumentirung. — In allen seinen Werken bleibt Winkler stets genau bei der Sache stehen, läßt sich nicht, wie viele neuere Komponisten hinreißen, immer nur Süßigkeiten zu reichen, mit dem Sentimentalen liebzuäugeln und mit gesuchten Modulationen oder sonstigem Flitter Lärm und Effekt zu machen. Solch unkirchliches Wesen verschmäht er geradezu, tritt immer einfach, klar, aber

doch kunstvoll auf, hat eine vorzüglich gute Stimmführung und bewegt sich bei aller Korrektheit ganz ungezwungen.

Einen großen Einfluß auf die Kunst und besonders auf die musikalische Bildung der Schulseminaristen, Orgelschüler u. s. w. übt er durch sein neuestes Werk: „Harmonie- und Kompositionslehre, zweite durchaus umgearbeitete Auflage der Generalbaß- und Harmonielehre von Zeheter und Winkler," dessen erster Theil kürzlich bei Beck in Nördlingen erschien. Dieses Werk zeichnet sich durch die sowohl umsichtige, klare und zweckmäßige Anlage, als auch besonders durch die sowohl gründliche Ausarbeitung rühmlichst aus und bildet den sprechendsten Beleg von Winkler's tiefen Kenntnissen, von seinem unermüdeten Fleiße und seiner glücklichen Lehrgabe.

Noch viele seiner Kirchenkompositionen hüten sein Pult. Möge der talentvolle, in den besten Mannesjahren stehende Komponist, dieselben bald erscheinen lassen! Des Guten hat man nie zu viel.

J. G. Wälder.

G. A. Winter.

Motto: Leben ist wirken, und wirken ist leben!

Winter Georg Andreas, Cantor an der Stadtkirche und Oberlehrer an der Bürgerschule in Kirchberg im sächsischen Erzgebirge, ist geboren am 3. Juli 1811 in dem voigtländischen Dörfchen Sachsgrün, dicht an der bayrischen Grenze, $1^1/_2$ Stunden von Hof. Ostern 1827 bezog er das Gymnasium in der voigtländischen Kreisstadt Plauen, und da er sowohl von seinem Vater, dem Schullehrer in Sachsgrün, als auch von dem Rittergutsbesitzer von Sachsgrün, dem Domherrn von Brandenstein, der im strengsten Sinne des Wortes genommen, ein Edelmann war, eine gute Vorbildung genossen hatte, so wurde er, nach wohlbestandener Aufnahmsprüfung, in Tertia locirt. Im Jahr 1832 verließ er von Obersecunda aus das Gymnasium und trat in das königl. Schullehrer-Seminar über. Michaelis 1834 wurde er als Vikar des Organisten und ersten Mädchenlehrers in das voigtländische Städtchen Oelsnitz gesandt, und am 23. Mai 1835 trat er in der erzgeb. Stadt Kirchberg die Organisten- und 1. Mädchenlehrerstelle an. Nach dem Erscheinen des Schulgesetzes für Sachsen, vom 6. Juni 1835, wurde ihm als Lehrer eine andere Stellung überwiesen, und am 23. August 1854 ernannte ihn der Stadtrath, als Anerkennung seiner langjährigen treuen Amtsführung, zum Cantor an der Stadtkirche. W. hat sich in der literarischen Welt durch mehrere brauchbare Schriften einen ehrenvollen Namen erworben.

Bereits im Jahr 1837 trat Winter als pädagogischer Schriftsteller auf, und da sein erster schriftstellerischer Versuch, sowohl von

der Kritik, als von dem pädag. Publikum mit Beifall aufgenommen wurde, so ließ es der Buchhändler nicht an Aufmunterung fehlen und W. hat in gerade 20 Jahren, bei einem wirklich mühe- und arbeitsreichen Schul- und Kirchenamte folgende Schriften in die Welt gehen lassen, die alle, ohne Ausnahme, beim Verlagsbuchhändler J. Tr. Wöller in Leipzig erschienen sind:

a) Schulschriften:

1) Stylistisches Aufgaben-Magazin. Zwei Theile. 4. Aufl. 1856.
2) Hausfleiß. Ein Aufgaben-Büchlein für die Unter- und Mittelklasse in Volksschulen zu schriftlichen Arbeiten. 2. Aufl. 1840.
3) Der Elementarschüler, enthaltend die ersten Anschauungs-, Lese-, Schön- und Rechtschreibeübungen. 10. Aufl. 1856. — Hiervon existirt eine besondere Ausgabe für katholische Schulen von Jak. Alois Schmidt bearbeitet, mit hoher geistlicher Approbation gedruckt.
4) Jugendgarten. Allgemeines Lese- und Lehrbuch für deutsche Stadt- und Landschulen. I. Theil für Mittelklassen. 6. Aufl. 1856. II. Theil für Oberklassen. 5. gänzlich umgearb. und sehr vermehrte Aufl. 1857.
5) Der Denk-, Sprach- und Schreibschüler. Uebungsbuch mit Aufgaben zu Verstandes-, Sprach- und Rechtschreibeübungen für Mittelklassen. 6. Aufl. 1856. (Von einem Lehrer in Troptowitz in's Polnische übersetzt).
6) Ausführliche Lehrstoffe für den gesammten deutschen Sprachunterricht in deutschen Volksschulen. 3 Bände. Zweite, ganz umgearbeitete Aufl. 1851.
7) Der Briefschüler. Enthaltend 425 Briefe und Geschäftsaufsätze. Zweite, durchgehend verbesserte und vermehrte Aufl. 1851.
8) Unterweisendes Musterbuch zur richtigen Abfassung von Briefen und Geschäftsaufsätzen aller Art. 2. Aufl. 1852.
9) Lehrbuch der Naturgeschichte für Töchterschulen in Gemeinschaft mit E. Hassenstein und J. Tr. Wöller bearbeitet.
10) Hartmanns Briefsteller für die weibliche Jugend. Neu bearbeitet von Gg. A. Winter. 4. Aufl. 1853.
11) Rechnungsaufgaben (Tafelrechnen) für sächsische Bürger- und Landschulen. Acht Hefte. 14. Aufl. 1855 und 1856.
12) Aufgaben für's Kopfrechnen. Fünf Hefte. Erschienen 1855 und 1856.
13) Acht arithmetische Wandtafeln mit 12000 Rechnungsaufgaben nebst Facitbuch.

b) Jugendschriften:

14) Lebensbilder aus der Heimath und Fremde. Größere Erzählungen von W. O. v. Horn und Gg. A. Winter.
15) Der Tyroler Kampf für ihr Vaterland unter Andr. Hofer. 2. Aufl. 1852.

c) Erbauungsschriften:

16) Des frommen Christen Haustempel. Ein Gebet- und Erbauungsbuch für gläubige Christenherzen mit 12 feinen Stahlstichen.

d) Musikalien:

17) Der Piano-Forte-Schüler. Streng methodisch und stufenweise

geordnete Fingerübungen und rhythmisch=melodische Uebungs=Stücke für Anfänger im Piano=Forte=Spiel. Drei Hefte.

18) Heitere Jugendklänge. Leichte und melodiöse Uebungsstücke zu vier Händen für das Piano=Forte. Zwei Hefte.

19) Musikalisches Lustgärtchen. Leichte und methodisch geordnete Uebungsstücke für Anfänger im Piano=Forte=Spiel.

20) Volksliederkranz für Schule und Haus. 2 Hefte. 4. Aufl. 1855.

21) Volksliederschatz. Zwickau, Eigenthum des Vereins zur Vorbereitung gemeinnütziger Volksschriften.

Seit 1855 bearbeitet Winter auch den „Kalender des Volksschriften=Vereins" in Zwickau. Außerdem ist er Mitredakteur der Wochenschrift: „Erzgebirgischer Volksfreund," für welche Zeitschrift er in neuester Zeit contractlich wöchentlich zwei Leitartikel zu schreiben hat, da das Blatt in der Woche zweimal erscheint. — Mehrer Gelegenheits=Broschüren sei hier, da sie zu unbedeutend sind, keiner Erwähnung gethan.

Dr. J. F. Th. Wohlfarth,

F. S. Kirchenrath zu Kirchhasel bei Rudolstadt.

Wohlfarth, Johann Friedrich Theodor, ein vielseitig thätiger, auch um die Förderung der Pädagogik verdienter Mann, geb. 1795 den 16. Dezember in der kleinen Stadt Teichel im Fürstenthum Schwarzburg=Rudolstadt, wo sein Vater, Johann Friedrich, verehelicht mit Friederike Haagen aus Luccau im Herzogthum Sachsen=Altenburg, Geistlicher war, zog 1800 mit denselben nach Kirchhasel, wohin derselbe weiter befördert wurde, besuchte von dem würdigen Vater vorbereitet, 1811 das Fürstliche Gymnasium, studirte 1816—1818 auf der Universität Jena, wo besonders Gabler, Schott, Eichstädt &c. seine Lehrer waren, promovirte 1819, ward 1820 Substitut seines am grauen Staare erblindeten Vaters, später dessen Nachfolger, wurde 1847 F. S. Kirchenrath.

Außer mehreren theologischen Schriften, unter welchen seine Prediger=Bibel, in Gemeinschaft mit dem vor einigen Jahren verstorbenen Superintendenten M. Fischer in Sangerhausen, welcher das neue Testament bearbeitete, das alte Testament 6 Bände, Neustadt a. O. bei Wagner, weit über Deutschlands Grenze hinaus, insonderheit nach Frankreich, die Schweiz, Holland, Schweden &c. &c. sich verbreitete, gab derselbe in pädagogischer Hinsicht heraus:

1) Schulbibel, von der jedoch wegen der Unruhen des Jahres 1848 f. nur das neue Testament, ebenfalls in Neustadt a. O. bei Wagner erschien.

2) Einige Predigten über Erziehung.

3) Konfirmanden=Lexikon. Eisleben bei Reichardt. 1842.

4) Geschichte des gesammten Schul= und Erziehungswesens für Lehrer, Erzieher, Geistliche und Eltern. Zwei Bände. Quedlinburg bei Gottfried Basse. 1852—1855.

5) Pädagogisches Schatzkästlein. Eine Erziehungslehre in den wichtigsten Aussprüchen älterer und neuerer Weisen. Für Lehrer und gebildete Eltern. Gotha, Hugo Scheube. 1857.
6) Geist aus Seneca's Schriften. Für gebildete Jünglinge bei ihrem Eintritte in das Leben. Apolda, C. M. Teubner. 1857.
7) Abracadabra oder die dritte und letzte Stufe der höheren Weise in die gesammten geheimen Wissenschaften. Weimar. 1858. 3. Auflage.

Außerdem nahm er Antheil

8) in Pierer's Universal-Lexikon, Altenburg 2c. an mehreren pädagogischen Artikeln.

Christian Heinrich Zeller,

Inspektor der freiwilligen Armenschullehrer- und Erziehungsanstalt in Beuggen bei Basel.

Motto: „Ein Kinderlehrer und Erzieher, der den wahrhaftigen Gott und das ewige Leben, wie Er sich in menschlicher Natur auf Erden geoffenbaret und eine ewige Erlösung gefunden hat, nur von Hörensagen kennt, und Ihn noch nie persönlich und lebendig an seinem Herzen innig erfahren hat; ein Kinderlehrer und Erzieher, dem das Wort Gottes in heiliger Schrift noch ein unbekanntes Buch, oder ein todter Buchstabe und eine versiegelte Schrift ist, der es noch nie mit unvergeßlichen Lebenseindrücken als Geist und Leben erfahren und gekostet hat, der auch noch nie die Versicherung der vergebenden und rechtfertigenden Gnade dessen, der die Versöhnung der ganzen Welt-Sünde mit inniger Gewißheit empfangen, und noch keinen freien Zugang zu des ewigen Königs Majestät in allen Anliegen betend gefunden hat, oder den gefundenen nicht in allen Anliegen dankbar und fleißig benutzt, ein solcher Lehrer und Erzieher kann noch kein glücklicher und gesegneter Arbeiter in diesem heiligen Stande sein."

Zeller.

Der Nestor christlicher Schulmänner, der ehrwürdige Vater Christian Heinrich Zeller, ein Bruder des kgl. preuß. Oberschul- und Regierungsrathes Karl August Zeller, ist den 29. März 1779 auf Hohen-Entringen (Schloßgut oberhalb Tübingen), geboren. Zeller studirte, vorbereitet auf der Schule seiner Vaterstadt Ludwigsburg, zu Tübingen die Rechte mit einem Fleiß und Erfolg, der zu großen Hoffnungen berechtigte. Sein Bruder, damals in Brünn lebend, belebte seinen Wunsch, sich gleichfalls zum Erzieher zu bilden, bis zu einem völligen Entschlusse. Er nahm daher in einem Patrizierhause zu Augsburg eine Hofmeisterstelle an, und lebte in diesem Berufe zwei Jahre lang sehr glücklich. Von hier aus berief ihn ein Familienverein reicher Kaufleute nach St. Gallen. Hier stand er, geschätzt und geliebt von den Zöglingen und den Eltern, sechs Jahre lang einer Privaterziehung vor. Von da lud man ihn nach Zofingen in ein Lehramt, das seinem Bruder zugedacht war, der es aber wegen seiner Berufung nach Heilbronn nicht annehmen durfte. Hier blieb er zwölf Jahre lang erster Lehrer und Direktor der höheren Bürgerschule, Katechet einer nahen Landgemeinde und Inspektor des Schul-

bezirks Zofingen mit 58 Landschulen; er wurde Schweizer Bürger und Gatte einer trefflichen Frau, welche zugleich an der dortigen Mädchenschule Lehrerin war. Auch hier genoß er die Achtung und Liebe der Behörden und Eltern, dennoch verließ er Zofingen, um im Jahre 1820 die Einrichtung und Leitung einer Anstalt zu übernehmen, die durch freiwillige Beiträge gegründet worden. Diese Anstalt ward in Beuggen gegründet, das ist eine badische Domaine, vormals Deutschordenscomthurei, am Rheine gelegen, zwischen Seckingen und Rheinfelden, drei Stunden von Basel.

Das hiesige Schloß, das die früh verarmten Zöglinge aufnehmen sollte, mußte erst von dem Unrathe des Krieges im Jahre 1814 gereinigt und zu einer Anstalt hergerichtet werden. Diese wurde im Jahre 1828 von 73 verwaisten, verwahrlosten, auch Bettel- und Verbrecherkindern und von 22 jungen Männern, welche sich zu Armenlehrern bildeten, auch Knechten und Mägden, zusammen von 116 Seelen bewohnt.

Hier lebt und wirkt der wackere Zeller, arm unter Armen, gering besoldet, aber glücklich und zufrieden. Er sucht nicht seinen Vortheil, sondern nur das Gedeihen des hl. Werkes, zu dem er sich berufen fühlt und das ihm immer neue Freude bereitet.

Zu seinen Schriften gehören folgende:

1) Lehren der Erfahrung für christliche Land- und Armenschullehrer. 3 Bde. 3. Aufl. 1855. Basel bei Bahnmaier.
2) 37. Jahresbericht über die freiwillige Armenschullehreranstalt in Beuggen. 1857.
3) Kurze Seelenlehre, gegründet auf Schrift und Erfahrung, für Eltern, Erzieher und Lehrer zum häuslichen Schulgebrauche. Stuttgart.
4) In dem Monatblatt von Beuggen, das Zeller seit 1827 herausgibt, findet sich manche liebliche geistliche Liebesgabe von ihm.

Dr. Moritz Alexander Zille,

Prediger zu Leipzig und Vicedirektor am Gesammtgymnasium und der höheren Töchterschule.

Zille, M. A., ist geboren den 31. März 1814 zu Oberullersdorf bei Zittau, wo sein Vater Oekonomieverwalter war. Vorbereitet von 1823 — 1825 in der Bürgerschule zu Bernstadt, besuchte er 1825—1833 das Gymnasium zu Zittau und studirte dann zu Leipzig 1833 — 1836 Philologie, Philosophie und Theologie. Im Jahre 1838 wurde er Nachmittagsprediger an der Universitätskirche zu Leipzig und als solcher im Jahre 1845 ordinirt. Seit 1850 bekleidete er neben dieser Stelle auch noch die eines Lehrers am Gesammtgymnasium, nachdem er bis dahin seit 1846 die Redaktion der „allgemeinen Zeitung für Christenthum und Kirche“ geleitet hatte.

Seit Ostern 1857 waltet er als Vicedirektor am Gesammtgymnasium und der höhern Töchterschule, und arbeitet mit rüstig daran, das von Hauschild gegründete Werk in würdiger Weise fortzusetzen und weiter auszubauen.

Von ihm erschien zuerst: „Gedichte. Christlich-prophetische Gesänge. Leipzig, 1840," an welchen Tiefe des Gedankens, Energie und Innigkeit des Gefühls, verbunden mit großer Gewandtheit in Form und Sprache gerühmt, Breite und Mangel an Klarheit in Betreff der Ordnung und Ausführung aber getadelt wird. Dann gab er nach der Art von Johann Höfel's „historischem Gesangbuch 1681" (Bd. I., 237). Gedichte über Lebenszüge der Apostel, Märtyrer, Kirchenväter 2c. 2c. unter dem Titel heraus: „Geschichten der christlichen Kirche. Dichtungen." Leipzig, 1841. Ferner erschien von ihm „das Reich Gottes. Gleichnisse." Leipzig, 1850. Auf dem Gebiete der eigentlichen Liederdichtung machte er sich durch eine Psalmenübersetzung bekannt: „Die sämmtlichen Psalmen der heiligen Schrift, Lieder der Andacht, des Trostes und der Erhebung. Nach den Urtexten, meist nach kirchlichen Singweisen metrisch übersetzt." Leipzig, 1844. Mehrere geistliche Lieder, die er frei gedichtet hat, finden sich neben fremden in den beiden von ihm herausgegebenen Liedersammlungen: „Harfenklänge. Geistliche Lieder als Mitgabe für Konfirmanden." Leipzig, 1844 und „Palmenzweige. Eine Sammlung geistlicher Lieder und Dichtungen für die häusliche Andacht." Leipzig, 1844. In der neuesten Zeit hat er herausgegeben: „Die Frauen der Bibel," „die heiligen Frauen," „Bilder des Lebens in Gott" und den „kleinen Dichterfreund."

Dr. Justus Joseph Friedrich Karl Zimmermann,

Prälat der evangelischen Landeskirche des Großherzogthums Hessen, erster Hofprediger, Superintendent der Provinz Starkenburg, Rath am Oberkonsistorium, Oberpfarrer der Residenzstadt Darmstadt, Ritter des großh. hessischen Ludwigs- und des k. preuß. Rothen Adlerordens III. Klasse

wurde 1803 zu Darmstadt geboren und wirkte im dortigen Schul- und Kirchenwesen, bis er allmählig zu dieser höchsten Kirchenwürde seiner Heimath aufstieg. Durch den freudigen Aufruf, welchen er in der „Allgemeinen Kirchenzeitung" im Jahre 1841 ergehen ließ, entzündete er den christlichen Sinn der Evangelischen aller Glaubensbekenntnisse für die weitere Ausbreitung der Gustav-Adolph-Stiftung, welche der Domherr, Superintendent und Professor Dr. Großmann in Leipzig aus Veranlassung der Einweihung des dem königlichen Glaubenshelden zu Ehren auf dem Schlachtfelde von Lützen errichteten Denkmals in das Leben gerufen hatte. Dr. Zimmermann hat sich an dem Gedeihen dieses Werkes unausgesetzt mit der größten

Regsamkeit und dem segensreichsten Erfolge betheiligt. Bei allen Hauptversammlungen der Stiftung war er anwesend, und mehrmals führte er den Vorsitz darin, wie er auch zu den Mitgliedern des Vorstandes gehörte. Seine herrliche Redegabe ward oft die Flamme, um die Glut der Bethätigung evangelischer Bruderliebe lebendig zu erhalten, und seine Festpredigten verbreiteten sich über ganz Deutschland. Als Theolog gehört er der rationalen Richtung an und hat dafür, wie für das Erziehungswesen in der Presse zu wirken nicht aufgehört.

Außer seinen Predigten ist noch seine Mitredaktion der von seinem Bruder Ernst begründeten „Allgemeinen Schulzeitung" hervorzuheben, ferner: mit Bretschneider seit 1841 die „Allgemeine Kirchenzeitung," die er 1847 allein übernahm.

Karl August Zschille,

Kanzleirath im Königl. Sächsischen Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.

Lieblingsmotto's:

Rechtthun und Gottvertrauen!

Rüstiges Treiben und Thun ist des Trübsinns beste Bekämpfung.

Dormire non multum exhilarat vultum.

Der 25. August 1790 ist mein Geburtstag und Großenhain mein Geburtsort, wohin mein Vater, Johann Gottlieb Zschille, im Jahre 1782 als Tuchmacher sich gewendet hatte. Er sowohl, wie meine Mutter, Marie Susanne, geb. Banckwitz, stammten aus Schmölln im Altenburgischen. Von vier Söhnen bin ich der dritte. Die einzige Schwester starb vor meiner Geburt. Seit meinem sechsten Jahre besuchte ich die Stadtschule, eine sogenannte lateinische Schule. Sie umfaßte vier Klassen, von denen die beiden untern beinahe überfüllt waren. Außer der Prima, welcher der sehr geschätzte Rektor Kühne vorstand, war es damit im Ganzen ziemlich kläglich bestellt, und die Unterrichtsbehandlung darin fast durchgehends ohne allen Werth. Namentlich waltete über der Secunda ein besonderer Unstern. Während meiner neunjährigen Schulzeit haben drei Conrektorenwechsel stattgefunden. Der bessere von ihnen, Namens Gutjahr, war meist krank. In der Quarta brachten wir von den darin verlebten Stunden wenigstens zwei Drittel müßig, spielend und plaudernd zu.

Mit dankbarer Rührung erinnere ich mich dagegen der Erziehungsweise meiner Eltern und vornehmlich des frommreligiösen Sinnes der Mutter. Sowohl in der Behandlung ihrer vier Knaben, als des Dienst- und Arbeiterpersonals bewies sie viel Takt und Umsicht. Müßiggang konnte sie nicht ersehen. Mit Etwas mußten wir stets beschäftigt sein, war es auch nur Bilder besehen, lesen oder spielen.

Ein Lieblingsspruch von ihr lautete: Wer Etwas Tüchtiges werden oder zu Stande bringen will, der muß sich gehörig zusammenraffen. Auch hatte sie ein großes Geschick im Erzählen, um das ich sie noch heute beneide. Unsere Erziehung befand sich vorzugsweise in ihren Händen. Der Vater, welchen das Geschäft häufig zum Ausgehen oder zum Besuch der Messen und fremder Jahrmärkte nöthigte, bildete die höchste Instanz. Er strafte selten mit Schlägen, doch dann jedesmal nachdrücklich, wenn wir uns ungehorsam gegen die Mutter erwiesen hatten. Diese verband liebevollen Ernst mit Strenge. Lebhaft entsinne ich mich noch eines Vorfalls, wo ihre Haltung gewiß nicht ohne nachhaltigen Einfluß für mich geblieben ist. Trotzig bestand ich auf einen weit größeren Apfel, als sie mir gegeben hatte. Da ich mich durchaus nicht zufrieden geben wollte, sperrte sie mich zwei Stunden lang in den Hof. Auf mein dringendes Bitten um Vergebung, versprach sie mir zwar, es dem Vater nicht zu sagen, doch ließ sie keineswegs ihre gewohnte Güte sofort zur Geltung kommen. Bat ich sie um mein Butterbrod, so verwies sie mich, selbst noch am folgenden Tage, an die Magd, was sonst nie geschah. Diese Nachkur wirkte um so mehr, als die darin noch nachklingende Unzufriedenheit der Mutter mich schmerzlicher berührte, als dies bei der verdienten körperlichen Züchtigung des Vaters der Fall gewesen sein würde. —

Bereits vor und während meiner Schulzeit zeigte sich in mir ein ungewöhnliches Interesse für Kirche und Schule. Wahrscheinlich verdanke ich die erste Anregung dazu ebenfalls der Mutter, welche Sonntags über Tische jedesmal aus der gehörten Predigt nicht allein Thema und Eintheilung, sondern sogar ganze Stellen wörtlich mittheilte. Kaum war ich einige Male mit in die Kirche genommen worden, so ahmte ich den Ritus in meiner nach dem Hofe zu gelegenen Schlafkammer nach. Auf einen Stuhl steigend, predigte ich im ausgeprägtesten Kanzelpathos zum offenen Fenster hinaus. Selbstverständlich bewegte sich der Vortrag ganz in einfach kindlichen Anschauungen und Erlebnissen. Ebenso hielt ich daselbst auch Schule. Wie ich es bei den Lehrern wahrgenommen, so spielte der Bakel gegen eine Lade oder Stühle dabei die Hauptrolle. Frühes Sprechen in verschiedenen Stimmen war jedoch ein nicht eben gering zu achtender Gewinn des kindischen Gebahrens. Zur Christbescheerung erfreuten mich blos die Puppen, welche Lehrer und Prediger in ihrem Ornate darstellten.

Dieser Alles überwiegenden Neigung hatte ich es zu verdanken, daß die Eltern mich im neunten Jahre Chorschüler werden ließen. Bekanntlich kennzeichnete den Winter 1798—99 eine furchtbare Kälte, wodurch sich bei dem Neujahrsumgange, wo vor jedem Hause eine Arie gesungen werden mußte, manche Familie bewogen fand, mich als den Kleinsten und Jüngsten in die Stube zu rufen, um mich zu wärmen. Doch folgte ich niemals diesen mitleidigen Aufforderungen.

Ich wollte meinen Kameraden nicht nachstehen. Ja, als eines Tages der Kältegrad so hoch gestiegen war, daß vom ganzen Chore nur zwei Schüler sich am Versammlungsorte eingefunden hatten, gehörte ich zu diesen Beiden. Meine gute Mutter sorgte aber auch für gehörig warme Kleidung. Nie habe ich mir ein Glied erfroren, obschon bei vornehmen Leichen wir oft bei großer Kälte und Schneegestöber eine ganze Stunde lang vor dem Hause zu singen hatten. Unbestreitbar hat diese frühzeitige Verpflichtung, mich jedem Witterungswechsel auszusetzen, viel zur Kräftigung und Abhärtung meines Körpers beigetragen. Aber auch das Singen selbst, sowie das jeweilige Solosingen bei den Kirchenmusiken ist meiner Bildung überhaupt, sowie den Stimmorganen insbesondere gewiß sehr ersprießlich gewesen. Indeß, da mit diesem Kirchen- und Straßensingen häufige Stundenversäumnisse verbunden waren, mußte ich Ostern 1803 aus dem Chore wieder treten. Dessenungeachtet dauerte das Interesse für Schule und Kirche unvermindert fort. Jeden Sonntag Nachmittag las ich der mit Ausbesserung der Wäsche und Kleider beschäftigten Mutter aus Raschigs Sammlung eine Predigt vor. Weiterhin ließ mich nicht selten diese Vorliebe für das geistliche Amt an Winterabenden, in Beisein der Mutter, Brüder und Arbeiter über den in den Religionsstunden von dem Rektor zuletzt behandelten Gegenstand einen freien Vortrag halten. Kurz, meine große Lust zum theologischen Studium ward nur durch die Abneigung gegen die elterliche Profession übertroffen. Dies bestimmte denn auch den todtkranken Vater eines Vormittags, als er von seinem baldigen Ende sprach, gegen die Mutter zu äußern: „Zwinge den Karl nicht, Tuchmacher zu werden, und da Dir sein Studiren zu schwer fallen möchte, so laß ihn bei der Feder." Ich saß an einem Tische und schrieb Klaviernoten, hörte also die ganze Unterredung mit an. Obgleich manche Thräne über den nahen Tod des Vaters meinen Augen entglitt, so freute ich mich dennoch über diese, wenngleich nur theilweise meinen Wünschen entsprechende Anordnung. Acht Tage darauf, am 8. Mai 1803, verschied der von seinen Mitbürgern überaus hoch geschätzte und allgemein betrauerte Vater.

Bereits vor dem Eintritt in's Chor hatte ich Violinstunden bekommen. Clavierunterricht aber machte der Cantor seinen Currendanern zur Pflicht, wenn nur irgend die Verhältnisse es gestatteten. So Unbedeutendes ich nun auf beiden Instrumenten auch leistete, so möchte ich abermals das Bildende dieser musikalischen Exercitien in meinem Entwicklungsgange durchaus nicht missen. Ich ward dabei doch einigermaßen mit den melodischen, rhythmischen und dynamischen Elementen vertraut, was mir bei meinen spätern deklamatorischen Leseübungen und selbst beim Unterrichtsertheilen sehr wesentliche Dienste geleistet hat. Die Violine ließ ich mit dem Austritt aus der Schule liegen. Das Clavierspiel hingegen wich nur erst völlig zurück, als der sich fortwährend mehrende Andrang von Geschäften, sowie das

Streben auf andern Gebieten des Berufs und der Neigung mir die Zeit dazu versagte. Ja, ich machte in dem Hause meines Prinzipals, wo ich ein Wiener Pianoforte und viel Anlaß zum Wetteifer fand, ohne Unterricht bessere Fortschritte, als früher. Später benutzte ich mein Spiel hauptsächlich zur Begleitung von Gesängen, da man meine Baritonstimme gern zu hören schien. Wenngleich mein Gesang nur einfach und kunstlos war, so wußte ich doch jedes Lied in der dem Charakter desselben angemessenen Färbung und mit Ausdruck vorzutragen. Dies hing jedenfalls mit der mir gleichsam angeborenen Neigung zur Schauspielkunst zusammen, die in meinem Leben eine zu mächtige Rolle gespielt hat, als daß ich hier nicht bisweilen auf sie zu sprechen kommen sollte. Erst muß ich jedoch in das Elternhaus zurückkehren. Um dem angekauften Clavier eine passende Stelle zu verschaffen, ward unsere Schlafkammer stubenartig eingerichtet und ich mit meinen Brüdern zum Schlafen unter's Dach verwiesen. Licht durfte auf den Boden nie mitgenommen werden, daher gewöhnte ich mich frühzeitig, im Finstern sogar aus meinem kleinen Büchervorrathe das benöthigte Buch zu holen, eine Gewohnheit, die sich nach und nach zu einer wirklichen Fertigkeit erhob, welche mir vielfach genützt hat. Durch jene mir fast ausschließend überlassene Räumlichkeit ward es mir möglich, ungestörter mich beschäftigen, und meine Pensen laut auswendig lernen zu können, worauf ich noch gegenwärtig einen großen Werth lege. Und da diese Lokalität sich nicht heizen ließ, ich sie aber auch im Winter bisweilen sogar stundenlang zum Lernen benutzte, so messe ich diesem freiwilligen Michaussetzen einer zuweilen sehr strengen Kälte wiederum einen bedeutenden Einfluß auf Stählung meiner Willenskraft bei, die mir im Laufe meines Lebens Leistungen ermöglicht hat, welche wenigstens durch ihre bedingende Anstrengung nicht zu den gewöhnlichen zu rechnen sein dürften.

Mein erster Clavierlehrer war der Chorpräfekt. Nebenbei nahm er sich auch meiner Handschrift an, indem er mir während der Stunde zwei Seiten vorschrieb, die ich zur nächsten Lektion geschrieben haben mußte. Die ersten Versuche im Schreiben machte ich auf einer Tischplatte von Schiefer, worauf mein älterer Bruder mir Etwas nachzumalen aufgab. Unter den Schullehrfächern befand sich damals das Schreiben gar nicht. Blos in Tertia gab der Cantor an den beiden Ferien=Nachmittagen darin Privatstunden. Anfängern schrieb er im Hefte vor, die Vorgerückten copirten Vorschriften. Die Zahl der Theilnehmenden betrug gegen hundert. Nach Verlauf der beiden Jahre in dieser Klasse übte ich mich nach Musterblättern von Stäps, welche der Vater von der Leipziger Messe mitgebracht hatte. Weit mehr gefiel mir jedoch die Handschrift meines Klavierlehrers Thieme. Vor seiner Berufung nach Großenhain war er Schüler in Neustadt=Dresden gewesen und hatte als solcher oft im Chor bei der italienischen Oper mitgesungen. Davon sprach er gern, und seinen Mittheilungen über das Dresdner Theater folgte ich, wie man bei meiner außer=

ordentlichen Liebe zur Schauspielkunst sich leicht denken kann, mit der gespanntesten Aufmerksamkeit. Einige Anlage, insonderheit für das komische Fach, mochte wohl dazu vorhanden sein. Wenigstens fielen die theils imitirten, theils extemporirten Scenen, die ich mit einem andern Chorschüler auf dem langen Schultische in der Secunda, wo wir uns zum Straßensingen zu versammeln pflegten, zum großen Ergötzen unserer Kameraden aus. Deshalb war es jedesmal für mich ein hochwichtiges Ereigniß, wenn eine Truppe unsere Stadt besuchte, und nie werde ich die Freude vergessen, als es hieß, wir müßten bei Aufführung der „Lanassa" von Plümicke hinter den Coulissen mitsingen. Es kamen sogar unter uns Schülern etliche theatralische Aufführungen zu Stande. Ein mit meinem Schulkameraden Emil Reiniger projektirtes derartiges Unternehmen scheiterte jedoch an seiner Umfänglichkeit.

Mit dieser Neigung zum Theater gewann meine Liebe zur Lectüre, sowie der Hang zum Besitz von Büchern neue Nahrung. Nahte der Jahrmarkt, so ließ ich mich jedesmal zum Spulen des Garnes für unsere Weber herbei, um mir ein paar Groschen zu verdienen, die ich dann blos zum Ankauf von Büchern bei einem Antiquare verwendete. Meistentheils war das Geld weggeworfen. Denn meine Unkenntniß und jenes Gefallen am Dramatischen führte mir häufig bloße italienische Operntexte mit deutscher Uebersetzung in die Hände. Ebenso waren die Schauspiele beim Lesen des „Kinderfreundes" von Weiße, sowie später des „neuern Kinderfreundes" von Engelhardt (der mir in Dresden persönlich bekannt gewordene pseudonyme Richard Roos) immer das Erste, was mich anzog. Dann erst kamen die Erziehungs-Parthien und Charakteristiken der Kinder an die Reihe. Denn mein Interesse für das Pädagogische dauerte ebenfalls ungeschwächt fort, weshalb auch, als ich über die Spieß'schen Ritterromane hinaus war, in den damals sehr beliebten Familiengeschichten von August Lafontaine die ausführlich geschilderten Kinderjahre seiner Helden mich ganz besonders fesselten.

Wirkliche Bedeutung erhielt mein Schulleben, dem ich mich jetzt wieder zuwende, erst mit Eintritt in die Prima. Durch den Abgang des Conrektors Gutjahr vor Ostern 1802 sah sich der Rektor veranlaßt, eine Prüfung mit der abermals verwaisten Klasse anzustellen, um zu sehen, welche von den Schülern er in die Prima mit hinübernehmen könne. Obgleich ich nur erst ein Jahr in der Sekunda saß, ward ich dennoch der auserwählten Schaar beigezählt. Darüber höchst erfreut, faßte ich die besten Entschlüsse, mich dieser Bevorzugung werth zu machen. Inzwischen entsprach die Ausführung keineswegs durchgängig diesem Vorsatze. Theils überließ ich mich zu sehr dem Lesen von Büchern, die mir Mitschüler liehen, theils schrieb ich daraus sehr viel ab. Vornehmlich lieferte Becker's Weltgeschichte mir reichen Stoff, sowie Rambach's „Odeum." Freilich blieben kaum des Aufhebens werthe Operngesänge davon nicht ausgeschlossen. Et-

was mehr vorgeschritten, gab ich besonders mich ansprechenden Gedanken, Sentenzen u. s. w. den Vorzug. Noch heute im Besitz von 20 Bändchen solcher Collectaneen, gewähren sie mir einen nicht uninteressanten Rückblick, wie der in seiner Fortbildung meist sich selbst Ueberlassene, auf ziemlich vielfach verschlungenen Umwegen, vom Trivialen zum Bessern sich allmählig emporzuarbeiten suchte.

Dankbare Anerkennung verdiente unsers Rektors Verfahren, bei dem Beginne eines neuen Kursus fast in allen Disciplinen von den ersten Anfangsgründen auszugehen. Er mochte nur zu gut wissen, wie traurig es mit dem Unterrichte in den übrigen Klassen bestellt war. Dies galt insonderheit vom Rechnen, wobei er die Denkthätigkeit vortrefflich anzuregen verstand. Seine gründliche Behandlung ist mir nicht allein in meiner Laufbahn mehrfach zu statten gekommen, sondern ich habe auch mit sehr günstigem Erfolg darin Privatunterricht ertheilt. Zugleich erfuhr ich an mir selbst damals schon, welch nachhaltiges Interesse an dem Lehrobjekte mittels eines gediegenen Unterrichts hervorgerufen wird. Denn außer den zu haltenden Rechenheften legte ich mir noch eins für die elementare Lehrweise an, das ich in katechetischer Form abfaßte. Und dennoch verfiel ich gerade bei diesem Gegenstande in eine mir sehr empfindliche Ehrenstrafe. Es gehörte nämlich zu des Rektors eben nicht mustergültigen Eigenheiten, vorzunehmende Repetitionen mehrmals anzukündigen, ehe sie wirklich eintraten. Eines Tages vorher bekleidete ich zwei Mitschüler zu ihren Eltern in das zwei Stunden entfernte Dorf Streumen. Wir blieben bis zum andern Morgen, wo die Wiederholung endlich vor sich ging. Müde, zerstreut und unvorbereitet bestand ich meine Aufgabe nicht und mußte Platz auf dem Pechbänkchen nehmen. Diese verdiente Strafe erwies sich sehr wirksam. Sie traf mich nie wieder, und schon den andern Morgen zeichnete ich mich in der Religionsstunde, sowie bei der nächsten Rechenrepetition dermaßen aus, daß der Rektor vor der Klasse mich lobte und mir seine Verzeihung zusicherte.

Ein ähnlicher Vorfall trug sich bei dem Unterricht im Französischen zu, welcher blos privatim an den beiden schulfreien Nachmittagen ertheilt ward. In jeder Woche wurden in der obern Abtheilung einige Seiten aus dem Télémaque zum „Hersagen" aufgegeben. Des Lehrers Absehen war blos darauf gerichtet, daß wir das Pensum einigemal durchlesen sollten, um auf satzweises Abfragen eines Schülers im Deutschen die Stelle richtig, wenn auch nicht wörtlich französisch wiederzugeben. Meinerseits ward jedoch dieses Pensum stets auswendig gelernt. Einmal nun hatte ich die ziemlich starke Aufgabe, bis auf den letzten Absatz, mir ohne Anstoß eingeprägt. An Muße, auch diese zehn Zeilen gehörig zu memoriren, fehlte es mir durchaus nicht. Indessen schmeichelte ich mir mit der Hoffnung, bei diesem Absatze nicht an die Reihe zu kommen, und überließ mich also dem Lesen des die Jugend überhaupt sehr fesselnden Robinson Crusoe.

Was geschah? Jene Erwartung schlug fehl, und ich mußte, trotz aller Betheuerungen, wie sicher ich das Uebrige wisse, nach Entlassung meiner Kameraden, noch eine Stunde in der Schule bleiben. „Erfülle Du deine Pflicht ein anderes Mal vollständig:“ mit dieser mir unauslöschlichen Mahnung zur Gewissenhaftigkeit entließ mich der Rektor.

Eingedenk der väterlichen Anordnung schickte mich die Mutter bald nachher in die Schreibstunden des Amtscopisten Weinedel, dessen Handschrift die beliebteste und wohl auch die beste war. Seine Lehrweise jedoch war wiederum blos die gewöhnliche: Vorschreiben und selbst gefertigte Vorschriften austheilen, sowie das Geschriebene mit Belehrung korrigiren. Obgleich meine Handschrift von seinem Duktus eine ganz abweichende war, so fand ich mich dennoch in seine Darstellungsweise ungemein schnell. Bereits nach vier Wochen wies er mein Heft als das beste in der sehr zahlreich besuchten Klasse herum. Meinen künftigen Beruf im Auge, brachte er mir bald nachher zu mundirende Arbeiten aus dem Justizamte mit. Er nahm es sehr streng und ich war nicht selten genöthigt, ein dergleichen Schriftstück drei- bis viermal umzuschreiben, ehe er sich für befriedigt erklärte. Auch dafür weiß ich ihm noch heute Dank.

Das Hauptexamen fand in unserer Schule jedesmal im Oktober statt. Der dritte Vormittag war zur Abhaltung dreier Reden seiten des Rektors, eines Primaners und eines Sekundaners bestimmt. Dieser Aktus fand in Gegenwart sämmtlicher Geistlichen, der Rathsmitglieder und vieler Bürger statt. Die lateinische Rede fertigte für den Primaner der Rektor, die deutsche der Conrektor für den Sekundaner. Im Jahre 1804 ward mir diese Ehre zu Theil. Man rühmte das Latein unseres Rektors. Der Anfang meiner „Oration“ ist mir noch heute gegenwärtig. Nach der Anrede begann sie: Verum quidem est, eam esse hominum naturam, ut omnes felicitatis studio ducantur et rapiantur etc. Da ich mit zu den Französisch-Lernenden gehörte, enthielt sie auch ein seitenlanges Citat aus dem Télémaque. Ohne Stockung recitirte ich sie, und man sprach sich sehr lobend darüber aus.

Ostern 1805 ward ich konfirmirt und kam durch Vermittelung meines Lehrers Weinedel als Schreiber zu dem Gerichtsdirektor Wittich, in dessen Hause ich fast sechs Jahre blieb. Er hielt auf eine gute Handschrift und erklärte mir gleich in den ersten Tagen meines Antritts, ich hätte Alles möglichst gut zu schreiben, sei es eine Vorladung an einen Bauer, sei es ein Bericht an den Kurfürsten. Ebenso ließ er mich, als nach der Schlacht bei Jena die französischen Einquartirungen anfingen, mit denen ich mich allein, wenngleich blos durch ein Radebrechen der Sprache zu verständigen wußte, die französischen Stunden wieder besuchen. Zum Lesen lieh er mir Campe's Reisebeschreibungen, wofür aber der rechte Sinn fehlte, auch gingen mir die nöthigen geographischen Kenntnisse und Landkarten ab. Gern

las ich dagegen Hermes „Handbuch der christlichen Religion," in welchem ich ganz wiederfand, was mein verehrter Rektor uns gelehrt hatte. Auch Gedichte, sowie die „Jugendzeitung" von Dolz sprachen mich ungemein an. Abends mußte ich bisweilen meiner oft leidenden Prinzipalin vorlesen. Der „thüringer Bote" machte mich mit Salzmann's Schriften bekannt. Ziemliche Gewandtheit erlangte ich bereits hier im dramatischen Vorlesen von Kotzebue's und Iffland's Theaterstücken, die damals fast ausschließend die Bühne beherrschten.

Gleicherweise that ich mich durch mein schon im elterlichen Hause versuchtes Frühaufstehen hervor. Ging man spät zu Bette und mußte gleichwohl den andern Morgen früh wieder aufgestanden werden, so sagte mein Herr gemeiniglich, um mich bei der Ambition zu fassen: „Ich verlasse mich auf meinen Zschille." Er täuschte sich auch nicht. Indeß erfuhr man nie, daß ich, um diesem Vertrauen zu entsprechen, sehr oft gar nicht zu Bette ging, sondern mich ziemlich unbequem auf einen Stuhl setzte, damit ich es ja nicht verschlafen möchte.

Meine Reinschriften genügten mir selten. Oft trieb mich diese Unzufriedenheit von einem Spaziergange nach Hause, um die eben gefertigte Arbeit auf's Neue zu betrachten. Gewöhnlich fand ich sie besser, als ich in meiner Besorgniß sie wähnte. Dann aber wiederholte sich jene mißmuthige Stimmung von Neuem. Für fertig habe ich mich niemals gehalten. Daher kam es auch, daß meine Handschrift, wenigstens bis zum Jahre 1819, wo ich erst eine feste Basis für die Schriftconstruction gewann, in fortwährender Umwandlung begriffen war. Und hierin erblicke hauptsächlich die Folgen des Mangels eines gründlichen, auf sichern Prinzipien ruhenden Unterrichts. Was mir der Zufall vor die Augen führte, das eignete ich mir an, ohne daß es mit dem Uebrigen harmonirte. Dessenungeachtet gefiel schon damals meine Schrift. Vornehmlich freuten mich die beifälligen Aeußerungen des Freiherrn Otto von Odeleben, denn sie waren zugleich mit Hindeutungen verknüpft, die mich zu erhöhtem Eifer anspornten. Nicht minder lenkte eine von mir gefertigte Recrutirungs-Tabelle die Aufmerksamkeit des Amtshauptmannes Grafen von Hohenthal auf sich. Derselbe wollte sogar mich deshalb engagiren. Er kam aber davon wieder zurück, weil er mich auf seinen häufigen Reisen nicht allein als Privatsekretär, sondern auch zu Bedientenverrichtungen benutzen wollte, wozu ich mich — wie mein Prinzipal ihm gesagt hatte — nicht verstehen würde. Die Erwähnung dieses Vorfalls ist durch die Empfehlung des Grafen gerechtfertiget, welche mir bei einer späteren Anstellung vortheilhaft zur Seite stand.

Mein Prinzipal hatte bei jener ablehnenden Erklärung mich allerdings ganz richtig erkannt. Hätte er nur auch diese Beurtheilung auf meine Doppelstellung in seinem eigenen Hause zu beziehen gewußt. Zwar war dieses Verhältniß schon an sich ein viel milderes und mit der Lage der selbst ziemlich gut situirten Schreiber im Orte gar nicht zu vergleichen. Denn weil ich bald nach meinem Eintritte

in die wittich'sche Familie mit dem einzigen Sohne, einem etwas verhätschelten Knaben, in sehr freundliche, ja brüderliche Beziehungen mich zu setzen, und dadurch, zur Freude seiner Eltern, bessernd und bildend auf ihn einzuwirken verstand, so erklärt es sich, daß ich meistentheils wie zur Familie gehörig betrachtet und behandelt wurde. Gemeinsame Spiele und Landpartien, Vorlesen, Aufführung von Sprichwörtern, das Spielen vierhändiger Sonaten: durch alles Dies fühlte ich mich je länger je mehr mit sämmtlichen Gliedern des Hauses eng verwachsen. Hatten die beiden Töchter Anliegen an ihren Vater, so wendeten sie sich nicht selten an mich. Denn nächst seiner Gattin wußte ich mit ihm, der voller Launen und drolliger Eigenheiten, dabei aber die Biederkeit selbst war, am Besten zu verkommen. Nichtsdestoweniger lagen mir nebenbei auch gewisse Dienstleistungen ob, denen ich mich anfangs, als zur Lehrzeit gehörig, willig unterzog. Lästig jedoch fingen sie an mir zu werden, als das vierte Jahr vorüber war. Auf die Nachricht also, daß der Regierungsregistrator Zeis in Dresden einen erfahrenen Expedienten suche, schrieb ich sofort an ihn. Nach einigen Tagen erhielt ich die Aufforderung, mich ihm persönlich vorzustellen. Dies geschah, das Engagement kam zu Stande und Neujahr 1811 ward als Antrittstermin festgesetzt. Außer meinem Gehalte sollte ich auch noch freie Wohnung haben. Ueber dieses Abkommen erzürnte sich nun mein Prinzipal ungewöhnlich. In dem Schuldbewußtsein, hinter seinem Rücken gehandelt zu haben, blieb ich ruhig und ließ schweigend ihn austoben. Gegen seine Gattin aber erklärte ich, wie unbeschreiblich schwer es mir falle, ihr Haus zu verlassen. Sie möchte indeß wohlwollend erwägen, wie es die höchste Zeit werde, nach Dresden zu kommen, um einer künftigen Anstellung näher zu sein. Keiner meiner Vorgänger sei länger als vier Jahre im Hause geblieben. Sie beruhigte mich und versprach mir, dies ihrem Manne vorzustellen. Von Stund an ging mein einziges Bestreben blos dahin, meinen Pflichten mit noch größerer Dienstbeflissenheit, mit erhöhterer Aufmerksamkeit nachzukommen. Gerade dadurch aber steigerte ich zeitweise den Verdruß meines Herrn nur noch mehr und eines Morgens kam es zu einer fast noch heftigern Scene, wobei ich mich jedoch offen und sehr bestimmt aussprach. Dies wirkte. Bald darauf gewann die gewohnte Traulichkeit wieder die Oberhand. Ungemein herzlich ertheilte er mir gelegentlich gute Rathschläge für meine Zukunft. Am 27. Dezember 1810 verließ ich, um noch einige Tage bei der Mutter zuzubringen, das wittich'sche Haus. Der Abschied war ein sehr schwerer und thränenreicher. Man nahm mir das Versprechen ab, dann und wann zu schreiben, sie bald und oft zu besuchen. Dies ist denn auch alle Jahre mehrere Mal geschehen. Stets mußte ich in der Familie wohnen, welcher ich im wahren Sinne des Wortes wie Sohn und Bruder angehörte. Und diese innige vertrauensvolle Verbindung hat bis zum Tode aller damaligen Familienglieder unvermindert fortgedauert.

Blieb ich auch nur kurze Zeit in der zeisischen Expedition, so verdanke ich ihr doch viel. Mein geschäftlicher Gesichtskreis erweiterte sich bedeutend. Vornehmlich gewährte es mir großes Interesse, wenn mein Chef mich in Geschäften auf sein unweit Königstein gelegenes Rittergut Langenhennersdorf schickte. Das Einemal dauerte mein Aufenthalt drei Wochen, wo ich mehrfache Gelegenheit hatte, mit dem bieläer Grunde, einem damals noch wenig besuchten Theile der sächsischen Schweiz, sehr genau bekannt zu werden.

Bald zu der Einsicht gelangt, daß man zeitig in den königlichen Dienst treten müsse, wenn man nicht ganz spät in eine besoldete Stelle kommen wolle, war mein Bemühen hauptsächlich auf dieses Ziel gerichtet. Es blieb auch nicht ohne Erfolg. Bereits am 8. August ward ich als Finanzaccessist bei der späterhin in's Pensionszahlamt übergegangenen Unterstützungskasse in Pflicht genommen. Jährlich erhielten diese Accessisten 30 Thaler Gratifikation und eine Klafter Holz. Sehr oft mußten sie acht bis zehn Jahre sitzen, ehe sie als Kanzlisten in Gehalt rückten. Doch fehlte es ihnen nicht an Zeit, sich nebenbei Etwas zu verdienen. Meinerseits blieb ich anfangs bei Zeis und widmete die freien Stunden seinen Geschäften gegen eine Remuneration. Da jedoch sich immer mehr Gelegenheit zu besserm Nebenverdienste fand, jene Vergütung aber keineswegs eine meinen Verrichtungen angemessene war, so gab ich Neujahr 1812 meine Stellung bei Zeis ganz auf und zog gegen einen geringen Zins zu der hochbetagten Mutter meines verstorbenen Mitarbeiters daselbst. Zu jenen Lohnschreibereien kamen sehr bald noch einige Privatschreibestunden, wodurch sich meine Einnahme für die damaligen Verhältnisse ziemlich gut gestaltete. Allerdings saß ich nicht selten bis Drei und Vier, ehe ich zu Bett gehen konnte. Ueberhaupt führte ich ein höchst eingezogenes Leben. Oeffentliche Oerter besuchte ich nur, wenn etwa einer meiner Brüder anwesend war. Tuch zu Kleidern erhielt ich von der Mutter, die mich auch regelmäßig mit Viktualien unterstützte. Bisweilen nahm ich auch gegen eine kleine Vergütung an dem Tische meiner Wirthin Theil. Jeden Monat brauchte ich kaum mehr als zwei Thaler.

Bei Zeis las ich viele Journale und aus seiner Handbibliothek gab ich den Postillen von Sintenis den Vorzug. Romane blieben völlig ausgeschlossen. Poetische und populär-philosophische Schriften von Garve, Heidenreich uud Pockels zogen mich dagegen sehr an. Pietät gebietet mir, das Lehrgedicht von Uz: „Die Kunst stets fröhlich zu sein" besonders namhaft zu machen. Mein heiterer und zufriedener Sinn fand darin eine dauernde Festigkeit, der mich oft, wo nicht stets, über die Unebenheiten des Lebens, ohne merkbare Störung hinweggeholfen hat. „Denn das größte Glück im Leben und der reichlichste Gewinn, ist ein guter, leichter Sinn." Konnte ich aber über erfahrenen Verdruß und Aerger, oder wegen eines mich sehr beunruhigenden, oder schwer niederbeugenden Ereignisses nicht schlafen,

so stand ich sofort auf und sprach mich darüber nach allen Seiten in meinem Tagebuche aus, und nie ist Dies geschehen, ohne die nöthige Fassung und erwünschte Ruhe wieder zu gewinnen. Eine ähnliche Wirkung habe ich besonders in Großenhain dem Lieblingsliede von Gellert: „Auf Gott und nicht auf meinen Rath," sowie später auch der zschokkischen Betrachtung über „Menschliche Sorge" zuzuschreiben. Ununterbrochene Thätigkeit wirkte dazu ebenfalls mit. Vornehmlich unterhielt ich einen lebhaften Briefwechsel mit meinem ältern Bruder, dem wittich'schen Hause und seit dem Jahre 1813 mit meiner Geliebten, die ich auf Anlaß Wittich's in dem Hause ihres Vaters, des Hof- und Justizienraths Banzer hatte kennen lernen. Jede Korrespondenz betrachtete ich gleichsam als Stylübungen, da wirklicher deutscher Sprachunterricht in unserer Schule gar nicht vertreten war. Zu diesem Zwecke machte ich mir sorgfältig behandelte Concepte und strebte nach einer gefälligen Darstellungsweise, worin sich zu üben der schwerfällige Styl in den juristischen Expeditionen damaliger Zeit nicht maßgebend erachtet werden konnte.

Ein großenhainer Schulkamerad, der unlängst sich daselbst zur Ruhe gesetzte Rathsmann Hegemeister, und damaliger Zögling der Dresdner Malerakademie, bestimmte mich, mit ihm eine gemeinschaftliche Wohnung zu miethen. Dies geschah zu Ostern 1812. Wir lebten in kaum jemals gestörter Eintracht drei Jahre lang zusammen. Ja, seine Freundschaft bewährte sich glänzend in dem treuen Beistande, den er mir während eines Anfalls von typhösem Nervenfieber in den ersten Tagen des April 1814 ausdauernd leistete. Am 12. Mai 1812 verlor ich meine heißgeliebte Mutter, die nach des Vaters Tode mit meinen beiden Brüdern das Geschäft fortgesetzt hatte. Da der jüngste Bruder in der Fremde war, mußte die Erbregulirung bis zu dessen Rückkehr verschoben werden. Sie ging unter uns vier Brüdern in der friedlichsten Weise vor sich. Die Zinsen eines mäßigen Erbtheils, der Eintritt als Schreiblehrer in das Knabeninstitut des M. Haan, sowie die Besorgung der vielen Schreibereien und Rechnungen des auch als Dichter bekannten Advokaten Friedrich Kuhn gewährten mir völlig ausreichende Subsistenzmittel.

Trotz der oben erwähnten mehrfachen Wandlungen meiner Handschrift kam ich in Großenhain doch immer wieder auf die Art und Weise meines Lehrers Weinedel zurück. Sie begleitete mich, wenn auch etwas modificirt, mit nach Dresden. Hier sah ich zum ersten Male einige Tafeln aus Roßberg's Werke. Anfangs widerte mich seine Current an, so grell traten mir die Verstöße gegen den Parallelismus daraus entgegen. Blos seine Kanzleischrift betrachtete ich mit wahrem Vergnügen. Allmählig folgte ich indessen der damals noch ziemlich allgemein verbreiteten Beliebtheit seines Ductus und gewöhnte mir denselben so an, daß später der greise geheime Registrator Roßberg, als mein College, in mir einen seiner Schüler erkennen wollte. Außerdem übte ich mich schon wegen des darin zu

ertheilenden Unterrichts nach Heinrigs, auch im kaufmännischen Ductus, sowie in der englischen Schrift, die mir beide bis dahin fast völlig fremd geblieben waren. Wie in Großenhain, so genügte mir in Dresden ebenfalls meine Handschrift nie vollständig, so viel Beifälliges auch mir von Andern darüber gesagt wurde. Zu selbstständigen calligraphischen Uebungen fehlte es mir an Zeit. Wohl aber benutzte ich dazu die mir obliegenden Arbeiten, mochten es nun zu fertigende Munda oder Vorlegeblätter für meine Schüler sein. Ja, um meine Hand nicht zu verschmieren, saß ich lieber ein Paar Stunden länger über eine Sache, wenn die Zeit mir nur irgend dazu geboten war. Vorzüglich strebte ich dabei nach festen Anhaltspunkten, die ich selbst bei Kanzleiverwandten vermißte, welche für wirkliche Schönschreiber galten. Fast durchgängig fand ich blos Empiriker. Dennoch nahm ich jeden Wink, jede Belehrung ebenso sorgfältig wahr, als ich nie einen mir kundgewordenen Tadel unberücksichtigt ließ. Aus dergleichen Bemerkungen, sowie aus prüfender Betrachtung von Vorschriften Anderer suchte ich mir Regeln zu abstrahiren, denen jedoch der wahre Halt abging. Nach einiger Zeit mußte ich sie als unbegründet wieder fallen lassen. Es fehlte Uebereinstimmung in den einzelnen Theilen, sowie eine feste Basis. Ich schwamm gewissermassen wie auf offener See ohne Compaß und Steuerruder. So konnte ich beispielsweise mit dem Roßberg'schen blos theilweisen Ueberragen der Schleifpünktchen im a, g 2c. als zu unbestimmt mich durchaus nicht befreunden. Anstatt nun diese Buchstabentheilchen zur gleichen Höhe mit n und m niederzudrängen, ließ ich sie vielmehr vollständig über, und bei den r, v, w unter die Grundstriche hervorgehen, wodurch meine damalige Handschrift ein ziemlich barockes Ansehen erhielt. Begreiflicherweise stand es mit meinem Unterrichtsverfahren nicht viel besser. Einzelnes Vorschreiben und Vorschriftaustheilen. Hatte ich es denn irgendwo anders gesehen? Indessen leitete mich doch ein glücklicher Instinkt, bei der Korrektur des geschriebenen meine Belehrungen den Schülern möglichst anschaulich zu machen. So benutzte ich bei den Anfängern ein achtzinkiges Rostral, mit welchem ich zu Hause die Höhenlinien mit rother Tinte in ihr Schreibebuch zog. Wollte den vorgerückteren Zöglingen ein Versalbuchstabe nicht gelingen, so machte ich ihnen die Abweichungen in den Breitenverhältnissen durch vertikale Bleistiftlinien deutlich; und wo dies für eine befriedigende Nachbildung nicht ausreichte, zog ich an dem auf der obern Zeile vorgeschriebenen Großbuchstaben derartig herabgehende Bleistiftlinien. Ebenso führte mich ein gewisser pädagogischer Takt zur Beseitigung des truppweisen Umstehens des Lehrerpultes von den mit ihrer Aufgabe fertigen Zöglingen. Jeder Schüler mußte, hatte er seine Seite heruntergeschrieben, seinen Namen laut angeben, welcher von einem Mitschüler notirt und dann, wenn ihn die Reihe traf, zum Vortreten aufgerufen wurde. Bis dahin hatte er das Aufgegebene zu wiederholen, oder das Ge-

schriebene mit der Vorschrift zu vergleichen und selbst zu korrigiren. Am Lehrertische durften nie mehr als zwei Schüler stehen. Massenunterricht kannte ich noch nicht, auch hätte er sich in dem Haan'schen Institute blos abtheilungsweise anwenden lassen, da in den Schreibestunden Schüler aus mehreren Klassen zugegen waren. Bei meinem Antritt ließen die Kinder rücksichtlich der Disciplin, die überhaupt in den gewöhnlichen Schreibestunden schwer zu handhaben ist, viel zu wünschen übrig. Größtentheils gehörten die Schulbesuchenden höheren Ständen an. Mein Vorgänger mochte vorzüglich die ältern und calligraphisch befähigteren Zöglinge zu rücksichtsvoll behandelt haben. Daher erlaubten sich Selbige vorzugsweise Nichtzugestattendes. Nachdem ich also den Geist der Klasse näher kennen gelernt hatte, bewies ich mich gerade gegen diese Elite unnachsichtlich streng, zeigte sie theils dem Direktor an, theils ließ ich sie nacharbeiten. Dies machte die Uebrigen stutzig und erleichterte mir bald die Schulzucht wesentlich. Neben dieser Stellung gab ich auch noch viele Privatstunden in Familien. An Haan's Institut wirkte ich bis zu dessen Auflösung im Jahre 1818. Zur 50jährigen Regierungsfeier des Königs Friedrich August's des Gerechten beschloß nämlich der Stadtrath in Dresden eine Bürgerschule unter dem Namen „Friedrich-Augustschule" zu gründen und das Direktorium eben dem M. Haan zu übertragen. Dabei erklärte mir derselbe, daß er von allen Lehrern seines aufzulösenden Instituts mich allein an der neuen Schule mit anzustellen beabsichtige. Mittlerweile ward die medicinisch-chirurgische Akademie in Dresden errichtet und M. Haan zum Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt. Dies nöthigte den Stadtrath dafür den Schuldirektor Krug in Zittau zu berufen. Nach dessen Eintreffen veranlaßte mich der stadträthliche Schulkommissär, der als Kreisdirektor a. D. noch lebende Dr. Merbach, mich dem neuen Direktor vorzustellen, der sich ohnehin die Wahl der Lehrer zur Bedingung gemacht habe. Wähnend, daß dieser Mann aus der Provinz sicher den günstigen Ansichten beistimmen werde, welche über meine calligraphischen Arbeiten, wenigstens in den mir zugänglichen Kreisen, vorwalteten, ging ich zu Krug und zeigte ihm einige meiner Vorschriften. Jenes Selbstgefühl mochte sich in etwas großer Eingenommenheit von mir selbst dargelegt und ihm die Meinung beigebracht haben, ich möchte mich seinen Anschauungen über Schrift und Unterrichtsbehandlung nicht fügsam genug erweisen. Kurz, Ostern 1819 ward die neue Schule eröffnet, und ich — sah mich übergangen. Bei Beginn der Sommerferien jedoch fragte mich der Dr. Merbach, ob ich wohl noch geneigt sei, bei der Friedrich-Augustschule als Lehrer einzutreten, indem der Direktor mit seiner Wahl nicht zufrieden sei. Natürlich erklärte ich mich nicht allein hierzu, sondern auch zu Modifikationen meiner Handschrift gerne bereit, zumal da ich mit selbiger nie recht zufrieden gewesen sei. „Wenn ich — fügte ich hinzu — meine Vorschriften aus verschiedenen Jahren

zuweilen überblickte, so wäre ich erstaunt, wie meine Hand von Zeit zu Zeit zwar anders, aber keineswegs immer besser geworden wäre." Roßbergianer war ich noch, und vermuthlich wollte auch Krug, der Dies wußte, mir mit Konzessionen entgegenkommen, denn ich fand ihn, als ich das Nähere mit ihm besprechen wollte, über Roßberg's Werk sitzen. Bei dem Herumführen in den Klassen traf ich in einer derselben auf der schwarzen, mit einem rothen Liniennetz versehenen Schultafel das Wort „scharf" vorgeschrieben. Freudig überrascht über die Gleichmäßigkeit, welche sich in diesem Worte darstellte, sagte ich näher hinzutretend: „Dies a und r gleicht sehr den Formen, wie ich sie in Großenhain gelernt habe." Wir unterhielten uns hernach mehrere Stunden lang. Vor Allem sprach mich das von ihm schon in Zittau angewendete Liniennetz an, indem ich durch eine Schülerin selbst auf ein ähnliches Hülfsmittel geführt, das aber wegen der Umständlichkeit des Linienziehens nur ausnahmsweise von mir angewendet worden war. Krug hingegen hatte sich in Zittau dazu eine Druckform schneiden lassen. In Dresden fand er jedoch eine kürzlich errichtete Steindruckerei vor, die von ihm zu seinen Elementarschreibheften benutzt worden war. „Herr Direktor! sprach ich, Sie haben mächtige Zweifel über die Richtigkeit meiner Handschrift in mir hervorgerufen!" — „Damit bin ich — erwiederte er — schon zufrieden. Durch Zweifel gelangt man zum Glauben. Es ist mir sogar lieb, daß Sie Ihre Anschauungen möglichst zu rechtfertigen suchen. Ich habe daraus ebenfalls gelernt. Lassen Sie uns gegenseitig über das Gewonnene nachdenken. Roßberg hat jedenfalls darin Recht, unsere Currentschrift aus der Fraktur und Kanzlei herzuleiten und so der Willkür einen Damm entgegenzusetzen. In einigen Tagen hoffe ich Sie wiederzusehen." Ich bat ihn, mir einen Liniennetzbogen zu Versuchen mitzutheilen. Auch erklärte ich, mir sofort Niemeyer's Werk anschaffen zu wollen. „Thun Sie dies, doch mehr noch empfehle ich Ihnen das von Denzel," wovon er mir den ersten Band gleich mitgab. — Ich glaubte, hier etwas speciell werden zu dürfen, denn die Bekanntschaft mit diesem Manne bildet in meinem Lehrerleben einen bedeutungsvollen Wendepunkt. Ich kehrte wieder zu dem aus Großenhain mitgebrachten Schreibductus zurück, der lediglich in seinen Buchstabenformen, unter Benutzung von Roßberg's systematischer Anleitung ꝛc. gründlicher und gleichmäßiger konstruirt ward. Rücksichtlich meiner pädagogischen Unterrichtsbehandlung verdanke ich, nächst dem sorgfältigen Studium dahin einschlagender Bücher, dem freundschaftlichen Umgange mit Krug außerordentlich viel. Anfangs kam mir sein Liniennetz zu eng vor. Uebergänge von einer so breiten Schrift, wie die Roßberg'sche, zu einem weit schmaler gehaltenen Ductus, bilden sich nur allmählig. Schon bei der zweiten Anfertigung von Netzpapier kam ich selbst auf jenes engere Maß zurück. Ebenso bereitwillig erwies sich Krug aber auch gegen die von mir vorgeschlagenen Aenderungen im Bau der Alpha-

bete. „Schade — sprach er oft — daß Sie Sich dem Schulfache nicht ganz gewidmet haben.“ Zur Umgestaltung meiner Hand fand sich eine günstige Gelegenheit in der mir aufgetragenen Reinschrift der zwischen Sachsen und Preußen über die Theilung Sachsens abgeschlossenen Hauptkonvention vom 24. August 1819. Sie ward zwei Buch stark. Da ich sie vorschriftartig schrieb, so konnte ich dabei Alles, was ich bereits für richtig erkannt hatte, zur Anwendung bringen. Deßwegen war aber auch diese Urkunde keineswegs aus einem Gusse mundirt. Vielmehr standen die letzten Bogen mit den ersten in einem auffallenden Gegensatze. Es wurde auch dieses Abgehen von dem Roßberg'schen Ductus mehrseitig, selbst von Personen nicht eben beifällig bemerkt, welche gleichwohl auf mein künftiges Geschick Einfluß zu üben wohlberechtiget waren. Dagegen steigerte sich Krug's Achtung und Freundschaft gegen mich von Tag zu Tage. „Fahren Sie so fort, streben Sie fernerhin, den Schreibunterricht seinem bisherigen Schlendrian zu entreißen und in wahrhaft bildender Weise zu behandeln, so werden Sie — ich bin Dessen gewiß — dahin gelangen, ein den Schulen nützlicheres Buch als das Werk von Roßberg zu veröffentlichen.“ Diese Perspektive feuerte mich selbstverständlich erst recht an, mich dem fleißigsten Forschen in calligraphischen und pädagogischen Werken hinzugeben. Blos diesem Zwecke widmete ich seitdem meine Talente. Der gegenwärtigen Rococo-Calligraphie blieb ich ganz fremd. Wohl aber ist meinen einfach gehaltenen, sowohl deutschen als französischen und englischen Reinschriften vielseitiges, selbst in officiellen Schriftstücken ausgesprochenes Lob zu Theil geworden.

Jenes durch meinen Lehrerberuf bedingte Bücherstudium verdrängte sogar meine Lektüre dramaturgischer Schriften, der ich mich ebenfalls mit Eifer und Begeisterung hingegeben hatte, als mir zu Anfang 1814 der Beitritt zu dem seit 1776 bestehenden „Neustädter freundschaftlichen Theater“ gestattet worden war: eine sehr geschätzte Dilettantenbühne, von deren Vorstellungen der reichhardtische „Gothaische Theater-Almanach“ alljährlich das Verzeichniß mit aufnahm. Namentlich befanden sich unter ihren Mitgliedern zwei höchst begabte Männer, welche zugleich die Schauspielkunst wissenschaftlich betrieben hatten und zeitweilig sehr gründliche Kritiken über die Darstellungen des Hoftheaters in öffentlichen Blättern lieferten. An diese beiden Koryphäen schloß ich mich vorzugsweise an. Sie wurden meine Berather, Führer und intimen Freunde, jenes Theater selbst aber ward für mich in vielfacher Beziehung eine wahre Bildungsschule.

So unbeholfen und ungenügend meine kleine Antrittsrolle immerhin ausgefallen sein mochte — es war der Sekretair Wild in den „Erben“ von der Weißenthurn — so erkannte man dennoch darin eine beachtenswerthe Anlage. In der ersten Probe machte mich der Regisseur auf eine angewöhnte unpassende Kopfbewegung aufmerksam,

welche ich sofort beseitigte und die nie wieder zum Vorschein gekommen ist. Schwieriger ward mir die Aneignung des leichten Conversationstones. Wenn sich auch die etwas an Kanzelpathos streifende Sprechweise nach den beiden Proben schon ansehnlich vermindert hatte, so dauerte es doch bis in den zweiten Winter, bevor meine Rede völlig angemessen und natürlich ward.

Den stärksten Beweis davon, was Lust und Liebe zur Sache, was ein mit Aufmerksamkeit verbundener ernster Wille vermag, lieferte ich in Ablegung eines Sprachfehlers. Ich lispelte nämlich in manchen Wörtern beim Aussprechen des Säusellautes. In der Meinung, es sei dies die Folge eines organischen Fehlers, hatte man diese üble Gewohnheit niemals gerügt. Nur dunkel erinnerte ich mich später, daß meine Mutter dieses Lispeln wohl bisweilen nachgemacht, mir keineswegs aber zum klaren Bewußtsein gebracht hatte. Von einem bildenden Leseunterrichte, wie ihn Freund Krug ertheilte, war in unserer städtischen Schule keine Spur vorhanden. Sicher würde ich dann davon befreit worden sein. Im Frühjahr 1816 ging ich, wie gewöhnlich, mit meiner Rolle zu einem jener zwei Männer, um sie ihm vorzulesen. Es war dies der spätere Archivar Bachmann. Er hatte fast nichts zu erinnern und bedauerte blos, daß meine Produktionen nicht die Anerkennung fänden, die sie bei meinem Talente und Fleiße sicher erlangen würden, wenn nicht der erwähnte Sprachfehler dies hindere, der vornehmlich in Liebhaberrollen störend wirke, wozu ich aus Mangel an jugendlichen Mitgliedern meistentheils verwendet werden mußte. Auf meine Frage, was ich dagegen wohl thun könne, zuckte er mit den Achseln und maß es dem Bau der Zunge bei. Den ganzen Tag ging mir diese Eröffnung im Kopfe herum. Am Abend begab ich mich zu meinem zweiten Freunde und bat ihn um Kerndörffer's „Deklamation," stellte auch bei ihm Versuche an im Aussprechen von Wörtern mit Säusellauten. Nachdem er bei diesen Versuchen zwei- bis dreimal ausgerufen hatte: „Jetzt war es gut!" nahm ich das Buch und ging. Am folgenden Tage, ein Sonntag, blieb ich zu Hause und widmete mich meist lauten Uebungen im Richtigsprechen von dergleichen Wörtern, sowie dem Memoriren meiner Rolle, des Adjutanten Selincour in Ziegler's „Repressalien." Montag früh begab ich mich wieder zu meinem Bachmann und las ihm einige Scenen daraus vor. Verwunderungsvoll rief er aus: „Nein, ist es möglich!? In kaum so vielen Stunden sich von einem Sprachfehler frei zu machen, mit dem Sie Sich 27 Jahre herumgeschleppt haben? Nun wahrlich! da kann sich mancher namhafte Bühnenkünstler ein Beispiel daran nehmen, mit dessen Aussprache es vielleicht noch schlimmer steht." Die ganze Kunst bestand einfach darin, daß ich bei dem ſ die Zungenspitze an die untere Zahnreihe legte, die früher zwischen die Zähne gekommen war.

Blicke ich auf meine Thätigkeit während dieser Jahre zurück, so

muß ich jetzt fast selbst darüber staunen. Wöchentlich gab ich nicht selten 30 bis 36 Stunden Schul- und Privatunterricht. Meine Kanzleiarbeiten wurden dabei ebenfalls pflichttreu besorgt. Außerdem fleißiges Lesen, leider aber ohne das früher gewohnte Excerpiren, acht Monate hindurch Memoriren und Einüben von nicht selten großen Rollen, das sorgfältige Mundiren der von dem Instruktor unserer königlichen Prinzen, dem berühmten Criminalisten Hofrath Dr. Stübel ausgearbeiteten Lehrhefte, eine Menge für den Umdruck bestimmte Reinschriften für die Meinhold'sche Steindruckerei, sowie endlich die vielen Arbeiten für den Advokat Kuhn. Allen diesen übernommenen Obliegenheiten konnte nur durch Beschränkung des Schlafs auf vier bis fünf Stunden entsprochen, ja es mußte jedes Zeitschnipsel für das allerdings sehr aphoristische Lesen gewissenhaft benutzt werden. Und die Fälle, wo auch dieses geringe Maß von nächtlicher Ruhe noch bedeutend vermindert ward, sind gar nicht selten. Das Höchste was ich in damaliger Zeit bewirkte, war die Beschaffung einer wichtigen Prozeßschrift von 60 Bogen, bei welcher periculum in mora obwaltete. Ich fertigte sie in drei Tagen und Nächten. Doch gab ich Schlafanwandlungen 5 bis 10 Minuten lang auf dem Stuhle sitzen bleibend jedesmal nach, schon um den ermüdeten Augen wenigstens insoweit Erholung zu gönnen. Dieser Gewohnheit bin ich selbst bis Heute treu geblieben und verdanke ihr gewiß trotz meines Alters, trotz meiner großen Myopie, eine solche Ausdauer meines Sehvermögens, daß ich Nächte hindurch arbeiten und ohne Brille die kleinste Schrift lesen kann. Mein Freund Kuhn zollte auch dieser Hingebung für sein Interesse durch Göthe's Schriften in der ersten Ausgabe, so wie durch Dichtung zweier Strophen in mein Stammbuch: „Viel ist der Menschen Hand gegeben, Nur sei dem Geist sie unterthan ꝛc." eine freundliche Anerkennung.

Im Sommer 1820 ward ich unwohl, vielleicht in Folge solcher übermäßigen Anstrengungen, denn die Krankheit hob sich dadurch, daß ich zwei Tage lang unausgesetzt schlief. Wenn ich auch einmal aufwachte, so verfiel ich immer wieder in Schlaf. Ueberhaupt bin ich, außer einigen leichten Schnupfenfieber-Anfällen, wenig krank gewesen. Im Wittich'schen Hause schlief ich in einem warmfeuchten Alkoven, woraus ein heftiger, mich fünf Wochen lang an's Bett fesselnder Rheumatismus entstand. Man maß ihn einer Erkältung im Flußbade bei. Mehrere Wochen nach meiner Wiederherstellung badete ich dennoch wieder. Der Sommer war sehr heiß, und im 17. Jahre befolgt man nicht immer wohlgemeinte Rathschläge. Es trat ein Rückfall ein, der mich abermals drei Wochen lang niederwarf. Von da an habe ich dreißig Jahre lang nicht mehr im Freien gebadet. Vielmehr suchte ich mich gegen die dann und wann sich einfindenden rheumatischen Schmerzen durch das Tragen wollener Bekleidung auf dem bloßen Leibe zu schützen. Diese im Ganzen doch sehr dauerhafte Gesundheit verdanke ich jedenfalls einer, vornehmlich in Bezug auf

die geistigen Getränke überaus mäßigen Lebensweise *). Wegen häufigen und meist heftigen Nasenblutens mußte ich selbst bis in die dreißiger Jahre den Kaffee meiden, der jetzt mein Lieblingsgetränk bildet. Wasser bildete das Hauptgetränk. Bier genoß ich gar nicht, Wein nur bei besondern Anlässen und auch da höchstens eine halbe Flasche. Ueberschreitungen im Essen dagegen habe ich mir freilich besonders bei Festivitäten, zu Schulden kommen lassen. Außerdem lebte ich auch hierin mäßig, sogar karg. Vor meiner Verheirathung kam ich jahrelang allwöchentlich nur zwei- bis dreimal in's Speisehaus. Die übrigen Tage genoß ich blos Brod und Obst oder Butterbrod mit Käse und würzte diese einfachen Mahle mit Lektüre.

Die daraus erwachsenden Ersparnisse verwendete ich, wie schon erwähnt, meist auf Bücher, wozu die Auktionen durch ihre meist billigen Preise viel Verlockendes hatten. Galt es jedoch Werken, die mir nöthig und unentbehrlich schienen, so bezog ich sie sofort durch den Buchhandel. Der Besitz von Büchern hatte sich mit der Zeit wirklich zur Manie gesteigert. Ach, wie oft bin ich hierin meinen Gelöbnissen untreu geworden! So willensstark ich mich sonst in meinem Leben gerirt habe, hierin erwies ich mich als ein erbärmlicher Schwächling. Hätte ich im Bücheranschaffen Maß zu halten gewußt, mich auf Bewährtes und Klassisches beschränkt, so würde ich mir darüber keine Vorwürfe zu machen haben. Ich ging aber viel weiter, und so ist im Laufe der Zeit meine Bibliothek auf 8000 Bände der verschiedensten Art angewachsen. Hierzu fehlten mir die nöthigen Räumlichkeiten, und indem ich die Bücher sehr zusammenschichten mußte, verlor ich, wenn ich ein Buch suchte, oft viel Zeit, die ich zu einem soliden Lesen derselben hätte verwenden können. Dessenungeachtet war fortwährend mein Dichten und Trachten auf Vermehrung meiner Bibliothek gerichtet. Ein erfüllter Wunsch erzeugte nicht selten sofort mehrere neue. Schon das Bewußtsein von dem Besitze eines Buches machte mich glücklich, als ob ich damit auch schon seinen Inhalt mir angeeignet hätte. Wohl aber freute ich mich, wenn Jemand nach einem Buche fragte, es ihm leihen zu können. Früher erweiterte sich dadurch der Kreis meiner Bekannten, auch erwarb ich mir damit manchen Gönner. Freilich mag eine gewisse Eitelkeit, eine Art von Ostentation damit wohl ebenfalls verbunden gewesen sein. Selbst jetzt und vorzugsweise jetzt, wo mir die arbeitsfreien Stunden noch viel spärlicher zugemessen sind, scheint es fast, daß ich meinen Bücherschatz weit mehr für Andere, als für mich selbst besitze. Dafür kannte ich allerdings keine sonstigen Bedürfnisse. Restaurationen und Kaffeehäuser besuchte ich nur auf Veranlassung von

*) Anmerkungsweise bemerke ich noch, daß ich seit 1830 alle Morgen im Sommer um Drei, im Winter vor Fünf spazieren gehe. Von 1845 an bade ich früh vor Sonnenaufgang in der Elbe, und setze es fort, so lange die Badehäuschen stehen. Ebenso schlafe ich seit 1822 auf Häcksel, und seit 1836 das ganze Jahr hindurch bei offenem Fenster. Endlich genieße ich seit 1840 zu Hause gar kein Fleisch und bei Einladungen nur wenig.

meist auswärtigen Bekannten. Kartenspiele kenne ich gar nicht, und Billard spielte ich blos in Großenhain. Mein kurzes Gesicht hinderte mich daran. Tanzen habe ich wohlgelernt, in Dresden aber nie davon Gebrauch gemacht. Zudem verlieh mir die vom Auktionskatalog gewährte Aussicht auf wünschenswerthe Bücher meiner angestrengten Thätigkeit eine, bisweilen doch wirklich nöthig werdende Spannkraft, zumal die häuslichen Verhältnisse, durch fast stetes Kranksein meiner armen Frau, nicht selten drückend auf mir lasteten. Die fast einzige Erholung, die ich außer dem Hause fand, bestand in dem Besuche des Hoftheaters. Doch verursachte mir dies eine Zeitlang keinen Aufwand. Mein Vorgesetzter, der Unterstützungskassier Richter, war zugleich Calculator in der General-Acciskasse, aus welcher die damaligen Theaterunternehmer ihre königl. Sustentation ausgezahlt erhielten. Dafür hatte das Personal vier disponible Freibillets in die italienische Oper sowohl, als in das deutsche Schauspiel. Oft nahmen mich diese Herren mit in's Theater. Im Jahre 1813 aber, wo die Truppendurchmärsche überhand nahmen und der Sinn für theatralische Unterhaltungen dadurch sehr abgeschwächt war, gleichwohl des Militärs wegen an jedem Abend gespielt ward, stand mir beinahe alltäglich ein, mitunter sogar zwei Billets zu Gebote. Späterhin hatte ich mich auf einen Orchesterplatz abonnirt, der sehr billig war und woselbst ich nicht selten meine beiden Freunde fand, in deren kritischen Bemerkungen über die Darstellung ich häufig einen augenfälligen Commentar zu ihren sonstigen mehr theoretischen Bemerkungen fand.

Doch es wird Zeit, nun auch Einiges aus meiner Dienstcarrière zu erwähnen. Der Feldzug nach Rußland im Jahre 1812 brachte mir die Aufforderung, eine Anstellung bei dem Proviantkommissariat anzunehmen, wozu ich mich vor meiner Anstellung in der Finanz-Kanzlei 1811 gemeldet, auch desfalls speciminirt hatte. Mit meiner Stellung indessen völlig zufrieden, lehnte ich sie ab. Während, und besonders nach der Belagerung von Dresden, hatte ich die Stelle des kranken Kassiers mit zu versehen. Auch ward gegen Ende 1813 eine Geh. Kanzlisten-Stelle in dem damaligen Geheimen Konsilio vakant. Es war dies nach dem Geh. Kabinet die oberste Landesbehörde. Auf eine oder die andere dieser Kanzleien war vorzugsweise mein Absehen gerichtet. Da nun unter den vier Konferenzministern sich der Vater des oben genannten Amtshauptmanns Grafen von Hohenthal befand, so bat ich Letzteren um seine Fürsprache. Anfangs Februar 1814 erfolgte die Besetzung. Sie fiel für mich so günstig aus, daß ich unter den vier Neuangestellten die zweite Stelle einnahm. Nach des Königs Rückkehr in sein getheiltes Land den 7. Juni 1815 ward an der Reorganisation der Behörden gearbeitet und dabei auf Reducirung des Personals Bedacht genommen. Mittels eines Protokolls ward uns anheimgestellt, in kgl. preußische Dienste überzutreten. Es meldete sich jedoch Keiner von uns. Im nächsten Jahre erfolgte die Verwandlung des Geheimen Konsiliums in ein „Ge-

heimes Raths-Kollegium" und im Mai 1819 ward dessen Kanzleipersonal auf die Hälfte herabgesetzt. Die fünf ältesten Geh. Registratoren wurden pensionirt und die fünf jüngsten Geh. Kanzlisten traten in Wartegeld. Gleichzeitig kam indeß bei der schon einmal beiläufig berührten „Friedens-Vollziehungs- und Auseinandersetzungs-Kommission" eine Kanzlistenstelle zur Erledigung, die man sofort mir übertrug. Mittels des damit verbundenen Gehalts sah ich nicht allein die durch das Wartegeld erlittene Abminderung meines festen Einkommens gedeckt, sondern dasselbe noch um 70 Rthlr. erhöht. Einschaltungsweise erwähne ich die am 22. Juni 1816 stattgefundene Verlobung mit der oben erwähnten zweiten Tochter des Hofrathes Panzer, Henriette, welcher ein Jahr darauf, wegen des inmittelst erfolgten Ablebens meines Schwiegervaters, die Verheirathung folgte. Am 1. Juli 1821 ward nun jene Kommission aufgelöst. Jeder von den fünf Kanzleibeamten erhielt seinen Jahresgehalt als Gratifikation. Von diesem Tage an trat erst, streng genommen, mein Wartegeldverhältniß ein. Indeß währte es nicht lange. Bereits Ende August ließ mir der Kabinetsminister Graf Einsiedel die Stelle eines Geheimen Legations-Kanzlisten bei der kgl. Bundestags-Gesandtschaft in Frankfurt a/M. antragen. Die Mittelsperson, Hofrath Kost redete mir eher ab als zu. Indeß glaubte ich dieses wohlwollende Anerbieten nicht völlig von der Hand weisen zu dürfen. Deshalb stellte ich das, außer meinem kgl. Gehalte mir für Wohnung, Kost 2c. 2c. vom Gesandten zu gewährende Entschädigungsquantum auf 400 Rthlr. Es ward deshalb nach Frankfurt geschrieben und bereitwilligst ging der Gesandte darauf ein. Bei Eröffnung dieser Entscheidung bat ich den Herrn Minister, die Abreise bis Ende Oktober verschieben zu dürfen, um noch in Dresden die zweite Niederkunft meiner Frau abwarten zu können. Mein erstes Kind, Leontine, hatte ich vier Monate alt den 8. Juni 1820 verloren. Ueberaus schwer fiel mir die Trennung von dem freundschaftlichen Theater, und dies um so mehr, als ich mich durch mein rastloses Streben mit zu den Hauptrollen emporgearbeitet hatte. Die werthesten Glieder desselben vereinigte ich noch als Pathen bei der Taufe meines am 12. Oktober gebornen Woldemar. Für jene Entsagung suchte ich mich durch die Aussicht zu trösten, das Ausland und namentlich die Rheingegenden kennen zu lernen. Früher hatte mich eine große Sehnsucht nach Reisen oft den Handwerksburschen beneiden lassen. Gleichwohl waren die entfernteren Naturschönheiten Dresdens in einer unverantwortlichen Weise von mir vernachlässigt worden. Hätte ich nicht noch einige Monate vorher die sächsische Schweiz, Weesenstein und Tharandt besucht, so wäre ich nach einem zehnjährigen Aufenthalt in Dresden nach Frankfurt gekommen, ohne diese berühmten Partien zu kennen. Nachdem ich mich in der Kabinetskanzlei im Chiffriren und Dechiffriren geübt und sonst Alles besorgt hatte, reiste ich den 26. Oktober 1821 mit der Diligence, als der damals noch vorherrschenden

Reisegelegenheit, von Dresden ab. Mit einigen Postpassagieren besuchten wir am Tage vor dem Reformationsfeste die Wartburg. Am 1. November stellte ich mich dem Herrn Gesandten, dem Geheimen Rath von Carlowitz auf Oberschöna, vor. Alle meine Bekannten beneideten mich, diesen Mann als Chef zu bekommen, und sie hatten Recht. Nie wird das dankbare Andenken an diesen schon längst heimgegangenen Mann in mir erlöschen. Ungeachtet des Entschädigungs-Aequivalentes nahm er mich bis zur Ankunft der Meinigen in seine Familie auf. Arbeit gab es viel. Wie manche Nacht habe ich der Dienstespflicht opfern müssen. Sein Vertrauen jedoch, seine Humanität in der edelsten Bedeutung des Wortes hätte mir noch Schwereres leicht gemacht. Der erste Osterfeiertag 1822 vereinigte mich in Erfurt wieder mit meiner Familie. Bald nach meiner Rückkehr in Frankfurt unternahm ich mit den drei Söhnen des Gesandten und dem Hauslehrer des Jüngsten die erste Rheinreise. In Mainz mietheten wir uns einen eigenen Nachen, landeten an den interessantesten Punkten, kamen aber wegen stürmischen Wetters blos bis Andernach. Neben meinen Dienstgeschäften trieb ich fleißig das Französische, unterhielt eine ausgedehnte Korrespondenz mit dem Vaterlande und studirte historische und politische, pädagogische und kalligraphische Werke. Den 20. April 1823 ward mir mein Edmund geboren, bei dem mein Vorgesetzter, nach dortigem Herkommen, der alleinige Taufzeuge war. Ein Jahr darauf zog ich nach Rödelheim, theils der Ersparniß, theils des Gedeihens der Kinder wegen. Hinsichtlich meiner Unterleibsbeschwerden ward der tägliche Hin- und Herweg nach diesem ein Stündchen entfernten Städtchen auch mir heilsam. Im Sommer 1824 fuhr ich mit dem Hauslehrer des Gesandten nach Mainz, von wo aus wir eine Fußtour nach Worms, Mannheim und Heidelberg unternahmen und die Bergstraße wieder zurückgingen. Von mehreren kleinern Partien mit dem Herrn Gesandten erwähne ich blos die zu seinem Bruder, dem damaligen kgl. preuß. Vicegouverneur in Mainz, welcher ihn aufgefordert hatte, der Hinrichtung eines Vatermörders durch die Guillotine beizuwohnen. Anfangs März 1825 rief mich eine Depesche in das Departement des Innern nach Dresden zurück. Um in der durch meine Mission nach Frankfurt eingeschlagenen Carrière zu verbleiben, bat ich, mich im auswärtigen Departement zu verwenden. Sowohl Dies, als auch der Wunsch des Gesandten, mich bis zum August behalten zu dürfen, ward gewährt. Ende Aprils bereiste ich, in Begleitung des Professor Thudichum in Büdingen nebst seinem Bruder, dem jetzigen Dekan in Rödelheim, die Lahn- und Rheingegend.

Um mich für meine künftige Stellung gehörig vorzubereiten, widmete ich mich noch mit großer Betriebsamkeit der Erlernung der italienischen Sprache. Mein Lehrer Casella erleichterte mir die Erreichung meines Ziels durch seine zweckmäßige Methode. In Dresden nahm ich zu gleichem Zwecke bei meinem Freunde, dem jetzigen Rektor

Beger an der Realschule in Neustadt, das Lateinische wieder vor und schenkte der Erlernung dieser Sprache, schon auch meiner beiden Söhne wegen, ebenfalls viele Sorgfalt, der sich nachher die Erlernung des Englischen anreihte. Die Kenntniß in der italienischen und lateinischen Sprache befähigte mich, nach einer flüchtigen Einsicht der spanischen Grammatik von Frommel, bei dem Mundiren der Ratifikation des in London in spanischer und französischer Sprache abgefaßten Handelsvertrags mit Mexiko, einige Sprachfehler zu entdecken. Mein Vorgesetzter, der verewigte Geh. Kab.-Rath Breuer, freute sich so darüber, daß er mir auch die deutsche Uebersetzung davon für das Gesetzblatt übertrug.

Mitte August 1825 kehrte ich als Geheimer Kabinets-Kanzlist nach Dresden zurück. Schon in Frankfurt hatte der Direktor Blochmann durch seinen Freund Ackermann an der Musterschule mich als kalligraphischen Lehrer an sein neuerrichtetes Erziehungsinstitut engagiren lassen, mit dem einige Jahre nachher das Gräflich Vitzthum'sche Geschlechtsgymnasium vereinigt ward. Nicht minder bat mich der Direktor Krug, an der Friedrich-Augustschule meine frühere Stellung wieder einzunehmen. Gern entsprach ich den Wünschen beider mir befreundeten Männer. Auch einem Mädcheninstitut versagte ich in der zweiten und ersten Klasse meine Wirksamkeit nicht, weil die Söhne der Frau Direktor, ehemalige Schüler von mir, den Grundunterricht nach meiner Methode leiteten. Ebenso habe ich über ein Jahr lang in der unter dem Lehrer Gesell stehenden Dresdner Kinderstrafanstalt, sowie noch später ein Jahr lang in der aus drei Abtheilungen bestehenden ersten Klasse der Garnisonsschule den Schreib-Unterricht unentgeltlich ertheilt. Der Oberlehrer Baumfelder beabsichtigte damit, seine Kollegen für einen bessern Schreib-Unterricht anzuregen. Er hat sich indeß gewaltig getäuscht. Nicht einmal aus bloßer Neugierde haben diese Herren davon Notiz genommen.

Mit einem solennen Diner feierte das Neustädter Theater meinen Wiedereintritt. Obgleich die amtlichen Verhältnisse mir die Abwartung der Proben rc. nicht selten erschwerten, so wußte ich dennoch durch gefällige Unterstützung meiner Collegen diesem Institute meine ungeschwächte Theilnahme zu bethätigen. In Bezug auf Intriguen und Rivalitäten aber bleibt die Dilettantenbühne hinter den öffentlichen Theatern oft wenig zurück. Früher hatte ich einigemale bedeutende Zerwürfnisse unter den Mitgliedern geschlichtet. Jetzt waren die Kabalen vorzugsweise gegen mich gerichtet und zwar hatte einer seine Hand dabei im Spiele, an den mich dankbare Anhänglichkeit und Freundschaft fesselte. Dies schmerzte mich am Meisten. Doch wich ich in diesem Kampfe keineswegs feig zurück. Vielmehr spornte mich derselbe zu immer höherem Fleiße an, worin mich auch einige andere Mitglieder, namentlich mein Freund Bachmann, bestens unterstützten. Am 19. Mai 1826 feierte diese Bühne ihr fünfzigjähriges Bestehen, ein vielleicht in ganz Deutschland noch nie dagewesenes Er-

eigniß. Mehrere Theilnehmer wollten damit für immer schließen. Doch suchte Mad. Hartwig, eine der ersten Künstlerinnen des Dresdener Hoftheaters, dies zu verhindern. Es gelang ihr auch, und diese Dame ist neben ihrem öffentlichen Wirken, bis zur wirklichen Auflösung im Jahre 1831 auf dieser Privatbühne mit activ gewesen. Meinerseits trat ich Ende Oktober 1828 aus, nachdem mir gelungen war, meinen Nebenbuhler zweimal zu überflügeln, dadurch aber die Reibungen nur noch zu verstärken. Wahrscheinlich steifte man sich auf meinen Enthusiasmus für die dramatische Kunst und hielt einen Rücktritt für unmöglich. Ich beharrte jedoch ungeachtet aller Schritte, mich wieder zu gewinnen, auf meinem Entschlusse. Blos in der letzten Vorstellung nahm ich als Sekretär Wardamm in Iffland's „Erinnerung" noch einmal Theil*). Ungetrübten Ersatz für dieses Vergnügen fand ich in dem an Michaeli 1832 gestifteten Lesekreise, in welchem ich bereits in dessen dritter Versammlung mit dem Dr. Hermann Eberhard Richter zugleich Aufnahme fand. Nicht sehr lange nachher trat Julius Mosen, Rektor Beger, Professor Kaltschmidt, der jetzige Oberstaatsanwalt Dr. Schwarze, noch später auch der Hofschauspieler Winter, Stadtrath Flath und viele andere interessante Personen hinzu. Schöpfer dieses Vereins war der jetzige Obinspektor Seyffert bei dem Dresdener Einwohneramte. Rücksichtlich meines Vorlesens erwies man mir in diesem Kreise viel freundliche Aufmerksamkeit. Ja, aus ganz besonderer Zufriedenheit mit meiner vierjährigen Leitung desselben als wortführender Vorstand, veranstaltete man mir zu Ehren einen Festabend, an welchem man mich neben einigen Gedichten auch noch mit meinem lithographirten Portrait überraschte. Um aus meiner Wirksamkeit auch auf diesem Gebiete ein Beispiel anzuführen, erlaube ich mir mit einigen Worten der dramatischen Vorlesung mit vertheilten Rollen zu gedenken, welche der Consistorialrath Dr. Käuffer am 31. Januar 1849 in der Gesellschaft „Albina" veranstaltete, und der auch Seine königl. Hoheit Prinz Johann und Höchstdessen beide Söhne, die Prinzen Albert und Georg, beiwohnten. Eduard Devrient, der Geheime-Legationsrath von Wachsmann, der jetzige Staatsminister Behr, der bald nachher verstorbene Professor Seebeck, Bibliothekar Loßnitzer, Professor Wagner ꝛc. waren dabei betheiliget. Man hatte „die Kriegsgefangenen" des Plautus gewählt und mir darin die Rolle des Parasiten Ergasilus übertragen. Nach mehrfachen Aeußerungen schien man mit meiner Auffassung der Rolle und

*) Dieser dilettantisch-theatralischen Wirksamkeit verdanke ich auch noch die vertrauensvolle Aufforderung des jetzigen Conrektors an der Kreuzschule in Dresden, Hrn. Dr. theol. Böttcher, mich an der, bei der 300jährigen Jubelfeier der königl. sächsischen Landesschule St. Afra zu Meißen den 4. Juli 1843 beabsichtigten Aufführung des Lustspiels „der Schatz" von Lessing, sowohl in Hinsicht der Einrichtung der Bühne als durch Uebernahme der Rolle des „Staleno" zu betheiligen. Allerdings kam, vielfacher Hindernisse wegen, dieses völlig verbreitete Projekt — wie dies die vom Professor Gustav Flügel herausgegebene „Geschichte dieser Feier" S. 116 und 125 näher berichtet, nicht zu Stande; mir aber ward doch die Ehre zu Theil, als Nichtafraner einem höchst interessanten Feste beizuwohnen, das mir stets eine angenehme Erinnerung bleiben wird.

deren Ausführung sehr zufrieden zu sein. Prinz Johann kam selbst nach längerer Zeit, unter beifälliger Erwähnung meines Lesens, einigemal auf jenen Unterhaltungsabend zurück.

Von dem höchsten Interesse war für mich die Kouriersendung nach Warschau zu dem sächsischen Liquidations-Kommissär. Mittags den 2. Juli 1828 erhielt ich den Auftrag, und Abends mußte ich schon abreisen. Ich legte die 88 Meilen in 66 Stunden zurück. Da mein dasiger Aufenthalt sich in's Unbestimmte verlängerte, so schrieb ich an Krug und Blochmann, mich meiner Lehrerstellung zu entheben. Ersterer ging darauf ein, weil er in dem anzustellenden Zeichenlehrer Milde einen Mann gefunden hatte, der den Schreibunterricht nach der eingeführten Methode in sehr tüchtiger Weise mit besorgen konnte. Blochmann dagegen behalf sich und entließ mich nicht. Am 10. September traf ich in Dresden wieder ein, fand aber leider mein viertes Kind Oskar dermaßen leidend, daß sein baldiges Ende vorauszusehen war. Im September 1830 ward der Unterstaatssekretär, General von Minkwitz, als Staatsminister mein alleiniger Chef. Nach Ostern 1831 händigte er mir das Dekret als Sekretär ein, und Weihnachten 1833 begleitete ich ihn, sowie den obenerwähnten Kreisdirektor Dr. Merbach zum Congresse nach Wien. Dem sechsmonatlichen Verweilen daselbst verdanke ich wiederum sehr interessante Bekanntschaften. Bei einer Soirée des geheimen Legationsraths von Griesinger, Haydn's Biographen, traf ich den Klaviervirtuosen Thalberg, und in einem Konzert unterhielt ich mich mit dem großen Violinspieler Vieuxtemps, damals fast noch Knabe. In dem Hause des berühmten Hofschauspielers Heinrich Anschütz, Merbachs Verwandten, war ich oft. Hier brachte ich einen Abend mit dem Dichter der „Todtenkränze" zu, trat in nähere Verbindung mit Anschützens gleichberühmten Commilitonen Laroche und dem unglücklichen Ferdinand Raimund, dessen „Verschwender" zu dieser Zeit auf dem Josephstädter Theater zur Darstellung gelangte und über hundertmal hintereinander gespielt ward. Durch Anschützens Bruder, Eduard, lernte ich auch den ausgezeichneten Calligraphen Professor Warsow kennen, und der fleißige Besuch der Familie des Großhändlers Grohmann auf seinem Landsitze in Dornbach vermittelte bei meiner Rückkehr nach Dresden den befreundeten und für mich sehr instruktiven Umgang mit dem Professor Grohmann und dessen Geschwistern. Ebenso machte ich mit Anschütz einen Ausflug nach Preßburg, wo er für einen wohlthätigen Zweck als „Don Gutierre" auftrat. Mit Blochmann's Schwager, Louis Schnorr, Custos an der Gemäldegallerie im Belvedère, besuchte ich auch die hochbetagte, aber noch geistesfrische Karoline Pichler. Im Juni 1834 verließ ich bereits etwas unwohl Wien. Die große Hitze vermehrte mein Uebelbefinden. In Prag, wo ich einen Tag verweilte, mochte ich mir durch einige Besuche sehenswerther Partien meinen Zustand wieder verschlimmert haben. Daher mußte ich in Schlan

zurückbleiben. Durch einen Aderlaß ward jedoch der Ausbruch einer Gehirnentzündung glücklich abgewendet. Auf die Nachricht von diesem Unfall sendete der Staatsminister von Lindenau sofort meinen intimen Freund, Finanzkassier Schuster, zu meiner Abwartung, da meine Frau durch eigenes Unwohlsein darin verhindert war. Die kaiserl. österreichischen Behörden hatten sich aber in einer nicht dankbar genug zu rühmenden Weise meiner Verpflegung der Art angenommen, daß ich mit meinem Freunde bereits den dritten Tag nach seiner Ankunft die Rückreise anzutreten vermochte. Im Jahre 1835 trat abermals ein Wechsel meines Chefs ein. General von Minkwitz ging als Gesandter nach Berlin und der Finanzminister von Zeschau übernahm zugleich auch die Vorstandschaft des auswärtigen Ministeriums. In dieser Stellung blieb er bis zu der politischen Umwälzung von 1848. In treuer Ergebenheit widmete ich ihm meine „Elementarschreibschule," deren Erwähnung mich mahnt, von meiner literarischen Thätigkeit nun gleichfalls eine gedrängte Uebersicht mitzutheilen.

Als Vorläufer derselben kann die Anfertigung des Auktionskatalogs über die ansehnliche und werthvolle Bibliothek des königl. Leibarztes Hofraths Dr. Althof bezeichnet werden. Ich ordnete sie nach wissenschaftlichen Fächern. Reich an Incunabeln und seltenen Werken kamen meiner Unkenntniß hierin mehrere darauf vorgefundene darauf bezügliche Bücherkataloge sehr zu Statten. Die ganze mit vieler Sorgfalt gefertigte Arbeit legte ich dann dem bekannten Philologen Dr. Sillig zur prüfenden Durchsicht vor und begleitete sie mit einer Vorrede.

Die Wittwe des Hofraths Althof verschaffte mir auch den Hochgenuß, einer dramatischen Vorlesung des Hofrath Tieck beizuwohnen. Er las den ersten Theil von Shakespeare's Heinrich IV. Sein Falstaff und die eingelegte Scene zwischen der Wirthin und ihrem Küfer werden mir zeitlebens unvergeßlich bleiben. Gleich genußreiche Abende boten mir die von Eduard Devrient in Dresden veranstalteten dramatischen Vorlesungen, wozu ich die Einladung meiner reichen dramaturgischen Bibliothek verdanke, welche von ihm bei seiner „Geschichte der Schauspielkunst" sehr fleißig benutzt worden ist. Daß derartige gelungene Vorträge wohl im Stande sind, die theatralische Darstellung gewisser Stücke zu übertreffen, davon gab mir Devrient's „Sommernachtstraum" den unzweideutigsten Beweis: ein Urtheil, dem die berühmte Bühnenkünstlerin Fräulein Berg vollständig beistimmte. Außerdem habe ich noch — um den mit meinem theatralischen Interesse in Verbindung stehenden Gegensatze gleich hier vollständig abzuthun — Braun von Braunthal, Holtei, Rötscher, Julius Hammer, Wolfsohn und Berthold Auerbach lesen hören. Holtei's genreartige Dialektlustspiele, wie „die Wiener in Paris," verdienen ebenso, wie Auerbach's „Frau Professorin" und Hammer's „Fischerin" von Göthe rühmend hervorgehoben zu werden.

In Folge des in unserer zweiten Kammer gestellten Antrages, es möchte den Schulen die Beibehaltung des sächsischen Schreibductus aufgegeben werden, der jedoch durch die Abstimmung der ersten Kammer paralysirt ward, glaubte die Regierung den Wünschen Beider zu genügen, wenn sie mittels Verordnung den Kreisdirektionen anempfehle, auf Bewahrung unserer vaterländischen Current möglichst Bedacht zu nehmen. Der geheime Kirchen- und Schulrath Dr. Schulze aber fand sich, im Hinblick auf Dresden, bewogen, eine Conferenz mehrerer dasiger Schuldirektoren zu veranstalten, wozu er mich ebenfalls einlud. Das Friedrichstädter Seminar besaß damals noch den verdienten Schreiblehrer Berthold, welcher für den roßberg'schen Ductus in die Schranken trat. Allgemein aber ward auf dessen Verwaltung hingewiesen, und ich, der zu den gewiß nur Wenigen gehört, die Roßberg's Werk vollständig durchgenommen haben, konnte ihm daraus nachweisen, daß Roßberg selbst die dazu gehörenden Vorschriften keineswegs für seine besseren erkläre, vielmehr von denen der beiden andern, darin blos angedeuteten Systeme nicht wenig übertroffen würden. Seminardirektor Otto, welcher das Protokoll führte, erklärte zugleich, die Erfahrung gemacht zu haben, daß seine Zöglinge den im Seminar gelernten sächsischen Ductus nach ihrem Austritte wieder aufgäben und sich dem flüchtigen Ductus zuwendeten. Ohne zu einem Resultate gelangt zu sein, trennte sich die Versammlung. Einige Tage nachher überreichte ich dem Kirchenrath Schulze einen Aufsatz über die unterscheidenden Merkmale des sächsischen und des kaufmännischen Ductus, den ich späterhin der „Allgemeinen Schulzeitung" zur Aufnahme übersendete. Noch gründlicher und ausführlicher bearbeitet befindet sich derselbe in der sächsischen Schulzeitung Nr. 19 d. J. 1856.

Im Jahre 1841 kehrte die bekannte Mad. Jaffé nach Dresden zurück und erregte mit ihrer Unterrichtsweise viel Aufsehen. Der pädagogische Verein daselbst ward öffentlich aufgefordert, dieses Verfahren einer Berathung zu unterziehen. Der Vorstand wünschte, ich möchte mich dabei betheiligen. Um diesem Vertrauen würdig zu entsprechen, begnügte ich mich nicht blos mit den Anschauungen, die mir das stundenlange Hospitiren bei den Lectionen der Madame Jaffé gewährt hatte; vielmehr zog ich bei einigen ihrer Schüler nähere Erkundigungen über deren Erfolge ein und machte mich außerdem noch mit den über die Carstairs'sche Methode bereits erschienenen Schriften bekannt. Da jene Vereinsverhandlungen fortwährend auf sich warten ließen, legte ich die Frucht jener Vorbereitungen in einer Broschüre nieder, die ich unter dem Titel: „Carstairs und Madame Jaffé, oder über die amerikanische Schnell-Schreibmethode" im Jahre 1842 veröffentlichte. Die dabei gemachten buchhändlerischen Erfahrungen übergehe ich mit Stillschweigen. Freund Nieritz und der Realschuldirektor Joseph Kaiser in Wien, der auf einer pädagogischen Reise mich in Dresden aufsuchte, konnten mir Seitenstücke

dazu aufstellen. Die Broschüre selbst ward mit Beifall aufgenommen. Blos in Ebensperger's: „Schönschreibeunterricht" fand ich später einen Angriff auf Selbige. Er schien mir jedoch keiner Beachtung werth. Durch diesen günstigen Erfolg ermuthigt, begann ich über meine, durch eine mehr als zwanzigjährige Praxis ausgebildete und sich durchgehends bewährte Methode eine ausführliche Schrift auszuarbeiten. Aufforderungen dazu lagen mehrseitig vor. Und an Vorbereitungen hatte es, seit meiner Anstellung an der Friedrich-August-Schule, in der That nicht gefehlt. Ja, ich könnte mich in dieser Beziehung mit einem Bauunternehmer vergleichen, der durch das Anhäufen des Materials auf dem Bauplatze sich gleichsam selbst an der Ausführung des Baues hindert. Nach dem Abgange auch meines zweiten Sohnes Edmund von dem Blochmann'schen Institute zur Universität, um sich dem theologischen Studium zu widmen, gab ich meine Lehrerstellung ebenfalls auf, um Zeit für jenes Werk zu gewinnen. Ich behielt blos die obenerwähnte Mädchenschule und einige Privatstunden in Familien bei, zu deren Aufgeben ich mich durch besondere Rücksichten verhindert sah. Drei Jahre lang habe ich mich jenem Buche mit rastloser Benutzung jeder amtsfreien Stunde gewidmet. Während dessen Drucks kamen auf die nächtliche Ruhe nicht selten blos 3 bis 2 Stunden. Einzelne Parthien daraus veröffentlichte ich als Proben in der „Allgemeinen Schulzeitung." Der Abschnitt: „Andeutungen über die allmähligen Verbesserungen des methodischen Verfahrens" ist von Herrn Kröck in dem Idsteiner Programme des Jahres 1845, zwar bedeutend knapper gehalten, doch bisweilen wörtlich benutzt, die Quelle aber verschwiegen worden. Eine reinere Befriedigung als diese Aufmerksamkeit gewährte mir die Aufforderung des verewigten Archidiakonus Hergang in Bautzen, die Bearbeitung des Artikels „Schreiben" für seine pädagogische Realencyklopädie zu bearbeiten. Dabei schrieb er mir: „Eine so umfassende Kenntniß der kalligraphischen Literatur ist mir noch nicht vorgekommen, obgleich ich selbst eine Schrift über Schreibunterricht herausgegeben habe." Bereitwillig ging ich auf seinen Vorschlag ein, zumal da ich durch die Beschäftigung mit meiner „Elementarschreibschule" des Stoffes völlig mächtig war. Bei Zurückgabe meines Artikels hatte Hergang nichts als dessen Länge daran auszusetzen. Ich wies auf ähnliche fast noch umfänglichere Artikel hin. Eben — erwiederte er — weil man sich darüber tadelnd ausgesprochen hat, wollen wir Dem zuvorkommen. Hierauf strich ich meine Arbeit fast bis auf die Hälfte zusammen, wodurch sie bestimmt nur gewonnen hat. Zu bedauern bleibt nur die nachlässige Correctur, welche, wie das ganze Werk, so auch meinen Artikel durch viele Druckfehler entstellt hat.

Bei Ausarbeitung meines Buches leitete mich unter Anderm auch die Absicht, an dem Schreibunterricht den Nachweis zu liefern, wie die in den angesehensten pädagogischen Lehrbüchern aufgestellten Unterrichtsgrundsätze praktisch zur Geltung gebracht werden können.

In so vollständiger Weise ist Dies selbst heute noch bei keinem Elementar-Unterrichtsgegenstande geschehen. Gleichzeitig wollte ich damit den professionellen Schreiblehrern das nöthige Maß von pädagogischer Kenntniß mit in den Kauf geben und sie dadurch zum Lesen des einen oder des andern Werks anregen. Ich schloß von mir auf Andere. Wie würde mein Entwicklungsgang ein ganz anderer gewesen sein, wenn ich bereits in Großenhain ein Büchelchen wie von Dolz oder Pöhlmann gekannt hätte. An Fachgenossen fehlt es wahrlich nicht. Schreiblehrer jedoch, welche an Schulen wahrhaft erziehenden Schreibunterricht zu ertheilen verstehen, dürften noch ziemlich dünn gesäet sein. — Anträge von Buchhändlern erhielt ich drei. Indeß lehnte ich sie in der nicht unbegründeten Besorgniß ab, es möchten die Vorschriften nicht sorgfältig genug lithographirt werden. Ich für meine Person habe mehrere Tafeln drei-, vier-, zwei sogar fünfmal umarbeiten lassen, und zuletzt seh' ich mich, alles Geldaufwands ungeachtet, doch noch gemüssigt, sie in meinem Buche sowohl, als in der es begleitenden „Schreibschule im abgerundeten Ductus," mit kritischen Bemerkungen zu versehen. Auch hierin habe ich weder einen Vorgänger, noch bis jetzt einen Nachfolger gefunden. Manche werden freilich denken: „Ne, so unklug, oder noch derber, so dumm sind wir nicht." Dessenungeachtet hat das Werk dadurch keineswegs verloren. Vielmehr gewährt ein Vergleichen der kalligraphischen Blätter mit der betreffenden Kritik eine sehr bildende Uebung zur Schärfung des Sehvermögens, worin ja ein wesentlicher Vorzug meiner Methode besteht. Nächstdem geht, vermittelst des Elementarunterrichts im Liniennetze — unter steter Gewöhnung an Aufmerksamkeit und Ebenmaß — das Alphabet so gründlich, correct, deutlich und fest in den Geist der Zöglinge ein, daß sie nicht allein im Stande sind, die Schreibübungen ohne Musterblätter fortzusetzen, sondern auch, beim Beginn der beiden letzten Schuljahre, mit denselben aufzuhören. Ich habe die kalligraphischen Leistungen in einigen Seminarien, in vielen und verschiedenartigen Schulen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, und ich muß allerdings das von Andern Gesagte vollkommen bestätigen, daß nämlich eine nicht selten unter der Kritik stehende Handschrift mit mehr als Tausend in dem erbärmlichsten mechanischen Treiben hingebrachten Stunden zu erkaufen, doch wahrlich! die unverantwortlichste Zeitverschwendung ist. Dem engern Kreise meines deutschen Vaterlandes Rechnung tragend, berücksichtigte ich in meiner Elementarschreibschule neben dem eckig-flüchtigen auch den Kanzlei- (modernen sächsischen) Ductus. Ersterer gehört mir in seiner consequent durchgeführten Construktion ganz eigenthümlich an. Für Volksschulen bildet sich in der praktischen Anwendung bei einem etwas raschern Schreiben eine recht solide Handschrift. Er dient aber auch der abgerundeten Current zur elementaren Grundlage. In Voraussicht jedoch, es werde dieser eckig ausgeprägte Elementarductus in Gegenden, wo man allein den abgerundeten kennt, gewiß nicht häufig

auf einen Lehrer stoßen, welcher sich mit diesem pädagogisch völlig begründeten Stufengange einverstanden erklären möchte, wies ich auf einem meiner „Schreibschule" vorgehefteten Liniennetzblatte nach, wie auch die abgerundete, mehr dem praktischen Leben angehörende Currentart möglichst elementar zu behandeln sei. Mit dieser Schreibschule, die ich in dankbarer Erinnerung den Manen der hier oftgenannten Männer Kühne, Weinedel, Wittich, Krug und meinem mir so ganz gesinnungsverwandten ältesten Bruder widmete — verband ich indessen auch noch den Zweck, damit einseitigen Beurtheilungen meiner Elementarvorschriften vorzubeugen, woran es jedoch trotzdem nicht gefehlt hat. Sollte ich heute dieses Werk herausgeben, so würde ich den sächsischen Ductus völlig bei Seite lassen, die Belehrung über die Anwendung meiner Elementarmethode bedeutend beschränken, und somit das Buch über hundert Seiten schwächer in die Welt schicken. Hauptsächlich bemühte ich mich, Dasselbe, welches doch einen im Ganzen ziemlich trocknen Gegenstand behandelt, thunlichst leicht lesbar abzufassen, und dieser Vorzug ist selbst von Gegnern gehörig gewürdiget worden. Allen gründlichen Tadlern, sowie allen gründlichen Lobspendern fühle ich mich zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Gegentheils haben aber auch wortverdrehende, sonach perfide Kritiker sich darüber ausgesprochen. Zweien davon ist ihr Benehmen unwiderlegbar vorgeführt worden. Zwei Andere habe ich stillschweigend verachtet. Der Oberlehrer Dietlein hat seinen Irrthum erkannt, und mich brieflich um Verzeihung gebeten. Rigoristen werden freilich sagen: „Hast du öffentlich Unrecht gethan, so bekenne Dies auch öffentlich."

Hieran knüpfe sich nun noch die Erwähnung des i. J. 1846 von dem damaligen Oberlehrer in Dresden, jetzigen Professor Köchly in Zürich in's Leben gerufenen Gymnasial-Reformvereins. Auch ich schloß mich ihm an, wie ich überhaupt nicht leicht eine Gelegenheit zu meiner Fortbildung versäumt habe. Man wählte mich für die I. Klasse, den kalligraphischen Unterricht betreffende Section zum Vorstand und Berichterstatter. Dieser Bericht ist von S. 193 an in dem Buche enthalten: „Vermischte Blätter zur Gymnasialreform." Dresden und Leipzig. 1847.

In dieser Zeit traf mich der härteste Schicksalsschlag. Ein epidemisch grassirender Typhus entriß mir meinen im 27. Jahre stehenden, ach! mir so theuern ältern Sohn Woldemar. Er starb als Aktuar in der Gerichtsexpedition des Stadtraths Wilhelm Scheuffler in Lommatzsch, der ihm auch den Leichenstein hat setzen lassen.

Mit jenem Gymnasialverein waren allwöchentliche wissenschaftliche Vorlesungen verbunden. Selbst dazu hatte ich einen Beitrag zu liefern mich anheischig gemacht. Er sollte den höhern Lesevortrag behandeln. Doch wurden diese friedlichen Unterhaltungen durch die politischen Vorträge verscheucht, welche die gewaltige Bewegung 1848 überall hervorrief.

In Folge dieses mächtigen Umschwungs aller Verhältnisse erhielt das Departement der auswärtigen Angelegenheiten, sowie das des Cultus und öffentlichen Unterrichts den Freiherrn von der Pfordten zum Minister, dessen Collegium, in welchem ich einige Jahre vorher bei einem Besuche meiner Söhne in Leipzig hospitirt hatte, mir stets eine der angenehmsten Erinnerungen bleiben wird. Jene Ereignisse führten, wie sich leicht denken läßt, in unserm Ministerium ein ungeheures Geschäftsgedränge herbei, das mich vorzugsweise in Anspruch nahm, da das Personal gering an Zahl, und einer meiner Collegen noch dazu körperlich leidend war.

Im Februar 1849 trat Minister Pfordten zurück und der jetzige Ministerpräsident Freiherr von Beust nahm dessen Stelle ein. In der Nacht des 3. Mai blieb ich bei ihm im Ministerium bis nach seiner Abreise mit der königlichen Familie auf die Veste Königstein. Während der beiden folgenden Tage brachte ich wiederum die meiste Zeit in der Kanzlei zu. Gegen Abend des 5. Mai aber suchte ich meinen verehrten Chef, welcher immittelst mit dem Kriegsminister Generallieutenant Rabenhorst nach Dresden zurückgekehrt war, im Blockhause an der Brücke auf. Unwiderstehlich zog es mich zu ihm und alle Bitten meiner Familie und sonstigen Hausbewohner waren nicht im Stande, mich davon abzubringen. Auch harrte ich bei ihm aus bis zum 10., als dem Tage nach der Vertreibung der Insurgenten. Da meine Wohnung fast ganz außer dem Bereiche des Kampfes lag, so konnte ich über das Geschick der Meinigen ziemlich unbesorgt sein. Um Selbige aber auch über mich zu beruhigen, sendete ich ihnen am 7. mit einem Boten ein Billet. Unstreitig gehört diese Woche zu den merkwürdigsten Epochen meines Lebens. Bei der Schlacht von Dresden im Jahre 1813 war ich bloßer Beobachter. Hier aber stand ich den Ereignissen viel näher. Am Vormittage des 6. Mai, wo der wirkliche Kampf begonnen hatte, ward ich viermal über die Brücke ins königliche Schloß, theils in die Räume des Ministeriums, theils zu dem in der Gemäldegalerie commandirenden jetzigen General von Friderici, mit Aufträgen gesendet. Jedesmal war ich den feindlichen Kugeln ausgesetzt. Ward doch einige Stunden nachher der General Homilius an der Brücke tödtlich verwundet. In Anerkennung dieser treuen Anhänglichkeit erhielt ich Ende Oktober das Ehrenkreuz des Verdienstordens.

Ostern 1851 übergab mein langjähriger Freund Blochmann sein Erziehungshaus seinem Schwiegersohne Professor Dr. Bezzenberger. Dieser ersuchte mich angelegentlich, den Schreibunterricht wieder zu übernehmen. Als früherer College, dessen freundschaftlichem Umgange ich in meiner Bildung viel zu verdanken hatte, gab ich, allerdings mit Verlegung des Mittagsessens auf die Morgenstunden, seinen Bitten nach und harrte bis zum Oktober 1855 bei ihm aus.

Im Sommer 1853 nahm mich das jetzige kgl. Bezirksgericht Dresden als Comparator literarum in Pflicht. Ist die Versicherung

des Direktoriums wahr, (und das Provociren mehrerer Untersuchungsbehörden in der Provinz auf meine Gutachten scheint sie zu bestätigen) daß dem Gerichte noch niemals so gründliche Arbitrien vorgelegen hätten, so verdanke ich dieses Lob, neben einer in den verschiedenen Expeditionen und Kanzleien erlangten reichen Kenntniß von Handschriften, vorzugsweise meinem vieljährigen Wirken als Lehrer und meinem, vermöge des Liniennetzes, in scharfer Auffassung der geringsten Abweichungen und individuellen Eigenthümlichkeiten ungemein geübten Sehvermögen.

Ende Mai 1854 begleitete ich meinen Chef auf sechs Tage nach Bamberg. Zur Wiederkehr des 3. Mai 1855 ernannte mich Seine Majestät der König zum Kanzleirathe. Am 30. Oktober 1855 mußte ich nach Berlin reisen, um den auf vier Wochen beurlaubten Legationssekretair zu vertreten. Doch schon am 8. November ward ich wieder zurückberufen, weil mich der Herr Staatsminister zu einer für den bald darauf erfolgten orientalischen Frieden sehr wichtigen geheimen Schrift in französischer Sprache brauchte, die ich den 13. nach Berlin zur Bestellung mitnehmen mußte. Ich erwähne Dies lediglich deshalb, um daran die Bemerkung zu reihen, daß ich während dieser sechs Tage nur zwölf Stunden geschlafen habe. Und Aehnliches ist namentlich seit 1849 oft, sehr oft vorgekommen. In solchen und ähnlichen Verhältnissen, kommt es jedenfalls Einem sehr zu Statten, wenn man sich von einer streng regelmäßigen Lebensordnung unabhängig zu erhalten gewußt hat.

Am 4. Febr. 1856 zerknickte ich mir bei einem unglücklichen Fall über ein in dem dunklen Gange des Blochmann'schen Erziehungshauses gespanntes Seil mit meinem Stocke die kleine Röhre des rechten Unterarms. Nach sechs Tagen ging ich jedoch schon wieder auf die Kanzlei und suchte durch Dictiren schwer zu lesender Handschriften, durch Schreiben mit der linken Hand mich nach Kräften nützlich zu machen. Auch bereitete ich sehr reichhaltige Wortchiffren behufs der Telegraphie vor.

Aus Anlaß der Vermählung unserer, zum allgemeinen Bedauern so früh verklärten Prinzessin, Erzherzogin Margaretha, ward ich mit dem Ritterkreuze des k. k. österreichischen Franz-Josephordens decorirt. Kurz vorher, am 12. Okt. verdankte ich der betreffenden Behörde die Freude, meinen noch einzigen Sohn als Pfarrvikar in Neukirchen bei Chemnitz ordinirt zu sehen. Ein Jahr später führte er mir in dem jüngsten Kinde des in Dresden lebenden emeritirten Pastors Creuz, Eugenie, eine liebe Schwiegertochter zu.

Im Juli 1857 unternahm ich eine Erholungsreise nach Wiesbaden zu meinem Freunde, dem nun auch schon verewigten Educationsrath Dr. Mager, welcher nach seiner Pensionirung als Direktor des Realgymnasiums in Eisenach zwei Jahre lang in Dresden gewohnt hatte. Unvergeßlich werden mir die zehn Tage bleiben, die ich, theilweis im Verein mit der Familie Diesterweg, wozu auch

noch dessen Biograph Langenberg kam, in Mager's Hause zubrachte. In Frankfurt a. M. weilte ich ebenfalls einige Tage, um frühere Bekannte, und besonders den während seines Aufenthalts in Dresden so liebgewonnenen Professor Dr. Fleckeisen wiederzusehen. Bei einem Besuche der dasigen Musterschule lernte ich die Liniennetzmethode des Bürgerschullehrers Heckmann in Mannheim kennen. So sehr ich mich über die Verbreitung dieses von mir seit 1819 gehegten und gepflegten methodischen Hilfsmittels freute, so sehr befremdete mich dessen Bezeichnung als eine ganz neue Erfindung. Späterhin ersah ich aus Dr. Heindl's Repertorium, daß Herr Heckmann mich in Dresden aufgesucht habe und dabei rühmend anerkannte, wie das Liniennetz weit früher und noch angemessener von mir verwerthet worden sei. — Dankbare Anhänglichkeit an die Allgemeine Schulzeitung, worin mein erster Aufsatz sich abgedruckt befindet, führte mich auch nach Darmstadt, um deren Redakteur, den würdigen Prälaten Dr. Zimmermann, sowie den jetzigen Oberstudienrath Dr. Karl Wagner persönlich kennen zu lernen. Jener wohnte einer Sitzung bei und ich konnte ihn leider nur auf einige Minuten sprechen; Diesem aber verdanke ich eine sehr interessante stundenlange Unterhaltung und nähere Mittheilungen über seinen Neffen, den als frühern Mitlehrer am Bezzenberger'schen Institut mir befreundeten Dr. Herbst.

Am 30. Januar 1858 feierte der pädagogische Verein in Dresden sein 25jähriges Stiftungsfest, wobei mir die Auszeichnung zu Theil ward, zu dessen Ehrenmitgliede wegen meines Strebens und Wirkens auf einem Gebiete ernannt zu werden, dem allein ich auch die Ehre verdanke, diese Lebensskizze einer „Sammlung von Biographien und biographischen Notizen" über Männer eingereiht zu sehen, welchen ich der Mehrzahl nach ebenso zurückstehe, als der Schreibunterricht selbst nach Zurücklegung seines Elementarcursus, unter den übrigen Lehrfächern, besonders an den höhern Schulen, die unterste Stufe einnimmt.

Außer den bereits erwähnten Schriften habe ich mich noch versucht

in einem kleinen Nekrolog des Professor Grohmann für die Allgemeine Schulzeitung;

in zwei Artikeln über das Leben und Wirken des Rentamtmanns Preusker in Großenhain, ebendaselbst;

in fünf Artikeln für die 10. Auflage des brockhausischen Konversationslexikons. (Chiffrir- und Dechiffrirkunst; Gabelsberger; Kalligraphie; Stenographie; Stolze);

in einer Beurtheilung der Dr. Bodemer'schen Broschüre über das Bankwesen, in die Leipziger Zeitung;

in einer Kritik über den Schauspieler Wallner in der wieder eingegangenen Dresdner Morgenzeitung;

Briefe über Schönschreibeunterricht in den „Rheinischen Blättern;"

Viele Artikel über Schreibunterricht 2c. 2c. in der „deutschen Allgemeinen Lehrerzeitung," „Sächsischen Schulzeitung," in dem „Sächsischen Kirchen- und Schulblatt;" in der „Illustrirten Zeitung," in Löw's „pädag. Monatsschrift," in den „Dresdner Nachrichten," im „Süddeutschen Schulboten" und Heindl's „Repertorium," eine Menge verschiedentlicher Artikel im „Dresdner Journal," viele kritische Artikel über Heckemann's, Hertzsprung's, Dietlein's, Goltzsch's und Schöne's Schriften, sowie über kalligraphische Musterblätter.

Nachträge und Berichtigungen.

Anacker, August Ferdinand (vid. I. Bd. pag. 18). Dieser vielverdiente Mann starb am 21. August 1854 zu Freiberg.

Bischoff Georg Friedrich, (vid. I. Bd. pag. 48) der hochverdiente Gründer der deutschen Musikfeste, geboren zu Ellrich den 21. September 1780, starb als Musikdirektor in Hildesheim den 7. September 1841; sein Andenken wird fortleben, und die dankbare Nachwelt wird ihn zu Denen rechnen, die mit seltenster Uneigennützigkeit, ja öfter mit dem offenbarsten materiellen Nachtheile, eine der Kunst förderliche Idee verwirklichten und aufrecht erhielten.

Böhm Th., (vid. I. Bd. pag. 49) bekannt als Erfinder einer neuconstruirten Flöte, hat in jüngster Zeit eine Flöte vollendet, welche um eine Quart tiefer als die bisherige stimmt, und somit zu dieser in einem Verhältniß steht, wie Bassethorn und englisches Horn zu Klarinette und Oboe. Das mit bezaubernd schöner Klangfarbe ausgestattete Instrument dürfte gar bald zu den Lieblingen der Orchester-Kompositeure zählen.

Fölsing Dr. J. (vid. I. Bd. pag. 141.) Nachträgliche Schriften desselben sind: *)

1) Ueber die Nothwendigkeit der Bewahranstalten auf dem platten Lande. Allgemeine Schulzeitung, herausg. von Dr. K. Zimmermann, Jahrgang 1843, Darmstadt, Verlag von C. W. Leske.

2) Plan der Kleinkinderschule für Kinder aus höheren Ständen mit „Stundenplan“ für den Sommer 1843.

3) Gedanken über die erste Erziehung. Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, herausgegeben mit Mehreren von Dr. E. Schaumann. Aprilheft 1844, S. 149.

4) Schulgesänge, ein-, zwei- und dreistimmige, Darmstadt, Hofbuchhandlung von L. Pabst (jetzt Gießen, bei Emil Roth) Ostern 1844. Erschien 1847 in zweiter und 1852 in dritter Auflage.

5) Kurze Nachricht über die Kleinkinderschule in Darmstadt mit dem Motto: „An Gottes Segen ist Alles gelegen.“ Darmstadt, Hofbuchdruckerei von Bekker, im Herbst 1844.

6) Wilhelm Middendorff's Auftreten in Darmstadt, (Allg. Schulzeitung, Nr. 159 und 160) 1844. Später wurde gedruckt: „Friedrich Fröbel und seine Bestrebungen,“ nach einem Vortrage.

7) Zeiteintheilung in der Kleinkinderschule, für das Sommerhalbjahr 1845. Darmstadt, 1845.

8) Gedanken über die Wichtigkeit und Nothwendigkeit einer zweckmäßigen Beaufsichtigung und Behandlung kleiner Kinder, namentlich als Fundament zur Entwickelung der moralischen Ausbildung. Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, Märzheft, 1845, S. 101.

9) Die Kleinkinderschule, mit besonderer Beziehung auf die für Kinder höherer Stände gegründete Anstalt in Darmstadt. Ein Bild nach dem Leben. Darmstadt, 1845.

10) Anklagen der Bewahranstalten und Mittel zur möglichsten Beseitigung der Mißstände. Ausgegeben am 12. Januar 1846, am Jubiläumstage Pestalozzi's zur Förderung einer naturgemäßeren Erziehung der kleinen Kinder. Darmstadt, 1846

11) Ein Tag in der Kleinkinderbewahranstalt. (Aus der Allgem. Schulzeitung, Nr. 76 und 77, 1846, besonders abgedruckt.) Darmstadt.

12) Geist der Kleinkindererziehung, insbesondere die Kleinkinderschule, wie sie ist und sein soll. Zweite Auflage. Darmstadt, 1846.

13) Zur Biographie Dr. Christian Heinrich Rincks, Großh. Hoforganist und Kammermusikus. † 1846 den 7. August. Aufruf zu einem Denkmal; Schulblatt für das Großherzogthum Hessen, Jahrgang 1846, Oktoberheft.

14) Der Gesangfreund, eine Liedersammlung für das Schul- und Volksleben. Darmstadt, 1845.

15) Allgemeine Einführung der Kleinkinderschulen, insbesondere auf dem Lande, Vortrag. Zeitschrift des Centralvereines, drittes Heft. Darmstadt, 1847.

16) Die Kleinkinderschule für Kinder aus höheren Ständen. Skizzen nach dem Leben. Darmstadt, 1847.

---

*) Auf besonderen Wunsch des Obigen hier veröffentlicht. D. H.

17) Pädagogische Bilder oder die moderne Erziehung in der Familie und Kleinkinderschule in der Nähe und Ferne beobachtet von Dr. J. Fölsing und Dr. C. F. Lauckhard. Essen, 1847.

18) Der Gesang und sein Verhältniß zur Erziehung der Kindheit und Menschheit überhaupt. Vortrag. — Aus: „Euterpe" Ein musikalisches Monatsblatt. Körner in Erfurt. 1848.

19) Züge aus dem Leben und Wirken des Dr. Chr. Heinr. Rinck rc. Erfurt, 1848.

20) Die Kleinkinderschulen. Material zum Fundament bei einem Aufbau des Volksschulwesens Von Dr. J. Fölsing und Dr. F. C. Lauckhard. Erfurt, 1848.

21) Die Kleinkinderschulen als unterste Stufe des gesammten Schulorganismus mit einem Beschäftigungsplan. Darmstadt, 1848.

22) Fröbel'sche Kindergärten oder Beurtheilung der von Middendorf beschriebenen ersten Kindheitspflege. Skizzen aus einem Vortrage. Aus der „Allgemeinen Schulzeitung." Darmstadt, 1848.

23) Fölsing'sche Kleinkinderschule. Das Wesentlichste für die Eltern zur schnellen Uebersicht kurz zusammengefaßt in Paragraphen; den 31. März 1849.

24) Anleitung zum Gebrauche der Baukasten. Darmstadt. (Zweite Auflage, bei C. W. Leske, 1856.)

25) Briefwechsel zwischen Frau Doris Lütkens und mir über „Friedrich Fröbel's Kindergärten." Siehe: Vereinsschrift, Unsere Kinder! Hamburg, 1849 und 1850.

26) Die Menschenerziehung oder die naturgemäße Erziehung und Entwickelung der Kindheit in den ersten Lebensjahren. Ein Buch für das Familien- und Kleinkinderschulleben. Leipzig, 1850.

27) Die Geburtstagfeier in der Kleinkinderschule zu Darmstadt oder „über das harmonische Streben des Hauses mit der Schule." Darmstadt, 1850.

28) Die weibliche Fortbildungsschule des Erziehungsvereins zu Darmstadt. Erster Rechenschaftsbericht für das Jahr 1850 auf 1851. Darmstadt.

29) Erziehungsblätter für das Haus und die Kleinkinderschule. 1850 bis 1853. 4 Jahrgänge. Darmstadt.

30) Musikalisches „Bedeutung des Gesanges" und Kritiken. Allgem. Schulzeitung, Nr. 90 und 91 von 1851.

31) Lesebücher und Bemerkungen über den deutschen Sprachunterricht. Allgem. Schulzeitung, Nr. 40, 41 und 97 von 1851.

32) Die Volksschule und die Realschule. Allgem. Schulzeitung, Nr. 47 von 1851.

33) Lobgesang für den Militär-Feld-Gottesdienst am 9. Juni 1854. Zur Feier des Geburtstages Sr. Königl. Hoheit Ludwig III., Großherzogs von Hessen und bei Rhein.

34) Die Kleinkinderschule zu Darmstadt mit Beziehungen auf ähnliche Anstalten in Deutschland. Ein Vortrag. Zweite Auflage. Darmstadt. 1855.

35) Gesang (Allgem. Schulzeitung, Nr. 23 und 24, sowie 126), Jahrgang 1855; deßgleichen Nr. 27 von 1857.

36) Aus dem Schulleben im Großherzogthume Hessen. (Ein Reisebericht) Allgem. Schulzeitung, Nr. 83 und 94. Jahrgang 1856.

37) Zur Reform der Kleinkinderschule. Die Kleinkinderschule an der Peterskirche in Frankfurt am Main am 4. Juni 1857. Erstes Heft. Darmstadt, 1857.

Hauptmann Moritz (vid. I. Bd. pag. 198) ist geboren zu Dresden am 13. Oktober 1792.

Hering Karl Gottlieb (vid. I. Bd. pag. 225) ist am 25. Oktober 1765 zu Schamlau an der Elbe geboren und starb allgemein und aufrichtig betrauert am 3. Januar 1853.

Hoppe Amanda, (vid. I. Bd. pag. 292) geb. am 22. März 1819 zu Freiburg an der Unstrut, wo ihr Vater Superintendent war, ihre Mutter eine Tochter des General-Superintendenten Nitzsch in Wittenberg; sie ist das siebente ihrer zwölf Kinder. In ihrem Schwager und Vormund, dem Prediger Seyler in Wittenberg, fand sie einen väterlichen Freund; schon bei Lebzeiten des Vaters brachte sie sechs Jahre in seinem Hause zu, wurde von ihm zur Konfirmation vorbereitet und vom Superintendenten Dr. Heubner eingesegnet. Nach des Vaters Tode fand sie liebreiche Aufnahme im Hause ihres Oheims, des Ob.-Konf.-R. Nitzsch in Bonn, dessen jüngere Kinder sie mit einigen anderen ihrer Bekannten in den Anfangsgründen unterrichtete. Ihr zwanzigstes Lebensjahr brachte sie zu im Hause ihres Onkel Stier, damals Pastor im Wupperthal, wo während schwerer Leidenszeit und nach dem Dahinscheiden ihrer Tante deren Kinder ihrer Pflege anvertraut waren. Vom Jahre 1839 an befand sie sich in Greifswald im Hause ihres Schwagers, des Konf.-R. Vogt. Eine große Vorliebe für wissenschaftliche und künstlerische Beschäftigungen hatte sie von Kindheit auf begleitet, und das immer reger werdende Verlangen, diese Lieblingsneigung mit ihrem Beruf und dessen Pflichten in Einklang zu bringen, namentlich der Trieb, die innerlich erkannten und liebgewordenen Heilswahrheiten anderen bedürftigen Seelen mitzutheilen, wies sie immer wieder auf Umgang und Unterricht der Kleinen hin, und der Verkehr mit ihnen fiel ihr nicht schwer, da sie, stets von Kindern umgeben, mit ihrer Denkweise und ihren Bedürfnissen wohl vertraut war. Das Bewußtsein jedoch des wesentlichen Mangels eines methodisch geordneten, disciplinarisch berechtigten Verfahrens und klaren umsichtigen Beherrschens der Aufgabe bei diesen Lehrversuchen brachten sie nach langem Bedenken zu dem Entschluß, den ihr lieben und reichen Familienkreis zu verlassen, um das Vormann'sche Lehrerinnen-Seminar in Berlin zu besuchen, woselbst sie ihre dunkeln Wünsche und Ahnungen verwirklicht fand, neuen Muth und neue Lebensanschauungen gewann, und innerlich froh dieser erfüllten Hoffnungen ging sie nun mit neuer Freudigkeit dem erwählten Berufe entgegen. Nach einjährigem Aufenthalt in Berlin nach Greifs-

wald zurückgekehrt, begann sie im Schwesterhaus eine kleine Schule, welche sich allmählig erweitert hat zu einem Institut, das gegenwärtig von 45 Kindern besucht wird. Die wenigen Freistunden, welche neben den täglichen Pflichten bleiben, hat sie immer gern zu schriftlichen Arbeiten benutzt: welche im I. Bd. pag. 293 und 294 bereits aufgeführt worden sind.

Humboldt von Friedrich Heinrich Alexander, (vid. I. Bd. pag. 297), der Alexander der Große in der Wissenschaft, der größte Heros dieses Jahrhunderts, starb im neunzigsten Lebensjahre am 6. Mai 1859 Nachmittags 3 Uhr zu Berlin.

Kloss M., (vid. I. Bd. pag. 385), Direktor der Kgl. sächs. Turnlehrer-Bildungsanstalt in Dresden, ist von der Universität Marburg in Anerkennung seiner Bestrebungen für das pädagogische Turnwesen und seiner darüber veröffentlichten Schriften zum Doktor der Philosophie ernannt worden.

Nägelsbach, Dr. Karl Friedrich, (vid. II. Bd. pag. 52), Prof. der Philosophie zu Erlangen starb daselbst am 21. April 1859.

Pomsel Lebrecht Traugott (vid. II. Bd. pag. 109), der seit 1857 emeritirte Direktor der Real- und der höheren Bürgerschule zu Chemnitz starb am 26. April 1859.

Preusker Karl, königl. sächsischer Rentamtmann zu Großenhain. (Nachtrag zu Band II. Seite 150—154.) In Hinsicht der Jugendzeit ist Seite 150 Zeile 20 von oben statt „mit dem Tode endigender Krankheit" zu setzen: „schwere Krankheit vereitelt; nach dessen Genesung trat der Sohn als Lehrling" u. s. w. — Weiterhin Zeile 19 von unten ist nach „Braunschweig" hinzuzufügen: „in die dasige Schulbuchhandlung und fand in dem Umgange mit deren Besitzer, dem verdienten Schulrath Campe (Verfasser des Robinsons ꝛc.) reiche Gelegenheit zur weitern Ausbildung. — Zeile 15 und 17 ist statt Mutter „Vater" zu setzen und Zeile 7 von unten ist nach „fortwährend gequält" hinzuzufügen: und die Eltern durch die damaligen Kriegsdrangsale in der Umgegend (1813) hart bedrängt, erhielt er von einem davon in Kenntniß gesetzten Gönner, dem als Psycholog und Lebensphilosoph bekannten Professor Hofrath Heinroth in Leipzig trefflich ermuthigende Lehren, die wohl die Oeffentlichkeit verdienen und auch von Andern zu beachten sein möchten. Er schrieb nämlich, nachdem er Geduld und Ruhe angerathen hatte: „Beobachten Sie einmal in dem Kreise Ihrer Erfahrungen, ob

„Sie nicht finden werden, daß die ruhigsten Menschen auch immer „die größten Günstlinge des Glücks sind. Ich wenigstens habe noch „nie gesehen, daß Leute, die sich abtreiben und abarbeiten in der „Welt, daß der Schweiß von der Stirne läuft, jemals Kinder des „Glücks gewesen oder geworden wären; das Glück spottet ihrer und „setzt sich mit seinen Segnungen auf die nieder, welche sich dessen „am wenigsten vermuthen. Ich wollte mit allem diesen nicht sagen, „daß sich der Mensch nicht regen und rühren soll, im Gegentheil „arbeiten, was man kann, aber grad nur an dem Stoffe, der vor „uns liegt und wenn er auch noch so unscheinbar wäre; um das „Glück hingegen, — um Alles, was uns in der Gestalt einer schönen „und sichern Aussicht lockt und peinigt — unbesorgt und in dieser „Hinsicht ganz passiv zu sein. Unaufgefordert erscheint das Glück „zur Stunde, wo wir es nicht erwarten, und dann wird Alles anders, „als vorher. — Das Zauberwort, welches alle bösen Geister bannt, „heißt Thätigkeit, sowie das, was die guten herbeizieht, Ruhe „heißt."

Diesem Rathe folgend und dem Himmel seine Leitung ruhig überlassend, erschien unerwartet nach der Schlacht von Leipzig die Rettung, indem ein Zeitungsblatt seinem Geschicke sofort eine andere, glückliche Wendung gab." — Dann wie oben, bis Seite 153, wo nach dem Ende des Satzes: „Bürgerstandes gelegen ist" und vor dem neuen Satze, „Schon aus diesem 2c. 2c." wird nachfolgende Mittheilung Pr. näher charakterisiren.

„In Hinsicht seines Wirkens für Volksbibliotheken ist zu erwähnen, daß — wie genügend zu erweisen — Pr. der erste war, welcher in Deutschland für Stadtbibliotheken für den Bürgerstand öffentlich auftrat; er führte selbst einen vierjährigen Dorflesezirkel auf 16 Dörfern durch — der erste dieser Art in Deutschland — und dessen günstige Resultate wurden zur (auch erfolgten) Nacheiferung in der Schrift: „die Dorfbibliothek" (1844) nachgewiesen, ebenso wie er auch zum Buchdrucker-Jubiläum durch die Schrift „Gutenberg und Franklin" (1840) dringend zur Volks-Bibliothekgründung aufforderte und diese Schrift an alle Städte Deutschlands (mit Buchhandlungen) unentgeldlich vertheilte.*)

*) Professor Hasse in Leipzig erklärte bei Anzeige der Schrift über Stadtbibliotheken für den Bürgerstand: „Ein um Volksbildung und Förderung gemeinnütziger Zwecke durch Schrift und That verdienter Mann hat diesen interessanten Gegenstand zuerst behandelt 2c. 2c." Prof. Gersdorf in Altenburg in seiner Schrift (das Volksschriftwesen) sagte: „Das Verdienst, zuerst auf dies Bedürfniß der Städte hingewiesen und seine Abhülfe klar und bestimmt verzeichnet zu haben, gehört dem Verfasser 2c. 2c." „Wohl Niemand" — heißt es im Schleswig-Holstein'schen Schulblatte 1843 Nr. 262 — hat sich in Deutschland mehr bemüht, durch Anlegung von Volksbibliotheken 2c. 2c. die allgemeine Volksbildung zu fördern, als der Verfasser." Der Bibliothekar Zeller („die Bibliothek-Wissenschaften") sagt: „Dadurch ist durch Schrift und That dem Volke und ihren Vormündern der Weg gezeigt, auf welchem es seine geistige Nahrung reichlich gewinnen kann 2c. 2c. Des Verfassers Schriften sind in dieser Hinsicht von großem Verdienst." Diesterweg verwies in seinem „Wegweiser für Lehrer" diese zur Nacheiferung auf Preusker's Schriften und Wirken, und so erfolgten zahlreiche ähnliche Urtheile darüber und gleiche über das gleiche Wirken für Sonntagsschulen, Gewerbevereine und andere Fortbildungsmittel, wovon bereits oben die Rede war. Preusker war auch bemüht, für Gründung von Gefängniß-, Hospital-, Dienstboten-, Regiments- und ähnliche Volksbibliotheken zu wirken.

Zu Gunsten der Vaterlandsgeschichte erschienen von ihm „Stadt und Dorf," Jahrbücher (Chroniken) 1846.

Das Heft V. der „Jugendbildung," unter dem besondern Titel: „Ueber Nacherziehung und Nachschulen, in Bezug auf die bereits aus der Schule entlassene gereiftere Jugend" (1841), als ein hochwichtiger und bisher so wenig beachteter Gegenstand, wies auf deren sorgfältige Forterziehung und Leitung, Warnung und auf Vorbauung zu diesem Zwecke hin. Sie hatte, als ebenfalls noch nirgends so ausführlich behandelter Gegenstand, sich 19 günstiger Beurtheilungen von den berühmtesten Pädagogen zu erfreuen.*) Da diese Schrift aber mehr für Eltern und Lehrer bestimmt war, und um die Jugend, zumal Gesellen und Lehrlinge selbst damit bekannt zu machen, so ward derselbe Gegenstand in eine einfache Erzählung unter dem Titel: „der Sophien-Dukaten, oder des Tischler Gustav Walter's Lehrjahre," 1843 bearbeitet. Sprach sich auch die oben Seite 153 in der Note erwähnte Zeitung darüber nicht so beifällig aus, da der Recensent nicht eine erwartete eigentliche Volkserzählung darin fand — was die Schrift auch nicht sein sollte, vielmehr ein belehrendes Lesebuch für junge Gewerbtreibende, — so fand sie dagegen in sechs andern Zeitungen volle Anerkennung der Nützlichkeit, wie dies auch auf dem Titelumschlag von dem bekannten Pädagogen Schuldirektor Vogel in Leipzig erfolgt. Handwerksmeister ließen sie unter Gesellen und Lehrlingen circuliren und in Gewerbvereinen wurden Paragraphen daraus vorgelesen. Und daß in Sartori's „Lebensspiegel, Lesebuch für Schule und Haus," III. Band, 1846, neben Bruchstücken von Zschokke, Hebel, Schubert rc. rc. drei Paragraphen daraus als Musterlektüre abgedruckt wurden, möchte wohl nicht minder ein günstiges Zeugniß für den Sophien-Ducaten ablegen.

Aus allem bereits Erwähnten wird sich ergeben, daß Preusker's Wirken sich einerseits auf Beförderung der vaterländischen Geschichte — denn die Alterthumskunde ist nichts anderes als ein Theil der Culturgeschichte früherer Zeit, — andererseits auf allseitige Förderung der Jugend-, Gewerbs- und allgemeine Volksbildung erstreckte, und er eben dadurch die Vorzeit wie die Jetztzeit beachtend, desto eher vor Einseitigkeit und vor Ueberschätzung des einen oder andern, geschützt blieb. Sein Wirken beruhte ferner zugleich auf Theorie und Praxis und keine seiner Schriften ward ohne vorherige Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen herausgegeben. Er ward vielmehr durch diese erst zur Schriftstellerei veranlaßt und nur wenn Journalaufsätze und weithin vertheilte kleine Schriftchen Beifall fanden,

---

*) Heft I.—III. betraf die Erziehung im Hause der Eltern, mit Rücksicht auf deren mustergebendes Leben und auf Auswahl für eine Haus- und Handbibliothek; Heft IV. Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, besonders Volks-, Bürger- und Realschulen, Bewahr-, Beschäftigungs- und Besserungsanstalten.

wagte er sich zur weiteren Mittheilung seiner Erfahrungen an größere Schriften und hörte auf zu schreiben, als sich solche nicht mehr ergaben. Seine Schriften haben daher die Eigenthümlichkeit, daß sie praktisch-gemeinnützig sind, aus dem thätigen Leben entnommen, und für dasselbe wiederum bestimmt, dabei populär gehalten, denn der Verfasser schrieb nicht für Gelehrte, sondern für den weiteren Kreis der mehr oder minder Gebildeten, zumal für den Bürgerstand; sie haben ferner eine systematisch-encyclopädische Richtung, weil der Verfasser sich von Jugend an diese selbst anzueignen bemüht war und eine möglichst allseitige Bildung — natürlich nach verschiedenen Stufen — für das Ziel Aller hält, die sich zum Denken und Lernen erheben wollen. Sie sind literarisch ausgestattet, damit ein Jeder die bessere Literatur des betreffenden Faches kennen und benutzen möge, und endlich beziehen sich sämmtliche Bildungsschriften auf ein lebensphilosophisches Streben, nämlich auf eine gleichmäßige Ausbildung aller Anlagen und Kräfte nach des edlen Herder's Humanitäts- oder Menschheitsveredlungslehre, — als den Schlüssel zum höhern weisen, wahrhaft beglückenden Leben, in der Einung aller Sphären der menschlichen Thätigkeit zum harmonischen Ganzen. Es gilt dabei ebenso der sorgfältigen Beachtung der körperlichen Verhältnisse zur Gesundheitserhaltung, als den geistigen Menschen in Bezug auf die höchsten Ideen, — Erkennen des Wahren mittelst der gepflegten Wissenschaftlichkeit, Erhöhen des Gefühls für das Schöne mittelst der Kunstbetreibung, und thätiges Ausführen des Guten, zugleich mit gottvertrauendem Blick auf ein geahntes Jenseits verbunden, mittelst redlichen Schaffens und Wirkens im täglichen Leben, zum eignen Wohle, wie zum gemeinnützigen Besten für den Nächsten — zu bilden. Darauf wird nicht nur in der Schrift „Ueber Jugendbildung," und den „Förderungsmitteln der Volkswohlfahrt," sondern auch in den Schriften über die gewerblichen Fortbildungsanstalten (Bausteine, Bürgerhalle rc. rc.) und selbst in den „Ueber Bibliothekwesen" dringend hingewiesen.

Zu einigem Beweise der überraschend günstigen Aufnahme seiner Schriften, über welche ihm — ohne die dem gleich zu achtenden Empfehlungen von Seite sächs. und preuß. Behörden — über einige hundert nur belobende und nur etwa 10—12 Mängel rügende Remissionen bekannt wurden, sei beispielsweise erwähnt, daß von den historischen Schriften bei der „Ueber Mittel und Zweck der Alterthumsforschung" 20 solche günstige Recensionen sich ergaben, weil sie auf das wahre Alterthumsstudium hinwies, und daß dazu nicht die Aufschichtung von Urnen und Geräthen genüge, sondern auch Sitten und Sagen und überhaupt alle Ueberreste der Vorzeit gleichmäßig zu beachten wären, um kulturhistorische Ergebnisse zu erzielen. Die 3 Bände der „Blicke in die vaterländische Vorzeit, mit 500 Abbildungen," wodurch zur Popularisirung der Alterthumskunde mit beigetragen werden sollte, und in welchen heidnische und mittel-

alterliche und zumals die der Zerstörung und dem Vergessen leicht anheim gegebenen alterthümlichen Ueberreste besonders genau beschrieben und abgebildet wurden, um sie der Nachwelt auf diese Art zu erhalten, erlangten 35 ebenfalls solche erfreuliche Beurtheilungen; die erste Auflage der Bausteine, als die erste Schrift über die obengenannten gewerblichen Fortbildungsanstalten erhielt zwölf, die zweite in drei Bänden, in welcher nicht nur die Sonntags-, Real- und Gewerbschulen, die technischen Institute, die verschiedenen gewerblichen Fachschulen und Gewerbvereine u. dgl. m., nach ihren Erfordernissen, sondern auch nach ihrem Bestehen in allen deutschen Staaten geschildert wurden, 27 beifällige Beurtheilungen, ohne die Empfehlung von Seite preuß. Regierungsbehörden. Ueber die 5 Hefte der Jugendbildung ergaben sich 102, sage hundert und zwei günstige Recensionen, über die Schrift: „Ueber öffentliche Vereins- und Privatbibliotheken" 27, ohne die Empfehlung der sächsischen und preußischen Behörden. Ueber die „Dorfbibliothek" 18 solche erfreuliche Beurtheilungen. Und so ähnlich bei den übrigen Schriften — wovon zwei sehr ansprechende kleine humoristische Allegorien „der Herderolith," (Herder's Lehre andeutend) und „Der Gewerbgeist in hermetisch verschlossenem Glase," in vielen Vereinen vorgetragen und in mehreren Journalen völlig abgedruckt wurden. So wie in mehreren Recensionen die Verwunderung ausgesprochen ward, daß ein doch blos mit materiellen Interessen beschäftigter Rentamtmann solche Bücher schreiben kann, ohne Pädagog ꝛc. ꝛc. gewesen zu sein, so erregte auch das vielartig betriebene Geschäft und das Ausreichen der Zeit dazu die Aufmerksamkeit. Da übrigens Preusker's Schriften verhältnißmäßig weniger im Süddeutschen als in übrigen Staaten verbreitet waren, so ward in mehreren dortigen Zeitschriften z. B. von Eisenlohr (in seinen Blättern aus Süddeutschland 1842, Heft I, Seite 58) ausdrücklich auf dieselben hingewiesen und Mager schloß eine Recension der Jugendbildung in seiner pädagogischen Revue 1842 Sept. S. 296 mit den Worten: „Bücher, wie sie Herr Preusker schreibt, machen ihren Urheber um die Nation verdient."

In Hinsicht des mit über 900 Personen, Anstalten und Vereinen erfolgten Briefwechsels sei beispielsweise erwähnt, daß er unter andern mit 206 Lehrern bestand, als mit 61 solchen an Volks-, Bürger- und Sonntagsschulen, mit 32 an Gelehrtenschulen, und 33 an Seminaren, Gewerb- und andern Fachschulen, mit 60 Universitäts-Professoren — überdies mit 30 Bibliothekaren, Archivaren ꝛc. ꝛc.; ferner mit 127 Theologen, 18 Medicinern, 51 Juristen, und 139 Staats- und städtischen Beamten, 35 Privatgelehrten, 33 Militairs, 41 Buchhändlern und 89 andern Gewerbtreibenden, 10 Künstlern, 21 Ministern u. s. w.; ebenso mit 60 Geschichts- und Alterthums-, sowie Gewerb- und andern Vereinen, von denen Preusker zum Mitglied ernannt ward; er hatte sich auch erfreuliche Handschreiben von 8 fürstlichen Personen zu erfreuen.

In Hinsicht der Gegenstände ward über Bibliothekwesen überhaupt mit 18 und über Volksbibliotheken mit 97 Personen brieflich verhandelt; über Jugend-, Schul- und Volksbildung mit 68; über Gewerbbildung und Gewerbförderung überhaupt und insbesondere über Sonntagsschulen, Gewerbvereine ꝛc. ꝛc. mit 152 Personen; über deutsche und zumal sächsische Geschichte und Alterthumskunde, und dabei über Auffindungen und Ausgrabungen alterthümlicher Ueberreste ꝛc. ꝛc. mit 384 Personen; über Sprachen und vaterländische Dialekte mit 33, über Naturwissenschaft mit 17 Personen und so über andere Fächer mehr. Von diesen Personen mögen hier nur einige bekanntere Schulmänner, sowie pädagogische und verwandte Schriftsteller genannt sein; z. B. Amthor, Ammon, Baumfelden, Eduin Bauer, Campe, Dolz, Döhmeck, Diesterweg, Diac. Engel, Fellenberg, Gräfe, Hergang, Kell, Klöden, Krug, Kopf, Lohrmann, Niederer, Otto (Schuldir.), Pölitz, Peschek, Rauner, Rüder, Sause, Scheidler, Schulze (Kirchenrath), Schweitzer, v. Strombeck, Schneemann, v. Türk, Uhlig, v. Wessenberg, Werner (Dessau), Weber (Breslau), Zimmermann, Zschille, Zschokke ꝛc. ꝛc. ohne des beschränkten Raums wegen hier noch zahlreicher anderen, ebenfalls verdienten Pädagogen, weithin bekannten Bibliothekaren, Geschichts-, Alterthums- und Sprachforscher, Gewerbsförderer ꝛc. ꝛc. in allen Gauen Deutschlands gedenken zu können. Preusker erfreute sich selbst eines Briefes von Göthe, A. v. Humboldt, mehrerer vom sächsischen Minister v. Lindenau und dem ebenfalls so verdienten und freisinnigen badischen Minister Winter. Dies wird seine ausgebreitete Correspondenz erweisen; hierzu kam die stete Aufmerksamkeit erfordernde Leitung der von ihm gegründeten Anstalten im Wohnorte, und die Berathung und Ermuthigung gleichartiger auswärtiger, die Vermehrung seiner bedeutenden historisch alterthümlichen Sammlungen (mit deßhalb häufig erfolgten Nachgrabungen und Reisen), ebenso einer kleinen Sammlung von Münzen „früher Zeit-Urkundensiegelabdrücke, sowie von Urkunden und ausländischen und andern Schriftarten, von kleinen Mineralien und Conchylien; ebenso eine bedeutende Autographen-Sammlung, sämmtliche meist schon in früher Jugend begonnen, und woran sich Göthe's Ausspruch erwies: „Was man sich in der Jugend wünscht, hat man im Alter in Fülle." Ferner erforderte die Ausarbeitung der herausgegebenen Schriften und zahlreichen Abhandlungen und Aufsätze in Zeitschriften viele Zeit und unsägliche Mühe. Und nun sein Hauptgeschäft, die treuliche Verwaltung des viele Branchen umfassenden Rentamtes, so daß er sich einerseits der steten Zufriedenheit des ihm vorgesetzten Finanz-Ministeriums und belobender Erlasse derselben, sowie andererseits der Danksagungsschreiben von den Amtsgemeinden, wegen nachsichtsvoller und wohlwollender Geschäftsführung, zu erfreuen hatte. Daß von ihm so Vieles und so manchen Dank wie Ehre Bringendes geleistet werden konnte, ward wohl nur durch stete, jede Minute benutzende Thätigkeit, gleichsam

Auskaufen der Zeit, und zugleich durch systematische Betreibung der vorher überdachten Geschäfte möglich, wobei ihn eine, schon von Jugend an durch fleißiges Excerpiren aus gelesenen Schriften, angewöhnte flüchtige Hand begünstigte.

Mit den unheilvollen Jahren 1848 und 49 hörte seine schriftstellerische Thätigkeit auf, da zur ächten humanen Volksbildung führende Schriften dem Zeitgeiste nicht mehr zusagten. In Hergang's pädagogischer Real-Encyclopädie, in der 9. Auflage des Brockhaus'schen Conversations-Lexikons, in Pierer's Universal-Lexikon sind biographische Skizzen über ihn mitgetheilt; ebenso Sächsische Schulzeitung 1842 Nr. 37, und in derselben 1854 Nr. 12 die oben abgedruckte von dem vielseitig verdienten Canzleirath Zschille.

Mit Ende des Jahres 1853, wo er mit der gesetzlichen Pension nach 40jährigem Staatsdienst aus dem Amte trat, begann der sogenannte Ruhestand, wobei die zwei unverheiratheten von seinen sechs Töchtern ihm die Wirthschaft führen. Doch es gab auch da keine dauernde Ruhe, und sowie so manche Familienfreuden und anderes ihm das Leben erheiterten, so blieben auch so manche Sorge und Noth nicht aus und die Jahre des höhern Alters machten sich mehr und mehr bemerkbar. Aber auch in anderer Hinsicht gab es nicht Ruhe und Rast, denn die Leitung der gegründeten Fortbildungsanstalten, sowie die Vermehrung der Sammlungen ward fleißig fortgesetzt und, außer mancherlei kleinern Aufsätzen, auch die Ausarbeitung einer handschriftlichen Selbstbiographie vorgenommen, um gleichsam sich selbst und seinen nähern Freunden Rechenschaft von seinem Haushalten abzulegen. Die seit früher Jugendzeit geführten Tagebücher und bewahrten Zeugnisse, Briefe ꝛc. ꝛc. leisteten dabei wichtige Dienste, so daß das ganze Leben sich gleichsam in einem klaren Bilde erschauen und sich nicht selten auf pragmatische Art nach Ursache und Wirkung erläutern ließ. Wegen dieses Vorzugs vor vielen ähnlichen Schilderungen veranlaßte der Oberbibliothekar Hofrath Dr. Klemm in Dresden den Verfasser, eine Abschrift davon in 15 Bänden an die kgl. Bibliothek abzugeben, da dieselbe in späterer Zeit eine erfreuliche Auskunft über jetzige Literatur- und Sitten-Verhältnisse darbieten würde. Wegen der Ausführlichkeit des Werkes bearbeitete der Verfasser jedoch einen für die Verwandten bestimmten Auszug daraus, unter dem Titel: „Erlebnisse und Bestrebungen eines Geschichts- und Volksbildungs-Freundes," der vielleicht später zur Grundlage einer kleinen von zahlreichen Freunden gewünschten Druckschrift dienen könnte. Es würde sich daraus ergeben, daß man selbst ohne ausgezeichnete Geisteskräfte und ohne reiche Mittel und einflußreiche Verwandte, wenn nur mit gutem redlichem Willen sich eifrige und feste Beharrlichkeit verbindet, immer auch ein erfreuliches und zugleich für anderer Wohl einflußreiches Leben sich erkämpfen lasse, sehr geeignet zur Nacheiferung für strebsame Jünglinge — hieran schließt sich

nun der Schlußsatz Seite 153 mit dem Spruche: „Selber ist der Mann!“

Ried Joseph (vid. II. Bd. pag. 193) Pfarrer und Distrikts-Inspektor in Neukirchen, starb im Monate Jänner 1859.

Der Geh. Oberregierungs-Rath im Cultusministerio Johannes Schulze (vid. II. Bd. pag. 426) hat sich 1859 pensioniren lassen. Sein Nachfolger mit dem Titel: Geheimer Regierungsrath Justus Olshausen ist in der Leitung des Universitätswesens.

Stangenberger Johannes (vid. II. Bd. pag. 483) erhielt im Monate Juli 1859 einen Ruf als Lehrer an die höhere Töchterschule und Lehrerinnen-Bildungs-Anstalt in Elberfeld.

Stoy Karl Volkmar (vid. II. Bd. pag. 500) gab im Jahrgang 1858 die Schrift heraus: „Jugend sonst und jetzt. Album des pädagogischen Seminars. Leipzig bei Engelmann.“

Wiese L. (vid. II. Bd. pag. 606) erhielt im Jahre 1858 den Titel eines Geheimen-Oberregierungsrathes. Eine Reise in die Rheinprovinz, die er in demselben Jahre unternahm, hing mit der beabsichtigten Reorganisation der Preußischen Realschulen zusammen.

Schlußwort.

Mit diesem Bande schließt die Galerie die alphabetische Reihe lebender Persönlichkeiten, die sich um Erziehung und Unterricht verdient gemacht haben. Die beiden Bände der Galerie (I. B. 36, II. B. 42 Bogen stark) umfassen an 400 theils Selbstbiographien, theils Biographien und biographische Skizzen von Pädagogen, Jugendschriftstellern, Compositeurs aus allen Gauen deutscher Länder. Damit will jedoch nicht behauptet werden, daß wir hiermit eine Vollständigkeit erreicht haben; denn mit Freuden sagen wir es, daß noch eine große Anzahl verdienter Männer und Frauen im lieben deutschen Vaterlande leben, die ihr Leben und Wirken der Erziehung der deutschen Jugend widmen. Und wenn auch manche in weiteren Kreisen bekannten pädagogischen Persönlichkeiten in der Galerie vermißt werden, so ist solches den Umständen beizumessen, daß uns eines Theils die erwarteten Biographien bisher noch nicht — andern Theils die eingegangenen verspätet zugekommen sind. Dessen ungeachtet liefern diese beiden Bände einen nicht unerheblichen Beitrag zur pädagogischen Geschichte der Jetztzeit und der nächstverflossenen Vergangenheit. Seit Anfang dieses Jahrhunderts ist die Schule und der Lehrerstand in stetem Fortschritte zum Bessern begriffen. Vieles ist in dieser Zeit geschehen, wenn auch allmählig, zur Hebung der Schule, zur Vervollkommnung des Unterrichts und der Jugenderziehung, aber auch für die Heranbildung tüchtiger Lehrer und für Verbesserung ihrer äußeren Lebensverhältnisse. In den in der Galerie niedergelegten Biographien erzählen uns Männer der verschiedensten Richtung — theils in nur andeutenden Skizzen, theils aber in umfassenderen, lebensvollen Darstellungen, welche die ganze Aufmerksamkeit des Lesers spannen und rege halten — ihren Bildungsgang, ihre Ansichten, ihr Wirken und Streben, ihre Erfolge und Erlebnisse. Daraus gestaltet sich ein lichtes, lebenvolles Bild, in dem sich der Charakter und Geist der letzten 50 — 60 Jahre in pädagogischer Hinsicht treu und wahr spiegelt.

Bei der mühevollen, mit großen Opfern verbundenen Sammlung dieser Biographien, leitete uns aber auch noch ein anderer Beweggrund. Die Galerie soll die Lehrer für die Sache gewinnen, der sie dienen; soll sie mit Amtsgenossen bekannt machen; soll — dadurch angeregt — sie für ihren Beruf begeistern, ihre Erkenntnisse erweitern, vermehren, ihre praktische Tüchtigkeit vervollkommnen und deren Erfolge steigern, damit die Erziehung und der Unterricht gedeihe, die Jugendbildung zum Segen der Familien und der Staaten glücke, Gottesfurcht und frommer, religiöser Sinn begründet und so wahre menschliche Glückseligkeit erstrebt werde. Namentlich soll die „Galerie" jungen angehenden Lehrern ein treuer Führer und Leiter sein; soll ihnen Muster bieten, wodurch sie für ihren Beruf begeistert, ihr Eifer belebt, ihr Beobachtungssinn geschärft, ihr ganzer Bildungsstand gehoben, auf ungünstige Verhältnisse aufmerksam gemacht und ermuthigt

werden, selbst gegen unübersteiglich scheinende Hindernisse mit Ausdauer und verdoppeltem Eifer anzukämpfen. Darum wurde allenthalben, so viel thunlich, das Augenmerk auf die pädagogischen Momente gerichtet. Möge sich jeder jüngere Lehrer, je nach der eigenen Individualität, das eine oder andere Muster zum Vorbild wählen, um nach diesem auf ähnlichen Wegen dem Ziele eines tüchtigen Lehrers und Erziehers der Jugend stets näher zu kommen.

Das die Absichten und die Zwecke der Veröffentlichung vorliegender Biographien; und somit glauben wir, durch dieses neue pädagogische Werk einen wesentlichen Beitrag zur Förderung des Volksschulwesens geliefert zu haben, lehrreich und anziehend für jeden Schulmann und Schulfreund. Die vielen, in den namhaftesten pädagogischen Journalen und politischen Zeitungen veröffentlichten, äußerst günstigen Urtheile*) bestärken uns in unserm Glauben, und wir sind gern geneigt, wenn die „Galerie" unter dem deutschen Lehrerstande, Lehrer- und Jugendfreunden recht allseitige Theilnahme findet, eine neue Folge der Galerie (Biographien lebender Pädagogen,) wozu uns hinreichendes und gediegenes Material schon in Händen liegt, bäldest dem Drucke zu übergeben. Wir richten daher wiederholt die freundliche Bitte an die gesammte deutsche Lehrerwelt, der „Galerie" ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden und zur Verbreitung dieses Werkes unter Freunden und Bekannten nach Möglichkeit beizutragen.

Schließlich fühlen wir uns noch verpflichtet, allen jenen edlen Männern und edlen Frauen, die uns in unserm Unternehmen so bereitwillig unterstützt haben, unsern verbindlichsten Dank hiermit auszudrücken. Möge Gott auch diese Schrift mit seinem Segen begleiten, auf daß durch sie viel Gutes und Ersprießliches in der Erziehung der Jugend erwirkt werde!

Augsburg im Oktober 1859. Dr. Heindl.

---

*) Sehr anerkennende empfehlende Recensionen über die „Galerie" nahmen unter andern namentlich folgende Zeitschriften auf: Allgemeine deutsche Lehrerzeitung (Leipzig), Sächsische Schulzeitung (Dresden), Allgemeine Schulzeitung (Darmstadt), Katholisches Schul-Wochenblatt (Mergentheim in Württemberg), Volksschule von Hartmann (Ulm), Neuer Badischer Schulbote (Pforzheim), Rheinische Blätter von Diesterweg (Berlin), Schulfreund von Kellner (Trier), Trier'sches Schulblatt von Stürmer, Volksschulfreund von Gregor (Königsberg), Süddeutscher Schulbote (Stuttgart), Nassauisches Schulblatt, Schularchiv für das Herzogthum Meiningen, Reform von Dr. Lauckhard (Weimar), Evangelisches Schulblatt (Schlesien), Oesterreichisches pädagogisches Wochenblatt von Kaiser (Wien); — Central-Anzeiger (Leipzig), Oberlausitzer - Stadt- und Landzeitung, Dresdner-Journal, Wormser-Zeitung, Berliner-Nationalzeitung, Allgemeine deutsche Zeitung (Leipzig), Katholische Literatur-Zeitung (Wien), Konstitutionelle Zeitung (Dresden), Hamburger-Correspondent, Illustrirte Zeitung (Leipzig), Katholische Literatur-Blätter zur Sion (Augsburg), Neue Würzburger-Zeitung, Landshuter-Zeitung, Nürnberger-Correspondent und -Kurier, Neue Münchener-Zeitung.

Schreib- und Druckfehler.

I. Band.

Bei **Fraas** S. 145 Z. 15 von oben l. der schwäbischen Alp statt: der schwedischen Alp.

Bei **Gutbier**, S. 188 l. in Zeile 4 von unten statt: im betreffenden Lehrgang — den betreffenden Lehrgang.

Bei **Th. v. Gumpert** S. 182 l. in Z. 18 von oben statt: in Glogau — aus Glogau; S. 184 in Z. 7 von oben statt: schmucklose — einfache; dann S. 184 Z. 19 von oben ist der Zusatz beizufügen: Erzählungen für kleine Kinder.

Bei **Heckmann** l. S. 200 im Motto statt: Pflege — Pflanze.

Bei **Jacobi** S. 309 Z. 33: Körperstrafe statt: Karzerstrafe; S. 310 Z. 31 leitete statt läuterte; S. 310 Z. 2 von unten: Lehrunterricht statt Leseunterricht.

Bei **Keller** S. 519 Z. 4 von unten statt: Zuhören l. Zuhörern; S. 520 Z. 13 von unten statt 1843 l. 1846; S. 522 Z. 9 von oben nach dem Worte: Berichte ist ein Komma zu setzen.

Bei **Kettiger** S. 523 Z. 17 von oben statt: kamen l. kam; Z. 19 von unten statt ein Streben — sein Streben. S. 524 Z. 13 von oben setze nach: „unterrichtete auch" einen Strichpunkt. S. 524 Z. 24 von oben statt: Wegweiser, das weibliche Arbeitsbüchlein — l. Wegweiser und das weibliche Arbeitsbüchlein. S. 524 Z. 13 von unten statt: Hypothekenbande l. Hypothekenbank.

Bei **Kriebitzsch** S. 433 statt geb. in Deutschen lies geb. in Dautschen.

Bei **Ludwig** S. 551 Z. 22 von oben l. zeitlebens statt: für zeitlebens.

II. Band.

Bei Amalie **Marschner** S. 8 Z. 18 von unten l. Heldrungen statt Hildrungen. S. 9 Z. 10 von unten l. Buchstabirmethode statt: Buchstabenmethode. S. 10 Z. 21 von oben l. trat nun wieder statt: trat nun zwar wieder. S. 10 Z. 8 von unten l. der sich zur Sorge ɩc. statt: die sich zur Sorge ɩc. S. 11 Z. 9 von unten l. damals Prediger statt: jetzt Prediger. S. 12 Z. 15 von oben der Haushalt, meine beiden Schwestern statt: der Haushalt meiner beiden Schwestern. S. 13 Z. 19 von oben l. Hofräthin statt: Großräthin. S. 18 Z. 2 von unten l. Schrift statt: Zeitschrift.

Bei **Oberhoffer** S. 59 Z. 2 von unten l. und bei Bück ebendaselbst eine kleine Gesangschule. Eine Harmonielehre mit besonderer Rücksicht auf das Orgelspiel in katholischen Kirchen, ist unter der Presse — statt: nebst einer Sammlung lateinischer Prozessionsgesänge für 4stimmigen Männerchor. S. 60 Z. 9 von oben ist nach dem Worte: Orgelspiels der Zusatz beizufügen: „wie es in dem Begleitschreiben des Diploms heißt." S. 60. Z. 18 von oben ist nach dem Worte: Vereins der Zusatz beizufügen: „zu welchem auch die Lehrer der Stadt und der Umgegend herangezogen waren." S. 60 Z. 11 von unten l. deren Süjet statt der Sujet. S. 60 Z. 10 von unten l. im nächsten Winter zur Aufführung statt: im nächsten Winter in Trier zur Aufführung.

Bei **Pflüger** S. 93 Z. 1 von unten l. in steter süßer Erinnerung bleiben statt: in bleibender süßer Erinnerung bleiben. S. 94 Z. 9 von oben l. der neu zu errichtenden höheren Töchterschule statt: der nun zu errichtenden Töchterschule. S. 94 Z. 29 von oben l. gegeben und von dersel-

ben ꝛc. statt: gegeben werden und von derselben ꝛc. S. 95 Z. 4 von oben l. ein praktischer Lehrgang statt: wie praktischer Lehrgang. S. 95 Z. 6 von oben l. und den Verhältnissen statt: aus den Verhältnissen.

Bei Pilz S. 95 l. E. Pilz statt O. Pilz.

Bei Pocci S. 107 Z. 6 von oben l. ergötzte sofort statt: ergötzte nun. S. 107 Z. 17 von oben ist nach den Worten: aus seiner innern Lebenswelt der Zusatz beizufügen: „und seiner Erfahrung."

Bei Sanders S. 283 Z. 6 von oben l. Seine Geburt statt: Sein Tod.

Bei Karl Schmidt S. 320 Z. 20 von unten l. zu Osternienburg statt: Ostermünburg.

Bei H. K. Schneider S. 341 fehlt das Motto: „Immer und überall Theorie und Praxis Hand in Hand" S. 341 Z. 13 von unten l. Alzey statt Oppenheim. S. 341 Z. 11 von unten l. 1828 geboren statt 1822 geboren. S. 342 Z. 2 von oben l. im April 1846 statt im April 1840. S. 342 Z. 6 von unten l. Vorträge zu halten statt: Vorträge halten zu dürfen. S. 344 Z. 22 von unten l. Vorlesungen gehalten hat statt: Vorlesungen halten wird.

Bei Schnell S. 347 Z. 6 von oben l. gehe ich statt geh ich. S. 347 Z. 10 von oben l. allenfalls etwas Ordentliches statt: Großes. S. 347 Z. 11 von oben l. bei uns als guten Christen statt: bei uns. S. 347 Z. 15 von unten l. todter statt: todten. S. 347 Z. 11 von unten l. Wald und Menschen statt: Natur und Menschen. S. 348 Z. 15 von oben l. Kähler statt: Köhler. S. 348 Z. 16 von oben l. die erste und größte Arbeit statt: die erste Arbeit. S. 348 Z. 23 von unten l. dunkel statt: niedrig. S. 348 Z. 20 von unten l. mit neuer Liebe statt: mit neuer Lieb. S. 348 Z. 7 von unten l. kleinen Arbeiten statt: kleine Arbeiten. S. 350 Z. 13 von oben l. Grützmacher statt: Grötzmacher. S. 350 Z. 13 von oben l. in Ansehung statt: in Anschauung. S. 352 Z. 12 von oben l. der Zeit nach statt: der Zahl nach. S. 352 Z. 18 von oben l. so weit dies nur füglich angeht statt: so weit dies mir füglich angeht. S. 352 Z. 11 ist nach dem Worte: geübt der Zusatz beizufügen: „Raumlehre in Verbindung mit Zeichnen." S. 353 Z. 22 von oben l. Lehrer vielfach zweifelhaft statt: Lehrer zweifelhaft. S. 353 Z. 22 von oben ist der Schlußsatz beizufügen: „An einer anderen Stelle darüber mehr." S. 353. Für die Schriften 4 und 5 heißt die Verlagshandlung: J. Remak statt: C. David. S. 353 Z. 10 von unten l. des beziehenden Elementar- ꝛc. statt: des Elementar- ꝛc.

Bei Stoy S. 498 Z. 9 von unten l. Kreyssig statt: Kreissig. S. 499 Z. 4. von oben l. Conversatorien statt: Conversationen. S. 499 Z. 9 von unten fällt das Wörtchen „also" ganz weg.

Bei Strack II. Bd. S. 500 u. 502 l. Felda statt: Fulda. — S. 501 Z. 26 l. in's Feld statt: insbald. — S. 504 Z. 12 l. Suabedissen statt: Suabedessen. — S. 504 Z. 18 l. Plettenberg statt: Plattenberg. — S. 508 Z. 16 von unten l. Weiteres statt: Wackeres.

Bei Tellkampf S. 524 ist oben am Titel: „Dr." zuzusetzen. S. 525 Z. 16 von oben l. Thibaut statt: Phileaut.

Bei Thaulow S. 561 Z. 4 von unten l.: **de paedagogia in veram disciplinae formam** statt: **de paedagogica in veram disciplinare farenam.** S. 561 Z. 2 von unten l. liest er statt: hörte er. S. 561 Z. 1 von unten l. Philosophie der Geschichte statt: Philosophie und Geschichte. S. 562 Z. 3 von oben l.: An den Examen statt: An den Examenübungen. S. 562 Z. 11 von oben l. Herzogthümer statt: Herzogthümer Schleswig. S. 562 Z. 11 von unten l. National-Erziehung von Lepelletier. S. 562 Z. 1 von unten l. Barthelemy statt: Bachilems. S. 562 Z. 1 fällt „über die Gymnasial-Pädagogik" ganz weg.

Inhaltsverzeichniß.

I. Band.

Inhaltsverzeichniß.

II. Band.

J. N. Hartmann'sche Buchdruckerei in Augsburg.